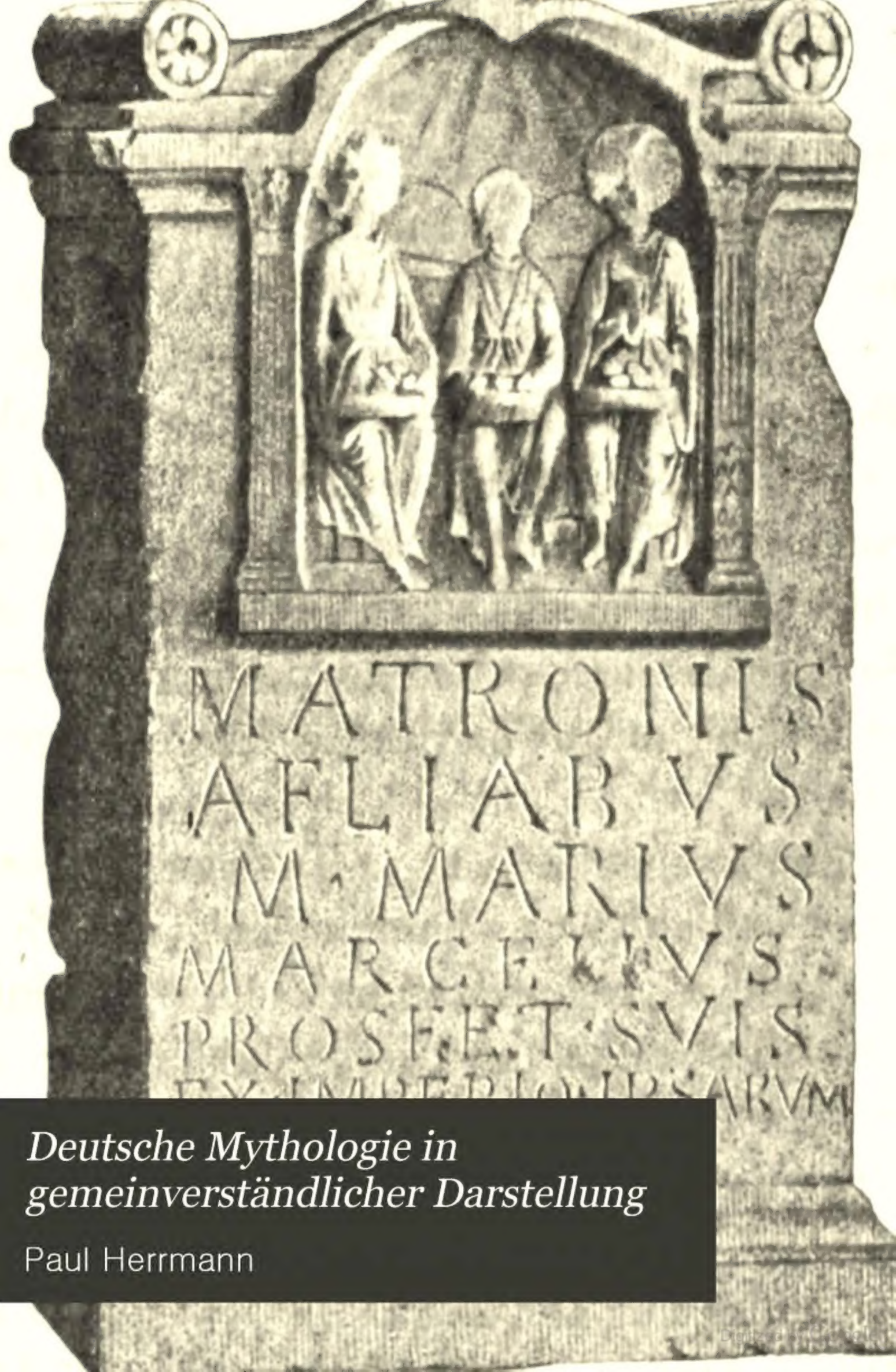


Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung

Paul Herrmann

26258.1.100

Harvard College Library.

FROM THE

MARY OSGOOD LEGACY.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Received 26 July, 1899.

Digitized by Google

Digitized by Google

DEUTSCHE

MYTHOLOGIE

IN

GEMEINVERSTÄNDLICHER DARSTELLUNG

VON

PAUL HERRMANN

MIT 11 ABBILDUNGEN IM TEXT

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1898.

Digitized by Google

26258.1.100
III. 9406

HARVARD COLLEGE
JUL 26 1899
LIBRARY.

Mary Osgood fund

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, sind vorbehalten.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Digitized by Google

Vorwort.

Dieses Buch versucht in gemeinverständlicher Form, frei von allem kritischen Apparat, ein Bild von den übersinnlichen Vorstellungen unserer Vorfahren zu entwerfen. Obwohl der Verfasser hofft, von der gesamten fachwissenschaftlichen Litteratur, auch der ausländischen, kein bedeutenderes Werk übersehen zu haben, ist es doch nicht sein Bestreben gewesen, nur für den engen Kreis der Fachgelehrten zu schreiben. Unter den Gebildeten unseres Volkes, denen ‚nichts auf Erden ist süsser zu finden als das Vaterland', vor allem unter den Lehrern und Schülern unserer höheren Lehranstalten will es sich seine Leser suchen. Es soll also kein Nebenbuhler der bekannten Werke von Golther, E. H. Meyer und Mogk sein, es soll nicht nach Art eines Handbuches oder Grundrisses eine Übersicht der verschiedenen Auffassungen geben, sondern die Ansicht, die dem Verfasser am meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu haben schien, ist wiedergegeben und begründet. Daher wird man in dem ganzen Buche auch keinen Namen finden, selbst Heroen der Forschung werden namentlich nicht erwähnt. Die Leser, die das Buch sich wünscht, werden vor allem nach dem Was und Wie, nicht nach dem Wer und Woher fragen. Daher hielt es der Verfasser nach berühmten Mustern auch für ganz folgerecht, um den frischen, fröhlichen Genuss beim Lesen nicht zu stören, wenn er die wenigen Stellen, die er den

Digitized by Google

bewährtesten Gelehrten wörtlich entnahm, nicht besonders kenntlich machte; sie sind Gemeingut der Wissenschaft geworden, und der Fachmann weiss ohne weiteres, wo er sie zu suchen hat. Wer das urkundliche Material nachprüfen will, findet in den Klammern die Belege angegeben. Ausdrücklich aber sei betont, dass der Verfasser in keiner Weise sklavisch die neuesten Darstellungen der germanischen Mythologie als Vorlage benutzt hat, und dass er die sehr umfangreiche Litteratur selbständig zusammengestellt hat. Die Kapitularien, Koncilbeschlüsse und Beichtbücher, die Lebensbeschreibungen der Bekehrer und die Geschichtsschreiber unserer Vorzeit sowie die Gedichte des Mittelalters sind gründlich durchgearbeitet. Um jede falsche Analogie zu vermeiden, ist auf die nordische Mythologie nicht eingegangen. Es ist also der erste Versuch, ein Buch von den übersinnlichen Vorstellungen der festländischen Germanen zu schreiben, ohne Rücksicht auf die Mythologie der Nordgermanen.

Dass bei einem Buche, das auch den Bedürfnissen der Schule dienen will, die Germania des Tacitus in den Vordergrund tritt, wird schwerlich Widerspruch begegnen; einige Teile sind wiederholt vom Verfasser beim Unterrichte in der Prima besprochen und danach eingerichtet. Verfasser hofft, ein Hilfsmittel zu geben, durch das die Behandlung der Germania wenigstens nach einer Seite hin fruchtbar werden kann; für diesen Zweck ist auch das Register eingerichtet, das eine genaue Zusammenstellung der erläuterten Stellen aus Caesar und Tacitus, dem Nibelungen- und Gudrunliede, dem Indiculus, den Deutschen Sagen und den Kinder- und Hausmärchen enthält. Die beiden letzten unvergleichlichen Schriften sind öfter herangezogen, als es selbst von J. Grimm geschehen ist; denn es kommt hoffentlich bald eine Zeit, wo sie als Lesebücher in jedem deutschen Hause zu finden sind. Der Schule gelten vor allem auch die Parallelen aus dem klassischen Altertum.

Digitized by Google

Der Verfasser hat Jahre unverdrossener Arbeit auf dieses bescheidene Büchlein verwandt, er darf sagen, dass er es an Fleiss und gutem Willen, an Begeisterung für unsere Vorzeit und Liebe zu unserer Schule nicht hat fehlen lassen. Sollte ihm bestätigt werden, dass der Weg, den er eingeschlagen, kein Irrweg gewesen ist, so hofft er in nicht zu ferner Zeit eine Darstellung der nordischen Mythologie vorzulegen und gewissermassen als Vorarbeit dazu eine Übersetzung und Erklärung von Saxo Grammaticus.

Torgau, den 14. Februar 1898.

Digitized by Google

Erläuterungen.

ahd. = althochdeutsch.
as. = altsächsisch.
ags. = angelsächsisch.
mhd. = mittelhochdeutsch.
nhd. = neuhochdeutsch.
an. = altnordisch
got. = gotisch.
germ. = germanisch
urgerm. = urgermanisch.
þ, đ = engl. th.
' ^ über den Vocalen bedeutet Länge.
ǫ = engl. aw.
Ein Stern (*) bedeutet, dass das Wort nicht bezeugt ist, aber auf Grund sprachgeschichtlicher Momente als möglich zu gelten hat.
Germ. = Germania des Tacitus.
N. L. = Nibelungenlied.
K. H. M. = Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm 1812. Billige Ausgaben bei Reclam und Hendel.
D. S. = Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm, Berlin 1816; nach dieser Ausgabe ist citiert; 3. Auflage Berlin 1891.
V. = Vita (Lebensbeschreibung).

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Seelenglaube und Naturverehrung	1, 2
Erster Teil. Der Seelenglaube	3—107
1. Die Seele als Atem, Dunst, Nebel, Schatten, Feuer, Licht und Blut	6—14
2. Die Seele in Tiergestalt	14—33
3. Die Seele in Menschengestalt	33—39
4. Der Aufenthaltsort der Seelen	39—43
5. Der Seelenkultus	43—52
6. Zauberei und Hexerei	53—69
7. Der Maren- oder Alpglaube	69—93
8. Schicksalsgeister	94—102
9. Der Mütter- und Matronenkultus	102—107
Zweiter Teil. Naturverehrung	108—414
Naturerscheinungen als leblose Gegenstände aufgefasst	111—116
Naturerscheinungen in Tiergestalt	116—125
Die elfischen Geister	126—181
1. Elfen und Wichte	126—134
2. Zwerge	134—146
3. Hausgeister	146—153
4. Wassergeister	153—163
5. Waldgeister	163—178
6. Feldgeister	178—181
Die Riesen	181—204
1. Name und Art der Riesen	181—190
2. Luftriesen	190—196
3. Berg- und Waldriesen	196—198
4. Wasserriesen	198—204
Der Götterglaube	205—414
Allgemeine Bemerkungen	205—223
Name und Zahl der Götter	223—226
Mythenansätze und Mythenkreise	226—270
1. Der Feuergott	226—231
2. Der Wechsel von Tag und Nacht	231—239
3. Tages- und Jahreszeitenmythus	240—259
4. Die Zwillingsgötter des Zwielichtes, der Himmelsgott und die Sonnengöttin	259—270

Digitized by Google

Seite

Der Hartungenmythus . . . . . 259—263
Der Harlungenmythus . . . . . 263—267
Der Mythus vom Tode des Irmintius durch seine Söhne 267—270
Die einzelnen Götter . . . . . 270—360
1. Tius . . . . . 270—297
2. Forseti . . . . . 297—301
3. Wodan . . . . . 301—341
4. Donar . . . . . 341—354
5. Balder . . . . . 354—360
Die Göttinnen . . . . . 360—414
Die Erdgöttin . . . . . 361—387
1. Die Mutter Erde . . . . . 361—365
2. Nerthus . . . . . 365—374
3. Nehalennia . . . . . 374—383
4. Tanfana . . . . . 383—385
5. Hludana . . . . . 385—386
6. Haeva . . . . . 386—387
Die himmlischen Göttinnen . . . . . 387—413
1. Frija . . . . . 387—398
Das Fortleben Frijas in der Volkssage . . . . 390—398
2. Ostara . . . . . 398—399
3. Baduhenna . . . . . 399—400
4. Walküren . . . . . 400—409
5. Schwanjungfrauen . . . . . 409—413
Göttinnen, die nur inschriftlich bezeugt sind . . . . . 413—414
Dritter Teil. Der Kultus . . . . . 415—512
1. Gottesdienst, Gebet und Opfer . . . . . 420—436
2. Opferspeise . . . . . 436—448
3. Opferfeuer . . . . . 448—452
4. Opferzeiten und Opferverbände . . . . . 452—467
5. Der Götterdienst des Einzelnen im täglichen Leben . . 467—474
Das Priesterwesen . . . . . 474—496
1. Priester . . . . . 474—478
2. Wahrsagerinnen und Priesterinnen . . . . . 478—483
3. Das Erforschen der Zukunft . . . . . 483—496
Ort der Götterverehrung . . . . . 496—512
1. Tempel . . . . . 503—505
2. Tempelfrieden 506
3. Tempelschatz . . . . . 507—508
4. Götterbilder . . . . . 508—512
Vierter Teil. Vorstellungen vom Anfang und Ende der Welt 513—531
1. Der Anfang der Welt . . . . . 513—522
2. Die Einrichtung der Welt . . . . . 522—525
3. Das Ende der Welt . . . . . 525—531
Register 532

Während man früher einseitig glaubte, dass alle heidnische Religion sich aus der Naturbetrachtung entwickelt habe, nimmt man heute oft ebenso einseitig an, dass alles religiöse Denken aus dem Seelenglauben abzuleiten sei. Die Religion hat viele Quellen, und jeder Versuch, alle Erscheinungen der Religion auf eine Quelle zurückzuführen, muss gezwungen und unnatürlich erscheinen. Man könnte ebenso gut den Ocean von einem Flusse, wie die Religion von einer Quelle ableiten. Zwei Schichten von mythischen Vorstellungen lassen sich mit Sicherheit bei den Indogermanen bloslegen, Seelenverehrung und Naturverehrung; beide berühren sich oft auf das Engste und verschmelzen zu einem Gebilde, sodass sie nicht scharf auseinander zu halten sind. Die grossen, mächtigen Götter, die Repräsentanten von Naturmächten, sind von einem Gewimmel niedriger, missgestalteter Wesen umgeben, die an der Schwelle des Hauses nisten und durch die Luft schwirren. Neben den feierlichen Opfern und Gebräuchen des höheren Kultus findet sich, nicht in getrenntem Nebeneinander, sondern unlöslich verwachsen mit ihnen, der niedere Kultus der Beschwörungen und des Zauberns, die abergläubische Beobachtung der kleinlichsten Vorschriften. Die moderne Ethnologie eröffnet einen Blick in die fernste vorgeschichtliche Zeit, wo von einer Ausprägung indogermanischen Wesens noch nicht die Rede sein kann, und zeigt uns, dass auch hier eine fortschreitende Entwickelung vom Rohsten zum Höchsten stattgefunden hat. Seelenverehrung und Naturverehrung mussten in ihrem letzten Ziele zu der Vorstellung führen, dass die ganze Natur belebt sei. Es ist möglich, vielleicht wahrscheinlich, dass eben dieses die Stelle

Digitized by Google

ist, wo die beiden getrennten Quellen sich in einem Strome vereinigten. Aber auch die Vorstellung ist noch nicht widerlegt, dass die trübe Quelle des Seelenglaubens die ältere ist, aus der die reinere der Naturvergötterung sich ablöste, um schliesslich doch wiederholt mit ihr in Berührung zu geraten. Galt nach der Auffassung des Seelenglaubens die ganze Aussenwelt, vom Himmel an bis zum kleinsten Gegenstande für beseelt, d. h. als der Sitz von Geistern, so konnten die Naturerscheinungen allmählich immer mehr und mehr selbständig betrachtet werden und ihren gespensterhaften Untergrund verlieren. Bei allen Völkern findet sich der Glaube an ein Fortleben der Seele, aber nur bei höher beanlagten der Glaube an Götter als die idealisierten Abbilder von Naturerscheinungen oder die leitenden Mächte in den grossen Naturbegebenheiten. Nicht auf deutschem, nicht einmal auf indogermanischem Boden kann die Frage entschieden werden, ob der Seelenglaube oder die Naturverehrung älter ist. Es genügt, beide Vorstellungen gesondert zu behandeln und darauf zu achten, wo beide ineinander übergehen. Da der Seelenglaube unfraglich niedriger und roher ist, soll mit ihm begonnen werden. Den zweiten Hauptteil nimmt die Darstellung der Naturverehrung ein, und hier gilt es, vom Einfachen zum Entwickelten, vom Naturgeister- und Dämonenglauben zum Götterglauben aufzusteigen.

Digitized by Google

Erster Teil.

Der Seelenglaube.

In dem Gefühl des Menschen von der Unsicherheit seines Lebens ist ein Ursprung der Religion zu suchen. Die Furcht hat zuerst die Götter in die Welt gebracht, sagt schon Petronius, und die Forschung unserer Tage giebt ihm Recht. Was ist das Leben, das zu gewissen Zeiten, aber keineswegs immer im Menschen ist? Das ist die grosse Frage, die sich der Menschheit aufdrängte, und die auch wir mit all' unserem Wissen nicht erschöpfend zu beantworten vermögen. Die Majestät des Todes liess den Menschen zuerst erschauern, hier stand er etwas Unerklärlichem gegenüber, das mit Gewalt sein Denken aufrütteln musste. Der Tote, den er vor sich sieht, ist derselbe, der immer bei ihm gewesen, und doch ein anderer; die Augen, die falkenhelle sonst des Wildes Spuren folgten, sind geschlossen; die Arme, die den Bogen spannten, streng und straff, hängen schlaff herunter. Es ist ein ungemein feiner Zug in dem Prometheusfragment des jungen Goethe, dass selbst Pandora, das vollkommenste unter den Geschöpfen des Titanen, des Lebens Weh und des Todes geheimnisvolle Macht empfindet und in den bangen Ruf ausbricht: Was ist das? der Tod? Die Erscheinung des Todes trat mit erschütterndem Ernste und mit einer überraschenden Bedrohung in den engsten Lebenskreis des Menschen ein. Was war es, das dem Körper jetzt fehlte? Anfänglich mochte man das Blut

Digitized by Google

dafür halten, aber bald gewahrte man, dass es sichtbar in Fäulnis überging; oder das Herz konnte es sein, aber der Leib vermoderte und mit ihm das Herz. Das was mit dem Tode entschwand, musste etwas vom toten Leibe Verschiedenes sein, was nicht mit den Augen wahrzunehmen war, und das war der Atem, der jetzt aufhörte und sich von dem Körper getrennt hatte. Mit dem Aufhören des Atems war das Leben dahin. Ausatmen, aushauchen, den letzten Atemzug thun ist in vielen Sprachen das Wort für sterben. Wo aber und was war der Atem, der früher in dem Körper war? Er stirbt nicht mit dem Körper, fällt nicht der Auflösung anheim wie Blut, Herz, Gehirn und Gebein, er musste weiterleben, auch nachdem er den Leib verlassen hatte. Eine besondere Stütze erhielt die Vorstellung vom Fortbestehen des im Tode scheinbar aus dem Körper entwichenen Lebensprincipes durch die Erscheinung des Traumes. Der Körper des Schlafenden liegt da wie der des Toten, noch thätig aber ist und weiter lebt die Seele, sagt Cicero. Welche Wirkung das Traumleben auf den einfachen Menschen ausübt, hat Grillparzer in seinem dramatischen Märchen „Der Traum ein Leben" packend veranschaulicht. Wenn der Schlafende aus dem Traume erwacht, muss er sich erst besinnen, ob die Erlebnisse der Nacht wirklich Thatsachen gewesen sind. Der Mensch im Naturzustande vermag nicht zwischen subjektiv und objektiv, zwischen Einbildung und Wirklichkeit scharf zu unterscheiden. Im Traume vermag er entfernte Gegenden aufzusuchen, er vermag sich an Dingen zu ergötzen, die längst hinter ihm oder in weiter Ferne vor ihm liegen. Angehörige erscheinen wieder, die längst verstorben sind, um zu raten und zu warnen; Feinde beunruhigen den Schläfer und quälen ihn wie zu Lebzeiten.

Seelenglaube und Traumleben berühren sich also nahe; der Tod wie der Traum mussten den Menschen auf das Dasein und die Fortdauer der Seele führen. Beim Tode verlässt die Seele den Körper für immer und schweift als Geist umher. Erscheint der Verstorbene dem Schläfer, so muss es seine Seele, sein anderes Ich, sein Trug- und Ebenbild

Digitized by Google

sein, das mit dem Träumenden in Verbindung tritt. Mit dieser Vorstellung, wo die fremde Seele handelnd gedacht ist, hängt eine andere unmittelbar zusammen. Im Schlafe verlässt die Seele den Leib nur auf kurze Zeit; sie selbst ist jetzt die handelnde, sie kann Freud und Leid erfahren, mit Personen und Gegenständen verkehren, die ihr lieb sind oder ihr Angst und Furcht einflössen. Je mehr der Mensch von der Wirklichkeit der Erlebnisse des Traumlebens überzeugt war, um so erklärlicher wird uns das Grauen, mit dem er diesem Rätsel gegenüberstand. Sein erstes Bestreben musste sein, diese verwirrenden und beängstigenden Erscheinungen von sich fern zu halten: Abwehr wird der Anfang des Kultus gewesen sein. Auch beim Eintritt des Todes war das Grauen das naturgemässe Gefühl. Die Seele musste widerwillig den Leib verlassen haben, feindlich musste die Stimmung sein, in der sie vom Körper geschieden war; sie musste nach der grausamen Logik des Naturmenschen auch dem Überlebenden zu schaden suchen: so entstand die Seelenabwehr. War aber die Seele persönlich gedacht, so musste sie auch an den bescheidenen Freuden des Lebens teilnehmen; Essen und Trinken und was sonst den Menschen im Leben ergötzte, musste auch die Seele gern haben, und so entstand die Totenpflege. Die Aufgabe, den Verkehr mit den Seelen und Geistern zu vermitteln und dadurch über Leben und Gesundheit der Stammesgenossen zu wachen, musste einer Person übertragen werden, die zugleich Arzt, Medicinmann und Zauberer war. Er musste mit seinem Amte die Fähigkeit verbinden, die rätselvollen Vorgänge erklären zu können. So entstand die Traumdeuterei, die bis auf unsere Tage in Blüte steht, und da die Seele im Traume Dinge erlebt, die noch der Zukunft angehören, steht an der Schwelle des Glaubens neben dem Zauber auch die Weissagung.

Da die Furcht das erregende Moment gewesen war, ist der ganze Seelenglaube mehr oder weniger in dumpfem Aberglauben und scheuer Gespensterfurcht befangen: sämtliche Naturerscheinungen sind Äusserungen des Zornes oder Wohlwollens der Toten. Himmel und Erde, Wald und Feld,

Digitized by Google

Berg und Thal, das irdische Wasser und das himmlische Wasser der Wolke, alles ist beseelt von Scharen von Geistern:

Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
Dass Niemand weiss, wie er ihn meiden soll.

1. Die Seele als Atem, Dunst, Nebel, Schatten, Feuer, Licht und Blut.

Das ist in den allgemeinsten Zügen die Seelentheorie, wie sie allen Völkern eigen ist, in der das Leben, der Geist, der Atem, Träume und Visionen in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden, um das eine durch das andere zu erklären. Selbst in den Sprachen der civilisiertesten Völker finden wir noch ihre Spuren. Noch heute sagen wir: er ist ausser sich, er kommt zu sich, und wenn er wirklich tot bleibt, bestätigen wir, er ist nicht mehr zu sich gekommen; in dem ersten Falle bezeichnen wir mit 'er' den geistigen, in dem anderen den leiblichen Menschen. Wenn das Volk sagt, 'er' geht um, meint es seinen Geist. In einer gesunden oder kranken Haut stecken, aus der Haut fahren, sind bekannte Redensarten. Das Wort Geist bedeutet vielleicht den erregten und bewegten Lufthauch (engl. gust = Windstoss, Sturm; yeast = Gäscht); west- und ostgerm. Seele gehört zu gr. *αἰόλος* 'beweglich, regsam' und hängt mit dem Namen für See, got. saiws, zusammen: es ist nicht ausgeschlossen, für Seele an den sich bewegenden Atem zu denken. Ostgerm. ǫnd gehört zur Wurzel anan und vergleicht sich gr. *ἄν-εμος*, lat. an-ima Luft, Wind, Atem. Auf dieselbe Wurzel geht auch ahd. ano, der Ahne zurück. Der Ahn ist der Totliegende, Verstorbene, der ausgeatmet hat; auch nhd. 'ahnen', voraussehen kann zu der Wurzel an gehören. Man fasste also die als Atem den Leib verlassende Seele als Wind, als Lufthauch auf. Darum glaubt man noch heute, dass sich beim Verscheiden eines Menschen die Luft im Sterbezimmer mit leisem Wehen bewege, dass grosser Sturm entstünde, wenn sich jemand erhängt habe, dass man ein Fenster oder eine Thür für die Seele öffnen müsse, wenn

Digitized by Google

sie den Leib verlasse, und dass man eine Thüre nicht stark zuschlagen dürfe, sonst klemme man die Seelen ein. Floh der Lebenshauch aus dem erstarrten Körper, so vereinigten sich die Seelen mit der wilden Jagd oder dem wütenden Heere, das mit dem Nacht- und Windgott Wodan durch die Lüfte fährt. Das Seelenheer lässt laute Musik, das Sturmlied, ertönen; man hört aus diesem Zuge wilden Lärm und Gesang erschallen von den jüngsten und feinsten Kinderstimmen bis zu den gröbsten und ältesten Männerstimmen.

Bekannt ist die rührende thüringische Volkssage von dem Kinde mit dem Krüglein, in das die Thränen der Mutter gesammelt sind: es zieht nach seinem Tode mit den Geistern durch die wehende Luft. Nach dem Tode behalten die Seelen ihre menschliche Beschäftigung bei: die Geister der Gefallenen kämpfen über den Schlachtfeldern weiter, z. B. über den katalaunischen Gefilden die Hunnen und die Westgoten. Bei Worms wurde einst einige Tage hindurch eine grosse bewaffnete Menge von Rittern gesehen, die aus einem Berge herauszog und wieder dorthin zurückkehrte. Endlich näherte sich einer von den Bewohnern ängstlich dem Heere und redete einen daraus an. Da ward ihm die Antwort: 'wir sind nicht, wie ihr glaubt, blosse Einbildungen, noch eine Schar Soldaten, sondern die Geister der gestorbenen Ritter'. Auch ein Graf, der vor wenigen Jahren getötet war (1117), wurde in dem gespenstischen Zuge wahrgenommen.

Wenn der Wald kahl und das Feld verödet lag, die Stürme über die Heide tobten, jagte das Totenheer durch die Luft, besonders zur Zeit der Zwölfnächte; dann muss das Haus fest verschlossen sein, sonst reisst es den Menschen zu sich empor, dann walten auch die Hexen frei und der wilde Jäger braust mit Gesellen und Hunden lautrufend einher. Selbst das Vieh hört man dann im Stalle mit menschlicher Sprache reden; aber es ist nicht gut, solches zu hören, man stirbt danach. Orakel aller Art blühen in den Zwölften; es ist die beste Zeit, einen Blick in die Zukunft zu thun.

Die Seele konnte auch als Rauch, Dunst und Nebel aufgefasst werden; denn bei kaltem Wetter sah man für

Digitized by Google

einen Augenblick den Atem als eine schwache Wolke, die zwar für das Auge alsbald wieder verschwand, von deren Gegenwart man sich aber durch das Gefühl überzeugen konnte. Auch beim Gähnen scheint der Glaube gewesen zu sein, dass aus dem weitgeöffneten Munde die Seele entfliehen könnte; heute gebietet der Anstand, die Hand vor den Mund zu halten, einstmals that man es, um das Entweichen des Seelenhauches zu verhindern.

In Hersfeld dienten zwei Mägde in einem Hause; die pflegten jeden Abend, ehe sie zu Bette schlafen gingen, eine Zeit lang in der Stube still zu sitzen. Den Hausherrn nahm das endlich Wunder, er blieb daher einmal auf, verbarg sich im Zimmer und wollte die Sache ablauern. Wie die Mägde sich beim Tische allein sitzen sahen, hob die eine an und sagte:

„Geist thue dich entzücken
Und thue jenen Knecht drücken!"

Darauf stieg ihr und der andern Magd gleichsam ein schwarzer Rauch aus dem Halse und kroch zum Fenster hinaus; die Mägde fielen zugleich in tiefen Schlaf. Da ging der Hausherr zu der einen, rief sie mit Namen und schüttelte sie, aber vergebens, sie blieb unbeweglich. Endlich ging er davon und liess sie; des Morgens darauf war diejenige Magd tot, die er gerüttelt hatte, die andere aber, die er nicht angerührt, blieb lebendig (D. S. Nr. 248). — In Kolmar hatte ein Kind die Eigenschaft, dass es an dem Orte, wo Tote lagen, immer ihre ganze Gestalt in Dünsten aufsteigen sah. — An Tausend und eine Nacht erinnert folgende Geschichte: ein Holzhacker fand eine versiegelte Kanne und hatte kaum zu Hause den Deckel abgestemmt, als aus der Kanne dickes Gewölk aufstieg, sich nebelartig zusammenballte und in Form eines menschlichen Wesens an den Tisch setzte. — Die Tochter eines Bauern in Oldenburg pflegte nachts wie tot zu liegen. Als einst ein kundiger Handwerksbursch den Alkoven schloss, worin sie schlief, erblickte man die ausgefahrene Seele als eine Art Rauch

Digitized by Google

oder Dunst, wie sie den Eingang suchte, bis der Verschlag wieder geöffnet wurde. Denn

s'ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.

Nachdem die Seele als der vom Körper entströmende Atem aufgefasst war, wurde sie später um ihrer Feinheit und Unbemerkbarkeit willen mit einem Schatten verglichen. Der Geist oder das Gespenst, das der Träumende sieht, gleicht einem Schatten; während des Schlafes verlässt die Seele den Körper, wie während der Nacht der Schatten den Körper verlässt. Darum ist Schatten ein fast überall sich findender Ausdruck für Seele. Die Furcht vor den Schattenbildern schuf bei den Deutschen schemenhafte Gespenster (ags. scucca, ahd. scema); hagu, wovon Hagen gebildet ist, bedeutet die geisterhafte Erscheinung, Hagen ist das Gespenst vor allen andern; selbst die Hexe ist nichts anderes wie „die Schädigerin, die ein Gespenst ist". Im Volksrätsel vom Schatten klagt der Schatten des Abgeschiedenen seinem verlorenen Menschenkörper nach:

„Da du lebtest, lebte auch ich,
Da hättest du gerne gefangen mich.
Nun bist du tot, nun hast du mich,
Und dass ich sterbe, was hilft es dich?"

Wer am Sylvesterabend seinen Schatten ohne Kopf sieht, stirbt im nächsten Jahre. Wer am Weihnachtsabend seinen Schatten doppelt erblickt, stirbt im nächsten Jahre. In der St. Markusnacht (25. April) kann man an der Kirchenthüre die Schatten derer sehen, die demnächst sterben werden. In Luthers Tischreden heisst es: Wenn ein Übelthäter zum Richtplatze geführt wird, soll ihm die Erde seines Schattens weggestochen oder weggestossen werden und er selbst darauf Landes verwiesen werden. Ein Edelmann im Gefolge Kaiser Maximilians I. sollte in der Nacht einen Gefährten erstochen haben; sein blutiges Schwert war neben der Leiche gefunden. Der Angeschuldigte schwor, sein Schlafgemach jene Nacht nicht verlassen zu haben, und konnte nicht überwiesen werden. Man nahm an, der Teufel müsste die Schattengestalt des

Digitized by Google

Angeklagten angenommen und die That verübt haben. Darum ward er gegen die Sonne geführt und hinter ihm seinem Schatten der Kopf abgestossen. Diese Scheinhinrichtung, am Schatten vollzogen, wurde einer an Verbrecher ausgeübten für gleich gehalten. „Swaz ich im tuon, daz sol er mînem schatten tuon," ist ein oberdeutsches Rechtssprichwort.

Da der Schatten dem Körper stets nachfolgt, wurde er als eine besondere rätselhafte Person, als ein besonderer Geist gefasst, der um das Wohl des Körpers liebend besorgt ist, dem er stets nachfolgt. So entwickelte sich der Glaube an die Schattengeister, Schutzgeister, die dem Menschen angeboren sind: sie begleiten ihn von der Geburt bis zum Grabe, warnen ihn in Gefahren sichtbar oder flössen ihm ein gewisses vorahnendes Vermögen ein. Diese Vorstellung, die allgemein heidnisch ist, wurde von der katholischen Kirche übernommen: alle Länder, alle Menschen haben Schutzheilige.

Tot und erkaltet liegt der Leichnam da, ohne jede Wärme, alle Thätigkeit und alles Leben ist erstarrt. Seitdem der Mensch an der Opferflamme des Zauberers die Wirkungen von Wärme und Kälte kennen gelernt hatte, lag es nahe, im lebendigen Leibe ein sanft loderndes Feuer anzunehmen, das den Körper beseelt und belebt, wie das verborgene Feuer die dunklen Reibhölzer und den geschliffenen Stein. Die Auffassung der Seele als Licht, Feuer ist daher jünger. Die Feuermänner sind arme Seelen, die einst Grenzsteine verrückt oder sonst übles gethan haben; sie erscheinen des Nachts entweder ganz feurig leuchtend oder nur feuerspeiend oder ziehen einen Feuerstreifen hinter sich her. Die Irrlichter, Irrwische, Heerwische hausen in Sümpfen und auf feuchten Wiesen, führen den Wanderer irre, leuchten ihnen aber auch bisweilen (D. S. Nr. 276, 283, 284). Wenn ein Licht von selbst auslöscht, stirbt jemand im Hause, ebenso wenn das Licht bei einer Leiche trübe brennt. Bekannt ist der Ausdruck, einem das Lebenslicht ausblasen. Wir pflegen noch heute den Kindern am Geburtstage so viel Lichter um den Festkuchen zu stellen und anzuzünden, wie sie Jahre zählen. In dem Märchen Gevatter Tod (K. H. M. Nr. 44)

Digitized by Google

wird eine unterirdische Höhle erwähnt, worin tausend und tausend Lichter in unübersehbarer Reihe brennen. Das sind die Leben der Menschen, einige noch in grossen Kerzen leuchtend, andere schon zu kleinen Endchen heruntergebrannt: aber auch eine lange Kerze kann umfallen oder umgestülpt werden.

Einer alten Frau in Brodersdorf begegnet einmal die wilde Jagd. Nichts als Lichter und Lichter brannten bei ihr herum, und dabei lärmte, schrie, schoss und heulte es, dass ihr Hören und Sehen verging. Es ist der Umzug der Seelen in der Gewitternacht; ebenso sieht das Volk in dem durch den weissen Nebel flimmernden Mondlicht Schemen in Lichtgestalt. In einem wilden Walde lag ein ganz von hohen Bäumen umgebener Teich. Landleute, die des Nachts des Weges kamen und zwischen Furcht und Neugier einen Blick nach dem See warfen, dessen stille Flut schauerlich schwarz anzusehen war, sahen feurige Flämmchen auf dem Wasser umherschweben, in dessen dunkler Fläche der bleiche Mond sich spiegelte. Unzählige Geister bewohnten den See und zeigten sich um Mitternacht in jener Feuergestalt: abgeschiedene Seelen, die in einen Sack gebannt und in die Tiefe des Sees versenkt waren.

Nach der rohsten Auffassung ist der eigentliche Sitz der Seele das warme, feuchte Blut; nach seinem Ausströmen verlässt die Seele den Menschen. Blutsverwandte Menschen sind auch seelenverwandt: die das Blut aus demselben Blut haben, haben auch die Seele aus derselben Seele. Auch nach freier Wahl glaubt man die Blutsverwandtschaft erzeugen zu können, durch gegenseitige Aufnahme des Blutes, durch Blutmischung. Wer einen Teil des lebendigen Blutes mit einem zweiten tauscht, wird dessen wirklich blutsverwandter Bruder. Bei den wilden Völkern ist der Blutbund noch heute üblich; Herodot erwähnt ihn bei den Skythen, Tacitus als armenisch-iberische Sitte (Ann. 12,47). Auch bei den Deutschen finden sich dunkle Spuren dieser uralten Vorstellung. In dem mittelalterlichen Volksbuche, 'der Römer Thaten' (67), wird der Hergang auf das Genaueste beschrieben: Ein Ritter schlägt

Digitized by Google

einem andern vor, mit ihm einen Bund zu schliessen und sagt: Ein jeder von uns wird aus seinem rechten Arme Blut fliessen lassen; ich werde dann dein Blut trinken und du meines, damit keiner den andern weder im Glück noch im Unglück verlasse, und was der eine von uns gewinne, der andere zur Hälfte mitbesitze. Im Walthariliede erneuern der Held des Gedichtes und König Gunther das blutige Bündnis (pactum cruentum, 1443). In den Teufelsbündnissen des Mittelalters spielt das Blut eine wesentliche Rolle. Das Schreiben mit Blut ist natürlich eine Zuthat, die bei Verdunkelung des ursprünglichen Sinnes der Handlung wie so oft zur Hauptsache wurde. Auch den Hexen wird ein Blutzeichen aufgedrückt, wenn sie mit dem Teufel ein Bündnis eingehen. Im 16. Jahrhundert gestand eine Hexe zu Köln, dass sie der Teufel auf der Stirn geritzt und damit gekennzeichnet habe.

Kein Beweis aber lässt sich erbringen, dass die alten Deutschen Blut von Menschen getrunken hätten in dem Wahne, durch das Blut die Seele des andern in sich aufzunehmen und dadurch erhöhte Kräfte zu bekommen. Im Gegenteil, der alte Glaube, dass der Genuss von Menschenfleisch die Verwandlung in einen Wolf zur Folge habe, zeigt, dass der Germane der Urzeit kein Kannibale gewesen ist, dass er es für tierisch gehalten hat, Blut und Fleisch der eigenen Gattung zu geniessen. Wie der Werwolf blutgierig ist und auf den Raub von Kindern ausgeht, so kannte unser Altertum den Alp als blutdürstigen Unhold. Aus der Gier des Alps, zu schmatzen und zu schlecken, entstand die Auffassung, dass er den Menschen das Blut aussauge. Aus der Vorstellung vom blutsaugenden Alp bildet sich die von Menschenfressern hervor. Nach Tiroler Volksglauben entstieg allnächtlich im Paznaunerthal ein Ungetüm mit dräuendem Rachen dem See, durchwanderte die Nachbarthäler stumm wie der Tod, leise schwebend und unhörbar wie ein Schatten, fiel auf sein Opfer, würgte es und zog es mit sich fort in den See hinunter, wo es sein Blut trank: nicht selten sah man Blutwellen aus der Tiefe aufbrodeln. Auch das Beowulflied schildert nach Märchenweise den menschenfressenden

Digitized by Google

Wasserriesen Grendel als vampyrischen Alp (1251 ff.). Allnächtlich sucht der Unhold Grendel die Halle des Dänenkönigs heim, würgt die Schläfer, trinkt ihr Blut und frisst sie auf. Da kommt Beowulf und besteht das Scheusal, das mit Einbusse eines Armes tödlich verwundet entflieht. Aber statt des toten Grendel stellt sich dessen Mutter ein und entführt einen schlafenden Helden, dessen Blut man nachher am Meeresufer verspritzt findet. Beowulf steigt ins Wasserreich, ringt mit der Riesin in ihrer Halle, erschlägt sie mit einem Schwerte, das er dort findet, haut der Leiche Grendels den Kopf ab und kehrt zurück, nur das Riesenhaupt und den Schwertgriff als Beute mit sich führend. Die am Ufer Zurückgebliebenen aber waren entflohen, weil sie den empordringenden Blutstrahl für ein Zeichen von Beowulfs Tode ansahen. Die abergläubische Vorstellung von dem Totengespenste und dem die Menschen des Nachts quälenden Alp ist in späterer Zeit mit einem Naturmythus verbunden. Auch in der Odyssee ist die Volkssage vom menschenfressenden Alp in der Gestalt des Polyphem mit dem Göttermythus verflochten.

Seelische Geister, die mit den Erscheinungen des Alptraums eng zusammengehören, sind auch die Hexen. Den scheusslichen Unholden, denen das Verderben des Menschen Lust ist, konnte nichts Entsetzlicheres nachgesagt werden, als dass sie auf Bergeshöhen in der Frühlingsnacht Menschen schlachteten und ihr Fleisch, namentlich die Herzen verzehrten. Bei Franken, Langobarden und Sachsen war dieser Aberglaube im Schwange, und man pflegte Weiber um solcher Sachen willen zu verbrennen. Der Indiculus verbietet, nach Heidenart zu glauben, dass Frauen, weil sie dem Monde befehlen, die Herzen der Menschen aus deren Körper herausnehmen könnten, um sie zu essen (Nr. 30: de eo, quod credunt, quia feminae lunam comendent, quod possint corda hominum tollere iuxta paganos). Burchard von Worms eifert gegen den Glauben, dass man bei verschlossenen Thüren auszugehen vermöge, die Menschen töten, ihre gekochten Herzen verzehren, an Stelle des Herzens einen Strohwisch oder ein Stück Holz einsetzen und sie wieder lebendig machen

Digitized by Google

könne. Mit ihm fast gleichzeitig weiss auch Notker Teutonicus, dass hier zu Lande die Hexen wie die Menschenfresser thun sollen, und der Münchener Nachtsegen nennt neben den auf dem Zaune reitenden Hexen (zûnrite) die manezzen, die Menschenfresser. Wäre der Deutsche selbst nicht vor dieser grauenvollen Vorstellung zurückgeschaudert, so hätte er unmöglich seinen unheimlichsten Feinden den Blutgenuss als etwas besonders Fürchterliches zuschreiben können.

Den Hexenwahn auf dem Standpunkte, wo man annimmt, dass die Seele eines Menschen aus dem Leibe wandern und andere Seelen aus gesunden Körpern in ihrem Blute verzehren könne (Vampyrismus), erwähnt noch Luther in den Tischreden: Es schrieb ein Pfarrherr Georg Röser zu Wittenberg, wie ein Weib auf einem Dorfe gestorben wäre und nun, wie sie begraben wäre, fresse sie sich selbst im Grabe; darum wären schier alle Menschen im selben Dorfe gestorben. Denn der erste, der an einer herrschenden Seuche stirbt, ist ein Nachzehrer; er sitzt im Grabe aufrecht und zehrt an seinem Laken, und das Sterben dauert so lange, bis er damit fertig ist, wenn man ihn nicht vorher ausgräbt und ihm mit dem Spaten den Hals absticht. Schon im 11. Jahrhundert erwähnt Burchard von Worms, dass man die Leiche einer Frau im Grabe mit einem Pfahle durchstach, ohne Zweifel, weil man sie für eine Nachzehrerin hielt.

Wenn aber Hagen und die Burgunder im brennenden Hunnensaale das Blut der Erschlagenen im Helme auffangen und es trinken (N. L. 2050 f.), so ist das nur ein alter Zug der Sagendichtung, die durch den entsetzlichen Rat Hagens und sein Befolgen die fürchterliche Hitze schildern will, in der die Helden beim Saalbrande verschmachten müssen.

2. Die Seele in Tiergestalt.

Die Seele, die den Leib verlassen hat, ist zum Geist geworden. Menschen, denen die Rufe der Vierfüssler und Vögel wie menschliche Sprache erscheinen und ihre Handlungen, wie wenn sie von menschlichen Gedanken geleitet wären, schreiben ganz logisch den Tieren so gut wie den

Digitized by Google

Menschen Seelen zu. Wie das Tier gleich dem Menschen von Mut, Kraft und Schlauheit beseelt ist, muss es auch von einer Seele belebt sein, die nach dem körperlichen Tode ihr Dasein fortsetzt. Diese Seele kann auch ein menschliches Wesen bewohnt haben, und somit kann das Geschöpf ihr eigner Ahne oder ein einst vertrauter Freund sein. Hierin beruht die Vorstellung, dass, da alles in der Welt lebendig ist, auch alles Lebendige seine Gestalt wechseln, sich verwandeln kann. Der Mensch kann auf einige Zeit zum Tiere werden, das Lebendige kann auch zum Stein oder Baum werden, scheinbar starr und leblos erscheinen, aber dennoch seine lebendige Menschheit im Innersten der unbeweglichen Masse bewahren. Die Märchen und die mythischen Sagen der kultiviertesten Völker bezeugen diesen Totemismus aller Orten.

Unter den Tieren, in die sich die Seele verwandelt, nimmt die Schlange einen hervorragenden Platz ein. Ihr geräuschloses Gleiten, ihr stummes Züngeln, ihr plötzliches Erscheinen und Verschwinden, ihre stete Verjüngung, als welche die Ablegung der alten Haut und deren Ersetzung durch eine neue erschien, hatten etwas Geheimnisvolles und riefen die Vorstellung hervor, dass sie Alter und Tod nicht kenne, dass sie eine Art göttliches Wesen wäre. Ihr Leben in der Dunkelheit, das sie mit den spukhaften Seelen teilte, ihre Vorliebe für Schlupfwinkel, die sie in die Nähe der Gräber wie in die Wohnungen der Lebenden führte, konnte dazu führen, die Schlange als die endlich vom Leibe ganz entwichene Seele zu betrachten, sie als den Wohnsitz der Seele anzusehen.

Der fränkische König Guntram war eines gar guten, friedliebenden Herzens. Einmal war er auf die Jagd gegangen, und seine Diener hatten sich hierhin und dahin zerstreut; bloss ein einziger, sein liebster und getreuster, blieb noch bei ihm. Da befiel den König grosse Müdigkeit; er setzte sich unter einen Baum, neigte das Haupt in des Freundes Schoss, und schloss die Augenlider zum Schlummer. Als er nun entschlafen war, schlich aus Guntrams Munde ein Tierlein

Digitized by Google

hervor in Schlangenweise, lief fort bis zu einem nahe fliessenden Bach, an dessen Rand stand es still und wollte gern hinüber. Das hatte alles des Königs Gesell, in dessen Schoss er ruhte, mit angesehen, zog sein Schwert aus der Scheide und legte es über den Bach hin. Auf dem Schwerte schritt nun das Tierlein hinüber und ging hin zum Loch eines Berges, da hinein schloff es. Nach einigen Stunden kehrte es zurück und lief über die nämliche Schwertbrücke wieder in den Mund des Königs. Der König erwachte und sagte zu seinem Gesellen: „Ich muss dir meinen Traum erzählen und das wunderbare Gesicht, das ich gehabt. Ich erblickte einen grossen, grossen Fluss, darüber war eine eiserne Brücke gebaut; auf der Brücke gelangte ich hinüber und ging in die Höhle eines hohen Berges; in der Höhle lag ein unsäglicher Schatz und Hort der alten Vorfahren.“ Da erzählte ihm der Gesell alles, was er unter der Zeit des Schlafes gesehen hatte und wie der Traum mit der wirklichen Erscheinung übereinstimmte. Darauf ward an jenem Ort nachgegraben und in dem Berg eine grosse Menge Goldes und Silbers gefunden, das vor Zeiten dahin verborgen war (Pls. Diac. 3, 34; D. S. Nr. 428).

Anstatt eines Kindes wird eine Schlange geboren, diese aber solange mit Ruten gestrichen, bis sie sich in ein Kind verwandelt; es soll aber oft geschehen, dass die Schlange verschwindet, und alsdann findet sich kein Kind mehr. In einer adeligen Familie kamen alle Kinder mit einem Schlangengesicht oder in Schlangengestalt zur Welt. Sobald aber das Kind zum erstenmale gewaschen wurde, legte es das Schlangengesicht ab und entdeckte seine menschliche Gestalt. Denn so lange das germanische Kind die heidnische Wassertaufe noch nicht erhalten hatte, mit der die Namengebung verbunden war, galt es als Seele; der Körper wurde als Gewand gedacht, das die Seele anzieht; durch einen Ring oder ein Seil wird nach deutschen Sagen die Verbindung zwischen Körper und Seele hergestellt. Man darf eine Schlange nicht töten, das bringt Unglück und kann das Leben kosten. Der Cistercienser-Prior Cäsarius von Heisterbach (13. Jhd.)

Digitized by Google

weiss, dass die Schlange als Schutzgeist mit dem Kinde zur Welt kommt und dass das Leben des Neugeborenen an das ihre geknüpft ist. Im Spreewald sagt man: jedes Haus hat zwei Schlangen, eine männliche und eine weibliche; aber sie lassen sich nicht eher sehen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter stirbt; dann teilen sie ihr Los.

Das Schlangenpaar, das als Schutzgeist im Hause wohnt, sind die Seelen des Ahnherrn und der Ahnfrau des Geschlechts, die in dem Hause der Familie geblieben sind. Darum ist die Schlange von der Schweiz bis Niederdeutschland ein erwünschter Gast im Hause, den man nicht töten darf, soll dem Hause nicht grosses Unglück widerfahren; vielmehr muss man sie mit Spenden, besonders mit Milch und Brot gewinnen. Auf der Thürschwelle darf man nach bayerischem und voigtländischem Aberglauben nicht Holz spalten, weil die Hausotter darunter liegt.

Als die Seele, die ihren Schatz nicht hergeben will, ist die Schlange die Hüterin des Grabschatzes; nach süddeutschem Glauben trägt sie daher einen Schlüsselbund am Halse, im deutschen Märchen kehrt als ähnliches Symbol die Krone des Otternkönigs wieder. Gelingt es, der Schlange dieses Krönchen zu entwenden, so hat man entweder an diesem selbst einen unerschöpflichen Schatz, oder man zwingt den Schatzwächter zur Auslieferung eines solchen.

Aus dem Seelenglauben ist also ein Teil der Schatzsagen zu erklären. Dem Toten werden reiche Schätze mit in sein Grab gegeben; bei späteren Geschlechtern erwacht die Gier nach den nutzlos vermodernden Kleinodien; der Mensch überwindet das Grauen, steigt in das Grab hinab und holt sich den Schatz. Die gewaltige Scheu vor der lebhaft gebliebenen Vorstellung, durch das Eindringen in sein Haus und in seinen Frieden die Seele des mächtigen Toten zu beleidigen, war es, die in Wirklichkeit den Schatz hütete: aber ihr mit menschlichen Waffen entgegenzutreten, war das Verwegenste, das die Phantasie erfinden konnte. Die Seele bewacht als Schlange oder in jeder anderen Tiergestalt den Hort, wie schon die alte Sage von König Guntram erzählt; um das ungeheure Wagnis hervorzuheben, werden die grellsten Farben auf-

Digitized by Google

getragen, das Tier verwandelt sich in Drachen, Bären und andere Spukgestalten, und nur selten gelingt das Abenteuer. Nach jüngerer Sagenform erscheint die Seele selbst dem Menschen im Traume, nennt ihm den Ort im alten „verwünschten" Schloss, wo der Schatz liegt, sagt ihm voraus, wie alles kommen werde und bittet ihn, sich nicht zu fürchten. Sie werde als Schlange unter dem grauen Stein hervorkriechen, sich um ihn ringeln und ihn küssen wollen, und wenn er das ruhig ertrüge, so werde sie erlöst sein, ihm aber solle der Schatz gehören. Der Mensch verspricht alles, aber wenn der kalte Kuss nach ihm züngelt, schreit er laut auf; dann bleibt der Schatz ungehoben und die Seele wartet auf einen anderen Erlöser. Auch hier klingt noch das natürliche Schaudergefühl vor dem Toten nach. Besteht aber der Mensch die Probe, so dass die Seele erlöst wird, dann erhält er zum Dank den Schatz, und oft beschenkt ihn die schöne Jungfrau, die in die Schlange verwandelt war, auch mit ihrer Hand. Diese Sagen, in denen die Erlösungssehnsucht einer Seele so scharf ausgeprägt ist, verraten deutlich christlichen Ursprung, gehen aber wohl in die Zeit zurück, wo die Lehre vom Erlöser den heidnischen Deutschen zuerst bekannt wurde. Von einem zweiten Teil der Schatzsagen, der im Traumleben, und von einem dritten Teil, der im Naturmythus seine Erklärung findet, wird später die Rede sein (s. u. Frija).

Dieselbe Rolle wie die Schlange spielt auch wegen ihres Aufenthaltes in der Erde die Kröte. Noch vor 50 Jahren, als ein Knabe eine solche Kröte erschlagen wollte, wurde er mit den Worten zurückgehalten: Du kannst nicht wissen, ob es nicht deine Grossmutter ist. Zu Sylvester haben die armen Seelen Erlaubnis, zur Erde zu kommen, man darf dann keine Kröten und Frösche töten, weil es „verwunschene" Seelen sind. Zu einem Kinde kam täglich eine Hausunke aus einer Ritze hervorgekrochen, senkte ihr Köpfchen in die Milch und ass auch von dem Brote mit. Als aber die Mutter das gute Tier tötete, verlor das Kind seine schönen roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing der Totenvogel an zu schreien, das Rotkehlchen sammelte Zweiglein und Blättlein

Digitized by Google

zu einem Todenkranze, und das Kind lag auf der Bahre (K. H. M. Nr. 105). Cäsarius von Heisterbach berichtet eine der Sage vom Binger Mäuseturme völlig gleiche Erzählung: Zu St. Gereon in Köln liegt ein Wucherer bestattet, dem das den Armen vorenthaltene Almosen sich in lauter Kröten verwandelte. Als ihm der Beichtvater auftrug, sich nackt in die Kiste zu legen, ward er bis auf die Gebeine aufgezehrt. Seitdem aber kam keine Kröte mehr über die Schwelle. Ursprünglich sind es die Seelen der betrogenen Armen, die den Geizhalz zu Tode quälen.

Ein Knecht und ein Mädchen in Schleswig-Holstein sahen beim Heuen eine dicke Kröte vorüberschleichen. Er nahm die Heugabel und bedrohte das Tier, sie aber bat ihn um ihr Leben. Am andern Morgen kam ihnen Botschaft zu, sie sollten sich bei einem gewissen Berge (dem Seelenheim) einfinden und Gevatter stehen. Der Knecht musste das Kind über die Taufe halten und sah dabei zufällig in die Höhe: gerade über ihm hing ein Mühlstein an seidenem Faden. Da belehrte ihn der Führer, ein Zwerg, nun werde er wissen, wie es gestern seiner Frau zu Mute gewesen sei: sie sei die Kröte gewesen. Die Hauskröte, Unke, auch Muhme genannt, wohnt im Hauskeller und hält die hier verwahrten Lebensmittel in gutem Zustande. Dadurch kommt Wohlstand ins Haus, sie heisst daher auch Schatzkröte und wird daher als schützender Hausgeist mit Milch gefüttert.

Dieselbe Sage, die von König Guntram erzählt wird, kehrt bei einem Landsknechte wieder: nur ist es ein klein, weiss Tierlein, gleich einem Wiesel, das aus dem offenen Munde des Schlafenden herauskriecht; „die Landsknechte konnten erkennen, dass, was sie mit den Augen gesehen, ihm wirklich im Traume vorgeschwebt hätte“ (D. S. Nr. 455). In einer hessischen Sage ist die Gestalt der ausfahrenden Seele gleichfalls ein weisses Wiesel; in einer niedersächsischen schwebt die Seele als schattenhafte Maus umher. In Thüringen bei Saalfeld auf einem vornehmen Edelsitze zu Wirbach hat sich anfangs des 17. Jahrhunderts folgendes begeben: Das Gesinde schälte Obst in der Stube, einer Magd kam der

Digitized by Google

Schlaf an, sie ging von den andern weg und legte sich abseits, doch nicht weit davon, auf eine Bank nieder, um zu ruhen. Wie sie eine Weile still gelegen, kroch ihr zum offenen Maule heraus ein rotes Mäuselein. Die Leute sahen es meistenteils und zeigten es sich untereinander. Das Mäuslein lief eilig nach dem gerade geklefften Fenster, schlich hinaus und blieb eine Zeitlang aus. Dadurch wurde eine vorwitzige Zofe neugierig gemacht, so sehr es ihr die anderen verboten, ging hin zu der entseelten Magd, rüttelte und schüttelte an ihr, bewegte sie auch an eine andere Stelle etwas fürder, ging dann wieder davon. Bald danach kam das Mäuslein wieder, lief nach der vorigen bekannten Stelle, da es aus der Magd Maul gekrochen war, lief hin und her und wie es nicht ankommen konnte, noch sich zurecht finden, verschwand es. Die Magd aber war tot und blieb „mausetot". Jene Vorwitzige bereute es vergebens. Im übrigen war auf demselben Hof ein Knecht vorhermals oft von der Trud gedrückt worden und konnte keinen Frieden haben, dies hörte mit dem Tode der Magd auf (D. S. Nr. 247).

Ein Mädchen, das viel unter dem Alpdruck zu leiden hatte, beschloss, den Gegenstand zu fangen, der sie immer quälte. Sie legte sich daher jede Nacht so hin, dass sie die Hände über den Kopf zusammen hatte; ihre Mutter hielt im Nebenzimmer Wache. Als sie ihre Tochter ächzen hörte, ging sie mit einem Lichte in ihr Zimmer; das Mädchen, von dem Lichte erschreckt, liess die Hände niedersinken und griff in der Gegend der Herzgrube ein kleines Tier. Ohne es zu besehen, steckte sie es in einen Strumpf und verschloss diesen. Bald darauf erfuhr sie, dass ihr Bräutigam gestorben wäre. In der Kirche während der Leichenrede, wo der offene Sarg stand, zog sie zufällig den Strumpf aus der Tasche, den sie aus Versehen eingesteckt hatte, und aus demselben sprang eine weisse Maus; die lief hurtig in den Mund des Toten, und dieser wurde wieder lebendig. — Nach alemannischem Aberglauben muss man, wenn ein Kind mit offenem Munde schläft, ihn schliessen, sonst möchte die Seele in Gestalt einer weissen Maus entschlüpfen. Jedem steht der Tod bevor, der

Digitized by Google

von weissen Mäusen träumt; lässt sich eine weisse Maus im Wohnhause blicken, kündet sie hier einen Sterbefall an. Den Mäusen pfeifen, heisst den Seelen ein Zeichen geben, um von ihnen abgeholt zu werden. — Wie die alte Sage von König Guntram hat eine Sage aus Pommern den Zusammenhang der Seele mit dem Schatz bewahrt. Zwei Freunde hatten sich unter einem Wachholderstrauche ins Gras gelegt, und der eine war bald eingeschlafen. Da sah der andere, wie aus dem weitgeöffneten Munde seines Gefährten ein Mäuschen schlüpfte, das gerade auf den Wachholderstrauch zusteuerte und im Busche verschwand. Nach geraumer Zeit kam das Mäuschen wieder zum Vorschein, eilte zurück und tauchte im Munde des noch immer Schlafenden unter. Da erwachte der Schläfer und erzählte, er hätte einen merkwürdigen Traum gehabt. Es sei ihm während des Schlafes eine Maus aus dem Munde gekommen, sei nach dem nahen Busche gegangen und habe dort wenige Fuss unter der Erde einen grossen irdenen Topf voller Geld gefunden. Die Freunde holten einen Spaten herbei, stiessen auf einen harten Gegenstand und erblickten nach wenigen Stichen einen Topf, der mit lauter blankem Gold- und Silbergeld gefüllt war. Es ist derselbe Typus wie in der fränkischen Sage, nur ins Moderne übersetzt.

In der Sage vom Binger Mäuseturme sind die Mäuse, die Tag und Nacht über Bischof Hatto laufen und an ihm zehren, die durch den Rhein schwimmen, den Turm erklimmen und den Bischof lebendig auffressen, die Seelen der verbrannten armen Leute (D. S. Nr. 241). Die Sage ist über die ganze germanische Welt verbreitet, wird zuerst bei Thietmar von Merseburg (Anfang des 11. Jhd.) erwähnt und ist im 14. Jahrhundert an Bischof Hatto und den Binger Wasserturm geknüpft. Andere Erklärer denken an den uralten Brauch, bei eintretendem öffentlichem Unglück (z. B. Hungersnot durch Mäusefrass) die Götter durch Opferung der Landeshäupter vermittelst Hängens zu versöhnen, oder an eine aus dem Orient eingeschleppte Hautkrankheit: die Wunden, die sich bildeten, wurden im Volksmunde als Mäusefrass erklärt, weil

Digitized by Google

sie so aussahen. Der Rattenfänger von Hameln lockt durch sein zauberisches Pfeifen die als Ratten vorgestellten Kinderseelen hinter sich her und verschwindet mit ihnen im nahen Koppenberge (D. S. Nr. 244). Spätere Zeit hat statt der Seelen in Tiergestalt die Kinder selbst zum zweiten Male eingesetzt und ein neues Motiv, das der Undankbarkeit der Bürger und der Rache des Pfeifers, dazu erfunden. Das Pfeifen des Seelenfängers kann auf den Wind Bezug haben, in dem die Seelen dahin fahren; möglich ist aber auch, dass seit dem 14. Jahrhundert die dramatischen und bildlichen Darstellungen von Totentänzen eingewirkt haben, bei denen der musizierende Tod den ihm verfallenen Menschen voraustanzt. Der geschichtliche Auszug der Bürger von Hameln zu einer unglücklichen Schlacht ist mit dem mythischen Zuge der Seelen zusammengeschmolzen, die ein dämonischer Spielmann in sein Totenreich, den Berg, lockt.

Auch Hexen nehmen daher Mausgestalt an. Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, war durch die allgemeine Anschauungsweise seiner Zeit zu dem Glauben verleitet, er selbst habe bei einer besessenen Weibsperson den Teufel in Gestalt einer Maus unter der Haut hin und her laufen sehen. In der Walpurgisnacht sagt Mephistopheles zu Faust:

Was lässest du das schöne Mädchen fahren,
Das dir zum Tanz so lieblich sang?

und Faust erwidert:

Ach! mitten im Gesange sprang
Ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde.

War einmal der Gedanke der Verwandlung einer Seele in ein Tier geläufig geworden, so konnte diese Vorstellung bald auf alle Tiere und selbst auf Bäume und Blumen ausgedehnt werden. Da es im Grunde überall dieselbe Vorstellung ist, kann sich die Darstellung auf einige alte und besonders merkwürdige Beispiele beschränken.

In Thüringen und im Voigtlande sind die den Herd bewohnenden Heimchen Kinderseelen; Heimchen ist eine Ableitung von Heim und bedeutet Hausbewohner. Man nimmt an, dass das todweissagende Heimchen als Hainemännchen oder Hainchen

Digitized by Google

für Claudius den Anstoss gegeben habe, den Namen der Verkleinerungsform zu entkleiden und seinen Freund Hain daraus zu bilden (s. u. Wodan Henno). Lärmen sie im Hause, so stirbt bald jemand; aber sie bringen auch Glück und Reichtum. Die Totengöttin Perchta ist von Heimchen, den Seelen der Gestorbenen, umgeben.

Auch als Katze erscheint die Seele in der Volkssage (D. S. Nr. 249).

Wegen ihres schnellen Entschwindens wird die Seele geflügelt, als Vogel oder Insekt gedacht. Althochdeutsche Glossen kennen den durch seinen schauerlichen Ruf einen nahen Sterbefall ankündigenden Vogel, der gern auf Friedhöfen weilt, die wilde Holztaube, (got. hraiwadubo Leichentaube) und die Eule. Hölzerne Tauben, auf Stangen gesteckt, die, wenn einer in der Fremde gestorben war, nach jener Richtung hin Kopf und Schnabel drehten, wo der Tote begraben lag, errichteten die Langobarden auf ihrem Grabfelde ausserhalb der Stadt Ticinum (Pls. Diac. 5, 34). Aschenbrödel pflanzt ein Reis auf der Mutter Grab, netzt es mit ihren Thränen, bis es ein schöner Baum ward, geht alle Tage dahin, weint und betet; und allemal kommt ein weisses Vöglein auf den Baum und wirft herab, was sie gewünscht hat (K. H. M. Nr. 21). Nicht der Baum beschenkt, sondern die ihn bewohnende Seele der verstorbenen Mutter; mit dem Vogel lässt sich die Seele der Mutter auf das Bäumchen des Grabes nieder; sie kündet auch dem Königssohn an, wer die rechte Braut ist. „Ein Vogel heisst Caradrius (Brachvogel); mit ihm kann man erfahren, ob ein Kranker sterben oder genesen wird. Wenn er sterben wird, kehrt sich der Caradrius von ihm; wenn er aber genesen wird, kehrt sich der Vogel zu dem Manne und nimmt des Mannes Unkraft an sich“ (ahd. Physiologus). Ahd. holzrûna, holzmuoja, holzfrowe bedeuten weibliche Waldgespenster; holzmuoja (got. mawi Mädchen), übersetzt aber auch in ahd. Glossen die Eule (holzmowa), die als Unheil und Tod verkündender Vogel auch holzrûna hiess. Wenn ausdrücklich dabei von ihrer einer alten Frau ähnlichen Stimme die Rede ist, so

Digitized by Google

weist das auf einen volkstümlichen Namen wie „Klagemuhme, Klagemutter“ oder bloss „Wehklage“ hin. Lässt sich die „Klagemutter“ abends sehen, so muss sterben, wer sie angreift. Die „Klage“ erscheint als ein den Tod vorhersagendes Gespenst; am Lechrain führen Eule und Käuzchen den Namen Holzweibl. Das bewegte abergläubische Gemüt glaubt bei ihrem Geschrei die Worte zu hören: Komm mit! geh mit! Das Käuzchen setzt sich wochenlang vor des Kranken Fenster und ruft klagend „komm mit“, bis dem Sterbenden der letzte Atem ausgegangen ist. In Braunschweig geht das „Klageweib“ nächtlicherweile in Sturm und Regen auf den Wiesen um, ist in Linnen gehüllt und hat glüe Augen; schwebt es mit klagender Stimme über ein Bauernhaus weg, so stirbt dort bald ein Insasse. Die Klagemutter, die auch als Eule erscheint, ist also die das Haus beschützende Ahnfrau, darum wird sie im Münchener Nachtsegen beschworen: „Klagemutter, gedenke mein zum Guten!“ Darum fliegt auch die Eule dem wütenden Heere vorauf; in Schwaben und Thüringen heisst sie Tutosel, Tuturschel, am Harz Ursula (D. S. Nr. 311), in Tirol Vogel vom Röschner (= Fuhrmann, Rossknecht); ihre Zugehörigkeit zur wilden Jagd ist also augenscheinlich. Im Märchen vom Machandelboom (K. H. M. Nr. 47) wird das von der Stiefmutter ermordete und verscharrte Kind in einen Vogel verwandelt, und Gretchen singt:

Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
Da ward ich ein schönes Waldvögelein.

Der Storch hiess ahd. odebëro, mhd. odebar; das Wort wird als der Seelenbringer erklärt (ahd. atum, nhd. Odem) oder als der Glücksbringer (ahd. ôt, Glück, Reichtum). Ein sehr alter Aberglaube, der schon von Gervasius von Tilbury (3, 73) erwähnt wird, ist der, dass die Störche nur bei uns in Vogelgestalt leben, in den fernen Gegenden aber, nach denen sie im Herbste abziehen, Menschen sind, die sich alle Jahre auf einige Zeit in Menschen verwandeln. Dieser Glaube herrscht noch jetzt in Ostpreussen, Westfalen und in den Niederlanden. Fast allgemeiner Kinderglaube ist, dass

Digitized by Google

der Storch die kleinen Brüder und Schwestern bringt; er holt sie mit seinem langen Schnabel aus dem Wasser, dem Aufenthaltsorte der Seelen, und trägt sie den Menschen zu. Auf Rügen muss das Geschäft des Kinderbringens gewöhnlich der Schwan verrichten.

Auch in Gestalt einer Biene zieht die Seele des Menschen aus und kehrt wieder zurück. Im Unter-Engadin sahen heimkehrende Burschen ein altes Weib am Wege liegen, mit dem Gesichte starr gegen die Erde gerichtet, nahmen's für tot und trugen's ins nächste Haus. Alsbald flog hier ein Bienlein summend im Zimmer herum und schliesslich jener Erstarrten in den offen stehenden Mund. Die Anwesenden waren nicht wenig erstaunt, als das Weib sogleich sich aufrichtete und in unzufriedenem Tone zu verstehen gab, man möchte sie künftighin an ihrem Orte liegen lassen. Noch 1479 wurden die Insekten vom Bischof nach Bern vor Gericht geladen, und es wurde ihnen ein Advokat gestellt. Als die Beklagten nicht erschienen, wurden sie dazu verurteilt, bei Strafe der Exkommunikation das Land zu räumen; sie wurden also wie Menschen behandelt. In Tirol sagt man für „Du hast damals noch nicht gelebt" „du bist noch mit den Mücken herumgeflogen". Die älteste Erzählung dieser Art stammt aus dem 8. Jhd. (Pls. Diac. 6, 6. D. S. Nr 404).

Als der Lombardenkönig Cunibert mit seinem Stallmeister Rat pflog, wie er Aldo und Grauso umbringen möchte, siehe da sass an dem Fenster, vor dem sie standen, eine grosse Schmeissfliege. Cunibert nahm sein Messer und hieb nach ihr; aber er traf nicht recht, und schnitt ihr bloss einen Fuss ab. Die Fliege flog fort. Aldo und Grauso, nichts ahnend von dem bösen Ratschlag, der gegen sie geschmiedet worden war, wollten eben in die königliche Burg gehen, und nahe bei der Romanuskirche kam ihnen entgegen ein Hinkender, dem ein Fuss abgehauen war, und sprach: „gehet nicht zu König Cunibert, sonst werdet ihr umgebracht." Erschrocken flohen sie in die Kirche und bargen sich hinter dem Altar. Da warf Cunibert Verdacht auf seinen Stallmeister, er möchte den Anschlag verraten haben; der antwortete: „mein Herr

Digitized by Google

und König, wie vermag ich das, der ich nicht aus deinen Augen gewichen bin, seit wir das ratschlagten." Der König sandte nach Aldo und Grauso, und liess fragen: „aus was Ursache sie zu dem heiligen Ort geflüchtet wären?" Sie versetzten: „weil uns gesagt worden ist, der König wolle uns umbringen." Und von neuem sandte der König und liess sagen: „wer ihnen das gesagt hätte?" Da erzählten jene, wie es sich zugetragen hatte. Da erkannte der König, dass die Fliege, der er das Bein abgehauen, ein böser Geist gewesen war und seinen geheimen Anschlag hernach verraten hatte. Er gab dem Aldo und Grauso darauf sein Wort, dass sie aus der Kirche gehen könnten, und ihre Schuld verziehen sein sollte und zählte sie von der Zeit an unter seine getreuen Diener.

Ausserordentlich weit verbreitet ist der Glaube, dass die Seele, die immer bereit ist, fortzufliegen und in einen anderen Körper zu fahren, sich in einen Schmetterling verwandele. Aber während er uns als holder Frühlingsbote lieb und willkommen ist und als ein Sinnbild der Fortdauer nach dem Tode erscheint, war es alter Volksglaube, dass Hexen und andere seelische Wesen die Gestalt von Schmetterlingen annehmen und in dieser Verhüllung einem ihrer Hauptgeschäfte, dem Verderben der Milch- und Buttervorräte nachgehen. Schmetterling ist vielleicht abgeleitet von nhd. Schmetten, Milchrahm, weswegen er auch Schmantlecker heisst. Auch seine anderen Namen stehen mit Milch, Butter, Molke in Beziehung. Er heisst Molkentöver (Molkenzauberer), Molkendieb, Milchdieb, Butterlecker; wegen seiner angeblichen Leidenschaft, die Milch aus den Eutern der Kühe zu ziehen oder von der Butter zu naschen, hat er auch den Namen Buttervogel, Butterfliege, wenn man auch später den Namen besonders auf die gewöhnliche gelbe Art (Citronenfalter) beziehen mochte. Ein feindliches Wesen dieser Art meint der Züricher Segen gegen Verzauberung des Hausviehes; sobald sein Name genannt ist, wird es wie der Alp unschädlich:

„*Wohlan, Wicht, dass du weisst, dass du Wicht heissest: dass du weder weisst noch kannst aussprechen Kuhbezauberung*". Der Schmetterling heisst auch Ketelböter, Kesselheizer, weil

Digitized by Google

er als nächtliches Wesen das unter dem siedenden Kessel brennende Feuer scheut. Schon im 6. Jhd. wird den suevischen Bauern in Asturien verboten, den Motten und Mäusen an einem bestimmten Tage Zeug und Brot auszusetzen, um sie für das ganze Jahr abzuspeisen. In Niedersachsen und am Niederrhein wird im Frühjahr das Gehöft dreimal umschritten, mit hölzernen Hämmern an die Pfosten geklopft und der Sommervogel, Süntevügel (geschwinder Vogel?) oder Sullevogel (der an der Schwelle sitzende Vogel), d. i. der Schmetterling unter Hersagen eines altertümlichen, abwehrenden Spruches, nebst den Schlangen und Molchen vertrieben. Die Schmetterlinge erscheinen als Verkörperungen der feindlichen Geister, die sich im Winter in Haus und Hof eingenistet haben und nun bei beginnendem Frühjahr in feierlicher Weise verjagt werden. Der Landmann sieht in ihnen verwandelte, milchstehlende Hexen, und unterbliebe der Brauch, so würden sich im Sommer die Molkentöwener bei den Milchnäpfen versammeln und das Haus würde von allem Ungeziefer geplagt werden. Ein volkstümlicher Ausdruck für die ganz kleinen Schmetterlinge ist endlich Hechsen oder Eulchen. Wenn diese kleinen fliegenartigen Nachtschmetterlinge am Hausthor sitzen, sollen sie die Zahl der im Hause Verstorbenen erkennen lassen. Der erste weisse Schmetterling, den man im Frühjahr trifft, bringt Leid, er heisst in der Lausitz das Todsehen, und viele weisse Schmetterlinge auf einmal verkünden Teuerung und Seuche.

Auch Pflanzen und Bäume sind der Wohnsitz der dem Menschenleibe entrückten Seelen (S. 23). Die Seelen Liebender oder unschuldig Gemordeter wandeln sich in weisse Lilien und andere Blumen, die aus dem Grabe oder aus dem hinströmenden Blute hervorspriessen. Aus dem Munde eines in der Schlacht gefallenen Königs wuchs eine stattliche Eiche hervor. König Marke lässt das treue Liebespaar Tristan und Isolde in zwei Särgen bestatten,

> Doch eine Rose, einen Reben
> Sah man sich aus den Gräsern heben
> Und innig sich verschlingen.

Digitized by Google

Aus dem Grabe eines Erschlagenen erwuchs ein Rohrstengel; den schnitt ein Schäfer ab und machte eine Flöte. Aber wie er darauf blies, sang sie: O Schäfer fein, o Schäfer fein, du bläst auf meinem Beinelein, und so kam der Mord an den Tag (vgl. K. H. M. Nr. 28).

Harte Strafen waren den Baumschälern angedroht, denn der Wipfel stellte den Kopf, die deckende Rinde die Haut, der umwickelnde Bast die Eingeweide des Baumes, als eines beseelten, menschenartig empfindenden Wesens dar. Der frevelnde Mensch musste mit dem entsprechenden Teile seines Körpers gut machen, was er an jenem gesündigt hatte. Heilige Bäume und andere Pflanzen bluten bei Verletzungen, als wären sie leibhafte Menschen. Walther Tell (III, 3) fragt seinen Vater, ob es wahr sei, dass die Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führt mit der Axt und dass dem Frevler die Hand zum Grabe herauswachse. Allgemein herrscht der Glaube, dass der Hieb in den Baum und in den Leib des Ruchlosen zugleich gehe; ja, dass die Wunde am Leibe nicht eher heile, als der Hieb am Baume vernarbe. Umgekehrt können Gebrechen des Menschen durch den Baum ausgeglichen werden. Schon im 7. Jhd. eifert Eligius gegen den Brauch, durch einen hohlen Baum zu kriechen oder Tiere zu treiben. So zieht man noch heute ein krankes Kind durch ein Weidenstämmchen und verbindet den Spalt wieder; sobald er verwächst, wird das Kind gesund. Für den so Geheilten ist es fortan gefahrvoll, wenn der mit ihm in Sympathie gebrachte Baum abgehauen wird; sein Leben geht mit dem des Baumes zu Grunde. Stirbt der Mensch zuerst, so geht sein Geist in jenen Baum über, und wird der letztere nach Jahren zum Schiffsbau benützt, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann, d. h. der Kobold oder Schutzgeist des Schiffes und der Schiffsmannschaft. Ist die Seele des Verstorbenen in den Baum übergegangen und hat sie ihn gleichsam mit menschlichem Leben erfüllt, sodass Blut in seinem Geäder umläuft, so lässt sie sich zugleich aber noch ausserhalb des Baumes, in dessen Nähe, als Schatten in Tier- oder Menschengestalt sehen. Ihr

Digitized by Google

Anschauen verursacht Krankheiten und Plagen, wie der unverhüllte Anblick von Geistern stets Gefahr bringt. Wird sie durch Vernichtung des Baumes frei, so vereinigt sie sich mit dem Winde und tobt in der wilden Jagd daher. Darum nimmt der Schutzgeist des Einzelnen wie der ganzer Geschlechter in einem Baume Wohnung. Dem jungen Paare werden bei der Hochzeit grüne Bäume vorangetragen, und ein grüner Baum prangt auf dem Wagen, der die Aussteuer der Braut in die neue Heimat führt: es ist der Schicksals- oder Lebensbaum der jungen Leute, der aus dem heimatlichen Boden verpflanzt künftig auch in dem neuen Wohnsitze grünen, wachsen und Früchte bringen soll. Der Fortreisende verknüpft sein Leben sympathetisch mit einer daheimbleibenden Pflanze. Im Märchen von den zwei Brüdern (K. H. M. Nr. 60) stösst der fortziehende sein Messer in den Baum vor der Thür des Vaterhauses: solange es nicht roste, sei das ein Zeichen, dass er selbst gesund sei wie der Baum. Im Märchen von den Goldkindern (K. H. M. Nr. 85) lassen die beiden Jünglinge, als sie ausziehen, um die Welt zu sehen, ihrem Vater ihre beiden Goldlilien zurück: an ihnen kannst du sehen, wie es uns ergeht; wenn sie frisch sind, befinden wir uns wohl; wenn sie welken, sind wir krank; wenn sie abfallen, sind wir tot.

Wiederholt war die Rede davon, dass die Seele, die den Körper verlassen und Tiergestalt angenommen hat, die Zukunft kennt. Noch heute glaubt man z. B., dass der Hund besonders den Tod wittert, den Leichenzug sieht und durch sein Heulen bevorstehendes Unglück des Hauses anzeigt. Wenn das Pferd die Mähne sträubt und ängstlich thut, sieht es einen Leichenzug. Ein über den Weg laufender Hase oder eine Katze bedeutet Unglück, eine begegnende Schafherde Glück. Wenn Fledermäuse um ein Haus fliegen, so stirbt jemand darin. Wenn eine Elster schreit, verkündet sie Zank und Streit; setzt sie sich auf ein Haus, so stirbt jemand, ebenso, wenn sie quer über das Dorf fliegt. Wenn der Hahn in ein Haus hineinkräht, zeigt dies einen Todesfall an; wenn er stirbt, stirbt auch bald der Hausvater. Wilde Tauben, die ein Haus umfliegen, bedeuten Unglück oder Tod.

Digitized by Google

Wenn man den Kuckuck zum erstenmale im Frühjahr hört, so giebt die Zahl seiner Töne die Jahre an, die man noch zu leben hat; setzt er sich auf das Dach eines Kranken, stirbt dieser. Zirpen die Heimchen in der Stube, so stirbt jemand. Ein alter Zug in den Märchen ist, dass die Tiere, besonders die Vögel sprechen und die Zukunft vorauswissen. Fast unübersehbar ist die Reihe der hierher gehörenden abergläubischen Vorstellungen. Aber das Volk weiss nicht mehr, dass die Seele des Verstorbenen, die in Tiergestalt erscheint, Glück und Unglück bringen kann, sondern schreibt den Tieren selbst den Einfluss auf den Menschen zu.

Der Glaube, dass sich gewisse Menschen durch natürliche Begabung oder durch magische Künste auf eine Zeitlang in wilde Raubtiere verwandeln können, ist über die ganze Welt verbreitet. Der Werwolf, das uralte Geschöpf westarischer Phantasie, lebt bis auf den heutigen Tag im europäischen Volksglauben fort. Es ist dieselbe Vorstellung, die wir bei den Naturvölkern Asiens und Afrikas vorfinden, nur dass hier statt des Wolfes das Raubtier ihrer Heimat, meist der Tiger oder die Hyäne eingesetzt ist. Mit dem Glauben, dass eine Seele nur vorübergehend den Menschen verlässt, um in der Zwischenzeit in einem Tiere ihren Sitz zu nehmen, und mit der Meinung, dass die Menschen nicht eingestaltig sind, sondern in Tiere verwandelt werden können, scheint eine Art Geisteskrankheit, die Lykanthropie zusammen zu hängen. Der von dieser wahnsinnigen Täuschung Ergriffene wähnt sich zum Wolf verwandelt, ahmt tierische Bewegungen und Laute nach und fällt mordsüchtig lebende Wesen an.

Auf germanischem Boden ist das älteste Zeugnis die Verwandlung Siegmunds und Sintarfizzilos (s. u. Wodan). Doch erheben sich gewichtige Zweifel, ob die Sage in dieser Form germanisch ist. Ein nicht mehr verstandener Naturmythus vom Anbruch des Tages scheint mit der alten Rechtsvorstellung von den geächteten Waldbewohnern zusammengeworfen, und endlich durch Züge des volkstümlichen Werwolfsglaubens entstellt zu sein.

Digitized by Google

Altgerm. werowulfo, ags. werewulf, engl. werewolf bedeutet Mannwolf; wer, got. wair, ahd., as., ags. wer, skr. vîras, lat. vir heisst Mann und ist noch erhalten in Wergeld, und verborgen in Welt (ahd. wëralt, mhd. werlt); der Werwolf ist ein in Wolfsgestalt gespenstisch umgehender Mann. Die neueste Erklärung „Kleidwolf, Wolf, der es erst durch sein Gewand geworden ist" (ahd. wariwulf, got. wasjan. as. werian, kleiden) ist nicht haltbar. Bonifatius verbietet, an Hexen und Wölfe zu glauben, die nur in der Einbildung leben. Bei Burchard von Worms heisst es von den Schicksalsgöttinnen, dass man glaube, sie könnten einen Menschen zu dem bestimmen, was sie wollten, dass nämlich ein solcher sich nach Belieben in einen Wolf verwandeln könne, was die Thorheit der Menge Werwolf nennt, oder in irgend eine andere Gestalt. Gervasius von Tilbury sagt: wir haben oft Menschen sich in Wölfe verwandeln sehen, welche Menschen die Gallier „gerulfi" nennen, die Angeln aber „werewolf"; denn were bedeutet auf englisch einen Mann, ulf den Wolf; er giebt also bereits eine Erklärung des Namens, und diese älteste Deutung wird auch die richtige sein. In den Gesetzen König Knuts (11. Jhd., Nr. 26) wird den Priestern befohlen, die Herde vor dem Werwolf (gemeint ist der Teufel) zu hüten.

Ein Mann, der aus seinem Erbe vertrieben war, irrte in den Wäldern umher, und wurde aus Verzweiflung zum Wolf, verschlang Kinder und beschädigte auch Alte. Endlich wurde ihm einmal von einem Zimmermanne ein Fuss abgehackt, und sofort bekam er seine menschliche Gestalt wieder. Er versichert darauf öffentlich, dass ihm der Verlust des Fusses vom grössten Heile sei, da ihn derselbe vom irdischen Elend und den jenseitigen Folgen seiner Tierverwandlung befreit habe (Gerv. v. Tilb.) Im Jahre 1589 gestand ein Mann aus der Nähe von Köln, zwanzig Jahre lang eine teuflische Buhle gehabt zu haben, diese habe ihm einen Gürtel geschenkt, durch den er zum Wolf geworden sei; in dieser Gestalt habe er fünfzehn Knaben, zwei Weiber und einen Mann gewürgt, jedoch nur das Gehirn von ihnen gegessen. Ein Schäfer wurde von einem Wolfe angefallen und hieb ihm

Digitized by Google

mit dem Beil in die Hüften Darauf fand er im nächsten Busch ein Weib aus dem Dorfe, das ihm spinnefeind war, wie sie mit den Fetzen ihres Rockes eine starkblutende Wunde stillen wollte. Die Hexe wurde verbrannt (D. S. N. 213) — Einem Bauer in Niederselk begegnete auf dem Felde eine alte Wölfin, die sprang immer auf sein Pferd zu, um es am Halse zu packen. Da kam dem Bauer ihre Stimme bekannt vor und er rief: „Büst du dat, min olle Möhm, odder büst du dat nich?“ Da stand seine eigene alte Mutter in leibhaftiger Gestalt vor ihm und konnte kein Glied rühren. Der Bauer hob sie auf seinen Wagen und brachte sie nach Hause. Es dauerte aber nicht lange, so starb sie.

Noch in unseren Tagen sind Sagen vom Werwolf, besonders im Norden und Nordosten Deutschlands, lebendig. Der Gestaltenwechsel ist in naiv sinnlicher Art gedacht als das Hineinschlüpfen in eine andere Hülle, oder die Menschen legen einen Gürtel aus Wolfsfell an und werden zu diesen Tieren mit deren wilden Eigenschaften. Die Verwandlung dauert gewöhnlich neun Tage, die mythische alte Zeitfrist. Wirft man am zehnten Tage Eisen oder Stahl über einen Werwolf, so wird er in seine nackte Menschennatur zurückgewandelt. Er wird auch wieder zum nackten Menschen, wenn man ihn dreimal bei seinem Namen ruft. Diesen Glauben berührt auch Goethes Zigeunerlied in der Bühnenbearbeitung des Götz (5. Aufzug).

Man erkennt einen Menschen, der ein Werwolf ist, daran, dass er Fasern zwischen den Zähnen hat (diese rühren von den zerrissenen Kleidern her) oder an den zusammengewachsenen Augenbrauen, oder er hat am Kreuz ein Wolfsschwänzchen oder auf dem Kopfe zwei Wirbel. Die Werwölfe hausen in den Zwölften; man darf in dieser Zeit den Wolf nicht mit seinem Namen nennen, sondern nur „das Gewürm oder Ungeziefer“, sonst wird man von Werwölfen zerrissen. Ein Bauer soll einmal sogar seinen Pfarrer, der Wolf hiess, in dieser Zeit „Herr Ungeziefer“ angeredet haben.

Eine Abart des Werwolfs ist der Böxenwolf; das ist ein Mensch, der mit dem Teufel im Bunde steht und durch

Digitized by Google

Umschnallen eines Gürtels ein riesenstarker Wolf wird, um andere Leute zu quälen. Besonders liebt er es, wie die Mare oder der Alp, dem Menschen auf den Rücken zu springen und sich eine Strecke weit tragen zu lassen. In Westfalen, Hessen und im Schaumburgischen giebt es kein Dorf, wo sich nicht jemand fände, dem dies schon begegnet sein soll. Der Name scheint auf das plattdeutsche böxen — Hosen — zurückzuführen und einen Wolf zu bezeichnen, der Hosen trägt, also einen männlichen Werwolf.

Nicht immer ist der Werwolf ein verwandelter lebender Mensch, sondern ein dem Grabe in Wolfsgestalt entstiegener Leichnam. Der Werwolf hat im Grabe keine Ruhe und erwacht wenige Tage nach der Bestattung. Dann wühlt er sich, nachdem er das Fleisch von den eigenen Händen und Füssen abgefressen hat, um Mitternacht aus dem Grabe hervor, fällt in die Herden und raubt das Vieh, oder steigt in die Häuser, legt sich zu den Schlafenden und saugt ihnen das warme Herzblut aus; nur eine kleine Bisswunde auf der linken Seite der Brust zeigt die Ursache ihres Todes an. In diesen Sagen ist deutlich die Vorstellung von der Verwandlungsfähigkeit der Seele mit dem unheimlichen Glauben an den blutsaugenden Alp verbunden.

3. Die Seele in Menschengestalt.

Die ursprüngliche Vorstellung, dass eine entkörperte Seele mit dem Schlafenden in Verkehr tritt, musste zu der Überzeugung führen, dass der Verstorbene in Menschengestalt wieder erscheinen könnte, um zu ermuntern oder zu quälen, zu warnen oder zu benachrichtigen, oder um die Erfüllung seiner eigenen Wünsche zu fordern. Ganz folgerichtig behauptete man, dass die Seelen oder Geister nur zuweilen und für manche Personen sichtbar wären, nicht immer und nicht für jeden. Fastenspeisen (Mehlspeisen und Fische) kannte bereits das deutsche Altertum. Die Sitte des religiösen Fastens ist nicht ein ausschliesslich durch das Christentum eingeführter Brauch, sondern Gemeingut aller Religionen. Man entzog sich die Nahrung, legte sich Bussen auf und

Digitized by Google

brachte sich durch allerhand Mittel in einen krankhaft überreizten Zustand, um sich den Anblick von gespenstischen Wesen zu verschaffen, um von ihnen geistige Kenntnisse oder weltliche Macht zu erhalten. Es ist bezeichnend, dass sich die Gabe des zweiten Gesichtes, durch die man den Tod eines Menschen nicht ahnt, sondern vor Augen sieht, auch bei Blödsinnigen und anderen Geistesgestörten zeigt.

Wenn man sich am Weihnachtsabend auf einen Kreuzweg stellt, so sieht man alle die vorüberziehen, die nächstens sterben werden; dabei sieht man zuweilen sich selbst. In Schlesien und Tirol kommt die Gabe des doppelten Gesichtes noch häufig vor; der Volksaberglaube wimmelt von den gewöhnlichen Erzählungen von Leichenzügen, Kirchen, Kreuzwegen und kopflosen Gespenstern. Manche können sich auch selbst im Sarge sehen, und wenn einer sich im Leichenzuge nicht sieht, so liegt er wahrscheinlich im Sarge und muss sterben. Wer einen Doppelgänger, d. h. sich selbst gewahrt, muss im Laufe eines Jahres sterben. Sonntagskinder dürfen nicht des Sonntags getauft werden, weil sie sonst Geister sehen, was meist als eine unglückliche Gabe gilt; sie sehen bei einem Sterbenden den Kampf des Teufels und des Engels um seine Seele; sie verstehen die Sprachen der Vögel, schauen die Zukunft und erfahren im Traume höhere Eingebungen.

Die Sprache selbst bestätigt den Zusammenhang von Seelenglauben und Traumleben. Ahd. troc, as. gidrog = dämonisches Wesen, wurde ursprünglich nur von Toten gebraucht, die im Traume erschienen; das Wort Traum hatte anfangs nur die Bedeutung Totentraum. Zu Grunde liegt die idg. Wurzel dhreugh „schädigen"; der Draug (urgerm. draugaz) ist also das Unheil stiftende Wesen. Der Zustand aber, in dem die Seele von den Unholden heimgesucht wurde, hiess urgerm. draugwmós „Traum". Später überwiegt mhd. gespenste (ahd. gispanst) „Verlockung, teuflisches Trugbild", ein Verbalabstraktum zu spanan „locken". Die ursprüngliche Konstruktion des Verbums „träumen" zeigt noch deutlich den Glauben an die Wirklichkeit der Traumwelt: Die Person, von der nach unserer Anschauungsweise geträumt

Digitized by Google

wird, galt im Altertum als die erzeugende Ursache des Traumes; man sagte nicht bloss unpersönlich „mich träumte", sondern „der Mann hat mich geträumt": offenbar wird das Traumbild noch als ruhestörende, beängstigende Erscheinung gedacht. Schon im ahd. wurde die Passivität des Traumzustandes minder lebhaft empfunden: es hiess „mir troumte"; und als endlich das aufgeklärte Bewusstsein die völlige Subjektivität der Traumerscheinungen erkannte, sagte man stolz: ich habe geträumt.

Um seiner vielen Sünden und der grossen Blutschuld ledig zu werden, lässt sich Wolfdietrich eine Nacht auf einer Totenbahre in die Klosterkirche tragen; der Abt befiehlt ihm, diese nicht zu verlassen, was auch geschehen möge. Da musste er mit allen denen kämpfen, die er je zu Tode schlug; wem er jemals etwas gethan hatte, der kam in feindlicher Absicht zu ihm. Es klang wie ein leeres Bett, wenn er auf sie einschlug; er kam von all den Toten, die er zu bekämpfen hatte, in grosse Not, und das Haar auf seinem Haupte ward ihm weiss wie Schnee. Auch seine besten Freunde und Verwandten, selbst seine Frau, wurden ihm vor Augen gebracht; nur mit Mühe konnte er an sich halten und auf seiner Bahre bleiben (D. X. 123—125).

Im allgemeinen gilt das Wiedererscheinen als ein Unglück oder eine Strafe, nicht nur unheimlich und störend für die Lebenden, sondern auch als Qual für die Toten. Sie erscheinen in menschlicher Gestalt, grau, schattenhaft schwebend, meist im Leichengewande. Selbstmörder haben im Grabe keine Ruhe; Meineidige, Scheidengänger (Grenzsteinverrücker), Geizige, Wucherer, Hartherzige, Ungetreue und die, die mit einer nicht gesühnten und nicht selbstbekannten Sünde gestorben sind, müssen als Spukgeister erscheinen. Ein vergrabener Schatz lässt dem Toten keine Ruhe, bis er gehoben ist. Eine unvollendete Arbeit, ein nicht erfülltes Versprechen treibt ihn auf die Oberwelt zurück. Ein Kind hat von der Mutter zwei Heller bekommen, um sie einem armen Manne zu geben, aber für sich behalten und in die Dielenritzen versteckt. Nach seinem Tode kommt es alle Mittage gegangen und sieht ängstlich nach den beiden Hellern, bis sie endlich

Digitized by Google

von den Eltern gefunden und den Armen gegeben werden (K. H. M. Nr. 154). Der Geist der toten Mutter kehrt wieder, um sich der vernachlässigten Kinder gegen die böse Stiefmutter anzunehmen; Mutterliebe ist stärker als der Tod (K. H. M. Nr. 11; 13). Aber es stört auch die Ruhe des Toten, wenn er zu viel beklagt und beweint wird. In der Sage vom Thränenkrüglein bittet das Kind die Mutter, vom Weinen abzustehen. Im Märchen kann das Kind vor den Thränen der Mutter im Sarge nicht einschlafen: das Totenhemdchen wird nicht trocken vor all den Thränen, die darauf fallen (K. H. M. Nr. 109).

Der sterbende Wolfhart beauftragt seinen Neffen Hildebrant, die Totenklage um ihn abzustellen (N. L. 2239):

„Und wollten meine Freunde im Tode mich beklagen,
Den nächsten und den besten sollt ihr von mir dann sagen,
Dass sie nicht um mich weinen, das thu nimmer Not."

Schon Tacitus sagt von unseren Vorfahren, dass sie Wehklagen und Weinen schnell, Schmerz und Thränen langsam aufgeben (Germ. 27).

Dem milden, versöhnenden Glauben, dass die Liebe auch die Pforten des Todes und der Hölle überwindet, steht die finstere, grausige Anschauung gegenüber, dass die Thränen der Braut, die über das Ableben des Geliebten in den Volksliedern meist unaufgeklärt ist, den Verstorbenen aus dem Grabe locken: er holt die Braut auf seinem Rosse und führt sie im gespenstischen Ritte in sein Totenreich. Das ist der volkstümliche Hintergrund von Bürgers Lenore.

„Das unentdeckte Land, von dess Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt" —

ist das Totenland, das Geisterreich. Hamlet selbst muss die Unrichtigkeit seiner Worte einsehen; der ermordete Vater besucht in vollem Stahl aufs Neue des Mondes Dämmerschein; aber als der Geist Morgenduft wittert, als der Hahn zu krähen beginnt, muss er zurück in sein Totenreich.

Mit dem Erwachen des Tages findet der von schweren Träumen Heimgesuchte Ruhe.

Auf derselben Vorstellung beruht das Verbot, nach der Heimat des Geistes zu fragen oder in seiner Gegenwart zu

Digitized by Google

fluchen; denn vor der Wirklichkeit zerfliesst der Traum, der den Toten wieder dem Lebenden beigesellte. Wiederum berühren sich Seelen- und Marenglaube. In Luthers Tischreden ist eine altertümliche Erzählung aufgezeichnet (D. S. Nr. 94): Ein Edelmann hatte ein schön jung Weib, die war ihm gestorben und auch begraben worden. Nicht lange danach, da liegt der Herr und der Knecht in einer Kammer beieinander, da kommt des Nachts die verstorbene Frau und lehnet sich über des Herren Bette, gleich als redete sie mit ihm. Da nun der Knecht sah, dass solches zweimal nach einander geschah, fragt er den Herrn, was es doch sei, dass alle Nacht ein Weibsbild in weissen Kleidern vor sein Bett komme, da saget er nein, er schlafe die ganze Nacht aus und sehe nichts. Als es nun wieder Nacht ward, giebt der Junker auch acht darauf und wachet im Bette, da kommt die Frau wieder vor das Bett, der Junker fraget; wer sie sei und was sie wolle? Sie antwortet: sie sei seine Hausfrau. Er spricht: „bist du doch gestorben und begraben!" Da antwortet sie: „ja, ich habe deines Fluchens halben und um deiner Sünden willen sterben müssen, willst du mich aber wieder zu dir haben, so will ich wieder deine Hausfrau werden." Er spricht: „ja, wenns nur sein könnte;" aber sie bedingt aus und vermahnet ihn, er dürfe nicht mehr fluchen, sonst würde sie bald wieder sterben; dieses sagt ihr der Mann zu, da blieb die verstorbene Frau bei ihm, regierte im Haus, ass und trank mit ihm und zeugte Kinder. Als aber der Edelmann sein Versprechen vergisst und flucht, verschwindet die Frau von Stund an und war mit ihr aus. Da sie nun nicht wiederkommt, gehen sie hinauf in die Kammer, zu sehen, wo die Frau bliebe. Da liegt ihr Rock, den sie angehabt, halb mit den Ärmeln in dem Kasten, das andere Teil aber heraussen, wie sich das Weib hatte in den Kasten gebückt, und war das Weib verschwunden und seit der Zeit nicht gesehen worden.

Wie die ahd. Glossen „necromantia = hellirûna" oder „dohot-(dôt) rûna, d. i. Höllenzauber, Totenzauber" und „mortiferi cantus seu spani, d. i. Lockung" zeigen, kannten die Deutschen Zaubergesänge, die den Toten aus dem Grabe zurückrufen

Digitized by Google

konnten, um die Zukunft zu offenbaren oder durch Zauber Böses zu wirken. Noch heute kann man durch Zauberkunst die Seelen der Toten beschwören und herbeirufen, dass sie sichtbar erscheinen oder hörbar antworten müssen. Der Kundige geht des Nachts auf den Kirchhof, ruft den jüngst beerdigten Toten und legt ihm Fragen vor, meist über geschehene Diebstähle und verborgene Schätze.

Umgekehrt kannte die Vorzeit ein mit Runenzauber verbundenes Totenlied, den *sisu* (Geflüster), das den Geist des Verstorbenen an der Rückkehr auf die Erde verhindern sollte. Diese leise mit gedämpfter Stimme gesungenen Zauberlieder, die den Geist des Toten bannen sollten, waren mit Tanz und Opfer verbunden und wurden teils bei der Leichenwache, teils bei der Bestattung selbst angewandt. Der Indiculus (Nr. 2) verbietet diese Totenlieder, dâdsisas. Eine Beichtfrage bei Burchard von Worms lautet: „Hast du an den Leichenwachen teilgenommen, wo die Leiber der Christen nach heidnischer Weise bewacht wurden? Hast du dort teuflische Gesänge gesungen, Tänze aufgeführt, die die Heiden auf Anstiften des Teufels erfunden haben, getrunken und deinen Mund zum Lachen verzerrt?“ Noch heute glaubt man, die plagenden Spukgeister bemeistern und in wüste Örter tragen und bannen zu können. Schon im 13. Jahrhundert zieht, wie noch heute, der Beschwörende einen Kreis auf dem Boden, steht selbst mitten im Kreise und zwingt die armen Seelen zum Erscheinen, um sie dann an einen sumpfigen Ort zu bringen (Münch. Nachtsegen). Das Ziehen des Kreises war ursprünglich eine rechtssymbolische Handlung. Der Schläfer denkt den Kreis um sich und sein Haus gezogen, zum Schutze vor dem nächtlichen, quälenden Gesindel.

Auch in Tiergestalt erscheint die Seele, die den Leib verlassen hat, dem Menschen im Traume und offenbart ihm die Zukunft Kriemhild träumt, ehe sie noch von Siegfried etwas vernommen hat, wie ein schöner, starker Falke, den sie gezogen, von zwei Aaren ergriffen wurde. Ihre Mutter Ute deutet dieses auf einen edlen Mann, den Kriemhild bald verlieren werde (N. L. 13 ff.).

Digitized by Google

In dem ältesten deutschen Romane, dem Ruodlieb (um 1030), sieht die Mutter des Helden im Traume zwei Eber und eine grosse Anzahl von Säuen mit ihren Hauern drohend auf Ruodlieb eindringen, doch er tötet sie alle. Dann sieht sie ihn auf einer hohen, breitwipfligen Linde sitzen, umgeben von den kampfbereiten Seinen. Da kommt eine schneeweisse Taube, d. h. die Seele der ihm bestimmten Königstochter, bringt im Schnabel eine kostbare, edelsteingeschmückte Krone und setzt sie Ruodlieb auf das Haupt. Obwohl die Mutter wusste, dass damit Ehre verkündigt wäre, fürchtete sie doch, da sie aufgewacht war, ehe der Traum zu Ende war, dass sie vor seiner Erfüllung sterben müsste (17, 85—128). Die Verkündigung des Geschickes im Traum ist ein beliebtes Motiv der mhd. Dichtung; oft ist es ein Engel, der dem Träumenden Befehle giebt, ihn warnt, an seine Pflicht erinnert und gutes Ende voraussagt. In ganz Deutschland finden sich noch heute auffallend übereinstimmende Traumdeutungen. Läuse und anderes Ungeziefer bedeuten Geld, ein Wagen mit Schimmeln, oder Schimmel überhaupt, weisse Mäuse bringen Tod. Leichen bedeuten eine Hochzeit, eine Hochzeit hingegen Leichen, und zwar sterben die, die man als Brautleute gesehen hat.

4. Der Aufenthaltsort der Seelen.

Nachdem die Seele oder der Geist beim Tode den Körper verlassen hat, hält er sich in der Nähe des Grabes auf, wandelt auf der Erde oder fliegt in der Luft umher oder zieht in das eigentliche Geisterreich. Unter den Boden, unter die Schwelle grub man den Toten ein, um dem Hause einen Schutzgeist zu sichern. Der beliebteste Sammelplatz der Seelen ist der Altar des Hauses, d. h. der Herd, die uralte Begräbnisstelle. Norddeutsche Bauern erinnern sich noch, dass an den Ufern des sumpfigen Drömling der Eintrittsort in das Land der abgeschiedenen Seelen war. Das Schauspiel der in die Unterwelt versinkenden Sonne rief den Glauben hervor, dass das Seelenheim im fernen Westen gelegen wäre. England, die Gegend des Sonnenunterganges, galt dem ger-

Digitized by Google

manischen Altertum als das Land der Toten. Procop, der Geschichtsschreiber des gotischen Krieges, hat im 6. Jahrhundert einen ausführlichen Bericht aufgezeichnet (IV, 20): An der Küste, die Britannien gegenüberliegt, befindet sich eine grosse Anzahl von Dörfern, deren Bewohner von Fischfang, Ackerbau und Schiffahrt nach Britannien leben. Sie sind den Franken unterthan, zahlen aber keinen Tribut, da sie von alters her die beschwerliche Pflicht haben, abwechselnd die Seelen der Verstorbenen überzusetzen. Vor Mitternacht merken sie, wie es an ihre Thüren klopft, und hören die Stimme eines Unsichtbaren, der sie an die Arbeit ruft. Sogleich stehen sie auf, ohne sich zu besinnen, und begeben sich an den Strand, durch eine unbekannte Gewalt angetrieben. Dort finden sie Kähne vor, zur Abfahrt bereit, aber ganz menschenleer. Es sind das nicht ihre eigenen, sondern fremde Fahrzeuge. Sie steigen hinein und greifen zu den Rudern. Dann fühlen sie, wie die Schiffe durch die Menge der Mitfahrenden so schwer belastet werden, dass sie bis an die Deckbalken und die Rudereinschnitte im Wasser liegen und kaum einen Finger breit daraus hervorragen; aber zu sehen ist niemand. In einer Stunde schon sind sie am anderen Ufer, während ihre eigenen Boote die Überfahrt nicht unter einer Nacht und einem Tage machen. Am jenseitigen Strande entleert sich das Schiff und wird so leicht, dass nur noch der Kiel die Wellen berührt. Sie sehen niemand auf der Reise, niemand bei der Landung, aber hören eine Stimme, die von jedem neu Ankommenden Namen, Stand und Herkunft ausruft; bei Frauen wird der Name dessen ausgerufen, dem sie im Leben angehörten. Bis im 13. Jahrhundert war die Erinnerung an ein britannisches Totenreich in Deutschland lebendig.

Deutsche Sagen wiederholen noch heute das Thema, wie die Mare aus Engeland über das Meer herüberkomme; da hört die von Heimweh Erfüllte von England her die Glocken klingen, noch einmal will sie ihre Mutter sehen, sie schmeichelt dem Manne den Urlaub ab und verschwindet, oft mit dem Rufe: „wie klingen die Glocken in Engeland!“

Da aber die Seelen des heidnischen Volksglaubens in christlicher Zeit häufig in Engel übergingen, ist es nicht ausgeschlossen, dass das himmlische Totenreich als Engelland bezeichnet wurde.

Eine besonders von den Seelen heimgesuchte Stelle sind, wie bei den Indern, Griechen und Römern, auch die Kreuzwege, vermutlich alte verlassene Begräbnisplätze. Sie sind daher der Sitz des mannigfachsten Zaubers. Schon Eligius verbietet das Lichtanzünden an Kreuzwegen.

Floh der Lebenshauch aus dem erstarrten Körper, so schwebte er in die Luft empor und die Seele flog mit dem wütenden Heere einher. War der Sturm als die Vereinigung von Seelen gedacht, so musste den Geistern, während der Wind ruhte, ein bestimmter Ruheort zugeschrieben werden. Aus den Bergen bricht der Wind hervor, im Berge verweilte der Windgott Wodan, so wurden die Berge zum Seelenheim. Der Indiculus (Nr. 7) verbietet die Opfer auf Steinen, Felsen und Bergen; denn in Bergen und Höhlen hausten die Seelen der Verstorbenen und kamen zu bestimmten Zeiten daraus hervor. Der Rattenfänger von Hameln lockt die Seelen der Kinder zu den Unterirdischen in den Koppenberg. In den Venus- und Hollenbergen verschwindet die wilde Jagd, und oft hört man das Heulen und Wimmern der Seelen aus dem Berge. Aus einem Berge bei Worms kommen die Geister der gestorbenen Ritter hervor (S. 7). Im Münchener Nachtsegen werden allerlei biblische Stellen citiert, um die Schwarzen und Weissen, die die Guten heissen, d. h. die alten Hausgeister abzuwehren; denn auch sie können schaden, wenn sie erzürnt sind. Zwar sind sie nach dem Blocksberg ausgewandert und haben dort ihren ständigen Sitz; aber sie sind beleidigt und gekränkt dem Christentum gewichen, d. h. nach der Anschauung des Volkes in den Berg entrückt; und wenn sie des Nachts zum Hause zurückkehren, muss der im Bette liegende Schläfer ihren Zorn fürchten und versuchen, ihren feindlichen Einfluss abzuwehren.

In den Bergen ist auch der Wohnsitz der Lieblinge der deutschen Volksdichtung. Karl der Grosse ruht im Desen-

Digitized by Google

berge bei Paderborn oder im Unterberge bei Salzburg. Heinrich der Erste im Sudemerberge bei Goslar. Der im elsässischen Bergschlosse Geroldseck (richtiger: in dem Wasserschlosse Geroldseck an der Saar) hausende Siegfried ist von dem Dichter Moscherosch († 1669) erfunden, ebenso das Fortleben des Ariovist, Hermann und Widukind im Hügel Bablionie in Westfalen (D. S Nr. 21). Nach dieser Vorlage hat dann unser Jahrhundert weiter gearbeitet; im Fichtelgebirge weilt Erzherzog Karl von Österreich, in der Sarner Scharte oder im Iffinger lebt Andreas Hofer fort und wird einst wieder erscheinen.

Obwohl die Darstellung auf das wütende Heer bei Wodan zurückkommen wird, sei doch schon bemerkt, dass es noch im 13. Jahrhundert, im Münchener Nachtsegen, Wûtanes her genannt wird. Wütendes Heer ist also entstellt aus Wutensheer = Heer des Wuotan. Der Nacht- und Windgott ist in ältester Zeit bereits mit den im Sturme einherfahrenden Seelen in Verbindung gebracht und das Totenheer nach dem Führer benannt. Der nächtliche Schrecken des wilden Heeres wird noch durch die Begleitung anderer entfesselter Naturgewalten gesteigert, durch den aus schwarzen Gewitterwolken hervorleuchtenden Blitz. Glôzan und Lodevan, Wûtan und Wûtanes her werden im Münchener Nachtsegen abgewehrt: ihr sollt von hinnen gehn! Glô-zan, Feuerzahn, (mhd. gelohe Flamme, ahd. mhd. zan Zahn) ist der Blitz; Lode-van (mhd. lode Zotte, ahd. ludo zottige Decke) bedeutet Zottelfahne, und unter der zottigen Fahne ist die Wolke zu verstehen. In demselben Segen werden Herbrot und Herebrant aufgefordert, in ein anderes Land auszufahren. Auch diese beiden Namen scheinen mit dem wilden Heere zusammen zu hängen. Herbrot ist der im Gebälk des Hauses wohnende und auf Plünderung ausziehende Hausgeist, und vergleicht sich dem bekannteren Ausdruck Heerwisch. Wird von einem Baume, der ‚Feuer in sich birgt', d. h. den der Blitz versehrt hat, ein Balken zum Bau verwendet, so brennt das Haus ab. Wenn der Herbrand in ein Haus fällt, so brennt dieses nach sieben Jahren ab. Vielleicht ist Herbrot das Femininum

Digitized by Google

dazu. Neuerdings erklärt man Herbrant als die Brandstiftungen des einbrechenden feindlichen Heeres, und *Herebrort als die Vorhut, die nächtlicherweile verheerend einfällt, sieht also in den Namen nur poetische, nicht mythische Beziehungen. Wenn aber in demselben Nachtsegen von Wûtanes Heer und allen seinen Mannen die Rede ist, die, geradebrecht und gehängt, von den Rädern und den Strängen getragen werden, so ist Beziehung zum Seelenglauben nicht abzuleugnen. Denn die Seelen der mit dem Rade Hingerichteten und Gehängten werden vom Winde entführt, vom wilden Heere aufgenommen und kreisen mit diesem durch die Lüfte.

5. Der Seelenkultus.

Verschiedene Gebräuche der Seelenabwehr sind über den ganzen Erdkreis verbreitet. Zu gleichen Zwecken hat der Mensch überall Vorkehrungen getroffen, um die spukende Seele zu vertreiben oder unschädlich zu machen. Die Geister und Gespenster scheuen den nackten Menschen. Wer von bösen Träumen heimgesucht wird, kann sich dagegen wehren, wenn er beim Schlafengehen sich in der Mitte der Stube ganz entkleidet und rückwärts zu Bette geht. Nach einem Todesfalle werden sogleich die Fenster geöffnet, damit die Seele nicht länger im Hause bleibt. Die Töpfe werden umgekehrt, damit die Seele nicht irgendwo unterschlüpfen kann. Hinter dem Sarge her wird die Stube ausgekehrt, um das Wiederkommen zu verhüten, oder man giesst der Leiche einen Eimer Wasser nach, dann kann sie nicht umgehen. Der Wunsch, die Rückkehr des Verstorbenen zu verhindern und zugleich seine Reise ins Jenseit für ihn selbst bequemer und sicherer zu machen, hat zu dem weitverbreiteten Brauche geführt, dem Toten Schuhe mit ins Grab zu geben. Pommersche Leidtragende lassen, wenn sie vom Kirchhofe zurückkehren, Hirsenstroh hinter sich zurück, damit die wandernde Seele darauf ruhen und nicht nach Hause zurückkehren möge. Wie Stroh einst das Wesentlichste am Lager war, so knüpfen gerade hieran noch alte Bräuche. Das Revestroh (got. hraiws,

Digitized by Google

ahd. hrêo, mhd. rê Leichnam) wird im Hause verbrannt oder auf das Feld geworfen, damit es schnell verwese; denn von seiner Vernichtung hängt die Wiederkehr des Toten ab. Nimmt man es mit nach Hause, so kommt der Geist des Nachts immer wieder auf die Hofstätte zurück, um sein ihm entzogenes Eigentum zu suchen. Sogleich nach dem Tode legt man den Verstorbenen auf das Rehbrett, d. i. Leichenbrett, um dem häuslichen Gebrauche nichts anderes entziehen zu müssen, da auch diese Unterlage dem Toten gehört: der tote Siegfried wird gewaschen und „ûf den rê" gelegt (N. L. 967). Besonders die Seele der Mutter ist zum Wiederkommen geneigt. Man giebt ihr Kamm, Schere, Fingerhut, Zwirn und Nadel und ein Stückchen Leinwand, Bettchen, Häubchen und Windeln des Kindes, und wenn ihr dieses selbst in den Sarg folgt, diesem Puppen und Spielzeug mit, damit die Mutter nur ja nichts zu holen habe. Die Leiche wird endlich auf grossen Umwegen nach dem Kirchhofe gefahren, damit der Tote den Weg nicht zurückfindet, wenn er aus Liebe zu den Seinigen sich von deren Wohlergehen überzeugen will.

Um die Rückkehr des Toten abzuwehren, beseitigt man also alles, woran sich die Seele besonders gern zu heften pflegte: man vernichtete entweder die Gegenstände oder gab sie dem Toten mit ins Grab. Aber neben diesen negativ vorbeugenden Mitteln gab es auch positiv abwehrende. Man erschwerte dem Toten nicht nur den Weg oder die Zurechtfindung, sondern man übte noch besondere Gebräuche und Vorsichtsmassregeln, um den geisterhaften Angriff abzuwehren. Da die Zeit der schwärmenden Geister besonders die Nacht ist, zündete man Feuer an, um die feindlichen Gespenster abzuhalten. Brennende Lichter schützen gegen Gespenster, gegen den Alp und gegen die Hexen; bei Kranken und neugeborenen Kindern müssen Kerzen brennen. Schon Burchard von Worms erwähnt das Hinlegen des Kindes ans Feuer, um das Fieber zu vertreiben. Ebenso vertrieb man die Geister durch Lärm, wie z. B. noch heute in China bei Seuchen und Landplagen. Schiessen und anderes starkes Lärmen, wie Knallen mit den Peitschen, auch Glockengeläute

Digitized by Google

ist allgemein ein Mittel gegen böse Geister, besonders gegen Hexen. Durch Schiessen am Pfingsttage vertreibt man die Unholde von den Feldern. Am Polterabend begann ein fürchterliches Lärmen in dem Hause, das die Brautleute beziehen sollten. Alle Fensterläden wurden geschlossen, jede Öffnung zugekeilt, nur die Hausthüre weit offen gelassen. Dann wurde oben unterm Dache mit schrecklichem Lärmen und Poltern begonnen, vom Speicher pflanzte es sich durch alle Räume bis in den Keller fort, dann die Kellertreppe hinauf, zur Hausthüre hinaus. Der „Polterabend" bezweckte also eine Reinigung des neu zu beziehenden Hauses von bösen Geistern und lehrt aufs deutlichste, mit welchen sinnlichen Mitteln man gegen diese vorgehen musste. Noch heute werden auf den Weihnachtsmärkten „Brummtöpfe" und „Waldteufel" feilgeboten, die kein Mensch mehr zu etwas Nützlichem zu verwenden weiss. Aber zweifellos hat man mit diesen einmal die Geister von den Häusern fortgescheucht, und das Ding, mit dem man den Teufel wieder in den Wald trieb, hiess darum auch der „Waldteufel". Ihm entspricht genau das Schwirrholz, mit dem manche wilden Völker noch heute lästigen Geisterbesuch fernzuhalten suchen. Und was soll die Rute, die heute zur Weihnachtszeit eine so grosse Rolle spielt? Schwerlich würden Kinder sie sich gewünscht haben, wenn diese zu ihrer Züchtigung gedient hätte. Früher erhielt das Kind grüne Zweige und Reiser mit den Martins- und Nikolausgeschenken, erst das 16. Jahrhundert legte der Rute pädagogischen Sinn unter, und noch heute droht man, höchst unpädagogisch, den Kindern zur Zeit der heiligsten Freude mit der Rute Knecht Ruprechts. Es ist ein idg. Glaube, dass die Berührung mit einer Rute unter gewissen Feierlichkeiten Krankheiten des Viehs vertreibt und die feindlichen Geister von Haus und Herd, Feld und Flur verscheucht. Aber die Rute, die ursprünglich nur abwehrt, wird später in der Hand des Hirten zur Lebensrute, die feindlichen Zauber abwendet und Wachstum hervorbringt, und auf dem Acker sogar ein Symbol der Fruchtbarkeit. Nr. 22 des Indiculus (de tempestatibus et cornibus et cocleis) handelt von

Digitized by Google

Instrumenten, Hörnern und Schnecken, mit denen man Lärm machte, um Unwetter zu vertreiben. Karl d. Gr. verbot 789, gegen Wettergefahr Glocken zu taufen und mit Zauberformeln versehene Zettel an Stangen aufzuhängen.

Es ist merkwürdig, welche Scheu vor dem Wasser die Naturvölker den Geistern zuschreiben; man glaubt diese überall wiederkehrende Auffassung in eine Zeit zurückverlegen zu müssen, wo der Mensch dem Wasser noch wehr- und machtlos gegenüberstand und es als feindliches, hinderndes Element betrachtete. Darum wird bei vielen Völkern das Totenreich jenseits eines Flusses gedacht, weil kein Wesen ihn zu überschreiten vermag. Noch heute giesst man des Nachts Wasser vor die Thür: dann bleibt der Tote wehklagend stehen und kann nicht hinüber. Besonders in den Zwölfnächten schwirrten die Seelen schädigend umher: dann schöpfte man des Nachts das Wasser, den heilawâc, und heilte die Übel, die um diese Zeit böse Geister den Kranken, Kindern und Wöchnerinnen zufügten. Das Christentum musste hierin dem Volksglauben entgegenkommen: die Zwölfnächte wurden ein Haupttermin der Taufe. Man tauchte das Kind in den Fluss, um alles Unglück von ihm abzuhalten, und reinigte sich selbst aus dem gleichen Grunde durch ein Bad.

Während wir unserer Toten nur noch gedenken können, waren unsere Vorfahren von ihrem Weiterleben und ihrer Gegenwart überzeugt. Aber sie suchten die Toten nicht nur fern zu halten, sondern sahen sie gern um sich, im eigenen Hause, reichten ihnen den Becher, rüsteten ihnen Tisch und Mahl und tranken mit ihnen Minne. Die Totenpflege unserer Ahnen entrollt uns ein Bild kindlich traulicher Innigkeit, das auch unseren Blick noch mit rührender Teilnahme zu längerem, liebevollem Verweilen zwingt. Was dem Verstorbenen auf Erden lieb und wert gewesen war, das gab man ihm mit ins Grab, damit er sich nicht von seinen Lieblingsdingen zu trennen brauchte. Die Gräberfunde gehören zu den ältesten Zeugnissen für mythische Vorstellungen; Waffen und Schmuckgegenstände, Handwerkszeuge und Trinkhörner, Pferde- und Hunde- und Sklavenskelette, sowie Steinamulette

Digitized by Google

sind aus dem Schosse der Erde wieder ans Tageslicht gefördert. Tacitus bezeugt ausdrücklich, dass jedem Manne seine Waffen mitgegeben wurden (Germ. 27). Noch 1781 wurde zu Trier ein Kavallerie-General nach altem heiligem Brauche bestattet: bei dem Leichenzuge wurde sein Pferd mitgeführt, und nachdem der Sarg in das Grab gesenkt war, getötet und in die Gruft geworfen. Eine letzte, schwache Erinnerung ist es, wenn noch heute bei der Bestattung eines Soldaten das gesattelte und aufgezäumte Streitross hinter der Leiche mitgeführt wird.

Die sterbende Austrigild, die Gemahlin des Frankenkönigs Guntram, verlangte, dass jemand mit ihr sterben solle, und der König liess ihre beiden Ärzte töten (Greg. Tur. 5, 35). Nach rohester Auffassung war die Frau ein Stück Eigentum des Mannes und musste daher gleich seinem Pferde und seinen Knechten mit ihm sterben. Aber schon zur Zeit des Tacitus, der sie sonst sicher erwähnt hätte (Germ. 27), war der grausame Brauch verschwunden. Nur noch bei den Nordgermanen und den Herulern lebte er fort: Wenn ein Heruler gestorben ist, muss seine Gattin, wenn sie etwas auf ihren Ruf giebt und ihr an einem freundlichen Gedenken nach dem Tode gelegen ist, sich am Grabhügel ihres Gemahls bald nach seinem Begräbnis erdrosseln. Wenn sie es nicht thut, so wird sie ehrlos, und die Verwandten ihres Mannes fühlen sich durch sie beleidigt (Prokop. b, got. 2, 14). Im Märchen hat eine Königstochter das Gelübde gethan, keinen zu heiraten, der nicht verspreche, sich lebendig mit ihr begraben zu lassen, wenn sie zuerst sterbe; dagegen wolle sie ein Gleiches thun, wenn ihr Gemahl zuerst sterbe und mit ihm in das Grab steigen: es findet sich auch ein Freier, der auf diese Bedingung eingeht und nach ihrem Tode sich lebendig mit ihr begraben lässt (K. H. M. Nr. 16).

Die ostdeutschen Leichenfelder zwischen Elbe und Weichsel haben nicht nur beträchtliche Massen gerösteten Weizens ergeben, sondern kugelförmige, aus gestossenem Korn und aus Thonerde zusammengeknetete Opferbrote. Weitere Funde zeigen, dass man ausgehöhlte Steine auf die Gräber legte

Digitized by Google

und in diese Spenden goss, zur Nahrung für den Toten. In der Sammlung Karolingischer Kirchenstatuten ist jedem Bischof aufgetragen, alljährlich bei der Synode Umfrage zu halten: ob jemand zur Nachtzeit über einen Toten singe, esse oder trinke und sich gleichsam über seinen Tod freue. Zahlreiche Zeugnisse aus dem 8. Jahrhundert bekunden, wie schwer der Kirche die Bekämpfung der Kulthandlungen an den Gräbern gemacht wurde. Die erste Nummer des Indiculus verbietet den Sachsen das Totenopfer (de sacrilegio ad sepulchra mortuorum), und Burchard von Worms eifert noch um das Jahr 1000 gegen die Spenden, die in gewissen Gegenden an den Gräbern der Verstorbenen gebracht werden.

In welchem Ansehen die Totenpflege stand und wie sehr mit ihr der Ahnenkult zusammenhängt, zeigt wiederum der Indiculus (Nr. 25: de eo, quod sibi sanctos finguntquoslibet mortuos). Er verbietet, beliebige Tote zu Heiligen zu machen. Diese Gefahr lag für den Deutschen bei solchen Männern nahe, die schon bei Lebzeiten besondere Macht über ihre Mitmenschen und deren Geschicke besessen hatten; ihnen musste ja nach dem Tode übermenschliches Können und Wissen zugeschrieben werden. In gleicher Weise verbietet das ags. Gesetz König Eadgars neben einander Totenbeschwörung und Menschenverehrung. In späterer Zeit des Heidentums fehlte selbst bildliche Darstellung nicht. Das im Berliner Museum aufbewahrte Thonköpfchen, vielleicht rugischer Herkunft, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert, stellt eine Büste dar, und darunter steht in Runen *FULGIA* „Folgegeist". Wie in Rom wurde also auch in Deutschland der Genius des Familienvaters bildlich dargestellt und verehrt.

Die bereits besprochenen Schatzsagen (S. 17) zeigen, dass die Ruhe des Toten heilig war und dass kein Frevler wagen durfte, nach den ihm mitgegebenen Schätzen zu trachten. Die Beraubung eines Toten (Walraub) war durch strenge Gesetze bestraft. Der Walraub war nach dem Edikt des Langobarden Hrothari Blutraub (plôdraub) oder Reraub (hrairaub). Blutraub beging man an einem Menschen, den man selbst getötet hatte, mochte der Totschlag um des Raubes willen

Digitized by Google

verübt sein oder nicht. Dem Getöteten durfte man nichts nehmen, sondern man sollte den Leichnam auf den Schild legen, das Haupt nach Westen, die Füsse nach Osten gerichtet. Reraub war die Beraubung eines Leichnams ohne Konkurrenz mit erlaubter oder unerlaubter Tötung. Die strafrechtliche Behandlung der Missethat gestaltete sich verschieden, je nachdem sie am unbestatteten oder am bestatteten Leichname verübt war. Bei den Franken machte die Beraubung eines bestatteten Leichnams friedlos. Auch auf Herauswerfen der Leichen aus dem Grabe (crapworf) waren strenge Strafen gesetzt.

Was den Menschen ergötzte, musste auch den Abgeschiedenen erfreuen. Auch er musste sich an Schmaus und Trank, froher Scherzrede und dem Ruhme seiner Thaten laben. Darum erklangen feierliche Totenklagen während des Totenzuges und bei der Bestattung. Obwohl Tacitus (Germ. 27) das Totenlied nicht erwähnt, darf es doch als gemeingermanisch gelten, da es bei den Goten und den Angelsachsen bezeugt ist.

Nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern 451 wurde der König Theodorid mitten in dem dichtesten Haufen der Leichen erschlagen gefunden. Die Goten ehrten sein Andenken mit Liedern und erwiesen noch während der Wut des Kampfes mit ihren unharmonischen Stimmen der Leiche die letzte Ehre. Thränen wurden vergossen, aber solche, die tapferen Männern nachgeweint zu werden pflegen. (Jord. c. 41). Zwei Jahre später wird der Hunnenkönig Attila ganz nach germ. Brauche bestattet; die Totenklage, die dabei ertönt, darf als ein Rest gotischer Poesie des 5. Jahrhunderts gelten. Mitten auf dem Felde unter seidenen Zelten wurden die sterblichen Reste Attilas aufgestellt. Dann wurde ein wunderbar feierliches Schauspiel aufgeführt. Die besten Reiter aus dem ganzen Hunnenvolke ritten um den Platz herum und verherrlichten seine Thaten in einer Totenklage auf folgende Weise: 'Attila der Mächtige, Mundzuks Erzeugter, Herrscher der Hunnen, König kampfmutiger Völker, der wie kein anderer vor ihm Scythiens und Germaniens

Digitized by Google

Reiche mit unerhörter Macht allein regierte, der beiden Römerreiche Schrecken, der Städteeroberer: um nicht alles den Feinden zur Beute werden zu lassen, liess er sich erbitten, jährlichen Tribut anzunehmen. Da er alles dieses mit Glück vollbracht hatte, fand er nicht durch eine Waffe der Feinde, nicht durch den Trug der Seinigen, mitten im freudigsten Glück, im Glanze seines Volkes, sonder Schmerzensempfindung den Tod. Wer sollte also das für des Lebens Ende halten, wo niemand an Rache denken kann?' Nachdem sie ihn mit solchen Klageliedern betrauert, feierten sie auf seinem Grabhügel eine strawa (Aufbahrung, got. straujan), d. h. ein gewaltiges Trinkgelage, und indem sie die Gegensätze miteinander verbanden, vermischten sie die Totenklage mit Äusserungen der Freude. Dann übergaben sie in der Stille der Nacht den Leichnam der Erde und legten die durch Feindes Tod erbeuteten Waffen, kostbaren Pferdeschmuck, strahlend von Edelsteinen aller Art, und mancherlei Ehrenzeichen bei, mit denen der Glanz des Hofes geziert wird. Und damit menschliche Neugier von so vielen grossen Reichtümern fern gehalten würde, töteten sie die mit der Arbeit Beauftragten nach vollbrachtem Werk: offenbar ein Totenopfer (Jord. c. 49). Ebenso wird Alarich bestattet; die Totenklage wird zwar nicht erwähnt, aber Schätze werden mit ihm in den Schoss des Busento versenkt und die Sklaven getötet, die den Fluss abgeleitet hatten (Jord. 30, D. S. Nr. 372). Ergreifend ist die Schilderung, die das ags. Epos von der Leichenfeier Beowulfs entwirft (3138 ff.). Die Recken bereiteten einen Scheiterhaufen auf der Erde, einen festgefügten, mit Helmen behangen, mit Heerkampfschilden, mit blinkenden Brünnen, wie er gebeten hatte. Mitten darauf legten den herrlichen Herrscher die Helden wehklagend, den geliebten Gefolgsherrn. Dann begannen sie auf dem Berge der Brandfeuer grösstes zu erwecken, die Helden; der Holzrauch stieg empor schwarz von dem Scheiterhaufen, prasselnde Lohe, mit Klagelauten untermischt, wenn das Sturmgewühl ruhte, bis das Beinhaus gebrochen war heiss in der Brust. Darauf errichteten sie einen Hügel, der war hoch und breit

Digitized by Google

und den Wogenbefahrern weithin sichtbar, und erbauten in zehn Tagen des Helden Denkmal; für die Asche stellten sie eine Grabkammer her und thaten in den Hügel Ringe und kostbare Kleinodien. Dann ritten die Recken um den Hügel, sie wollten ihren Kummer klagen, den König betrauern, Hochgesang erheben und den Helden preisen; sie rühmten seine Ritterlichkeit und seine kühnen Thaten, wie es billig ist, dass man seinen Herrn mit Worten feiert und in Liebe sein gedenkt, wenn er das Leben hat verlassen müssen. So betrauerten sie ihres Gefolgsherrn Fall, die Herdgenossen, sie sagten, dass der grosse König gewesen wäre unter den Männern der freigebigste und leutseligste, unter den Menschen der mildeste und stolz auf das Lob der Seinen.

Auch solange der Tote vor seiner Beerdigung sich noch im Hause befand, fanden mancherlei heilige Gebräuche statt. Die Kirche eiferte gegen den Unfug, der bei den Leichenwachen getrieben wurde und verbot das Absingen teuflischer Lieder, das Scherzen und Springen über den Toten, Gelage und Mummereien. Bei Burchard von Worms heisst es: „Hast du der Leichenfeier des Verstorbenen beigewohnt, das ist: hast du der Wache bei den Leichnamen der Verstorbenen beigewohnt, wo die Leiber der Christen nach Sitte der Heiden bewacht wurden? Hast du dort die Teufelslieder gesungen und an den Tänzen teilgenommen, die die Heiden nach Anweisung des Teufels erfunden haben?“ Die Leichenwache ist nichts anderes wie eine Belustigung der Seele, solange sie noch im Hause weilt. Der Leichenschmaus aber wird der Seele zu Ehren gegeben, und sie nimmt selbst daran teil. Da man einst den Toten im Hause begrub — König Alboin wurde noch unter der Treppe seines Palastes bestattet (Pls. Diac. 2, 28) —, fand das Mahl im Hause statt, später auf dem Grabhügel. Beim Leichenschmause lustig zu sein und viel zu geniessen ehrt den Toten, denn er wünscht nach der kindlichen Vorstellung des Naturmenschen Erheiterung. Noch heute heisst es in der Oberpfalz: je mehr dabei getrunken wird, um so besser; es kommt dem Toten zu gut, und das Abhalten des Leichenmahles wird dort das ‚Eindaichteln‘ des Toten

Digitized by Google

genannt (got. dauhts das Mahl). In Ganghofers Roman „der Edelweisskönig“ (I, 115) trägt ein junges Mädchen nach einem Todesfalle eine Schale mit Milch und weisses Brot an das Gesimse des Fensters und raunt innig und leise vor sich hin:

„Arme Seele, thu dich speisen,
Arme Seele, thu dich tränken,
Deine Reis' is lang,
Dein Weg is drang.“

Rosegger entwirft in seinem tiefsinnigen Romane „Der Gottsucher“ eine nächtliche Totenfeier, die Zug für Zug den heutigen Volksbräuchen entnommen ist. (S. 8 ff.).

Aber auch Klagerufe und Schmerzausbrüche erschallten bei der Leichenwache. Aus den Verschanzungen der Goten drangen im Jahre 537 des Nachts laute Wehklagen in das römische Lager hinüber (Prokop, b. got. 2, 2).

Nach hannöverschem Aberglauben beträgt die Frist, die der Seele auf Erden gegönnt ist, fünf Stunden; in dieser Zeit muss sie die Strafpredigt anhören, die die Gattin ihr hält. Nach dem Sachsenspiegel (I, 21, 22) bleibt die Witwe bis zum dreissigsten Tage im Besitze des ungeteilten Hausgutes, als wäre ihr Mann noch unter den Lebenden. Am 30. wird auch heute noch in vielen Gegenden das kirchliche Leichenamt wiederholt: dann sind die Pflichten gegen den Toten erfüllt. Die alte mythische Dreizahl kehrt in dem Glauben wieder, dass der Tote am dritten oder neunten Tage noch einmal in sein Haus zurückkommt, und dass der Leichenwagen drei oder neun Tage rasten muss, d. h. zu keiner anderen Arbeit gebraucht werden darf.

Solange der Germane noch unstet als Nomade von Trift zu Trift zog, war an eine Wiederholung der Totenfeste nicht zu denken. In der späteren Zeit waren die Totengedächtnisfeiern mit der Verehrung der mächtigen Götter verbunden. Es ist zweifelhaft, ob Nr. 3 des Indiculus (de spurcalibus in Februario) ein öffentliches Totenfest verbietet, das sich an das Frühlingsfest der erwachenden Natur anschloss; Nr. 1 und 2 handeln allerdings von den Gebräuchen des privaten Totenkultes (S. 48, 38).

Digitized by Google

6. Zauberei und Hexerei.

Die alten Deutschen kannten Zauber mit That und Wort; den ersteren verbietet Nr. 10 des Indiculus (de phylacteriis et ligaturis) den zweiten Nr. 12 (de incantationibus). Das Wort Zauber (ahd. zoubar) selbst bedeutet „Geheimschrift, Zauberschrift", deren geheimnisvolle Zeichen mit roter Farbe, der Farbe des Blutes, auf ein Holzstück, ein Runentäfelchen gemalt wurden; denn ags. teafor ist „Mennig, Rötel" und zu got. spilda, „Span, Splitter" gehört die alte Bezeichnung für Zauberlied „spell". Das Zauberlied heisst auch ahd., as. galdar oder galstar und wurde in halbsingendem Tone langsam und feierlich gesprochen; auch biswerian „beschwören" bedeutete ursprünglich „flüstern, summen". Als die Langobarden viele ihrer Sklaven zu Freien machten, um die Zahl ihrer Streiter zu vergrössern, bekräftigten sie ihnen vermittelst eines Pfeiles die Weihe und murmelten dabei noch einige Worte in ihrer Sprache, um der Sache Festigkeit zu verleihen (Pls. Diac. 1, 3); gemeint ist ein Zauberspruch, der die ungewöhnliche Handlung zum Heile wenden sollte.

Das deutsche Heidentum kannte eine erlaubte und eine verbotene Zauberei, eine weisse und eine schwarze Magie, nach mittelalterlichem Ausdrucke Gotteswerk und Teufelskunst.

Da der Tod das Werk schadenfroher, feindlicher Geister ist, muss der Priester zugleich Arzt, Medicinmann sein und einmal den Verkehr mit diesen Mächten vermitteln, dann auch eben dadurch über Leben und Gesundheit der Stammesgenossen wachen. Wenn eine Seuche das Land verheert, der gewohnte Regen oder Sonnenschein ausbleibt, ein Verwandter oder ein Tier plötzlich krank wird, ist der böse Geist die Veranlassung, und nur der Zauberer vermag den Schaden abzuwehren. Er kann umgekehrt die bösen Geister beschwören und bannen, die Zukunft voraussagen und Verstorbene heraufrufen, kurz das Leben und den Besitz durch Wunderthaten schützen und sichern. Seine Thätigkeit besteht also in dem Abwehren des Schädlichen und in dem Zuwenden des Heilsamen, für sich wie für seine Umgebung.

Digitized by Google

Männer und Frauen können den Zauber ausüben, doch überwiegen die männlichen Priester.

Die Seele ist nicht unabänderlich an den Körper gebunden; in dem Augenblicke, wo sie den Leib verlassen hat, kann ein feindseliger Geist in den Körper einfahren und den betreffenden Menschen zum Werkzeuge seiner Bosheit machen. Er ist dann mit übernatürlichen Kräften ausgestattet und imstande, Besitz, Gesundheit und Leben anderer Menschen zu schädigen, Enthüllungen über die Zukunft zu geben und staunenerregende Thaten auszuführen, aber gewissermassen auf unrechtmässige Weise. Der Zauberer sieht in ihm natürlich einen Nebenbuhler, und seine Bekämpfung wird ihm um so leichter, als die Thätigkeit des Gegners vorwiegend vernichtend, schädigend ist. So entbrennt der Kampf zwischen weisser und schwarzer Kunst. Besonders das weibliche Geschlecht mit seiner zarteren, nervöseren Veranlagung und seinem Hange zum Übersinnlichen, Mystischen ist solchen Einflüssen und Verzückungen ausgesetzt. Derartige Zustände bezeichnete das deutsche Heidentum als „Ausfahren mit der Nachtfrau". Darum heisst im Münchener Nachtsegen „du sollst mich nicht entführen", soviel wie „du sollst meinen Geist nicht hinwegführen". Bedenkt man, dass die Wesen, die Feld und Flur, Menschen und Vieh schädigen, überwiegend Weiber sind, und dass sie ihre Gestalt tauschen und besonders zur Nachtzeit ausfahren können, so hat man die Grundlage des deutschen Hexenglaubens. Der Hexenglaube zeigt deutlich noch die ganze, ungebrochene Kraft des Seelenglaubens und darf als ein allgemein menschlicher Wahn angesehen werden.

In heidnischer Zeit bestand also bereits ein scharfer Unterschied zwischen Zauberei und Hexerei, der sich noch bis in die Anfänge des Christentums verfolgen lässt. Aber die einzelnen Merkmale sind auch schon zuweilen in einander übergegangen. Seitdem Könige und Häuptlinge selbst den Kult der allmächtigen Götter versehen, dauert die Macht der alten Zauberpriester nur im Geheimen fort. Niemals wird ihre Thätigkeit vom Staate beansprucht. Nur der Einzelne, der sich nicht über den engen Kreis des Gespensterglaubens

Digitized by Google

zu erheben vermag, wendet sich an sie und hofft von ihnen Rat und Hülfe in Fällen, die das helle Sonnenlicht scheuen. So wird die Zauberei bereits im Heidentum zur Hexerei.

Zauber und Götterkultus verhalten sich zu einander etwa wie Aberglaube und Glaube. Denn Aberglaube ist eine verächtliche Bezeichnung für Reste einer überwundenen Weltanschauung, die aber noch weiter auf das Handeln und Denken der Menschen einwirkt und dementsprechend Gebräuche hervorruft. Aus der Beseelung der Natur folgt, dass das höhere Wissen des Zauberers die schädliche Einwirkung der Seelen verhindern, ihren freundlichen Einfluss zu sich oder andern hinleiten kann. Wie noch heute die Naturvölker, glaubten auch die alten Deutschen, ein Seelenwesen an einen bestimmten Platz oder Gegenstand bannen zu können, von dem dann die heilsame Wirkung ausging. Grosser Segen war dem beschieden, der einen solchen zauberkräftigen Schatz immer bei sich trug. Schmuck, Steine, Kräuter und Knochen gelten noch heute als Amulet, als der Sitz eines schützenden Geistes oder Seelenwesens. Der Indiculus (Nr. 10) verbietet solche Schutz- und Hilfsmittel vor und in allerhand Not (phylacteria), aus den verschiedensten Stoffen hergestellt, und solche, die angehängt oder angebunden werden (ligaturae). Solche Amulette waren, wie die Erlasse der Kirche zeigen, aus Knochen oder Bernstein hergestellt, aus Pflanzen, Schriftzeichen u. s. w. Um die zauberhafte Wirkung zu erhöhen, wurden Zauberlieder gemurmelt. Bei Burchard von Worms lautet eine Beichtfrage: „Hast du dich befasst mit Angebinden (ligaturae) und Zauberliedern und den mannigfachen Hexereien, wie sie nichtswürdige Leute, Sau- und Kuhhirten und bisweilen Jäger treiben, indem sie Teufelslieder sagen auf Brot oder auf Kräuter und auf gewisse nichtsnutzige Binden und diese dann in einem Baume verbergen oder an einem Kreuzwege hinwerfen, um von Krankheit und Verlust ihre Herden und Hunde zu befreien und diejenigen anderer zu schädigen“? Noch heute sind geschriebene Amulette Zauberschutzmittel gegen Krankheiten, Gefahren, Verwundung,

Digitized by Google

Behexung u. s. w.; meist werden sie auf blossem Leibe getragen, bisweilen muss man sie auch verschlucken.

Der Zauberer vermag auch auf die Seelen einzuwirken, indem er ihnen symbolisch an einer bildlichen Handlung zeigt, was er von ihnen begehrt. Wenn man des Morgens das heilige Feuer entflammte, so förderte dieser Zauber den Aufgang der Sonne. In dieser *συμπάθεια*, dem Parallelismus zweier Ereignisse, haben noch heute viele Gebräuche ihren Ursprung. Die Sympathie lehrt solchen Zauber vermittelst des Abbildes: man kann eine Wirkung durch eine Handlung erzielen, die dem Vorgange selbst ähnlich ist. Man legt einen Teil eines Tieres oder ein Kraut auf die kranke Stelle und hängt es dann in den Herdrauch oder vergräbt es; wie es verdorrt, so nimmt auch die Krankheit ab. Was in der Landwirtschaft wachsen und gedeihen soll, muss bei zunehmendem Monde, was schwinden und vergehen soll, bei abnehmendem Monde vorgenommen werden. Alte Weiber im Saalfeldischen schneiden den Rasen aus, den ihr Feind betreten hat, und hängen ihn in den Schornstein oder legen ihn hinter den Herd, damit auch der Mensch sich abzehrt; schon Burchard von Worms kennt diesen Wahn.

Der höhere Kultus ist reich an solchen Gebräuchen, die ursprünglich zauberhafte Bedeutung haben und das gewünschte Ereignis herbeiführen, indem dabei ein Bild dieses Ereignisses dargestellt wird. Der Regen- und Sonnenzauber ist erst später zu den heiligen Riten bei der Verehrung der mächtigen Götter hinzugetreten. Burchard von Worms meldet, dass die Mädchen in Hessen und am Rheine die kleinste aus ihrer Mitte entkleideten, mit Laub umhüllten und an die Stelle führten, wo Binsen wuchsen, ihr diese an die rechte Fusszehe banden und sie mit Laubzweigen in den Händen an den nächsten Bach geleiteten, mit ihren Büscheln Wasser über sie sprengten und schliesslich im Krebsgange heimzogen: alsbald ergoss sich Regen. Indische, griechische, römische, slavische und deutsche Bräuche stimmen darin überein, dass man bei Dürre Wasser ausgoss, um für das nächste Jahr hinreichenden Regen herabzulocken. Gleichfalls uralt ist die

Sitte, einen in Laub gekleideten Mann oder eine nackte Jungfrau mit Wasser zu begiessen, um durch das Begiessen das himmlische Nass herabzuzaubern. Wie man sich die Wolken als Tiere vorstellte, so fasste man auch das ganze Himmelsgewölbe als ein Fell auf. Im Indischen schoss man bei der Sonnwendfeier Pfeile auf ein Kuhfell: die Schüsse sollten den Verschluss des Himmels öffnen und dem ersehnten Regen durch die entstandenen Öffnungen Durchgang verschaffen. Im Hochsommer bei anhaltender Dürre zogen die magnesischen Jünglinge, in Schafsfelle gekleidet, auf den Pelion zu Zeus; in Athen diente das Fell eines bei den Diasien geopferten Widders zu Sühneceremonien. Die Langobarden verehrten einen Baum, der nicht weit von den Mauern von Benevent stand, als heilig. Sie hängten ein Fell daran auf, ritten dann alle zusammen um die Wette, so dass die Pferde von den Sporen bluteten, hinweg, warfen mitten im Laufe mit Wurfspiessen rückwärts nach dem Fell und erhielten dann jeder einen kleinen Teil davon zum Verzehren. Dieser Ort hiess noch im 9. Jahrhundert Votum (V. Barbati). — Die wichtigsten Formen des Sonnenzaubers sind das Scheibenschlagen oder Radwälzen, der Fackellauf zur Befruchtung der Felder und Obstgärten, und das Hindurchspringen und Hindurchtreiben von Menschen und Tieren durch das Feuer, um Gesundheit zu erlangen. Das Feuer wurde durch Drehung eines die Sonne darstellenden Rades oder einer Scheibe erzeugt: der Sonnenzauber soll der Vegetation Licht und Wärme sichern.

Eine besondere magische Kraft wohnt dem Wort inne; Gebet und Zauber gehören naturgemäss zusammen. Manche Zauberformeln reichen in ihrer Anlage in die idg. Urzeit zurück; der Merseburger Spruch gegen Verrenkung findet sich z. T. wörtlich im Indischen wieder. Der höhere Kultus hat sich ihrer bemächtigt, sie auf die grossen Götter übertragen, vertieft und dichterisch ausgestattet. Die Kraft des Zaubers wird erhöht, wenn die zu erreichende Wirkung mit Vorgängen aus der Götterwelt verglichen wird: die zauberische Macht, die den Göttern den erwünschten Erfolg brachte, wird in jedem ähnlichen Falle von neuem sich bethätigen. Zauber-

Digitized by Google

sprüche gegen Krankheiten sind in England um 670 bezeugt; sie sind gewiss vom Festlande mit hinüber genommen. Im 7. oder 8. Jahrhundert werden in den nördlichen Teilen des fränkischen Reiches Zauberlieder erwähnt gegen Schlangenbiss, Krampf, allerlei Geschwüre, Durchfall, Bienenstich, Bandwurm und andere Eingeweidewürmer, Kopfweh, Hühneraugen, Rose, Stich des Skorpions, Nasenbluten, gegen Räude des Viehes, gegen Ungeziefer in Garten und Feld und gegen Behexung. Ein altsächsischer Spruch gegen Lähme des Pferdes lautet: „*Ein Fisch schwamm das Wasser entlang, da wurden seine Federn (Flossen) verletzt, da heilte ihn unser Herr. Derselbe Herr, der den Fisch heilte, heile das Ross von dem Hinken.*“ Sächsisch und hochdeutsch ist ein Zauberspruch „gegen die Wurmsucht“; stechende Schmerzen schrieb man bohrenden Würmern zu. Die Krankheit soll in einen Pfeil gebannt werden, und wenn der Wurm in ihn hineingekrochen ist, wird der Pfeil in den Wald geschossen:

„Geh aus, Wurm, mit neun Würmlein;
Heraus von dem Mark in die Adern,
Von den Adern in das Fleisch,
Von dem Fleische in die Haut,
Von der Haut in diesen Pfeil.“

Den altertümlichen epischen Eingang hat der Spruch gegen Pferdekrankheit aus dem 9. Jahrhundert bewahrt:

Ein Mann ging seinem Wege nach, zog sein Ross hinter sich drein;
Da begegnete ihm mein Herr mit seinem himmlischen Gefolge.
„Warum, Mann, gehst du! warum reitest du nicht?“
„Wie kann ich reiten! mein Ross ist steif geworden.“
Dann zieh es hier bei Seite und raune ihm in das Ohr,
Tritt es an den rechten Fuss, so wird es von der Steifheit geheilt.“

In dem Münchener Nachtsegen citiert der von den Geistern des wilden Heeres und des Alptraumes heimgesuchte Schläfer verschiedene Bibelstellen, die ihn vor den „klingenden Zaubergesängen“ der Unholde schützen sollen (vor den klingenden golden). Also auch feindlichen, Unheil bringenden Zauber kannten unsere Vorfahren und schrieben ihn tückischen Menschen und Mächten zu. Hier ist, wie schon bemerkt (S. 54), die Wurzel des heidnischen Hexenwahns zu suchen. Mit

Digitized by Google

der Auffassung der Hexe als eines Geistes oder einer Mare sind Vorstellungen von irdischen, feindlichen Zauber treibenden Frauen vermischt. Schon bei Bischof Burchard von Worms heisst es: „Wer wird nicht in Träumen und nächtlichen Gesichten aus sich selbst herausgeführt, und wer sieht nicht vieles im Schlafe? Wer wäre aber so thöricht und stumpfsinnig zu glauben, dass das alles, was bloss im Geiste geschieht, auch mit dem Leibe vorgehe?“ Die Kirche hat keineswegs von Anfang an den Hexenwahn genährt, sondern den ganzen Glauben an Unholden, Hexen auf die Dummheit des Volkes zurückgeführt. „Hast du geglaubt,“ heisst es weiter bei Burchard, „dass es ein Weib gebe, das zu thun vermag, was einige, vom Teufel getäuscht, thun zu müssen versichern: nämlich, dass sie mit einer Schar Teufel, die in die Gestalt von Weibern verwandelt sind, die die Dummheit des Volkes Unholden nennt, in gewissen Nächten auf Tieren reiten müssen und zu deren Gesellschaft gezählt werden?“ Burchard bedroht geradezu den Glauben an die Wirklichkeit der Hexerei mit Kirchenstrafen: „Hast du je geglaubt oder Teil gehabt mit jenen, die sagen, sie könnten durch Verzauberung Wetter machen oder die Gesinnung der Menschen bewegen. Hast du geglaubt oder teilgehabt an jenem Wahn, dass ein Weib sei, das vermittelst gewisser Zaubereien und Beschwörungen die Gesinnungen der Menschen, so Hass in Liebe oder Liebe in Hass zu verwandeln oder die Güter der Menschen durch ihre Blendwerke zu rauben vermöge? Wenn du dies geglaubt oder daran teil genommen hast, hast du ein Jahr Busse zu thun.“ In diesen Zeugnissen des 11. Jahrhunderts sind die drei charakteristischen Hexenmerkmale enthalten: sie fahren zur Nachtzeit aus und reiten durch die Lüfte, in verwandelter Gestalt, sie schädigen den Menschen und seine Habe, Feld und Flur, sie machen das Wetter. Der Hexenausritt, die Nachtfahrt der Unholden, verrät deutlich Ursprung aus dem Seelenglauben. Schon die Kirchenversammlung von Ancyra (um 900) erwähnt den Glauben an Hexenritte: „Verbrecherische Weiber glauben durch Verblendung des Teufels, dass sie nächtlicher Weile mit Diana

Digitized by Google

oder Herodias und vielen Frauen auf Tieren reitend über weite Länder flögen und in gewissen Nächten zum Dienste jener heidnischen Dämonen berufen würden." Im Münchener Nachtsegen heissen die Hexen darum „die nahtvarn", „die zûnriten," d. i. die auf dem Zaune Reitenden, und „die wegeschriten", d. i. die einen Weg Schreitenden, die Umherschweifenden. Die beiden ersten Namen müssen sehr alt sein, da sie auch im Nordischen begegnen (kveldridur, tunridur). Sie heissen auch Taustreicherinnen, weil sie in der Johannisnacht den Tau von den Wiesen sammeln. Die Hexe weicht vor dem Besen — denn vor dem fegenden Besen verlässt die Seele das Haus; aber die Hexe reitet auch auf dem Besen, denn die Seele hat hinter dem Herde ihren Wohnsitz, wo der Besen aufbewahrt wird. Als Seelen fahren die Hexen mit dem wilden Heere; ihre Schar, wie schwarze Wolken erscheinend, verdunkelt die Luft. Ein Jäger schoss hinein, und sogleich stürzte ein nacktes Weib tot herunter: das war die Hexe, die immer im Wetter ist. Nach Hexenakten des 16. und 17. Jahrhunderts versammeln sich die Hexen an Wasserbächen und Seen und schlagen so lange hinein, bis Nebel aufsteigen, die sich allmählich in finstere Wolken verdichten: auf diesen Wolken fahren sie dann in die Höhe. Als seelisches Wesen verwandelt sich die Hexe in allerlei Tiere, die oft als dreibeinig bezeichnet werden. Unsichtbar schleicht sie als Alp durch ein Astloch aus und ein, drückt und quält den Schläfer, d. h. sie reitet auf ihm oder saugt ihm das Blut aus. Eine Bürgermeisterin zu Magdeburg litt 1592 an dem Alpdrücken: die Zauberin, die ihr den Alp angehext, wurde entdeckt und verbrannt. — Zu einem Knechte kam die Hausfrau in die Kammer, einen Zaum und eine Peitsche in der Hand, und warf ihm diesen über die Ohren. Da ward er plötzlich in einen schwarzen Hengst verwandelt, auf dem sie nach dem Blocksberg ritt. Schlag Zwölf kamen von allen Seiten die Hexen, auf Besenstielen, Ofengabeln, Feuerzangen, Dreschflegeln, Ziegen und Böcken reitend. Sie assen und tranken und sangen. Beim ersten Hahnenschrei brach alles auf, die Hausfrau des Knechtes bestieg wieder ihr Pferd. An

Digitized by Google

einem Wasser unterwegs hielten die Hexen an, um ihr Vieh zu tränken. Da warf der Hengst seine Reiterin in das Wasser, stand wieder als Mensch vor ihr, warf nun selbst den Zaum über den Kopf der Hexe, wodurch sie in eine schwarze Stute verwandelt wurde, und ritt weiter. Dabei kam ihm der Gedanke, sein Pferd beschlagen zu lassen; vier tüchtige Eisen wurden auf ihre Hufe genagelt, wobei sie sich gar jämmerlich anstellte. Am andern Morgen lag die Hausfrau krank zu Bette, und man fand an ihren Händen und Füssen vier blanke Hufeisen. Lähmung und Geschwulst bei Mensch und Tier, Gelenkrheumatismus und Tobsucht schrieb man der Thätigkeit der Hexen zu. Hexenschuss, Alpschuss oder margschoss (Mahrschuss) heissen noch heute solche rheumatische Schmerzen, die man sich durch eine Erkältung während des Schlafes zuzieht; der Name zeigt, dass sie der Volksglaube demselben Wesen zuschreibt, das im Alptraum erscheint. Aus dem Alptraume stammt auch der Glaube, dass die Hexen Menschen aufzehren (S. 13 f.). „Manezzen," Menschenfresser, erwähnt auch der Münchener Nachtsegen unter den Hexen, die das Herz aussaugen und dafür einen Strohwisch einschieben. Nach der lex Salica steht Geldstrafe darauf, wenn eine Hexe einen Menschen aufgegessen hat: „Wenn eine Hexe einen Menschen aufisst und es ihr bewiesen wird, so ist sie für schuldig zu erkennen, 8000 Pfennige oder 200 Schillinge zu zahlen." Bei den heidnischen Sachsen war die übliche Strafe der Hexen der Feuertod. „Wenn jemand", heisst es in einem Capitulare Karls d. Gr., „vom Teufel verblendet, nach Art der Heiden glaubt, dass ein Mann oder eine Frau eine Hexe sei und Menschen verzehre, und wenn er deshalb sie verbrennt oder ihr Fleisch zum Aufessen hingiebt oder es aufisst, so soll er mit dem Tode bestraft werden." Zauberer und Wahrsager aber sollen nur an die Kirchen und Priester ausgeliefert werden. Deutlich erhellt hieraus der altgermanische Hexenwahn, seine Bekämpfung durch das Christentum und die Unterscheidung zwischen Zauberern und Hexen. Der Bozener Dichter Hans Vintler sagt in seiner „Blume der Tugend" zu Anfang des 15. Jahrhunderts:

Digitized by Google

Mancher Dumme spricht,
Die Trude sei ein altes Weib
Und könne die Leute saugen.

Etliche Hexen fahren „mit der Var" auf Kälbern und auf Böcken durch Stein und durch Stöcken.

Etliche sind so behend,
Dass sie fahren hundert Meilen,
In einer kleinen Weilen;
Sie brechen den Leuten ab
Die Beine, wie ich gehöret hab'.

Auch der Münchener Nachtsegen erwähnt, dass die Hexen den Fuss abschneiden, die Sinne rauben, Fieber bringen und durch ihren unsichtbaren Tritt schmerzenden Krampf verursachen, wie der Hexenschuss die Wirkung eines unsichtbaren Geschosses ist. Ob der Glaube an die Buhlschaft der Hexe mit dem Teufel im deutschen Heidentume wurzelt, ist noch nicht entschieden. Dafür spricht, dass auch der Alp sich mit Menschen verbindet. Die gotische Sage vom Ursprung der Hunnen schreibt den Zauberweibern oder Hexen Verkehr mit Geistern zu (Jord. 121, D. S. Nr. 377). Filimer, der König der Goten, erfuhr von dem Aufenthalte gewisser Zauberweiber in seinem Volke, die er selbst in seiner Muttersprache Haliurunnen nannte. Da er sie für verdächtig hielt, vertrieb er sie und nötigte sie, fern von seinem Heere in Einöden umherzuirren. Dort wurden sie von unreinen Geistern, den Waldleuten, als sie in der Wüste umherschweiften, erblickt; diese begatteten sich mit ihnen, und so entstand das wilde Volk der Hunnen. — Got. haljarûna = ags. helrûn ist die Zauberin, eigentlich die Totenbeschwörerin (S. 37). So sagt auch Vintler in seiner Aufzählung der Bestandteile des Hexenwahns: Etliche glauben, der Alp minne die Leute. — Die Hexen wechseln des Nachts die Kinder aus, sehen sie mit ihrem bösen Blick an, bewirken Verkrüppelungen und Verstümmelungen und schaden auch den Tieren. Sie stehlen der Kuh die Milch aus der Wammen oder das Schmalz aus dem Kübel, derweil man es rührt.

Sie trinken den Wein aus den Kellern verstohlen,
Dieselben heisset man Unhollen.

Digitized by Google

Wie Menschen und Tiere vom Alpdrucke gequält werden, so verfilzt die Hexe dem Pferde die Mähne, flicht unentwirrbare Zöpfe daraus und treibt es in Schweiss, so dass es morgens matt und abgeschlagen dasteht, wie wenn es die ganze Nacht abgehetzt wäre. Weil die Hexen den kalbenden und milchenden Kühen nachstellen, heissen sie auch Molkentöwersche, Molkenzauberinnen, die untreuen Molkenstehlerinnen: sie färben die Milch rot oder vertreiben sie völlig. Als Taustreicherin streift die Hexe in der Mainacht den Tau von der Wiese, um der Herde den ersten Weidegang zu verderben. Sie bringt Scharen von Ungeziefer über ein Gehöft oder über eine ganze Gegend, verbreitet Seuchen unter Menschen und Vieh, und schädigt die Ernte. Wenn nächtlicher Frost die Blüten des Weines und des Obstes versengt, ein Hagelwetter die Ernte niederwirft, so hat die Hexe das Unheil angerichtet. Nach bayerischem Volksrechte wird die aranscarti, Erntescharte, d. i. niedergelegte Streifen im Getreidefeld, durch Hexerei verursacht und mit 12 Solidi bestraft. Ausserdem hat der Urheber für jeden Schaden zu haften, der Haus, Gut oder Vieh des Eigentümers binnen Jahresfrist trifft. Eine Busse von 40 Schillingen wird dem angedroht, der gestohlenes Gut, besonders Pferde und Vieh durch Zauberkünste ausser Landes entführt oder verbirgt. Die Hexen kochen Hagel, sagt man noch heute in der Schweiz. Zauberer, Wettermacher und Feldbehexer stehen in den Verordnungen der Kirche neben einander. Nach westgotischem Rechte werden Wettermacher zu Haut und Haar bestraft und entweder vom Richter durch Einkerkerung oder nach dem Ermessen des Königs unschädlich gemacht. Die bayerische Synode von Reisbach (799) bestimmt: Der Presbyter hat gegen solche, die wahrsagen, zaubern und Wetter machen, vorzugehen und soll sehen, sie durch sorgfältigste Untersuchung zu einem Bekenntnis zu zwingen. Bei Vintler heisst es: Viele sagen, die Hexen können Ungewitter machen, auch wohl Regen hin und her wenden. Um Regen hervorzurufen, bedient sich die Hexe eines Zweiges oder Stabes (S. 60).

Dass man sich die Hexen in der Urzeit nackt vorstellte,

Digitized by Google

und dass die Nacktheit bei dem Wetterzauber erforderlich war, geht daraus hervor, dass die Hexen splitternackt aus den Wolken herunterstürzen, wenn der von ihnen erregte Zauber zerstört wird. Wiederholt begegnet die Neunzahl bei der Ausübung der Hexerei. Die Hexen brauchen neun Kräuter zu ihren Zaubermitteln, neun Steine zur Beschwörung des Unwetters. Wenn man in der Christnacht auf einem Schemel von neunerlei Holze knieet, kann man die Weiber erkennen, die Truden oder Hexen sind. Die Katzen verwandeln sich in Hexen, wenn sie neun Jahre alt sind. Ein altes Weib, das ein junges Mädchen zur Hexerei verführen wollte, bestellte dieses in die neunte Nacht.

Wie die Seelen und Maren erkennt man die Hexen an zusammengewachsenen Augenbrauen, roten, triefenden Augen, dem watschelndem Gange, denn sie haben Plattfüsse, Drudenfüsse, und daran, dass sie einem nicht ins Gesicht sehen und über keinen Besen hinwegschreiten können. Sie können nicht weinen, ihre Gesichtsfarbe ist fahl, ihr Haar verwirrt und struppig, ihr ganzer Leib mager, doch giebt es auch junge und schöne Hexen. Die Hexe im Märchen von Sneewittchen (K. H. M. Nr. 53) nimmt die Gestalt eines alten Weibes an und bereitet den Giftkamm.

Auf abgebrochenen, starr emporragenden Felsen halten die Hexen ihre Zusammenkunft mit Tanz und Schmaus. Ein solches abgebrochenes Felsstück hiess urgerm. *bruklaz; daher sind die Brockelsberge = Blocksberge die Versammlungsorte der Hexen. Der Brocken im Harz ist schon 1438 Hexentanzplatz. Andere Blocksberge sind in Mecklenburg, Preussen und Holstein. In Thüringen versammeln sich die Hexen auf dem Hörselberg und auf dem Inselsberg, in Hessen auf dem Bechelberg, in Franken auf dem Staffelstein; an den Jaberg und den Fuchsberg bei Hilden am Rhein heftet sich noch jetzt der Hexenglaube. Sicher waren die alten Blocksberge auch ehemalige Kultstätten, wo den seelischen Geistern geopfert wurde. Schon die Hauptzeiten der Hexenversammlungen: die Nacht vom letzten April zum 1. Mai, die Walpurgisnacht, die zwölf Nächte und die Johannisnacht

Digitized by Google

zeigen, dass wir es mit alten Opferfesten zu thun haben. Überhaupt bewahrt die Beschreibung des Hexensabbats deutlich die Erinnerung an heidnische Opferfeiern, die auf Bergeshöhen gehalten werden, besonders an die Opferfeste der Weiber. Wenn die Hexen den nackten Körper gesalbt haben, fahren sie in Weibsgestalt oder in Tiere verwandelt durch die Luft nach dem bestimmten Festplatze, einem Berge oder auch einer Wiese. Dort schlingen sie den Reigen, den Hexentanz, und führen wilde Tänze auf, schlachten das Opfer und schmausen in toller Gier; namentlich ist es ein Pferde- und ein Menschenopfer, und die Herzen gelten als besonderer Leckerbissen. Schon die Lex Salica (500) deutet auf ein gemeinsames Kochen der Hexen. Strafen werden über den verhängt, der einen Mann Hexenkesselträger, einen, der sich dazu hergiebt, den Hexen ihr Gerät zu tragen, schimpft (hereburgius hoc est strioporcio). Die volkstümlichen Schilderungen haben den zum Opferfest gehörenden Reigen und die Opfermahlzeit bis heute festgehalten.

Die Germanen kannten männliche und weibliche unheimliche Geister. Der Münchener Nachtsegen begreift unter den nahtvarn auch die um Wûtan und den Alp gescharten Gespenster, kennt also wohl auch das Masculinum ‚der nahtvare' neben dem Femininum ‚diu nahtvare'. Die Gesamtheit der das Gebild von Menschenhand hassenden Wesen nannte man „Unhold", das Bösgesinnte, Feindliche. Aber schon bei den Goten muss der Glaube an weibliche Wesen überwogen haben; denn Wulfila übersetzt das griechische *δαίμων, δαιμόνιον* mit dem fem. unholþô, seltener gebraucht er das Masc. unhulþa. Ein anderes Collectivum zur Bezeichnung der unheimlichen Mächte scheint mhd. „daz getwâs" gewesen zu sein (Betörung, das Betörung wirkende): der Zustand ist in ein mythologisches Wesen verwandelt, das diesen Zustand herbeiführt. Der Münchener Segen bezeichnet das gesamte Hexengesindel als „unreiniz getwâz". Aus einem Gedichte des 14. Jahrhunderts „Irregang und Girregar" geht der Zusammenhang des Hexenwahnes mit dem Alptraum hervor. Als ein Vater tobt, dass ein Fremder bei seiner Tochter

Digitized by Google

gewesen sei, beruhigt ihn seine Frau damit, dass ein böser Traum ihn gequält habe:

Dich hât geriten der mar,
Ein elbischez âs.
Du solt daz übele getwâs
Mit dem kriuze vertriben.

Der Mann meint freilich: die Weiber sagten immer, wenn den Männern etwas begegne, ein Alp betrüge sie, aber endlich glaubt er doch, dass er von übeln Ungeheuern genarrt sei. Der heute fast ausschliesslich noch bekannte Name Hexe heisst ahd. hagzissa, hagazussa, hagzus, ags. haegtesse, mndl. haghetisse, mhd. hecse oder ahd. hâzus, hâzissa. Das Wort ist ein Compositum, aber seine Bedeutung ist noch nicht völlig aufgeklärt. Man hat an das Adject. haga gedacht: das kluge, verschmitzte Weib, oder an hac Wald, Hain: Hage Dise = Waldweib, oder bei dem zweiten Teile an altengl. tesu, Schade, Frevel, tesvian verderben = Waldfrevlerin, Feldschade. Neuerdings geht man umgekehrt von der kürzeren Form aus: hazusa ist eine alte Participialbildung zu ahd. hazzên, got. hatan, d. i. hassen; *haga — hazusa ist also die Hassende im Hag, im Walde = die hassende, feindselige Waldfrau. Aber ein Zusammenhang der Hexen mit dem Walde ist nur schwach bezeugt. In der Kaiserchronik (12. Jhd.) wird eine Frau Hexe gescholten und ihr zugerufen:

Du soltest pillecher dâ ze holze varn,
Danne di megede hie bewarn;
Du bist ain unholde, —

und im Märchen von Hänsel und Gretel (K. H. M. Nr. 15) haust die böse Hexe im wilden Walde und lauert den Kindern auf, tötet sie, kocht sie und isst sie auf. Selbst wenn man für Hag die ursprüngliche Bedeutung annimmt ‚umhegte Flur', die Hexe also als die Feld und Flur Anfeindende, Schädigende erklärt, bleibt immer ein grammatisches Bedenken: der Stammvokal von hâzus ist lang, wie sich schon aus dem Fehlen des Umlautes ergiebt. Daran scheitert auch die Deutung: hagazessa = Schlagwetter, Unwetter, die Personifikation des aufziehenden Sturmes und Wetters (hag gehört zu einem

Digitized by Google

verschollenen Verbum = schlagen; ahd. zëssa, mhd. zësse = Sturm). Geiler von Kaisersberg nennt die Hexe eine „Zessenmacherin" = Sturmerregerin; aber dies Wort hat mit der ahd. Form nichts zu thun. Somit bleibt für den ersten Teil des Compositums nur das Adjectivum haga übrig = schattenhaft, gespensterhaft und für den zweiten Teil die idg. Wurzel ‚des' anfeinden (skr. dásyus, ags. tesu Schaden). Die Hexe ist also die gespenstische Schädigerin (S. 9).

Die Bezeichnung Truden für Hexen ist bis heute in Oberdeutschland üblich. In Österreich sagt man: „Es hat mi di Trud druckt". Sie kann ungeheure Grösse annehmen, aber sich auch ganz klein machen, kommt des Nachts in die Häuser und drückt die Leute oder quält das Vieh im Stalle. In Tirol, an einem Bergabhange des Matscher Thales, am „Trudenfuss", ist die Stapfe eines rechten Fusses einer Steinplatte eingedrückt, und an der jenseitigen Thalwand befindet sich ein linker Fusstritt. Diese Spuren rühren von der „grossen Trude" her, die hier sass, aufstand und übers Thal wegschritt. Der Drudenfuss, d. h. der Abdruck der ineinander geschränkten Füsse einer Drude, gilt noch heute als Abwehrmittel gegen böse Geister, besonders gegen den Alp. Er wird an der Wiege und an der Tischplatte angebracht, auch an der Schwelle, und hat die Gestalt des sogenannten Pentagramma.

Der Drudenfuss auf Faustens Schwelle verwehrt Mephistopheles das Entweichen. Die „grosse Trude" kennt auch der Münchener Nachtsegen, wo sie als Trutan (trut-an Stammmutter der Truden) neben Wûtan erscheint. Truden sind also Hexen, bei denen die Thätigkeit des Alps besonders hervortritt In Oberdeutschland ist dann der Name auf den Alp übergegangen.

Neben der Hexe erscheint in Beichtbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts der Bilwis. In ganz Süddeutschland gilt der Bilwisschneider noch heute für einen Hexenmann. Unter denen, die keinen Zutritt zum Abendmahl haben, werden auch die genannt, „die da sagen, dass sie mit der Perchta, den Bilbissen oder Truden auf den Blocksberg fahren"; der

Digitized by Google

Bilwis befindet sich also in der Gesellschaft nächtlich ausfahrender Hexen. Wie man die langen Streifen, die sich der Hase im hohen Getreide durchbeisst, noch heutzutage für Hexenwerk ansieht und mit dem Namen Hexenstiege belegt, so holt sich der Bilwis seinen Zehnten von Korn und Roggen und schneidet lange Streifen durchs Getreide, den sogen. Bilmesschnitt. Wie von der Hexe, so weiss man in Thüringen von dem tödlichen Blick des Bilmesschnitters: will ihm Einer aufpassen, so muss er sterben, wenn der Schnitter ihn früher, als er jenen, erblickt; so mörderisch ist sein Blick, dass man ihn selbst damit töten kann, indem man einen Spiegel vor die Brust nimmt: erblickt sich der andere darin, so verliert er sein Leben. Er entzieht gleichfalls den Kühen die Milch, hat seinen Sitz im Baume, besorgt im Stalle die Pferde und flicht ihnen die Mähnen, verfilzt sie aber auch. Wo der gespenstische Schnitter durch die Felder geht, werden die Halme braun und die Ähren ohne Körner. Wenn er mit ausgebreiteten Armen durch die Äcker wandert, steigt Rauch hinter ihm auf, und alle Ähren, die er berührt, tragen statt Mehl Asche. Er reitet wie die Hexe auf einem Geisbocke mit drei Füssen und legt breite verwüstete Streifen durch das Getreide, oder er schwebt über den Äckern, die Schnittsichel am Geissfusse, und wo der Fuss das Korn berührt, verschwinden die Ähren und der gestutzte Halm wird schwarz; von einem solchen Felde sagte man, es sei verhext. Alle Körner fliegen beim Dreschen durch die Luft in die Scheuer des Zauberers, oder in die des Bauern, dem er als Hausgeist dient. „Für dy Pilbis" soll man den Kindern Zettel um den Hals binden mit der Aufschrift: von dannen weicht, ihr Träume, ihr schädlichen Gespenster. Der Zusammenhang mit dem Seelen- und Alpglauben ist offenbar. Darum kann man auch Menschen erkennen, die diesen unheilvollen Zauber treiben: sie haben vorne auf dem Kopfe keine Haare und eine hohe, spitzige Stirn. Wenn man einen Keil von geweihtem Wachholderholz in die Tenne einschlägt, so muss der Bilwisschnitter kommen: es ist gewöhnlich ein Nachbar. Ruft man ihn beim Erkennen mit Namen an, so muss er wie alle Nacht-

Digitized by Google

geister sterben. Aber durch Opfer kann man ihn günstig stimmen. Man wirft beim Dreschen Wachholder nach links und ruft: „nimm, was dein ist", sonst laufen die Körner dem Bilwis zu. Wenn man in der Christnacht das Getreide drischt, so trifft jeder Schlag des Flegels den Bilwisschnitter auf den Kopf.

Auch hier ist der Glaube an die zauberische Kraft mancher Menschen und an ihre Fähigkeit, die Gestalt zu tauschen, sowie die Überzeugung vom Fortwirken der Seele wie beim Hexenwahne die Grundlage. Der Bilwis ist der, „der das Wissen liebt, der dem Wissen holde" (ahd. bili = *φίλος* lieb), eine passende Bezeichnung eines mit bevorzugten Geisteskräften Ausgestatteten, eines Zauberers; bei einseitiger Hervorhebung des zum Schaden der Menschen angewandten Wissens ergab sich die Bedeutung eines feindlichen Wesens von selbst. Noch im Mittelalter wird der Bilwis den Zauberern und Schwarzkünstlern gleichgesetzt.

7. Der Maren- oder Alpglaube.

Mit dem Seelenglauben hängt der Marenglaube aufs engste zusammen. Die Erscheinungen des Traumlebens werden durch den Alpdruck zu wahrhaft erschreckender Lebhaftigkeit gesteigert. Die Seele des Verstorbenen lebt nicht nur fort und thut sich dem Lebenden im Schlafe kund als luftiges Gebilde oder als körperliches Wesen in Tier- oder Menschengestalt, sondern es giebt auch Menschen, deren Seele plagen und drücken geht, während der Leib zu Hause bleibt, und diese Irrfahrt kommt dem Menschen beim Erwachen wie ein Traum vor. Oder die Trude lässt ihren Körper draussen vor dem Hause stehen, und wenn man ihn anredet oder anrührt, so fällt er zusammen, und die Trudenseele in dem Hause stösst einen furchtbaren Schrei aus. War der Tote einem Lebenden feindlich gesinnt, so musste er auch über das Grab hinaus ihn zu schädigen suchen. Diesen Angriffen stand der Mensch im Schlafe wehrlos gegenüber; er fühlte im Traume, wie eine grauenvolle Macht, gegen die er sich

Digitized by Google

nicht schützen konnte, ihm die Kraft der Glieder verrenkte, sich auf ihn stürzte und ihn quälte und drückte, so dass er matt und blutlos dahinsiechte. Dieses Wesen hatte wie die Seele des Toten die Fähigkeit, verschiedene Gestalten anzunehmen; oft genug trug die nächtliche Erscheinung die Gesichtszüge und die Gestalt von Bekannten, um desto sicherer das wehr- und arglose Opfer zu überfallen; oder ein wildes Ungeheuer, ein Bär, ein Igel, eine Katze, eine Schlange hockte auf der Brust des Träumenden und sog gierig seinen Atem ein. Man sah, fühlte und hörte, dass diese Erscheinung wirklich und persönlich da war, dass es ein fremdes, meist feindliches, zuweilen buhlerisches Wesen war, und so entstand neben dem Seelenglauben die Vorstellung einer quälenden, würgenden, tötenden oder minnenden, kosenden Macht; denn Männer werden von Frauen und Frauen von Männern gedrückt. Im Traumleben wurzelt also dieser Glaube, aber nicht in dem gewöhnlichen, sondern in dem bei weitem lebhafteren Alptraum. Alle Erzählungen, die den nächtlichen Besuch des Alps und der Mare bei einem Schläfer schildern, sind als Wiedergabe einer Traumbegebenheit ohne weiteres verständlich, und von der Wahrheit dieser Berichte kann sich noch heute jeder überzeugen, der an Alpdrücken leidet. Die volkstümliche, mythische Anschauung und die rationalistische Erklärung des Alptraumes giebt Rosegger in humorvoller Weise in seinem Novellenkranz „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen“ (1881, S. 36): Zwischen einem Bauernmädchen und einem studierten Stadtherrn entspinnt sich folgendes Gespräch: „Die Trud hat mich gedrückt.“ „Der Alp?“ „Ist die halbe Nacht auf mir gelegen — ein schauderhaftes Getier, und gemeint hab' ich, ich müsst' ersticken.“ „Das ist ja gar kein Getier gewesen“, lachte der Herr, und dann fuhr er ernsthaft fort: „Der Alp oder die Trud, wie Ihr sagt — auch Nachtmahr wird die Erscheinung genannt — ist weder ein Körper, noch ein Gespenst, sondern das Produkt einer Atemnot. Das Alpdrücken wird erzeugt, wenn auf Mund oder den Nasenöffnungen die Bettdecke, das Kissen oder dergleichen zu liegen kommt. Diesen Beschwerden ge-

Digitized by Google

sellen sich sofort beängstigende Träume bei, welche solange währen, bis es dem Schlafenden gelingt, durch eine kräftige Bewegung die Respirationsöffnungen wieder zu befreien". „Der Herr kann gewiss ein Trudenkreuz?" fragte das Mädchen weiter, „aber sieben Ecken muss es haben. Mit fünf Ecken kann's der Peter auch, aber die helfen nichts". — Noch ausführlicher ist die Beschreibung und Erklärung des Alptraums, die Wieland giebt (Oberon, 3, a. E. 4, 11 f). Ein holdes Weib ist Hüon im Traume erschienen, er sinkt liebestrunken an ihre Brust und will sie an sich pressen, da wird sie plötzlich aus seinem Arme gerissen und verschwindet in den Fluten des nahen Stroms.

„Er hört ihr ängstlich Schrein, will nach — o Höllenpein!
Und kann nicht! steht, entseelt vor Schrecken,
Starr wie ein Bild auf einem Leichenstein.
Vergebens strebt er, keucht, und ficht mit Arm und Bein;
Er glaubt in Eis bis an den Hals zu stecken . . .
Und kann nicht schrein."

„Herr!" ruft ihm der treue Scherasmin zu, da er sein banges Stöhnen vernimmt, „erwacht! ein böser Traum schnürt euch die Kehle zu . . . . Ihr lagt vermutlich wohl zu lange auf dem Rücken. . . .

„Mir selbst ist oft in meinen jungen Jahren,
Wenn mich der Alp gedrückt, dergleichen widerfahren.
Da, zum Exempel, läuft ein schwarzer Zottelbär . . .
Mir in den Weg; ich greif im Schrecken nach dem Degen
Und zieh', und zieh' umsonst! Ein plötzlich Unvermögen
Strickt jede Sehne mir in allen Gliedern los;
Zusehens wird der Bär noch siebenmal so gross,
Sperrt einen Rachen auf so grässlich wie die Hölle;
Ich flieh und ängst'ge mich, und kann nicht von der Stelle.
Ein andermal . . . und eine Nase guckt heraus
So lang als euer Arm. Ihr sucht, halb starr vor Schreken,
Ihr zu entflieh'n . . .
Ein jedes Haar auf euerm Kopfe kehrt
Die Spitz' empor, zur Flucht ist jeder Weg verwehrt . . .
Stets frost'ger wird die Hand, die Nase immer länger.
Dergleichen, wie gesagt, begegnet oft und viel;
Allein, am End' ist's doch ein blosses Possenspiel . . .
Die Nase samt der Angst verschwindet im Erwachen."

Schon das Mittelalter erklärte das Alpdrücken aus schweren,

Digitized by Google

durch Stockung des Blutumlaufes entstandenen Träumen (Gerv. v. Tilb. 3, 86. 93).

Noch heute wie vor Jahrtausenden stellt jeder Alptraum den Grausen und Lust bringenden Unhold mit gleicher greifbarer Deutlichkeit und leibhaftiger Nähe den Sinnen dar. Es ist erwiesen, dass die Alpvision sich besonders gern da einstellt, wo viele Menschen in engem Raume gedrängt schlafen. Der Alptraum muss also in einer Zeit etwas durchaus Gewöhnliches gewesen sein, da noch die Wand einer raucherfüllten Hütte die ganze Familie einschloss. Die Traumwelt war nicht minder wirklich als die Welt der wachen Sinne. Von dem thatsächlichen Vorhandensein dieser Gestalt der Traumphantasie war der Mensch ebenso überzeugt wie von der Wirklichkeit seines eigenen Leibes, er sah, fühlte und hielt den Alp in seinen Händen, er kannte sein Gebahren wie das der Nebenmenschen aus der Anschauung, er erzählte von dem nächtlichen Erlebnis unter Verschweigen des natürlichen Hintergrundes, und dieser Bericht vom Alptraum war ein Mythus. Er suchte sich gegen den unheimlichen Gast zu wehren und traf Massregeln zu seiner Vertreibung, er setzte seinen Glauben in Handeln um, und so entstand ein Kultus, dessen Zweck und Ziel naturgemäss die Abwehr war. Er verglich seine Erzählung mit der Wiedergabe anderer und fand, dass sie im wesentlichen übereinstimmten; so bildeten sich typische Formen der Alpsage. Es lag nahe, besonders hervorzuheben, dass sich den Männern weibliche, den Frauen männliche Geister zugesellten. Wurde dieser Umstand betont und von der Phantasie weiter ausgeschmückt, so war ein unerschöpflicher Reichtum an Mythus gegeben, der zur poetischen Gestaltung locken musste und das Bewusstsein der Traumsituation allmählich verdrängte. Bei den zahlreichen Abstufungen und mannigfachen Verschiedenheiten der Berichte wie der Traumvorgänge musste sich eine gewisse Kunst bilden, und wie im Götterglauben Mythus und Dichtung zusammengehören, so war in der Alpsage gegen die sprunghaften, anekdotenartigen Erzählungen aus dem Seelenglauben ein unleugbarer Fortschritt gegeben.

Digitized by Google

Folgende Typen lassen sich als die wichtigsten aufstellen:

Wer jemals auf der Schulbank gesessen hat, dem ist auch die nächtliche Scene wohl bekannt, dass er wieder vor seinen gestrengen Lehrern steht und Fragen vorgelegt erhält, die er trotz aller gewaltsamen Anstrengung nicht beantworten kann; er ringt nach Worten, die Angst ist ins Unermessliche gesteigert, eine dumpfe Beklemmung lässt die Pulse aussetzen oder wild schlagen. Endlich findet er die ersehnte Antwort ein unartikulierter Schrei entringt sich seinen Lippen, er erwacht, in Schweiss gebadet, am ganzen Leibe zitternd, und die Angsterscheinung ist entflohn. Es ist derselbe Vorgang, den die griechische Sage von Ödipus und der ‚Würgerin', Sphinx erzählt. Mit treuestem Anschluss an die Wirklichkeit erfand die mythische Dichtung den Sagentypus von der gefährlichen Begegnung mit dem Fragedämon. Ein Bauernmädchen lag im Grase und schlief. Ihr Bräutigam sass bei ihr, allein sein Herz war anderwärts und sann, wie er sich ihrer entledigen könnte. Da kam das Mittagsgespenst einhergeschritten und fing an, dem Burschen Fragen vorzulegen, aber soviel er auch antwortete, immer warf es neue Fragen auf, und als die Glocke Eins schlug, da stand sein Herz still: das Gespenst hatte ihn zu Tode gefragt. — Ein junger Mensch wird auf dem Felde von einem Dämon angehalten, der ihm sagt: sieh hin, diese Gründe und Herden und Schlösser sollen dein sein, wenn du mir auf meine Rätselfragen richtig antwortest; wo nicht, so fresse ich dich. Die Rätselwette geht in der Nacht vor sich; der Drache verliert, weil seine Fragen richtig beantwortet werden und zieht fluchend davon, der Jüngling ist aber Herr der Schätze (S. 17). — Das Ende des peinlichen Verhöres wird durch den Aufgang der Sonne oder den Schrei des Hahnes herbeigeführt; der Morgen, der die Schläfer weckt, verscheucht eben dadurch die Alpgespenster. Darum sagt Burchard von Worms: Man solle nicht vor dem Hahnenkrat das Haus verlassen, weil die unreinen Geister vor diesem Rufe mehr Macht zu schaden hätten als nachher, und weil der Hahn mit seinem Schrei jene besser zu ver-

Digitized by Google

treiben und zu bändigen vermöge als selbst das Kreuzeszeichen. Dieselbe Wirkung hat das Abschütteln des Zungenbannes und der Klang der eigenen Stimme oder der Zuruf einer wachen Person. Mythisch wird das so ausgedrückt: Wenn der Heimgesuchte die auf ihm hockende Tiergestalt mit dem Namen der Person anspricht, die in solcher Tierverwandlung den Alpdruck ausübt, so steht diese in ihrer eigenen Gestalt vor ihm und kann nicht mehr schaden. Wenn man beim Kommen der Trude sogleich einen heiligen Namen ausspricht, muss sie fliehen. Vermutet man ohngefähr, wer es sei, den man auf sich liegen fühlt, so muss man ihn beim Namen rufen, und die Mare entweicht. Gut ist es aber auch, sich gar nicht auf den geistigen Ringkampf einzulassen. Jemand hörte in der Nacht seinen Namen rufen, er antwortete „Ja", und sogleich begann ihn die Mare zu drücken; wäre er still gewesen, so hätte sie ihn nicht gefunden.

Zur nächtlichen Stunde als Nachtalp, in der Sonnenglut als Tagalp überfällt der Unhold die Leute, die während der grössten Hitze im Freien arbeiten oder wandern. Die mittelalterlichen Legenden kennen wie die Kirchenschriftsteller des 6. Jahrhunderts den Mittagsteufel, daemon meridianus, als Krankheitsdämon, gewissermassen als den personificierten Sonnenstich. Seinetwegen wurden die Kirchen in der Mittagsstunde zugeschlossen, die sonst den ganzen Tag bis zum Abendläuten offen stehen sollen. Eine Frau stürzt auf dem Heimwege von der Feldarbeit plötzlich zusammen und kann kein Wort mehr hervorbringen, der daemon meridianus hat sie gepackt. — Zwei Knaben stehen um die Mittagszeit auf der Strasse, ein heftiger Wirbelwind fährt über sie hin, sie werden wie toll und kennen die Ihrigen nicht mehr, aber St. Martin und St. Jovin helfen ihnen vom daemon meridianus. — Bei trübem Himmel und zur Zeit eines nahenden Gewitters ist man vor seinem Angriffe sicher. Begegnungen mit dem Mittagsgeiste enden immer mit der Niederlage des Menschen: der Überfallene, dem es im Kopfe dröhnt und schwirrt, fängt an, hastig zu sprechen und irre zu reden und sieht, sich schnell umwendend, den hämisch

Digitized by Google

lachenden Unhold, während die Anwesenden zugleich mit dem ersten Stöhnen des Opfers das heisere Lachen des Dämons vernehmen. Darum wird der Tagalp geradezu zum Feldgespenst, das des Mittags in den Getreidefeldern umhergeht. Es liegt weinend mittags in hohen Kornfeldern, wer aber mitleidig hin eilt, um es aufzuheben, der muss noch selbiges Jahr sterben. Es ist noch einmal so hoch wie das lange Korn, in dem es sitzt, und nimmt zugleich die ganze Breite des Weges ein; da läuft es den Vorübergehenden nach und schlägt die Entspringenden mit einem Ährenbüschel ins Gesicht. — Im Kloster zu Heisterbach hat man gar wohl gewusst, dass der daemon meridianus Buhlgeist und Todesdämon zugleich ist. Als eines Mittags im Sommer sich die Laienbrüder schlafen gelegt hatten, kam der Teufel in Gestalt einer Nonne und ging an den Betten hin, hier verweilend, dort vorübergehend. Über einen Schläfer beugte er sich, fasste ihn in die Arme, küsste ihn und verschwand. Ein Frater, der mit Entsetzen Zeuge des Vorgangs gewesen war, fand den Mönch mit verschobenen Kleidern daliegend. Als es Zeit zum Aufstehen war, konnte der Arme sich nicht erheben, ward auf die Krankenstube gebracht und starb nach dreien Tagen (Cäsarius 5, 33).

Auch in Tiergestalt kommt der Mittagsgeist wie der Nachtalp. Im Jura kriecht er bei ungewöhnlich heisser Sommerszeit in Drachengestalt aus dem Hochwalde herunter und heisst der Stollenwurm. Hoch aufgebäumt, die pfeilförmig zugespitzte Zunge weit aus dem giftigen Rachen hervorstreckend, stürzt er auf den Menschen zu und sucht ihn zu umschlingen und zu erdrücken. Er saugt den Kühen die Milch aus, wie der Alp oft nachts die Pferde reitet, sodass man ihnen morgens anmerkt, wie sie abgemattet sind. Der Alp, der die Mähnen der Pferde zu untrennbaren Flechten zöpft, heisst in Niedersachsen Unke; Unke ist aber der Name der Ringelnatter. Auch in Oldenburg kennt man die Alpschlange: die Mare sei ohne Knochen und wie ein Aal so glatt anzufühlen. — Zu einem verirrten Hirten trat in einer Nacht ein Mädchen und fragte mit sanfter Stimme, ob er

Digitized by Google

sie bis zum ersten Hahnenkrat ohne Furcht umschlungen halten wollte; dadurch würde er sie erlösen und sich zum Herrn des Schlosses machen. Der Hirte versprach es und schloss sie in seine Arme. Da fing die schöne Gestalt an, sich zu sträuben, er hielt jedoch um so fester; endlich wurde aus ihr ein grimmiges Tier, er aber liess sich nicht schrecken; fünfzig verschiedene Gestalten wechselten in seinen Armen, eine schrecklicher anzusehen als die andere, bis er zuletzt einen scheusslichen Drachen umschlungen hielt. Das beugte seinen Mut, er öffnete die Arme, spuckte auf das Scheusal und rannte wahnsinnig davon. Mit dem frühesten Morgen langte er schweisstriefend in seiner Heimat an, der Schreck aber hatte ihn um Sprache und Gehör gebracht. — Andere Erlösungssagen enden glücklicher. Die furchtbare Schlange verwandelt sich, wenn der Mensch alle Qualen mutig erträgt, in eine schöne Jungfrau, bietet ihrem Retter ihre Hand an und beschenkt ihn mit den herrlichsten Schätzen. Schon im Gedichte von Lanzelot (7837 ff.) kommt das Küssen an den Mund des Drachen vor, der sich hernach in ein schönes Weib verwandelt. Des Königs von Thule Tochter Elidia war verwünscht worden, ein „Wurm" zu sein, bis zu der Stunde, dass sie des besten Ritters Mund küsse. Die Schlange hauste in einem Walde und flehte die durchziehenden Ritter um Erlösung an, aber sie ergriffen die Flucht. Erst Lanzelot bewies, dass er der beste Ritter war; denn, mochte was immer daraus werden, er küsste den unholdesten Mund, der ihm je vorkam. Alsbald eilte der Wurm nach einem Wasser, badete darin seinen rauhen Leib (wie die rauhe Else im Wolfdietrich) und ward zum schönsten Weibe, herrlich bekleidet. — Der Hergang dieser Erlösungs- und Schatzsagen gleicht genau denen, die im Seelenglauben ihre Erklärung finden (S. 17. 73). Aber der Boden, auf dem sie entstanden sind, ist der Schlafzustand. Sträubt sich der Mensch gegen den ihn umfangenden Traum, so sinkt er aus der Traumwelt in die wache Wirklichkeit zurück; überlässt er sich ihm weiter, so nimmt der Traum wohl holdseligere Formen an, aus der Schreckensgestalt wird eine schöne Jungfrau, und die Pracht und

Digitized by Google

Herrlichkeit am Schlusse ist nichts anderes wie das poetisch ausgeschmückte, behagliche Nachgefühl des lieblich endenden Traumes. Die Sagen, in denen der Alp nach Loslösung seines natürlichen Wesens trachtet und unglücklich über seinen mörderischen Beruf ist, setzen ein bei weitem feiner entwickeltes Gefühl voraus und verdanken jüngerer Zeit ihre Entstehung. Im übrigen steht der Ringkampf, der entweder zu Gunsten des Menschen oder des Alps endet, völlig dem geistigen Ringen der Rätselwette und der peinlichen Frage parallel.

Die Vorstellung von der Vielgestaltigkeit des Alps ist in der Natur des Alptraumes begründet. Je nach der äusseren Beschaffenheit des Gegenstandes, der die Atemnot des Schläfers verursacht, bildet die Traumphantasie das Bild eines zottigen oder glatten Tieres, unter dessen Drucke man leide. Im Aargau ist der Alp, oder wie man dort sagt, das Schrätteli, wie ein Blutegel, bald zusammengezogen wie ein Knäuel, bald ausgedehnt wie ein Riese; zusammengeballt in scheusslich borstiger Igelgestalt hockt es centnerschwer auf dem Schläfer. Darum haben ahd. Glossen pilosus (rauh, behaart) scrauz, pilosi scrazzun; Luther übersetzt den behaarten Waldgeist (Jes. 13,21) mit ‚Feldgeist'. Bei Seb. Franck (1531) heisst es: Meisterwurzöl wehret die schweren Schläf, als das Schrättelein und Nachttrutten. Vintler aber weiss:

Das Schratel sei ein kleines Kind
Und sei so leicht wie der Wind,
Und sei ein verzweifelter Geist;

und Martin Beheim bezeugt: Etliche haben den Glauben, jedes Haus habe ein Schreczlin; wer das ehrt, dem gebe es Gut und Ehre; auch findet man, dass man in der Berchtennacht seinen Tisch richte.

Ein dem Tristanfortsetzer Heinrich von Freiberg zugeschriebenes Gedicht „Das Mare vom Schretel und Eisbär" erzählt von einem Norweger, der im Auftrage seines Königs dem Könige von Dänemark einen ‚weissen Wasserbaren' als Geschenk zu bringen hat und unterwegs in einem Hofe Herberge nimmt, aus dem sich der Besitzer durch nächtlichen

Digitized by Google

Spuk hat verdrängen lassen. Da kommt um Mitternacht ein Schretlein herein, kaum drei Spannen lang, mit einer roten Kappe auf dem Kopfe, brät sein Fleisch am Feuer und beginnt Streit mit dem müden Bären. Bald lag das Schretel oben, bald der Bär; sie bissen und kratzten sich, bis gegen Mitternacht der nächtliche Gast entfloh. Am andern Morgen, als der Normane mit seinem Tiere abgezogen ist und der Bauer zu Acker fährt, tritt ihm das Schretlein mit ganz blutigen Beinen entgegen und fragt nach der grossen Katze. „Jâ jâ, mîn grôziu katze, dir ze trutze und ze tratze lebt si, du boesez wihtel, noch" erwidert der Bauer und fügt hinzu, sie habe ihm fünf Junge gebracht. Da erklärt das Schretlein, Zeit seines Lebens wolle es sich nicht wieder blicken lassen, und verschwindet. In Norddeutschland, Meissen und Schlesien hat die Volkssage diese Geschichte festgehalten, dass der Alp durch einen stärkeren Unhold vertrieben wird. – Seit der Völkerwanderung, wo die Hauskatze zu uns kam, fühlt und sieht der Mensch den Traumgast auch als Katze. Als ein Knecht, der viel von den Maren zu leiden hatte, im Heuschuppen schlief, kam ein anderer hinzu und sah vier bunte Katzen bei dem Schlafenden sitzen; er sprang weg, um einen Stock zu holen, aber bis er wiederkam, waren sie verschwunden. — Zu dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen, kommen gegen Mitternacht aus allen Ecken und Enden des Schlosses schwarze Katzen und Hunde. Aber er packt sie beim Kragen, hebt sie auf die Schnitzbank und schraubt ihnen die Pfoten fest (K. H. M. Nr. 4). Der Volksglaube sieht darin natürlich wirkliche Katzen; darum soll man nicht mit Katzen zusammen schlafen: sie legen sich auf die Brust, trinken den Atem oder schnüren mit ihren Krallen die Kehle des Menschen zu. — Auch Schmetterlingsgestalt nimmt der Alp wie die Seele und Hexe an. In der Schweiz heisst nicht nur der Alp, sondern auch der Nachtschmetterling Toggeli, d. i. Drückerlein. Noch im 17. Jahrhundert wurde der rötliche Saft, den die Schmetterlinge an die Bäume ansetzen, für das Blut der vom Teufel verfolgten und verwundeten Schretlein gehalten, und noch heute gilt ein Mensch als Alp gekenn-

Digitized by Google

zeichnet, dessen Augenbrauen zusammenwachsen, als ob seine Seele wie ein Schmetterling entschwebe, um in irgend einen andern Körper einzugehen. Solche Leute können andern, wenn sie Zorn oder Hass auf sie haben, den Alp mit blossen Gedanken zuschicken. Er kommt dann aus den Augenbrauen, sieht aus wie ein kleiner, weisser Schmetterling und setzt sich auf die Brust des Schlafenden (D. S. Nr. 80). Oder die Mare verwandelt den Schläfer in ein Ross, muss aber dann selbst Pferdegestalt annehmen und liegt am andern Morgen mit Hufeisen an Händen und Füssen im Bette (S. 60).

Wenn die Mare keinem Menschen beikommen kann, muss sie allerhand anderes, Tiere, Steine, Bäume reiten. Ein Mann, der viel von „Walridersken" geplagt wurde, erhielt den Rat, der Mare zuzurufen: ich wünsche, dass du alle Nacht auf einem Besenstiele reiten mögest. Er aber änderte den Spruch und rief: ich wünsche, dass du alle Nacht auf dem höchsten Mastbaum reiten müsstest, der in der See ist. Da klagte eine jammernde Stimme: o, was hast du mich angeführt! Aber die Walriderske ist nie wieder gekommen. — Auf Rügen hatte Einer die Nachtmahr gefangen, weigerte sich aber, sie frei zu lassen, da er keiner lebenden Kreatur die Qualen gönne, die sie ihm angethan, er wolle sie vielmehr auf ein fühlloses Wesen aufweisen, das könne sie reiten in alle Ewigkeit. Sie bat flehentlich, sie nur nicht auf Stein und Wasser zu bannen; da verwies er sie auf einen Eichbaum, der seit der Zeit verkümmerte. Seine Äste zitterten beständig, wenn auch so stilles Wetter war, dass kein Blatt sich regte; allmählich vertrocknete er und ging endlich ein.

So ward der Alp aus seinem natürlichen Bereiche vertrieben und ihm sein Aufenthalt in Wald und Feld, Wasser und Luft, Haus und Hof gegeben. Der Alp, den die Sage im Wasser hausen lässt, zeigt natürlich eine andere Erscheinung und andere Gewohnheiten, wie der im Walde oder Hause wohnende; unwillkürlich stattet ihn die Dichtung mit Zügen aus, die mit der Alpnatur als solcher nichts zu thun haben, und die so entstandenen Gestalten glichen sich von selbst den Naturgeistern an, die dieselben Elemente verkörpern, nach denen sich der Alp

Digitized by Google

umgewandelt hatte. Eine Sonderung der aus dem Seelenglauben und Alptraum oder aus der Naturvergötterung stammenden Züge ist um so schwieriger, als die Sprache selbst beide Gattungen mit einem Namen bezeichnet. Das zahllose vielnamige Heer der Elbe, der in der Luft, im Wasser, in Haus und Feld, Berg und Wald, Heide und Ackerland, auf und unter der Erde hausenden Dämonen wird unter derselben Bezeichnung zusammengefasst, von der das Alpdrücken seinen Namen hat. Die Zwerge, die Verkörperungen der still webenden Kräfte der Natur, sind vielleicht nach dem nächtlichen Drücken genannt, vom mhd. zwergen ‚drücken', die Drücker, oder sie gehören zu der Wurzel, von der die Draugen gebildet sind (S. 34), und sind die schädigenden Unholde, oder die Trugbilder. Die in der deutschen Sage so häufige Helkappe der Zwerge, die man ihnen abschlagen muss, damit sie sichtbar werden, tragen als unsichtbar machendes grünes Mützchen die steierischen Truden: gelingt es einem, solch ein Käppchen zu erhaschen, so kann er die Trud sehen. Im Elsass sagt man von einem, den der Alp drückt, das Letzekäppel sitze ihm auf der Brust; der Unhold hat sein Käppchen immer verkehrt („letz") auf, und wer den Mut hat, ihm's abzunehmen und recht aufzusetzen, der ist von ihm befreit. In der Schweiz bezeichnet Doggeli, d. i. Drückerlein, nicht bloss den Alp, sondern auch die Elbe oder Zwerge. Wie die gefangene Mahrte die Frau des Hauses wird oder als Magd und Haushälterin Dienste leistet, bis sie den Weg durchs Schlüsselloch wieder frei findet und entflieht, so stellt sich um Mitternacht ein Schwarm Zwerge ein und macht sich eifrig an die unvollendet gebliebene Arbeit. Kommt man aber plötzlich mit Licht oder streut Asche, um ihre Spur zu entdecken, so ziehen sie ab und kehren nimmer wieder. Sie verschwinden auch mit herzzerreissendem Weinen und Wehklagen, wenn man ihnen statt der alten abgetragenen Kleider neue hinlegt. In norddeutschen Sagen pflegen die Zwerge beim Abzug zu klagen: Ausgelohnt! Selten nur singen sie tanzend und hüpfend:

Digitized by Google

Sind wir nicht Knaben glatt und fein,
Was sollen wir länger Schuster sein? (K. H. M. No. 39).

Nicht weil er ausgelohnt wird, sondern weil er sich entdeckt weiss, zieht der Zwerg und Hausgeist ab: in den Alpsagen kehrt dasselbe Motiv unzählige Male wieder (vgl. D. S. Nr. 76).

Eine von den Erzählungen, die man im 10. Jahrhundert zur Erheiterung der geistlichen und höfischen Welt in lateinischer Sprache verfasste, lautet: In Altfranken lebte ein überaus geiziger Bischof, der Vorräte auf Vorräte häufte. Als einmal Misswachs und Hungersnot eintrat, öffnete er seine Speicher, um zu hohen Preisen zu verkaufen. In demselben Orte war ein Schmied, dessen Haus nachts von einem Schrat beunruhigt wurde; er suchte den Schrat, der allnächtlich mit dem Hammer und Ambos spielte, durch das Zeichen des Kreuzes zu vertreiben. Der aber sagte: Gevatter, lass mich ruhig in deiner Werkstätte mein Wesen treiben, stelle dafür deine Flasche hin, und du wirst sie täglich frisch gefüllt wieder finden. Dem Schmiede war dieses Anerbieten nicht unwillkommen; der Schrat füllte die grosse Flasche täglich im Keller jenes Wucherers. Unglücklicherweise vergass er mehrmals hintereinander den Hahn des angezapften Fasses wieder zuzudrehen, so dass ein Fass nach dem andern auslief. Da merkte der Bischof den Spuk, besprengte den Keller mit Weihwasser und bezeichnete die Fässer mit dem Kreuze. In der Nacht kommt der Schrat mit der Flasche wieder, aber er darf weder die Fässer anrühren, noch den Keller wieder verlassen. Man findet ihn in menschlicher Gestalt, bindet ihn und stellt ihn als Dieb vor das öffentliche Gericht. Während er am Schandpfahle gepeitscht wurde, klagte er unaufhörlich: Weh mir, dass ich die Flasche meines Gevatters verloren habe! — Im Waltharilede (V. 763) vergleicht Eckefried höhnisch den stattlichen, aber in langer Waldwanderung an Aussehen verwilderten Walther mit einem Waldschrat. Wie der Alp ist der Schrat sowohl zwerghaft, als von riesischer Gestalt gedacht (S. 77).

Die Traumphantasie führte zu der Vorstellung, dass der

Digitized by Google

Alp seine Gestalt beliebig wechseln könne. Die kindliche Logik der Sage meinte, auch noch eine Bestätigung aus der gemeinen Wirklichkeit bringen zu können: das Haar, das einer der Mahrte ausgerissen, erweist sich beim Erwachen als eine Handvoll Stroh, das Weib, das er im Arme hielt, als Bettdecke oder Kopfkissen. Gehören die Tiere dem Traumbild an, so gehören Halm und Feder dem Erwachen an. So entstand die Vorschrift: halt den Alp fest trotz aller Verwandlungen, schliesslich nimmt er Menschengestalt an. Denn die Mahrte will sich nicht fangen lassen, sie entschlüpft alsbald, wenn das Hindernis ihrer Flucht beseitigt wird, wenn sie ihr Tuch oder ihr Gewand wieder erlangt (vgl. D. S. Nr. 114).

Der Alp kann sich nur auf demselben Wege entfernen, auf dem er gekommen ist (S. 9); verstopft man daher das Loch, durch das er geschlüpft ist, so ist er gefangen. Eine dem Wesen, in das sich der Alp verwandelt hat widerfahrene Verstümmelung geschieht der den Alpdruck ausübenden Person selbst. Brennt man z. B. den Strohhalm am Lichte an, so hat diese verbrannte Finger, prügelt man ihn, so bekommt die Hexe Schläge, zerhackt man ihn, so ist sie am Morgen tot, sperrt man ihn in eine Kiste, so findet man entweder darin ein nacktes Frauenzimmer, oder sie ist erstickt; macht man aber die Kiste bald wieder auf, so fliegt der Strohhalm oder die Feder wieder in den Mund der Person, von der sie ausgegangen sind. Vielleicht stammt daher der Aberglaube, dass man Besuch bekommt, wenn sich ein Strohhalm in der Stube findet. Ein Knecht wird auf dem Felde vom Alp gedrückt und sieht eine weisse Feder, die beständig um ihn herfliegt. Er schoss nach ihr, zu Hause aber fand er die Magd ohne Hand und mit einem bösen Arm.

Das Aufhocken, Drücken und Treten des Alps wird auch als ein Reiten aufgefasst. Auf Rügen reitet der Mahr den Menschen; er kommt von den Füssen langsam herauf und legt sich auf die Brust des Schlafenden, dass dieser stöhnt und ächzt und von Schweiss so nass wird, wie wenn er aus dem Wasser gezogen wäre. In Mecklenburg heisst das

Digitized by Google

Alpdrücken ‚Marriden'. Wenn ‚dei Mor' einen reiten will, kommt er durch ein Astloch in der Wand und setzt sich rittlings auf den Schlafenden; als aber einmal ein Pfropfen in das Wandloch geschlagen wurde, konnte der Mahr nicht wieder wegkommen und ist ein hübsches Frauenzimmer gewesen. Im ahd. heisst das Fieber rito (masc.); rito gehört zu ritan, reiten; das Fieber wurde wie ein Alp betrachtet, der den Menschen reitet, rüttelt uud schüttelt und in Schweiss bringt. Im Oldenburgischen nennt man den Alp auch die Walrîderske, die Pferdemar, Ridimoir, Rittmeije, in Westfalen Walriesken, in Ostfriesland Walrîders. Sie bedient sich bei ihrem nächtlichen Ausritte bestimmter Pferde in fremden Ställen, die sie so gut füttert, dass die übrigen dagegen dürr und mager bleiben; zuweilen stehen sie aber auch morgens erschöpft und schweissbedeckt im Stalle. Man erklärt die Walrîderske als die Totenreiterin, die Marte, die den Menschen zu Tode reitet (an. valr. = die Leichen, Toten). Die friesischen Ridimoirs reiten wie die Hexen und Zaunreiterinnen auf einem Besenstock. Da altfries. walu — wale — (ags. walu) Stock bedeutet, kann die Walriderske die Stockreiterin sein. Der Münchener Nachtsegen zählt eine ganze Reihe von Schandthaten auf, die der Unhold ausübt. Der Schläfer wehrt sich dagegen, dass ihn die Mare drücke oder beschreite oder reite, dass die Trude ihn zupfe, dass der Alp mit seiner krummen Nase ihn anblase (S. 71). Der haarige Alp soll nicht über seinen blossen Leib kriechen und ihn nicht anhauchen; die Wichtelein sollen ihr Tasten nach ihm sein lassen. Die Gespenster des Alptraums sollen ihn nicht berühren, verwirren, der Sinne berauben, den Fuss abschneiden und das Herz aussaugen (S. 12, 62). So zauberkräftig wird der Segen wirken, auch wenn der Alp schon da sein sollte, dass der Beschwörende drohen kann: Ich trete dich mehr als du mich, sobald ich dich trage. d. i. um dich zu vertreiben.

Besonders gefürchtet ist der Besuch des Alps in der Wochenstube. Aus dem Alptraum der jungen Mutter ist die Wechselbalgsage entstanden. Solange das Kind noch nicht die heilige Wassertaufe erhalten hat, gilt es als Seele und

Digitized by Google

ist den räuberischen Angriffen des Alps ausgesetzt (S. 16). Auch die Mutter, die krank im Bette liegt, ist den nächtlichen Unholden gegenüber schutzloser als sonst, und schwere Träume quälen und plagen sie. Eine Kindbetterin hört in der Nacht ein Geräusch, fühlt etwas am Arme, und endlich ‚begann es zu drucken', sie schlummert aber darüber ein. Wieder einmal hörte sie es kommen; sie wirft ein weisses Tuch ins Zimmer und ruft: Drut, komm morgen! Denn wem es gelingt, während des Druckes ein Kissen aus dem Bette zu schleudern, der entledigt sich des Alps. — Die Sage fasst den Traum der Muttersorge als Wirklichkeit auf; aus der Furcht der Wöchnerin, ihr blühendes Menschenkind zu verlieren, entspringt die Vorstellung, dass ein fremdes Wesen an Stelle des eigenen Kindes untergeschoben, eingewechselt werde. Diese Wechselbälge kennt schon Notker als wihselinga (Ps. 17, 46). Besonders die Zwerge, die Unterirdischen trachten danach, ihre eigenen Kinder, die natürlich klein und unansehnlich waren und ganz ‚verzwergelt' bleiben, den nährenden menschlichen Müttern unterzulegen und dafür die schönsten Erdenkinder zu rauben. Diese kielkröpfigen, verkrüppelten, verbutteten Kinder bleiben fast immer im Wachstume zurück, auch wenn sie sich am Leben halten. Kielkröpfe heissen sie in Nieder- und Mitteldeutschland, nicht weil sie aus dem Wasser gebracht sind und wieder ins Wasser geworfen werden (md. quil = Quelle), sondern wegen ihres Kropfes, der auf der Kehle kugelrund aufsitzt (Kiel = Kehle). In gebirgigen Gegenden sind solche Missgeburten noch heute häufig (Kretinismus).

Einer Mutter war von den Wichtelmännern ihr Kind aus der Wiege geholt und ein Wechselbalg mit dickem Kopf und starren Augen hineingelegt, der nichts als essen und trinken wollte. Die Nachbarin riet ihr, sie sollte den Wechselbalg in die Küche tragen, auf den Herd setzen, Feuer anmachen und in zwei Eierschalen Wasser kochen; das bringe den Wechselbalg zum Lachen, und wenn er lache, dann sei es mit ihm aus. Als die Frau die Eierschalen mit Wasser über das Feuer setzte, sprach der Klotzkopf:

Digitized by Google

„Nun bin ich so alt
Wie der Westerwald,
Und hab nicht gesehen, dass jemand in Schalen kocht."

Und fing an darüber zu lachen. Indem er lachte, kam auf einmal eine Menge von Wichtelmännchen, die brachten das rechte Kind, setzten es auf den Herd und nahmen den Wechselbalg wieder mit fort (K. H. M. Nr. 39 vgl. D. S. Nr. 89). Gewöhnlich merkt die Mutter daran, dass ein Kind nicht sprechen lernt, dass es ein vertauschtes ist und das rechte der Alp fortgenommen hat. Sie setzt alsdann einen Kessel voll Wasser ans Feuer, lässt das Wasser sieden und stellt sich an, als wolle sie das Kind hinein werfen. Sofort erscheint der Alp, bringt das gestohlene Kind und nimmt sein eigenes hinweg. Man verfährt also mit dem als Kind verkappten Alpwesen wie mit dem in einem Apfel, eine Feder, einen Strohhalm verwandelten Alp, den man nötigen will, seine rechte Gestalt zu zeigen. Burchard von Worms spricht von Frauen, die ihre Kinder in den Ofen stecken ‚zur Fieberkur' oder ‚zu irgend einer andern Kur' und erwähnt den Fall, dass ein Weib ihr Kind ans Feuer legte, über das ein Helfer den Wasserkessel hängte, und dass das Kind an den Folgen des Verbrühens starb. Das Fieber war völlig als ein Alp gedacht (S. 83). Wenn ein krankes Kind in den Ofen oder in heisses Wasser gesteckt wird, so kann dabei die Absicht sein, den im Kinde hausenden Krankheitsdämon zu sengen und zu brühen, vielleicht auch die Vorstellung mit unterlaufen, es müsse so ans Licht kommen, ob das kranke Kind nicht etwa ein Wechselbalg sei. Feuer, Wasser und Fegen sind beliebte Mittel, um die Seelenwesen abzuwehren (S. 44). Man lässt bei ungetauften Kindern über Nacht die Lampe brennen, sonst würden die ‚Unnerärdschen oder Kobolde' das Kind stehlen, und man würde am andern Morgen einen Kobold in der Wiege haben.

Der Alp gesellt sich schlafenden Weibern, sodass diese ein ‚Alpkalb' gebären. Oft versteckt sich ein Alp im Leibe einer Frau, und wenn die bei der Geburt gestorbene Mutter begraben ist, kriecht wieder ein Alp hervor. Dieser Alp-

Digitized by Google

Kobold, der stets zeugend, Böses nur gebiert, erzeugt dann mit menschlichen Weibern wieder einen ganz ‚verkrotteten' Wechselbalg.

Denn der Alptraum nimmt auch wollüstigen, geschlechtlichen Charakter an; Männer und Frauen werden in gleicher Weise vom Alp berückt. Das Mittelalter hielt diesen Glauben durchaus nicht für eine zwar hässliche, aber harmlose Vorstellung, sondern fasste sie als Teufelsbuhlschaft auf. Man unterschied Incubus und Succubus, von denen der erstere die Frauen, der letztere die Männer heimsuche. Die Bulle des Papstes Innocenz VIII. vom 5. December 1484 ‚Summis desiderantes' machte den nächtlichen Verkehr mit den Incubi und Succubi zu einer Hauptanklage gegen ‚viele Leute beiderlei Geschlechtes, die ihres Seelenheils vergessend, vom katholischen Glauben abgefallen sind'. Zahlreiche Scheiterhaufen loderten jetzt in Deutschland auf, und dieselbe Kirche, die früher die heidnischen Hexen geschützt hatte (S. 61), begann die fürchterlichsten Hexenverfolgungen, denen gegenüber die Barbarei des Heidentums als unverständige Kinderei erscheint. Der Hexenhammer (Malleus maleficarum 1489), die bluttriefende Dogmatik der Dominikaner Heinrich Krämer und Jak. Sprenger und des Joh. Gremper von Konstanz, wurde von der Kölner theologischen Fakultät approbiert und galt den Gerichten und Richtern des 16. Jahrhunderts als das Gesetzbuch über Hexenglauben. Und doch verdanken gerade so herrliche Sagen und Dichtungen wie Zeus und Semele, Lohengrin und Elsa, Raimund und Melusine, Faust und Helena, die Braut von Korinth u. a. in ihrem letzten Grunde der Mahrtenehe ihre Entstehung!

Entsprechend den sinnlichen Träumen wurde der Besuch des nächtlichen Geistes als Buhlschaft aufgefasst, die um so kürzer währte, je eher der Mensch erwachte. Sucht der Mensch das liebliche Traumbild festzuhalten, so entstehen die Sagen von der Haft und Ehe des Alps, aus der er sich mit Gewalt zu lösen sucht. Der Traum gaukelt überirdisch schöne Gestalten vor, darum wird dem Alp strahlende Schönheit beigelegt. Das natürliche Bestreben des Alps aber ist

Digitized by Google

auf das Drücken gerichtet; hat der Mensch ihn zum Bleiben gezwungen, die gefangene Mahrte wie ein sterbliches Weib zur Ehe gezwungen, so sucht sie die Fesseln abzustreifen und in die Freiheit zurückzukehren. Einer, den das Doggeli drückte, behielt noch soviel Gewalt über seine Glieder, dass es ihm gelang, ein Messer nebenan in die Wand zu stossen. Nun musste das Doggeli dableiben und in seiner wahren Gestalt erscheinen. Es war eine Jungfrau, die ihm gefiel und die er heiratete. Sie bekamen zwei Kinder. Oft bat die Frau, dass er das Messer entferne. Endlich gab er nach und zog es aus. Am andern Morgen war sie verschwunden und die beiden Kinder tot. — Der Mensch wird Herr des drückenden Alptraums, sobald er beim Erwachen einen Schrei ausstösst: der Alp muss fliehen, wenn man ihn bei Namen anruft oder einen heiligen Namen nennt. Aus diesem Verbote konnte leicht die Umdichtung werden, die Erkundigung danach und nach Heimat und Herkommen sei verboten gewesen. — In Hessen fand ein junger Edelmann auf der Jagd eine schöne Frau und beredete sie, sein Weib zu werden; sie bedang sich, dass er niemals fragte, ‚wer oder von wannen sie sei'. Aber in der Trunkenheit brach er einst sein Wort, und die Frau entschwand. — Die Lohengrinsage findet ihre Erklärung durch eine Sage von der Insel Rügen; beide haben dadurch ein eigenartiges Gepräge, dass statt des weiblichen ein männlicher Alp der Held ist. Ein Mädchen von vornehmem Stande wurde von der Mahr geritten. Als sie das Loch in der Wand verstopfte, während sie von dem nächtlichen Gaste heimgesucht wurde, lag am andern Morgen ein schöner junger Offizier neben ihr. Er heiratete sie, und sie hatten mehrere Kinder. Nach Jahren bat der Mann seine Frau, ihm zu zeigen, wie er in jener Nacht zu ihr gekommen sei. Da zeigte sie ihm das Loch in der Wand, am nächsten Morgen aber war ihr Mann geschwunden. Doch alle Jahre in derselben Nacht ist er wieder in das Schlafgemach gekommen, hat seine schlummernden Kinder von Bett zu Bett angesehen und ist dann wieder fortgewesen. (Zimmer. Chron. vgl. K. H. M. Nr. 55). Dieses Motives hat sich dann die

Digitized by Google

Göttersage bemächtigt (s. u. Tius). Vielleicht ist in dem Namen Loherangrin, Lohengrin eine Erinnerung an den Alpmythus enthalten. Ahd. *Lowar und Lawar könnte eine Bezeichnung des erschöpfenden, ermattenden, gliederlösenden Alps sein (von der Wurzel lu); nach anderer Erklärung ist der Lûr ein mit halbgeschlossenen Augen aus dem Verborgenen hervorspähendes, bald schalkhaftes, bald arglistiges Wesen (lûren). Lohengrin ist der von den Luren kommende; auch der Kobold Hinzelmann sagt, es komme ihm der Name Lüring zu (D. S. Nr. 75). Der tirolische Zwergkönig Laurin oder Luarin ist die Verkleinerungsform; Lorelei bedeutet wie Wichtercheslei, Bergmänncheslei, den Elbenfels, den Zwergenstein.

Das Motiv vom buhlenden Alp ist mehrfach an sagenhafte Personen geknüpft. Ein böser Geist legt sich zu der Gemahlin Dietmars, ehe noch ihr Knabe Dietrich geboren wurde, und verkündet ihr, dass ihr Sohn der ‚stärkste Geist' werden würde, der je geboren sei. Aber da der Erzähler Anstoss an der Abstammung des Helden von einem Teufel nahm, deutete er die Sage um und machte den Geist nicht zum wirklichen Vater Dietrichs (Anhang zum Held.-Buch). Ebenso ist Ortnit der Sohn Alberichs. Die Ehe der Eltern war lange kinderlos geblieben; als die Königin eines Tages weinend an ihrem Bette sass und sich ein Kindlein wünschte, stand Alberich plötzlich unsichtbar in ihrer Kemenate und bezwang sie; wie sehr sie sich auch wehrte, sie wurde doch sein Weib, denn er hatte Kräfte für zwei Könige (Ortnit 168). Nach niederdeutscher Überlieferung ist Hagen der Sohn eines Alben. Als König Aldrians Gattin im Blumengarten schlummerte, kam zu ihr ein Mann in Gestalt Aldrians und verschwand nachher wie ein Schatten. Hagens Antlitz aber war fahl wie das eines Gespenstes (Thidrekssaga K. 150). Hier hat die Sage sicherlich alte mythische Erinnerung bewahrt. Schon der Name Hagen weist auf seine geisterhafte Erscheinung (S. 9); die Nibelungen, die Nebelkinder, locken den Helden Siegfried in ihr unterirdisches Totenreich.

Der Alp entweicht bei Nennung seines Namens. Die uner-

Digitized by Google

müdliche Sage, die dem Alp auch Haus und Feld zum Aufenthalt anwies, dichtet weiter: wenn der verhängnisvolle Name mittelst einer Botschaft ins Haus gebracht wird, müssen die Geister gleichfalls verschwinden. Die Ursache der Flucht musste in dieser Botschaft enthalten sein; welche Motivierung war aber schlichter und natürlicher als plötzlicher Todesfall? Und diese Todesnachricht konnte leicht zu einer für das ganze Elbenvolk bedeutsamen gesteigert werden. Ein Fuhrmann hatte ein Weib von unbekannter Herkunft. Eines Abends, als er durch den Wald fuhr, hörte er eine Stimme hinter sich rufen: sag der Mao, dass Mamao gestorben sei. Verwundert schaut er um sich, kann aber nichts sehen. Zu Hause erzählte er den Vorfall seinem Weibe. Da verschwand diese vor seinen Augen, und er sah und hörte nie wieder etwas von ihr. — In Oldenburg zieht ein ganzer Schwarm Erdmännchen aus dem Bauernhofe ab, als die Nachricht eintrifft, ihre Königin Fehmöhme sei tot. — Zu einem Bauern in Tirol kam eine Magd und bot ihm ihre Dienste an. Von Stund an war das ganze Hauswesen mit einer Fülle von Segen überschüttet. Eines Tages rief eine unbekannte Stimme durchs Fenster dreimal: Salome, komm! Da verschwand die Dirne und mit ihr der Segen des Hauses. Einige Jahre später ging im Pinzgau ein Metzger durch einen Hohlweg, da rief aus der Felswand eine Stimme: Metzger, wenn du bei der langen Unkener Wand vorbeigehst, so ruf hinein in die Spalten: die Salome ist gestorben. Das kann ich thun, erwiderte lachend der Metzger. Vor Tagesgrauen kam er an die lange Wand und rief seine Botschaft hinein. Da ertönte aus der Tiefe des Berges ein lautes vielstimmiges Wehklagen und Jammern, und der Metzger eilte voll Schrecken seines Weges.

Auch bei den Waldgeistern kennt die deutsche Sage das Todansagen. In einem Walde waren einst einige Bäume gefällt. Da ertönt aus dem Tannendickicht eine gebieterische Stimme: Saget Stutzfärche (Föhre), die Rohrinde sei gefället und tot. Dieser Ruf wurde einem Bauer mitgeteilt, der einst ein ganz behaartes weibliches Kind gefunden und auferzogen

Digitized by Google

hatte, das später als Magd bei ihm diente, am liebsten aber im Walde war. Dieses Mädchen hörte in der Nebenkammer die Erzählung des Unbekannten, fing an laut zu jammern, lief in die Wildnis und war für immer verschwunden (vgl. die Sage vom Tode des grossen Pan, des ‚Waldherrn').

Ein letzter Typus der Alpsagen, der zugleich zeigt, wie man sich ausser dem Namensrufe, dem Beschwören, der Anwendung von Feuer, Wasser und Fegen des Unholdes erwehren kann, ist der folgende: Kam es ursprünglich darauf an, dem durch Fragen quälenden Alp richtige Antworten zu geben, so trat die Verschiebung ein, dass die richtige, rettende Antwort zugleich eine falsche, erlogene sein müsse. Eine Frau ward oft von den Unterirdischen belästigt, die sie beständig zum Reden aufforderten. Am längsten pflegte immer einer zu bleiben, ihr Oberster, der wollte ihren Namen wissen. Die Frau gab an, sie hiesse Selbstgethan, und übergoss ihn mit kochendem Wasser. Auf sein Wehgeschrei kamen die andern herbei und wollten den Namen des Thäters erfahren. Als aber ihr Herr im Verscheiden sprach: Selbstgethan, versetzten sie: selbstgethan ist allezeit wohlgethan. Und damit verschwand der ganze Schwarm für immer. — Dieselbe List kommt den Nixen und Wald- und Festgeistern gegenüber zur Anwendung. Ein Schiffer rüstete die Pfanne, seine Beute zu braten. Da kam ein Wassernix und fragte ihn, wie er heisse. Selbergethan, gab er zur Antwort. Darauf sprach der Nix: Selbergethan, ich beschütte dich, und spuckte lauter Kröten in die Pfanne. Der Schiffer griff nach seinem Stock und walkte den Nix tüchtig durch. Auf dessen Geschrei kamen alle Wassernixen zuhauf und wollten wissen, wer ihm was gethan hätte. Selbergethan, sagte er, und sie erwiderten: hast dus selber gethan, so ist dir nicht zu helfen. — Zu einem Holzhauer gesellte sich ein geschwätziges Waldweibchen. Er gab sich den falschen Namen Selb, während er doch Hannes hiess, und als dann das Weiblein seinen Ärger noch weiter reizte, dabei aber im Eifer die Hand in eine Holzspalte brachte, zog er schnell Axt und Keil heraus und klemmte die jämmerlich Schreiende in den Baum ein. Auf ihren

Digitized by Google

Angstruf kam ihr Mann hinzu und fragte, wer das gethan hätte. ‚O selb tân!' Da lachte das wilde Männlein und rief: ‚Selb tân, selb hân!' Diese Sagen sind deutlich ein Seitenstück zu der Überlistung des Polyphem durch Odysseus, der sich den falschen Namen ‚Niemand' beilegt. Wie der Name (vielredend, geschwätzig) weist sein Blutdurst auf seinen Alpcharakter hin (S. 13). Diese alte Volkssage, die den Odysseus noch nicht als Träger der menschlichen Rolle kannte, wurde dann von Homer auf seinen Helden übertragen.

Verschiedene Beschwörungsformeln zur Vertreibung des Alps sind erhalten, die alle auf eine Grundform zurückgehen. Um nicht vom Quälgeiste heimgesucht zu werden, wird dem Alp aufgegeben, auf alle Berge zu steigen, alle Wasser zu durchwaten, die Bäume abzublatten, die Ähren zu zählen (oder zu knicken) und die Sterne zu zählen. Bis er dieses vollbracht, wird der Hahn krähen und der Tag erscheinen. Dann hat das Nachtgespenst keine Macht mehr. Auf hohes Alter hat der Züricher Spruch gegen Steifheit Anspruch. *„Mar, entflieh! nirgends wo Schutz war, war ein Mar. Wohin kamst du da? fahr in deine Gebirge, in deine Seen! dies dir zur Abwehr"*. Dem entsprechen folgende jüngere Sprüche:

‚Drudenkopf,
Ich verbiete dir Haus und Hof,
Ich verbiete dir meinen Ross- und Kuhstall,
Auch verbiete ich dir meine Bettstatt,
Dass du nicht über mich trittst!
Tritt in ein ander Haus!
Bis du über alle Berge und Wasser steigest,
Über alle Zaunstecken eilest,
Über alle Wasser reitest —
So kommt der liebe Tag wieder in mein Haus!'

Ein anderer Spruch verbietet der Trude und allen bösen Geistern Hab und Gut, Fleisch und Blut und alle Nagellöcher in Haus und Hof (zum Hineinschlüpfen);

Bis ihr alle Berglein erklettert,
Alle Wässerlein durchwatet,
Alle Läublein an den Bäumen zählet,
Und alle Sternlein am Himmel zählet,
Kommt der liebe Tag.

Digitized by Google

Dem Alp, ‚der geboren ist wie ein Kalb', wird der Weg über Berge und Gründe und Wasser gewiesen, er soll alle Winkel durchstreichen, alle Kirchen meiden, die Grashalme einknicken, inzwischen wird's wohl Tag. Der Münchener Nachtsegen beschwört den Alp bei Wasser und Feuer, er soll nicht länger hier bleiben, sondern über die Zäune entweichen und zum First hinausfahren über das Meer.

Derselbe Segen kennt eine vollständige Sippe der Alpgespenster, Alb und Elbelîn, Albes Schwester und Vater, Albes Mutter, Truden und Maren, Albes Kinder die Wihtelîn, und Trut-ane, die Stammutter der Truden. Alp, Trude und Mare bezeichnen dasselbe Wesen wie Lur, Schrat und Walriderske. In Mitteldeutschland überwiegt der Name Alp, der ‚Truggeist' oder der ‚Greifer'; in Norddeutschland Mahr, Mar, Mart, Mahrte, in Friesland Walriderske (S. 83), in Bayern und Österreich Trude, in der Schweiz und im Elsass Doggele, im Schwäbischen Schrat, Schrettel, Schretzlein. Die letzten Namen sind völlig dunkler Herkunft. Die Bezeichnung Mare ist gemein germanisch, ahd., an. mara, mhd. mare, engl. (night-) mare; frz. cauchemar = Alpdrücken ist aus fränk. mara und lat. calcare = treten, pressen gebildet. Man vergleicht got. marzjan ärgern, ahd. merren hindern oder an. merja quetschen oder lat. mori: die Mare wäre also die Totenerscheinung, die einen Lebenden quält oder der Geist, der den Menschen tötet.

Der so oft angeführte Münchener Nachtsegen stammt aus dem 13. oder 14. Jhd. Bei seiner Bedeutung für den deutschen Volksglauben verdient er ganz hierher gesetzt zu werden, zumal er den gesamten bis jetzt behandelten Stoff kurz zusammenfasst. Der erste Teil beschäftigt sich mit den Hexen und Unholden (1—16), der zweite mit dem wilden Heer (—22), der dritte mit den Gespenstern des Alptraums (—38), der vierte geht auf einzelne Wesen, wie die Klagemutter, Herbrot und Herbrand und den Molkendieb näher ein (—46), der fünfte beschreibt ausführlicher die schädliche Wirkung aller dieser Geister (—56), der Schluss endlich enthält die aus heidnischen und christlichen Bestandteilen

Digitized by Google

gemischte Beschwörungsformel. Da alles bereits besprochen ist, was zum Verständnis nötig ist, kann der mhd. Text selbst folgen:

Daz saltir deus virtûtum,
daz hôhiste numen divînum,
daz heilige sancte spiritus,
daz saltir sanctus dominus.
daz mûze mich noch hînt (heute Nacht) bewarn
vor den bösen nahtvarn
und mûze mich bikrîzen
vor den swarzen unde wîzen,
dî dî gûten sint genant
unde zû dem Brockelsberge sint
vor den bilewizzen, [gerant;
vor den manezzen,
vor den wegeschriten,
vor den zûnriten,
vor den klingenden golden,
vor allen unholden!
Glôzan unde Lodevan,
Trutan unde Wûtan,
Wûtanes her und alle sîne man,
dî dî reder und dî wit tragen
geradebreht und irhangin,
ir sult von hinnen gangin!
Alb unde elbelîn,
ir sult nicht lenger blîben hinn,
albes swestir unde vatir,
ir sult ûz varen obir den gatir;
albes mûtir, trute unde marn,
ir sult ûz zû dem virste varn!
Noch mich dî mare drücke,
noch mich dî trute zücke,
noch mich dî mare rîte,
noch mich dî mare beschrîte!
Alb mit diner krummen nasen,
ich vorbîte dir aneblâsen;
ich vorbîte dir, alb rûchen,
krûchen unde anehûchen.
albes kinder, ir wihtelîn,
lâzet ûwer tastin nâch mir sîn!
Und du klagemûtir
gedenke mîn zû gûte!

Herbrot unde berebrant
vart ûz in ein andir lant
dû ungetrûwe molkenstelen
dû salt mînir tür vorvelen (aus frz. faillir = fehlen, verfehlen):
daz bîver unde daz vûzspor,
daz blîbe mit dir dâ vor!
Dû salt mich niht berüren,
dû salt mich niht zuvüren,
dû salt mich niht enschêchen. (entführen)
den lebenden vûz abemêhen,
daz herze niht ûz sûgen,
einen strôwisch dârin schûben!
Ich vorspîge (durch Ausspeien abwenden) dich hûte und alle tage,
ich trete dich baz, wan ich dich trage;
nû hin balde, dû unreiniz getwâs,
wan dû wesens hî nicht hâs!
Ich beswere dich ungehûre
bi dem wazzer und bî dem vûre
und alle dîne genôzen
bî dem namen grôzen
des visches, der dâ zelebrant (der Fisch ist eine altchristliche, symbolische Bezeichnung für Christus)
in der messe wirt genant.
ich beswere dich vil sêre
bî dem miserêre (ps. 4₂),
bî dem laudem dêo (Luk. 18₄₃),
bî dem voce mêa (ps. 3₅),
bî dem de profundis (ps. 130₁),
bî dem salm coheuntes (II Makk. 6₁₁)
bî dem nunc dimittis (Luk. 2₂₉),
bî dem benedictus (Luk. 1₆₈),
bî dem magnificât (Luk. 1₄₆),
bî der alten trinitât,
bî den salmen alsô bêr,
daz dû vares obir mer
und mich gerûres nümermêr. Amen.

Digitized by Google

8. Schicksalsgeister.

Auf einfachem Grunde erhebt sich das düster erhabene Bild der Schicksalsfrauen. Um den Alp zu besänftigen, der den Schläfer drückte und sein Blut aussaugte, stellte man Speise und Trank auf den Tisch. Fand er die angerichtete Mahlzeit vor, so verschonte er den Menschen mit seiner Verfolgung. Daraus entstand der Glaube, dass des Hauses Glück und Unglück an der Bereitung des Mahles hänge. Da mit besonderer Vorsicht die kleinen Kinder vor den Angriffen des Alps geschützt wurden, erweiterte sich der Glaube an die Macht des Alps über Glück und Unglück zu der Vorstellung, das den Glücksgeistern gerüstete Mahl sei von Bedeutung für das Schicksal des Neugeborenen wie für das ganze Leben des Kindes. So wurde die Mahr zur Verwalterin von Glück und Unglück. Sie besass die Gewalt, die Seelen ihrer Bestimmung, Mensch zu werden, zu entfremden und in der Gemeinschaft der Seelen- und Alpwesen zurückzuhalten. Dass in diesem Glauben die Vorstellung von den Schicksalsweibern ihre tiefste Wurzel hat, lehrt das Zeugnis Burchards von Worms. „Hast du geglaubt" lautet eine Beichtfrage, „was einige zu glauben pflegen, dass jene, die im Volksglauben Parcae heissen, wirklich bestehen und bei der Geburt eines Menschen ihn zu dem bestimmen können, was sie wollen, nämlich dass ein solcher sich, wann er will, in einen Wolf verwandeln kann, was die Thorheit der Menge Werwolf nennt, oder in irgend eine andere Gestalt"? (S. 31). Und eine andere Frage lautet: „Hast du gethan, was einige Frauen zu gewissen Zeiten des Jahres zu thun pflegen, nämlich in deinem Hause einen Tisch angerichtet und Speise und Trank mit drei kleinen Messern auf den Tisch gelegt, damit wenn jene drei Schwestern kommen, die des Altertums Verkehrtheit und Thorheit Parcae nannte, sie dort sich labten, in dem Glauben, dass diese drei Schwestern dir dann oder in Zukunft nützen könnten"?

Die älteste Thätigkeit der Schicksalsfrauen bestand also darin, dem Menschen bei seiner Geburt zu verleihen, dass er sich nach Belieben in einen Werwolf oder in eine andere

Digitized by Google

Gestalt verwandeln könne, d. h. den Neugeborenen nicht zu einem richtigen Menschen werden zu lassen. Der Kultus, bestehend in Speiseopfern, bezweckte, die Schicksalsfrauen vom Kinde abzulenken. Norddeutsche Sagen dienen zur Erläuterung: Drei alte Weiber verwünschten einen Täufling zur Mahre; die eine sprach: das Kind soll eine Mahre werden und die Baumspitzen drücken. Die zweite stimmte ein, meinte aber, es solle den Dornbusch drücken. Die dritte aber sagte: nein, Wasser und Eis soll es billig martern (d. h. mahrten). Ein Mann, der diese Reden zufällig belauschte, sagte es eiligst dem Vater des Kindes. Da wurden die drei Weiber vom Taufzuge ausgeschlossen, und das Kind war gerettet. — In Ostfriesland sagt man, von sieben Mädchen, aus einer Ehe unmittelbar auf einander geboren, ist eins ein Werwolf. In Norddeutschland heisst es: die Mahrte sei ein von den Paten verwünschter Mensch, und: wenn sieben Knaben oder sieben Mädchen in einer Familie sind, so ist eins davon ein Nachtmahr, weiss aber nichts davon.

Dasselbe Wesen, das dem Kinde gefährlich wird, bedroht auch die Wöchnerin. Die Drud bewirkt, dass Frauen schwer niederkommen. Eine Bäuerin lag danieder. Ein zufällig auf dem Hofe anwesender Student bat um die Erlaubnis, in die Stube sehen zu dürfen und erblickte über der Frau eine Spinne. Auf sein Geheiss nahm der Bauer die Spinne herunter und hackte ihr den rechten Fuss ab. Die Frau gebar ein Kind, des Studenten Mutter aber fand dieser nachher zu Hause ohne Hand. Das Kind war das siebente, die ersten sechs waren alle gestorben; denn die Hebamme hatte dafür gesorgt, dass sie alle im Namen des Teufels getauft wurden. Der Student liess deshalb die Taufe durch einen frommen Priester vollziehen und stand selbst Gevatter.

Opfer und Gaben machen den Alp geneigt, der die Frau quält; so wird er zur Geburtshelferin, zum Beistande in schwerer Stunde. In einer Höhle bei Reichenhall wohnten drei Frauen; die eine war halb und halb schwarz, die andern beiden weiss. Wurde in den nächst umliegenden Dörfern ein Kind geboren, so kamen die Frauen ins Haus und sangen,

Digitized by Google

solchen Kindern prophezeite man Glück. Bei Hochzeiten wurde ihr Gesang gehört, wenn die Braut aus dem Hause der Eltern schritt. — Auf einer Burg in Unterfranken wohnten drei Schwestern. Zwei waren kreideweiss, die dritte halb weiss und halb schwarz. Nur die zwei waren gut, die dritte war die böse. Bei Kindtaufen war diese dem Kinde immer entgegen. Sie nahmen auch an Hochzeiten und Begräbnissen teil, ja selbst in den Krieg zogen sie mit, ritten auf Pferden und wirkten mehr als die Ritter selbst. — Drei Jungfrauen spannen in Niederbayern vom Staufersberg bis zum Jungfernbrühl ein Seil. Leinwand, die von ihnen gesponnen war, bewahrte man auf, und Wöchnerinnen erhielten davon ein handgrosses Stück; darauf legten sie sich, um leichter zu gebären. Ihnen wurden bei der Ernte drei Kornähren als Opfer auf das Feld gelegt. Kinder schreckte man mit den Worten: seid ruhig, sonst kommt die böse von den drei Jungfrauen; sie hat ein grimmiges Antlitz mit feurigen Augen, die bindet euch an ein Seil und ihr seid verloren. — Auf dem Karlstein liegt ein Schloss, da wohnten vor undenklichen Zeiten drei Frauen, die man vor grossen Ereignissen singen oder jammern hörte. Sie spannen von einem Berge zum andern eine lederne Brücke.

Der deutsche Glaube kannte also drei übermenschliche Frauen, die begabend oder Unheil spendend bei der Geburt und bei dem Tode des Menschen erschienen; gute und böse Tage hingen von ihrer Macht ab, Glück und Fluch brachte ihr Kommen bei der Hochzeit wie bei allen grossen Ereignissen, selbst am Kampfe nahmen sie teil. Aus ihrer dreifachen Thätigkeit erklärt sich somit ihre Dreizahl, mag diese auch nicht ursprünglich sein; aber niemals tritt eine allein auf. Bei der Ausübung ihrer Thätigkeit spinnen sie und stimmen Zauberlieder an. Bei Burchard von Worms findet sich die Beichtfrage an Frauen, ob sie beim Weben Zauberlieder gebrauchten, um Unheil anzurichten. Die Redensart ‚das ist ihm nicht an der Wiege gesungen' mag hierher gehören. Ihr Gespinst ist Wöchnerinnen hilfreich, bringt aber auch den Tod. Das tötende Seil führt besonders die eine

Digitized by Google

unter ihnen; sie gilt als die böse, als die grimme und trägt den Namen Held (Umhüllung, Umnachtung). Ihr Aussehen ist schwarz, das der anderen hell und weiss. So sind auch die Tage des menschlichen Lebens bald licht, bald dunkel. Zwölf weise Frauen erscheinen bei Dornröschens Geburt, jeder wird ein goldener Teller vorgesetzt (S. 94). Sie beschenken das Kind mit ihren Wundergaben, Tugend, Schönheit und Reichtum, als die dreizehnte, die nicht geladen ist, zürnend hereintritt und den Fluch ausspricht, sie solle sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel zu Tode stechen. Die Zwölfte mildert den Tod in einen hundertjährigen Schlaf (K. H. M. Nr. 50).

Durch das von den Schicksalsfrauen gesponnene Seil wurde eine Grenze gesetzt, innerhalb der das Leben, das Glück, der Besitz des Menschen sich zu bewegen habe, über die er nicht hinauskönne. Der Körper war ein blosses Gewand der Seele. Die Verbindung zwischen Geist und Körper wurde erst durch ein goldenes Seil, eine goldene Kette, einen goldenen Ring, kurz, durch ein Band gefestigt, das dem neugebornen Menschen die Schicksalsfrauen spannen. Diese bestimmten, ob das Kind zur vollen Körperlichkeit durchdringen oder die Fähigkeit der Seele behalten sollte, den Körper nach Gefallen zu verlassen und zu wandeln. In dieses Schicksalsseil, das um den Neugeborenen geschlungen wurde, wurden Glücksgüter und Eigenschaften für den von nun an sich bildenden Charakter des jungen Erdenbürgers eingewunden. Darum war es noch lange Sitte, an Geburtstagen jemanden mit einem Bande zu binden oder ihm ein Geschenk an den Körper zu binden. Das Patengeschenk heisst auch Eingebinde, allgemeiner ist die jüngere Bezeichnung Angebinde.

Von denselben Reichenhaller Jungfrauen, die bei der Geburt eines Kindes ins Haus traten und sangen, erzählt die Sage: Oft war vor ihrer Höhle weisse Wäsche aufgehängt; dann sagten die Leute, die Frauen haben ihre Wäsche aufgehängt; jetzt wird es schönes Wetter. — Die drei verwunschenen Fräulein auf dem Hargenstein spannten ein Seil bis nach dem Ehrenberg. Auf dem Seile hängten sie weisse Tücher auf.

Digitized by Google

Wenn das die Leute bemerkten, sagten sie, es wird gut Wetter, die Fräulein hängen die Wäsche auf. — Zwei weisse und eine halb schwarze Jungfrau wohnten auf dem Rochelberg. Bei der Nacht sahen die Leute daselbst oft die von ihnen in der Laube auf Seilen aufgehängte Wäsche. — Die schneeweissen Gewänder, die wie weisse Wölkchen schweben oder an den Sonnenstrahlen aufgehängt sind, die sich durch dichtes Waldlaub oder Felsenklausen stehlen und die gutes Wetter verkünden, sind durchleuchtete Nebelstreifen oder lichtumsäumte Wölkchen, worin man das Werk der drei Jungfrauen zu erkennen meinte. Damit ist eine Anschauung aus der Naturverehrung in die Vorstellung von den drei Schicksalsfrauen gedrungen, die ihnen ursprünglich nicht eigen war. Wie die altgermanische Frau Spindel und Spule, Webschiff und Weife in den Händen hält, so weben, knüpfen und spinnen die drei übermenschlichen Frauen die Fäden für das menschliche Schicksal, sie schlingend und ordnend. Aus solcher Vergleichung mag das Bild der Schicksalsspinnerinnen hervorgegangen sein, und das Seil mag daher rühren, das die Verbindung zwischen Körper und Seele herstellt. Aber die irdische Thätigkeit fand ihr Widerspiel in himmlischen Erscheinungen. Statt der aufgehängten Wäsche, dem Gespinst der drei Jungfrauen, tritt häufig ein Seil ein, das die Schwestern von einem Felsen zum andern spinnen. Die Vorstellung eines Wolkenzuges oder eines Nebelbandes liegt zu Grunde, das zwischen zwei Bergkuppen zu hängen scheint. Aber an dieses Ausspannen des Seiles ist das Geschick des Menschenlebens nicht geknüpft, so wenig wie wir in deutschen Sagen die griechische Vorstellung vom Spinnen und Abschneiden des Lebensfadens finden. Die Schicksalsgeister gehen in die göttlichen Wolkenfrauen über. Als deren Gespinst gilt der Altweibersommer, die flatternden weissen Fäden, die im Frühling und beim Beginn des Herbstes meist an nebligen Morgen auf Stoppeln nnd Wiesen, Sträuchen und Zäunen hängen und schweben, das Gewebe kleiner Spinnen. Das Volk nennt sie Metten, Mettjes, Sommermettjes, Mädchensommer, Altweibersommer. In Ditmarschen sagt man, wenn Felder und

Digitized by Google

Büsche oft ganz voll davon hängen: die Metten haben gesponnen. Mette ist nicht Frühmesse, Frühe überhaupt, sodass der Volksausdruck meint ‚die Frühe hat das Gespinst hervorgebracht', sondern die ‚Abmessende' (ahd. mezan, as. metan; as., an. metod ‚der abmessende Schöpfer'; ags. þâ gramen mettena = die grausamen Parcen). Das umherfliegende Gewebe wurde also als Arbeit der kunstreich spinnenden, das Schicksal abmessenden Jungfrauen angesehen, und darum bringt es auch Glück, wenn ein solcher Faden an den Kleidern hängen bleibt. Auf dieselbe Vorstellung weist der Ausdruck Mädchensommer, Altweibersommer. Im Englischen heisst das Gespinst gossamer d. i. gods samar, ‚Gottes Schleppkleid'. Sommer ist also nicht die Jahreszeit, sondern geht auf samar, Schleppkleid, zurück. Das Bild einer aus der Ferne gesehenen Wolke liegt zu Grunde, die wie ein Schleppkleid schwer auf die Erde sich senkt. Die alten Weiber des Altweibersommers sind also Wolkenfrauen, die mit den Schicksalsfrauen verschmolzen sind. Volksetymologische Umdeutung nannte ihr Gespinst, das zumeist beim Scheiden der freundlichen Witterung und Jahreszeit umherschwebt, fliegender Sommer, etwa gleichbedeutend mit fliehender Sommer, auch Sommerflug, Sommerseide.

Im Gegensatze zu dem lichten Gespinste der Nebel- und Wolkenfrauen steht der schwarze, giftige, übelriechende Nebel, der statt glückverheissend sich ans Kleid zu heften, heimtückisch aufhockt, statt des Heiles die Seuche, das Landsterben bringt. Wenn in der Oberpfalz am Tage Pauli Bekehrung (25. Jan.) starker Nebel herrscht, kommt die Pest ins Land. Als im Anfange des 17. Jhd. in Toggenburg die Pest ausbrach, erschien in dem zuerst befallenen Hause nachts ein weisses Fräulein, mit einem weissen Besen emsig die Thür kehrend, worauf ein weisslicher Rauch emporstieg. Sogleich brach die Seuche aus; ein Glied der Familie nach dem andern starb dahin, der Rauch blieb immer sichtbar. Da bohrte der einzig noch übrig gebliebene Sohn ein Loch in die Wand, der Rauch fuhr hinein, und die Pest verliess das Haus. In der übrigen Gemeinde aber wütete sie fort, in jeglichem

Digitized by Google

Hause durch das Fräulein angemeldet und sein Wischen: erst mit der Seuche verschwand es (S. 8). — Die drei süddeutschen Frauen führen wie die Eumeniden einen euphemistischen Namen, die Heilrätinnen (auch an. heilráðr), d. h. sie beraten, beherrschen das Glück des Menschen. Sie wurden in christlicher Zeit als Pestpatroninnen verehrt.

Die Dreizahl der Schicksalsfrauen ist über ganz Deutschland verbreitet. Neben den ags. grimmen Messerinnen stehen die drei weirdsisters in Shakespeares Macbeth, die engl. Volksglauben entstammen; im Friesischen, in Norddeutschland, in Tirol, der Oberpfalz, Franken, Elsass und der Schweiz die drei Weiber, drei Schwestern, drei Jungfrauen, in Bayern die drei Heilrätinnen, in Hessen die drei Muhmen. Seltener ist die Zahl zwei, sieben, zwölf oder dreizehn. Aus der Schar der Schicksalsgeister tritt als Führerin besonders Wurd hervor (as. wurd, ahd. wurt, ags. wyrd, an. urðr). Wurd gehört vielleicht zu dem idg. Stamme vert (vertere) = drehen, wenden ahd. wirt, mhd. wirtel = Spindel) und ist die Spinnerin. Im ags. heisst es: mir wob das Wurd. Alte sächsische Formeln schildern, wie die Schicksalsweberin Wurd kampfgrimm in die Schlacht schreitet, dicht an den Helden herantritt, hart und hassgrimm ihn täuscht, verführt und in den Tod reisst.

Unter ihrem alten Namen sind die drei Schicksalsfrauen von der Kirche in Süddeutschland aufgenommen, Ainbet, Warbet, Wilbet. Ainbet (Aginbete) ist die Gebieterin des Schreckens (mhd. bite heissen, befehlen; ahd. agi, mhd. ege), oder die ausgezeichnete Gebieterin, die Hauptgebieterin; Warbet ist die Gebieterin der Verwirrung, der Zwietracht, Wilbet die Gebieterin des Gewollten, Gewünschten.

In ahd. Glossen wird parca mit sceffara, scepentha, — parcae, fata mit schepfentun, scefentun wiedergegeben. Bei dem Marner, einem Fahrenden, der auch mit der deutschen Heldensage wohlbekannt ist (13. Jhd.), heisst es:

Zwô schepfer vlâhten mir ein seil,
dâ bî diu dritte saz,
diu zebrachz, daz was mîn unheil.

Digitized by Google

Daraus geht hervor, dass die Schicksalsfrauen nicht als die Schöffinen aufzufassen sind, die das Urteil sprechen, das einem jeden zukommt, sondern gaskapjan wird zur Festsetzung des Lebensschicksals gebraucht und zur Namengebung, da diese nach altgermanischem Glauben ein Stück Schicksalsfügung darstellte. Der Tiroler Hans von Vintler hat in seiner Blume der Tugend das alte Wort und die alte Vorstellung bewahrt (Anfang des 15. Jhd.):

Und ist des Unglaubens soviel,
Das ich es nicht gesagen kan.
So haben etlich Leut den Wan,
Das sew mainen, unser Leben,
Dass uns das die Gâchschepfen geben
Und dass sew uns hie regieren,
Auch sprechen etlich Dieren (Dirnen),
Sie erteilen (richten über den) dem Menschen hie auf Erden.

Das Wort Gachschepfe muss in das graueste Altertum zurückreichen, gáskepfa, gáskapjô. In der Innsbrucker Waltharius Handschrift steht über den Worten: ‚Es spinnen das Ende des Fadens schon die Parcen' (V. 851) übergeschrieben: ‚die schepfen', statt fila legunt heisst es ligant. Die Schicksalsfrauen legten die mit Runen versehenen Losstäbchen aus (Germ. 10), das Resultat dieser Auslegung (ahd. urlag, as. orlag, ags. orlaeg, an. ørlǫg) war die Schicksalsfügung einer höhern Macht. Vielleicht ist die alte Bedeutung noch in unserm ‚auferlegen' erhalten, d. h. eigentlich die Stäbe so ‚erlegen', mit dem Erfolge legen, dass auf den Betreffenden etwas Schweres fällt. Im Heliand heisst das Schicksal wurdigiscapu (Festsetzung der Wurd) und im Beovulf Wyrda geping (Gericht der Wurd).

Vom Kultus der Schicksalsfrauen ist wenig bekannt. Bei ihrem Erscheinen wurden sie bewirtet (S. 94, 97). In Süddeutschland opferte man ihnen bei der Ernte drei Ähren oder drei schwarze Pfennige. Sie wurden besonders in Höhlen, auf Bergen und an Brunnen verehrt. Die Nägel der Menschen waren ihnen geweiht, vermutlich weil die Schicksalsfrauen in der Schlacht oder an das Bett des Menschen herantreten und mit grausamer Hand ihr Opfer ergreifen. Der Nagel,

Digitized by Google

das Symbol der tötenden Schicksalsfrauen, wurde ein ihnen geheiligtes Glied. Alter, weitverbreiteter Aberglaube findet so seine Erklärung. Weisse Punkte auf den Nägeln, „Blühen der Nägel" bedeutet Glück, man bekommt Geld oder neue Kleider; auf der rechten Hand bedeuten sie Glück, auf der linken Unglück, oder sie zeigen, dass der Mensch lügt, oder sie bedeuten auf den einzelnen Fingern vom Daumen an: Glück, Unglück, Ehe, Liebe, Freundschaft, oder an der rechten Hand: beschenkt, gekränkt, geehrt, geliebt, gehasst; dunkle Flecken bedeuten Unglück.

Merkwürdig ist ein durch fast ganz Deutschland verbreitetes Kinderlied. Drei Jungfrauen — Marien, Nonnen oder Döckchen genannt (Puppen? Doggele?) — schauen aus einem goldenen Hause:

Die eine spinnt Seiden,
Die andre flicht Weiden,
Die dritte schliesst den Himmel auf. — oder:
Ais (eine) windet Side,
's ander schnätzlet Chride (Kreide),
's dritt schnidet Haberstrau,
B'hüet mer Gott mis Chindli au. — oder:
's dritt stot ann-der Wand,
Hett e Glöggli inn-der Hand;
Wenn das Glöggli schlot,
So si-mer (sind wir) alli dod,
Und wenn das Glöggli chlingled,
So si-mer alli im Himmel.

In diesen wie ein Gebet klingenden Liedern scheint die deutsche Mutter noch heute das Andenken an die altgermanischen Gebieterinnen des Menschen-, besonders des Kinderlebens zu bewahren, deren wunderbare Thätigkeit auch im Spinnen, Flechten, Schnitzeln, Schneiden und Zerreissen bestand.

9. Der Mütter- und Matronenkultus.

Wie jeder einzelne seinen Schutzgeist hatte, wie das Haus und die Flur unter dem Walten besonderer Mächte stand, so ward auch das Dorf, der Gau, die ganze Heimat

Digitized by Google

der Obhut schützender Geister empfohlen. Mütterlichen Schutzgottheiten war bei den Angelsachsen die Zeit der Zwölften geweiht, die von Weihnachten bis Dreikönig fällt; „Nacht der Mütter" (modra niht) hiess man sie und glaubte, dass die Seelen verstorbener einflussreicher, weiser Frauen dann segnend durch die Lande zogen. Gewiss war damit auch die Vorstellung gewaltiger Schicksalsfrauen verbunden. Aber erst durch fremden, gallischen Einfluss wurden diese Gestalten des Seelenglaubens im westlichen Deutschland zu dem Range von Gottheiten erhoben, ohne die eigentlichen Landesgötter zu verdrängen.

Der germanische Söldner, den das rauhe Kriegshandwerk fern von der Heimat umhertrieb, dachte mit Sehnsucht an seine Heimat zurück, und inmitten der Wirren des Krieges war es ihm ein Trost, das Vaterland unter dem mütterlichen Schutze hilfreicher Mächte zu wissen. Auf keltischem Boden ist der Kultus der Mütter weit verbreitet, die gallisch-römische Kultur verpflanzte ihn auch auf das germanische Rheinufer. Aber nicht alle Germanen nahmen die fremde Vorstellung an. Gerade das Land der Bataver, für das inschriftlich die deutschen Hauptgötter Tius, Donar und Nehalennia bezeugt sind, gewährte ihr trotz seiner nahen Beziehungen zu Rom keinen Einlass. Unsere Kunde von den germanischen Müttern verdanken wir lediglich den Denkmälern, und es ist bezeichnend, dass sich die meisten im linksrheinischen, früh verwelschten Lande der Ubier gefunden haben, die auf Veranlassung des Augustus durch Agrippa vom rechten Ufer auf das linke versetzt wurden. Die Inschriften lehren, dass zur Verbreitung dieses Kultes besonders die Soldaten beitrugen, und zwar Mitglieder der kaiserlichen Garde, die sich hauptsächlich aus den germanischen Provinzen rekrutierte. Aber weder Bataver noch andere, rein germanische Stämme, noch vornehmere Stände sind unter den Verehrern der Matres oder Matronae vertreten. Auch hat kein Truppenteil als solcher den Müttern einen Weihstein errichtet, ins Innere Deutschlands ist dieser Kultus überhaupt nie gedrungen, nur einzelne germanische Söldner ahmten fremden Brauch nach,

Digitized by Google

der durchaus innerhalb der niederen Kreise geblieben zu sein scheint. In Britannien, Frankreich, im linksrheinischen Germanien, in Oberitalien, selbst in Rom weihte der deutsche Legionar dem Schutze der Mütter sein fernes Vaterland, aber er dachte dabei nicht an die Stammgötter, denen er in feierlichem Umzuge mit seinen Volksgenossen Opfer und Gebet dargebracht hatte, nicht an die jungfräulichen Schicksalslenkerinnen, sondern er machte nach, was er im römischen Heere an Kameraden fremder Nationalität beobachtet hatte.

Besonders charakteristisch für die Matres und Matronae ist die grosse Zahl von Beinamen, mit denen sie ausgestattet sind, ja, auf einer ganzen Reihe von Inschriften werden nur die Beinamen genannt. Die Erklärung der einen hat von der Örtlichkeit auszugehen, die der anderen muss auf das Wirken der Mütter Bezug haben. Beinamen, die auf *-ehae* endigen, beruhen auf Völker- oder Stammnamen, die Beinamen, die auf *-henae* (= germ. *-aio*) endigen, sind auf Ortsnamen begründet, die wiederum von Flussnamen ausgehen.

„*Matribus Suebis Reuthungabus Julius Secundus Iuli Philtali libertus votum solvit libens merito*“ lautet eine in Köln aufgefundene Inschrift. Julius Secundus, ein geborener (vielleicht kriegsgefangener) Suebe bewahrt, von seinem Herrn freigelassen, den Schutzgottheiten seines Landes dankbares Gedächtnis; die Reuthungen sind vermutlich derselbe Suebenstamm, den Tacitus Reudigni nennt (Germ. 40). Andere Inschriften nennen die Matres Germanae, Matres meae Germanae Suebae, Matres Treverae, Matres Marsacae paternae sive maternae (Hist. 4$_{56}$), oder gelten den Matribus Frisavis.

„*Matronis Aflialus M. Marius Marcellus pro se et suis ex imperio ipsarum*“ ist die Inschrift eines Kölner Steines (Fig. 1). Ein anderer hat an Stelle der lateinischen Casusendung den germanischen Dativ Aflims. Der erste Stein (Fig. 1) ist mit einer allerdings verstümmelten Darstellung versehen. Sie zeigt oberhalb der Inschrift in einer von Säulen eingefassten Nische drei Matronen sitzend; die eine ist mit einer grossen Haube geschmückt, vermutlich waren es auch die andern, wie son-

Digitized by Google

stige Bilder zeigen. Im Schosse halten sie Fruchtkörbe. Der Stein ist am Ende des 1. oder Anfang des 2. Jahrhunderts gesetzt. Die Matres Afliae beziehen sich entweder auf das Eifelland oder auf Aualgowe an den Flüssen Sieg und Agger; oder man vergleicht an. afl Kraft, Beistand und stellt Namen und Wesen zu der lat. Ops, wozu auch die Fruchtkörbe passen. Eine Insel Abalos, etwa oberhalb der Elbe im Gebiete der Eidermündung lernte Pytheas von Massilia als einen Hauptfundort des Bernsteins kennen.

Fig. 1.

Die Matres Gavadiae auf sechs Inschriften verglei chen sich einem später bezeugten Wetium an der Diemel; der Ortsname bedeutet etwa Furt (lat. vado, wadan, waten); oder

sie hängen mit got. gawadjôn = verloben zusammen und könnten Beinamen der deutschen Schicksalsfrauen sein. Ebenso zweifelhaft ist die Deutung der Seithamiae; gehören sie zu einem Ortsnamen *saipama, „abgegrenzte Wohnstätte" (vgl. lat. situs), oder sind sie die Zauberbannenden (an. seiðr Zauber)? Bei den Matribus Vatvims ist an eine Wurzel zu denken, die zu got. vatô, ahd. wazzar, an. vatn (Wasser) gehört. Diese Mütter sind also Schutzgeister des Wasserlandes (germ. watwî), das sich den zahlreichen mit Aue zusammengesetzten Ortsnamen vergleicht, oder sie sind die Bewässernden. Mit den Vatviae sind einmal die Matres Nersihenae verbunden, die mit dem Flüsschen Niers, auch Neers, einem Nebenflusse der Maas, dem Orte Neersen (Kreis Gladbach) zusammenhängen. Die Matres Albiahenae sind gleichfalls nach dem Flüsschen genannt, an denen die Orte lagen, nach einem Albios oder Albia. Dass wir diese Örtlichkeiten nicht mehr nachweisen können, ist nicht zu verwundern; denn unzählige Namen sind im Laufe der Jahrhunderte untergegangen, verändert, durch neue ersetzt. Es muss genügen, für sie germanische Beziehungen nachzuweisen. Die Veterahenae gehen auf einen germanischen Namen Wēter, Watar zurück, die Etrahenae gehören zu germ. *etraz = ahd. ezzal gefrässig, die Aumenahenae zu got. iumjô Menge, an. ymja tönen.

Die Endung -ehae zeigen z. B. folgende Namen: Die Hamavehae enthalten den Stammnamen der Chamavi, die Mahlineae sind die Schutzgöttinnen der *Mahlini, der Einwohner eines Ortes *Mahlium oder *Mahlia; der am Niederrhein öfter vorkommende Ortsname Mecheln, Machelen (frz. Malines) hängt damit zusammen. Deutsches Mecheln ist der Dativ. Plur. des Völkernamens, der für den Nomin. Plur. Mahlīnos, Mahlines eingetreten ist. Die Matres Textumeae gehören den *Textumi, germ. *Tehstumaz, als genaue Entsprechung zu lat. dextimus = die rechts wohnenden Leute.

Auf die Thätigkeit und das Wesen der Mütter haben ausser den bereits besprochenen Beinamen, bei denen ein Zusammenhang mit Ortsnamen vielleicht nicht ganz abzu-

Digitized by Google

weisen ist, deutlich folgende Namen ausschliesslich Bezug: Die Matres Vapthiae, Vaftiae, Vahtiae sind die Hüterinnen (ahd. wahtên, mhd. wahten), die Aufaniae, (*aufanaz) die Emporbringenden (ahd. obana, ags. ufan = auf, oben), die Suleviae sind die gute Gelegenheit, gute Mittel, schaffenden (su = εὐ wohl, got. lêw Gelegenheit), die Alaterviae die Allkräftigen, vielleicht die Verleiherinnen körperlicher Kraft und Gewandtheit, die Alagabiae und Gabiae die Gebenden, Schenkenden. Die Arvagastae stehen an Bedeutung den Afliae nahe (an. ǫrr freigebig, gastian als Gast behandeln, begaben). Auch ihre bildliche Darstellung ist ähnlich. Sie zeigt gleichfalls die drei Matronen in einer Nische sitzend und Schüsseln mit Früchten im Schosse haltend. Der mittleren fehlt die grosse Haube. Die rechte Schmalseite zeigt ein Füllhorn, unter einem Vogel, wahrscheinlich einer Gans, die linke einen Tisch, auf dem ein Schweinskopf liegt, daneben einen Korb und einen Krug. Die Arvagastae sind die freigiebig Spendenden, mild Begabenden.

Diese letzte Gruppe zeigt also die Matres und Matronae als gütige, spendende Gottheiten. Sie verleihen Segen und häuslichen Wohlstand, knüpfen Familienbande an (Gavadiae), schenken Fülle und Fruchtbarkeit des Landes, stärken den Mann im Felde und Kriege und hüten das Heim. Es ist daher wohl möglich, dass bis auf den römischen Namen Matres oder Matronae bei der überall gemeinsamen Grundlage des Seelenglaubens sich besondere deutsche Züge mit dem fremden Kultus vermischt haben.

Digitized by Google

Zweiter Teil.

Naturverehrung.

Auf dem Untergrunde des Seelenglaubens und des Zauberwesens erhebt sich die Welt der Naturgeister und der Götter, der in den grossen Naturerscheinungen waltenden Mächte, und des reineren, feierlicheren Kultus. Der Versuch, sich das Unverständliche, Geheimnisvolle zu erklären, fand in den dürftigen, ärmlichen Vorstellungen des Seelenglaubens seine Schranken. Aus dem Menschen selbst, nicht aus der ihn umgebenden Natur sind die mythischen Anschauungen des Seelenglaubens hervorgegangen; die Natur kommt nur insoweit in Betracht, wie sie der Aufenthaltsort des abgeschiedenen Ahnherrn des Hauses ist. Für Nomaden, vor allem aber für Ackerbau treibende Völker, deren ganzes wirtschaftliches Leben vom Stande der himmlischen Gestirne abhängt, musste die Verehrung der grossen Naturkräfte hinzutreten. Vom einfachen Beobachten der Witterungserscheinungen verklärte sich diese Betrachtung immer mehr zu einer idealen Auffassung. Die Verehrung der himmlischen Erscheinungen und ihre dichterische Verwertung setzt eine schon fortgeschrittene Gesittung voraus. Aber auch diese Vorstellungen waren noch beschränkt, so lange das Leben eines Volkes sich mehr in einzelnen landschaftlichen Kreisen vollzog. Erst mit dem Eintreten des Volkes in die Geschichte erhält der Götterglaube seine ideale Ausprägung, entsteht eine nationale Mythologie. Darum sind die Gestalten des Seelenglaubens über

Digitized by Google

die ganze Erde verbreitet, die Naturgeister zeigen die charakteristischen Züge der Rasse und des Volkes und finden ihre Erklärung in der Gegend, wo sie entstanden sind; die Götter spiegeln die Eigenart des Volkes im allgemeinen, und die Stamm- und Hauptgötter die des Stammes im besonderen wieder.

„In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstossen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein".

Der Mensch sucht sich die Naturerscheinungen zu erklären. Wenn der Donner rollt, vernimmt er Toben und Krachen über sich in der Luft; Geschrei und Lärm kennt er selbst aus seinen eigenen Kämpfen; der Schluss liegt für ihn nahe: auch da droben wird gekämpft, der Donner ist der Lärm, den unsichtbare Gewalten machen. Er dichtet eine Schlacht, und aus dem Kreise des ihm Bekannten und von ihm Verstandenen dichtet er diesen Kampf weiter: es ist ein Streit um ein wertvolles Gerät, eine nützliche Waffe, um gestohlene Rinderherden, um geraubte Frauen. So wird das Gewitter mythisch erklärt. In dem Eindrucke, den Sonnenaufgang und Untergang auf den Menschen ausüben, den die Wiederkehr des Tages und der Nacht, der Kampf zwischen Licht und Finsternis, das ganze Sonnendrama mit allen seinen Einzelheiten hervorrufen, das jeden Tag, jeden Monat, jedes Jahr, im Himmel und auf Erden abgespielt wird, liegt der dunkle Same eines Glaubens an ein übermenschliches Wesen. Eine von Geschlecht zu Geschlecht aufsteigende und sich mehrende Naturbetrachtung entdeckt immer mehr Ordnung und Regelmässigkeit in der Natur und wird sich bewusst, wie sehr der Mensch unter ihrem Einflusse steht, ohne selbst auch nur im geringsten auf sie einwirken zu können. Die Naturkräfte werden personificiert, es tritt eine Vermenschlichung der gesamten Natur durch Personifikation ein; der Mensch fasst z. B. die wandelnde Sonne als wandelndes, menschenähnliches Wesen auf. Aber dieses Wesen wandelt da oben, wo hinauf kein Mensch zu steigen vermag, es leuchtet und erwärmt, es strahlt und funkelt; eine andere Naturperson stürmt, blitzt und donnert, kurz sie besitzt Eigenschaften, die dem Men-

Digitized by Google

schen versagt sind; das Firmament, an dem die Wolken dahinschweben, vom Winde getrieben, ist sinnlich wahrnehmbar, es scheint vom hohen Berge aus so nahe zu sein und ist doch unerreichbar: überkräftig, übermenschlich muss also das Wesen sein, das diese Naturbegebenheiten vollbringt. Diese gewaltigen Naturkräfte sind von unermesslicher Macht, sie trotzen der Begierde des Menschen, sie können schaden und nützen, darum sucht man sie durch Gebet, Hymnen und Anrufungen gnädig zu stimmen. Der Mythus beschreibt, was das höhere Wesen gethan hat, der Ritus soll es bewegen, die gleiche That für seine Verehrer zu wiederholen. Darum lobt und preist man es nicht nur, sondern speist, tränkt und erfreut es durch Spiele. Einige Gebräuche suchen den himmlischen Vorgang nachzuahmen, umgekehrt wird der himmlische Vorgang nach irdischem Muster ausgemalt. Der Dichtkunst kommt also ein hoher Anteil an der Ausbildung des Mythus zu, und diese religiös-poetischen oder poetisch-religiösen Anschauungen von der umgebenden Natur und den in ihr wirkenden Kräften riefen die vornehmste Gattung der alten Poesie ins Leben, die hymnischen Lieder, und diese wurden bei den Indogermanen von der versammelten Menge im Chore zum feierlichen Opferreigen gesungen.

Zwischen Seelenglaube und Naturverehrung befindet sich also ein gewaltiger Abstand. Nicht mehr der Mensch ist Gott, sondern die Natur ist das Göttliche. Die Naturerscheinungen sind nicht mehr Äusserungen des Wohlwollens oder des Zornes der Abgeschiedenen, sondern alles Sein ist einer an Gesetze gebundenen Naturnotwendigkeit unterworfen. Der Naturmythus ist an ein Volk mit Ackerbau und Viehzucht geknüpft. Himmel und Erde, Tag und Nacht, Gewitter, Sturm, Wolkenzug und Nebelflor, Luft im Laub und Wind im Rohr, das Zwielicht und das Feuer, des Menschen freundlicher Hausgenosse, werden zu überirdischen Wesen. Wohnungs- und Klimawechsel, besonders der Wandel der geistigen Kultur und Lebensweise, die Entstehung eines Staates, die Bildung fester Stände, sowie die geschichtlichen Schicksale geben dem Mythus ein eigenartiges, von andern Völkern

Digitized by Google

unterscheidendes Gepräge. Alle Völker der Erde haben den Seelenkultus geübt, gerade hier müssen die Überlieferungen aller Indogermanen wie aller Germanen, südlich oder nördlich der Ostsee, am genauesten übereinstimmen. Bei fast allen Völkern sind Ansätze zur Naturvergötterung vorhanden, aber nur bei den Indogermanen ist diese Naturverehrung zur vollen Blüte gekommen. Bei den Griechen und den Germanen, den Trägern des Idealismus, erlangt der Naturmythus seine höchste Weihe und durchdringt veredelnd Poesie und Kunst, häusliches und staatliches Leben. Den grossartigsten und schönsten Mythus haben die Deutschen im Siegfriedmythus geschaffen, den tiefsinnigsten, von hoher Heldentragik verklärten, in der Auffassung vom Weltende. Wie die Nibelungensage nicht nur den Untergang des Helden schildert, sondern mit ihm das Erlöschen eines ganzes Volksstammes verknüpft, so hängt mit dem Ende der Götter auch das Ende des Alls zusammen. Gebührt den Hellenen der Vorrang in der Kunst, die auf Grund der Naturanschauung entstandenen Götter plastisch darzustellen, in Sprache wie in Marmor, so kommt den Germanen der Ruhm zu, das tiefsinnigste Gottesideal aufgestellt zu haben und dem Christentum am nächsten gekommen zu sein.

Naturerscheinungen als leblose Gegenstände aufgefasst.

Die den Menschen umgebende Natur rief die Vorstellung von Wesen hervor, die mächtiger waren als er selbst, aber sie schwankten noch zwischen übertierischen und übermenschlichen Wesen. Auch mit unbelebten Gegenständen konnte sie verglichen werden, wie die Sonne mit einem Rade, ihre Strahlen mit einem Schwerte, der Blitz mit einer Waffe, einer Keule oder einem Hammer, Wolkengebilde mit einem Baume, einem Berge, mit Burgen, Türmen, Wällen und Mauern. Über ganz Deutschland verbreitet ist die Vorstellung von einer im Wasser versunkenen Stadt, Burg oder einem Kloster. Noch jetzt nennt man eine sich auftürmende Wolkenburg einen weissen Turm oder Grummelturm. Der Zusammen-

Digitized by Google

bruch der Wolkenburg im Gewitter, das Verschwinden der schweren, weissen Wolken, die noch heute Mauern heissen, ihr Versinken in den himmlischen Gewässern rief die zahlreichen Sagen von untergegangenen Städten hervor. Im Wasser ist Vineta oder Arcona verschwunden, kommt aber von Zeit zu Zeit wieder herauf; wenn das Wetter neblig ist, hört man noch jetzt von Arcona die Rede: ‚die alte Stadt wafelt'. Am Ostermorgen kann man die ganze Stadt Vineta sehen, wie sie früher gewesen ist; dann steigt sie mit allen ihren Häusern aus dem Wasser hervor, zu andern Zeiten kann man das Läuten der Glocken hören (vgl. D. S. Nr. 280). Die irdische Lokalisation wurde durch den zwischen Himmel und Erde wogenden Nebel vermittelt. Wohl weiss man hier und da noch, dass sich die Glocken der versunkenen Kirche zur Zeit eines Ungewitters vernehmen lassen, aber erst der Nebel ist imstande, das tief poetische Bild der aus dem See herauf läutenden Glocken immer wieder aufzufrischen. Aus Nebeln bauen sich die Geisterkirchen und Geisterburgen auf, und von Nebelmauern sind die Burgen umschlossen. Daher darf man in diesen Versinkungssagen den See nicht ohne weiteres als Abbild des Wolkensees, die Burg als Erinnerung an die Wolkenburg, die Glocke als Nachhall des Donners fassen, wenn auch der Schall des Donners vielfach mit dem einer Glocke verglichen wurde, ja die Glocke auch der Trägerin des Windes und des Gewitters, der Wolke selbst, gleichgesetzt wurde. Die Glocken mancher untergegangenen Stadt hört man noch jeden Mittag, namentlich mittags im Sommer: wer denkt nicht an das zitternde Summen und Weben eines heissen Sommermittages? Auch der eigentümlich glockenartige Ton, den die Feuerunke am Teich und Weiher hervorbringt, wird wie das Gewitter und der Nebel immer wieder derartige Auffassungen erneuert haben.

Wind und Sturm werden in der volkstümlichen Auffassung alter und neuerer Zeiten vielfach als Musik dargestellt.

Die mecklenburgischen Seeleute sagen bei starkem Sturm: Nu hebben de Jungens den Sack wedder apen makt. Weit verbreitet ist bei der Ernte der Brauch, den Neuling nach

Digitized by Google

dem Windsack zu schicken, in dem er allerhand Fabelwesen, wie den Hülpetrütsch oder Dilldapp, fangen soll. Ein Danziger Schiffer hatte sich drei Winde in drei Knoten eines Tuches einknüpfen lassen. Ein paar Matrosen fanden das Tuch und glaubten, er habe Gold in den Knoten und öffneten sie. Sogleich brachen fürchterliche Stürme aus, und das Schiff ging unter. Wer denkt dabei nicht an den Schlauch, in dem Äolus die Winde gefangen hielt? Auch als Schuh wird die Wolke aufgefasst, und weil das Gewölk schnell dahinjagt, sind es Zauberschuhe, Siebenmeilenstiefel. Meistens erscheinen sie mit anderen Gegenständen zusammen, sogenannten Wunschdingen. In dem Märchen ‚Der König vom goldenen Berg' (K. H. M. Nr. 92) erwirbt der Held von drei Riesen einen Degen, der bei den Worten ‚Köpf alle runter, nur meiner nicht' alles köpft, einen unsichtbar machenden Mantel und ein Paar Stiefel; wenn man die angezogen hatte und sich wohin wünschte, so war man im Augenblick da. In dem Märchen ‚Der Rabe' (K. H. M. Nr. 93) sind die drei von Riesen gefundenen Wunschdinge ein Stock, vor dem jede Thür aufspringt, ein unsichtbar machender Mantel und ein Ross, auf dem man überall hinreiten kann, auch auf den gläsernen Berg. Die Hexe, die den entflohenen Kindern nachsetzt, benützt, wie der Menschenfresser im Däumlingsmärchen, Meilenstiefel (K. H. M. Nr. 56). Diese Wunschdinge sind ursprünglich Wolken- und Gewittersymbole. Der Mantel bezeichnet die allverhüllende, die Schuhe die eilig dahinschwebende Wolke. Der unerschöpfliche Beutel und das Tischlein-deck-dich sind das Symbol der Segen und Reichtum spendenden Wolke (K. H. M. Nr. 36). Der Degen, der alles köpft, der Stock, vor dem jede Thür aufspringt, weisen auf den Blitz. Die Wunschdinge erscheinen fast stets zusammen, weil sie zusammen den Gewittervorgang versinnbildlichen.

In vielen Sagen wird die Herkunft von Bergen oder Hügeln oder einzeln liegenden Steinen darauf zurückgeführt, dass ein Riese ein Steinchen oder Sand aus seinem Schuh schüttete, weil es ihn drückte. Der Riese ist der Sturmwind, der in den Wolken daherfahrend oft Sand und Steine von

Digitized by Google

bedeutender Grösse mit sich führt. Andere Sagen erzählen, wie der Teufel (oder sonst ein dämonisches Wesen) im Begriff, eine Kirche zu zerschmettern, unterwegs einen Begegnenden fragt, wie weit er noch bis zu seinem Ziele habe. Der Gefragte antwortet, auf seine zerrissenen Schuhe hindeutend, diese habe er auf dem Wege dorther verbraucht. Es handelt sich um den Ausbruch eines Gewitters, das Niederstürzen der Wolkenlast im Platzregen. Das alte Weib (und ihr Stellvertreter) ist die Herrin des guten Wetters, die mit dünnen, sonnigen Wolken dem Gewitterriesen begegnet, der den schweren Stein der Wetterwolke heranschleppt. An die Stelle des unsichtbar machenden Mantels tritt häufig eine Tarn- oder Nebelkappe mit derselben Eigenschaft (ahd. tarni heimlich, mittelniederl. dâren sich verbergen). Das Märchen ‚Sechse kommen durch die ganze Welt' (K. H. Nr. 71) erzählt von einem Manne, der durch Schief- und Geradesetzen seines Hutes das Wetter lenken kann, ein anderes (Nr. 54) von einem Hut, aus dem unwiderstehliches Geschütz donnert, wenn er gedreht wird. Wodan trägt den Wolkenhut tief in die Stirn gedrückt; den Muet mit dem Breithut nennt ihn der Kinderspruch. Vom Kyffhäuser wie vom Pilatus sagt man: ‚hat Pilatus einen Hut, so wird das Wetter gut'. Es wird regnen, sagt man im Harz, denn der Brocken hat eine Nebelkappe. Wie der an Bergen und auf Fluren lagernde Nebel vor dem Winde und den Sonnenstrahlen weichen muss, so kann man den Besitzer einer Tarnkappe ergreifen, wenn man ihm seine Kopfbedeckung entreisst. Einem Bäcker fehlten immer einige seiner Brote, doch gelang es nicht, den Dieb zu entdecken. Da kam er auf den Verdacht, die Zwerge könnten an seinem Unheile schuld sein. Er schlug also mit einem Geflechte von schwanken Reisern so lange um sich her, bis er die Nebelkappen einiger Zwerge traf, die sich nun nicht länger verbergen konnten (D. S. Nr. 153). Auf dieselbe Weise werden Zwergen, die des Nachts die Feldfrüchte raubten, die unsichtbar machenden Nebelkappen abgeschlagen (D. S. Nr. 152, 153, 155). Zwergkönig Laurin zieht ein Tarnkäpplein hervor, bedeckt sich damit und ver-

Digitized by Google

schwindet vor Dietrichs Augen; so unsichtbar geworden schlägt er dem Berner manche tiefe Wunde, dass ihm das Blut durch die Panzerringe rinnt (495 ff.). Hagen weiss, dass Siegfried an einem Berge Alberich die Tarnkappe abgewonnen hat und dadurch Herr des Hortes geworden ist (N. L. 98). Die Nibelungen selbst sind Nebel- und Dunkelgeister, denen die Tarnkappe von vornherein zukommt. Im Seyfriedsliede gelangt der Held durch dichte Finsternis dorthin, wo er nachher den Schatz der Söhne Niblings findet. Im Walberan ist Nibelung der Führer einer Schar, die, von keinem Menschen gesehen, Schiffe entführt (139 ff.). Der Nibelung Eugel reitet im Seyfriedsliede auf einem kohlschwarzen Pferde und ist mit einer Nebelkappe ausgestattet wie Alberich; er wirft sie über Siegfried und rettet ihn dadurch vor dem hinterlistigen Riesen Kuperan. Mit Hilfe des Zwergkönigs Albewin, der die Tarnkappe benützt, erschlägt der Held einer Arthusdichtung Garel das Meerwunder, das ein alles tötendes Haupt im Schilde führt (s. u. S. 121). Alberich gelobt Ortnit Treue und Dienstbarkeit, wenn er den Ring von des Helden Hand bekäme. Doch Ortnit verweigert ihn, weil er ihn von seiner Mutter hat. Da begehrt der Kleine nur, ihn näher zu besehen, und als der König ihm arglos die Hand hinreicht, verschwindet der Ring von seinem Finger und der Zwerg vor seinen Augen: denn der Ring gab ihm die Kraft, den Zwerg zu sehen (141 ff.). Auf der Stutzalp zu Graubünden spukt das Nebelmännlein. Wenn regenschauernde, frostig graue Wolken niederhangen, gleitet es leisen Trittes auf der Alp einher, mitten am Tage bei der Herde, im späten Abenddunkel und in schneeiger Nacht bei den Hütten, mit breitrandigem Hute, Holzschuhen und nebelweisser Jacke. Aus dem Bodensee steigt das Nebelmännle herauf, ein silberbärtiger Alter, beirrt die Schiffsleute und beschädigt mit kaltem Reife die Reben.

Unsichtbar, in der Tarnkappe, dem deckenden Helme, (Heliand 5454) erscheint Satan der Gattin des Pilatus und bestimmt sie durch teuflischen Spuk, sich für Christus zu verwenden. Noch bei Hans Sachs heisst es in dem Schwank

Digitized by Google

‚Der Teufel lässt keinen Landsknecht mehr in die Hölle fahren‘:

Zuhandt der Teuffel Beltzebock
zog an sein unsichtigen Rock.

Naturerscheinungen in Tiergestalt.

Wir nennen noch heute die lichtweissen oder rötlichgelben Federhaufwolken des Morgen- und Abendhimmels Schäfchen oder Lämmergewölk; ‚der Herrgott hütet seine Schafe‘, ‚der Schäfer treibt seine Schafe aus‘. Für Wolken, die sich nicht bewegen, sagt man, ‚die Küh' steh'n still‘, ganz dunkle Wolken heissen Ochsen oder Bullkater: der in dunkler Wolkennacht aufzuckende Blitz erinnert an das im Dunkeln leuchtende Auge eines Katers, und bull kommt von bullern oder bollern her und bezeichnet das bollernde Rollen des Donners. Wir sind uns dabei wohl bewusst, dass wir nur eine poetische Metapher gebrauchen. Der Naturmensch aber ist von der Wirklichkeit dieses Naturbildes überzeugt wie noch heute gläubige Kindergemüter, er schreibt diesen Wesen übernatürliche Eigenschaften zu und verknüpft mit ihnen abergläubische Vorstellungen: das Bild wird zum Mythus. Ein und dasselbe Bild wird zum Ausdrucke verschiedener Naturerscheinungen verwandt. Der Eber ist ein erdaufwühlendes Tier; auch der Wind, namentlich der grollende Wirbelwind, wühlt plötzlich Staub und Erde auf; folglich war der Eber (so schloss man) das den Wind verursachende Tier, das im Winde dahinfuhr. Oder man verglich den blendend weissen Blitz mit einem Zahne, dem Hauer eines grunzenden Ebers, oder der Eber ist das mythische Bild der Sonnengottheit, bei der Verhüllung der Sonne in dunkeln Wolken. Der schnelle Lauf des Wirbelwindes liess an ein Pferd denken, das Heulen und Bellen des Windes an einen Hund, der sich an zugiger Stelle, wie dem offenen Herde, aschezehrend niederlässt; seine springende Bewegung und sein meckernder Laut an eine Ziege.

Die wetterleuchtende, feuerschnaubende, wassergiessende Wolke ist ein Drache; das Erscheinen des Drachen kündet in den Alpen schweres Gewitter an. Wie die Wetterwolke Schwüle.

Digitized by Google

Sturm, Hagel und fruchtbaren Regen bringt, so schadet oder nützt der Drache Menschen, Vieh und Feld; er vergiftet die Luft und das Wasser, bringt Seuchen, Feuersbrunst und Wolkenbruch und verwüstet hagelnd die Flur (D. S. Nr. 220). Aber er trägt auch Gold oder Korn, Stroh, Mehl und Butter durch den Schornstein in das Haus und lagert auf Schätzen. Wenn jemand plötzlich reich wird, sagt man in Mecklenburg: ‚Dat hett de Drak em wol bröcht.' Als Wasserdrache bildet sich der Wolkendämon fort zum Geiste des Giessbaches, der aus dem Wolkenbruch entsteht. Das Alpenvolk in der Schweiz hat noch viele Sagen bewahrt von Drachen und Würmern, die vor alter Zeit auf dem Gebirge hausten und oftmals verheerend in die Thäler herabkamen. Noch jetzt, wenn ein ungestümer Waldstrom über die Berge stürzt, Bäume und Felsen mit sich reisst, pflegt es in einem tiefsinnigen Sprüchworte zu sagen: ‚es ist ein Drache ausgefahren' (D. S. Nr. 216). In Unterwalden hauste in der uralten Zeit ein scheusslicher Lindwurm, der alles, was er ankam, Vieh und Menschen tötete und den ganzen Strich verödete. Winkelried wagte den Kampf mit dem Ungeheuer, indem er ihm einen Bündel Dornen in den aufgesperrten Rachen stiess. Während es suchte diesen auszuspeien und nicht konnte, versäumte das Tier seine Verteidigung, und der Held nützte die Blössen. Aber das giftige Drachenblut floss auf seinen Arm und an die blosse Haut, und er musste alsbald das Leben lassen (D. S. Nr. 217; vgl. Nr. 218, 219). Als Feuerdrache tritt der Dämon in Blitzmythen auf und verschmilzt mit dem schätzeschleppenden Kobold; er kleidet sich in das Feuerkleid der Sternschnuppen und in den bescheidenen Kittel des Herdrauches. Aber neben der blossen Feuergestalt und blossen Wassergestalt hat sich auch das Ursprüngliche forterhalten, die Wolken- und Nebelgestalt. Der aus seinem Gewässer auftauchende Drache ist der daraus aufsteigende Nebel. In einem See des Zeznimathales hauste ein Drache, der mit Gebrüll aus dem Wasser tauchte: warf man Steine hinein, so bildete sich ein dichter Nebel, aus dem sich dann starke Regenschauer entluden. Einen Pestdrachen kennt eine Sage

Digitized by Google

in Unterfranken. In einem See hielt sich ein Lindwurm auf, der Menschen und Tiere vergiftete. Da aber der See abgelassen und der Graben ausgetrocknet wurde, so konnte sich das Tier nicht mehr aufhalten, und seit dieser Zeit war Ruhe: die schädliche Wirksamkeit des Lindwurms ist die vergiftende Ausdünstung des Sumpfes. Auch mit Fieber kann der Drache des Bergstroms den Menschen schlagen. Als im Juli 1566 die Reuss hochging, stieg eine Schlange aus dem Strome und verschlang die am Ufer weidenden Rinder. Mit Mühe rettete sich ein Mann vor ihr, musste sich aber zu Bette legen und war von nun an mit Fieber geplagt. — Wie die Lichtgötter gegen die Wolken-, Nebel- und Winterdrachen streiten, so befreien die Helden das Land von der Plage des Lindwurms. In Ortnits Reich treiben zwei wilde Lindwürmer ihr Wesen und fressen Menschen und Vieh. Da macht sich der König selbst zu dem kühnen Wagnis auf. Wenn er nicht wiederkomme, sagte er beim Abschiede zu seiner Gemahlin, so solle sie nur den als den Sieger begrüssen, der die Köpfe der Ungeheuer mit den Jungen brächte. Aus dem Märchen ‚Die zwei Brüder' ist dieser Zug bekannt (K. M. H. Nr. 60). Unter einem grünen Baume legt sich Ortnit nach scharfem Ritte durch das Gebirge zur Ruhe nieder. Da bricht der Wurm durch das Dickicht, die Bäume drückt er nieder; er reisst seinen Rachen auf noch weiter als eine grosse Thür und verschlingt den Ritter bis an die beiden Sporen. Dann trägt er ihn zu seinen Jungen in eine Höhle des Berges; die konnten ihn nicht erreichen und sogen ihn durch den Panzer (567—575). Als Wolfdietrich Ortnits Tod und die Bedrängung seiner Witwe erfährt, reitet er die Etsch entlang zu Berge auf steilen Wegen; ein junges Weib, dem der Lindwurm den Gatten ermordet, weist ihm die Strasse. An derselben Stelle, wo Ortnit das Leben verloren hat, legt sich auch Wolfdietrich nieder. Aber sein treues Ross treibt mit seinen Hufschlägen den wilden Wurm in den Tann zurück. Am harten Rückgrat des Tieres zersplittert Wolfdietrichs Schwert, und der Drache wirft ihm seinen Jungen zum Frasse vor. Da sie aber den gerüsteten Mann nirgends anzubeissen vermögen,

Digitized by Google

zerren sie ihn hin und her, bis ihm Atem und Besinnung vergeht. Der Held findet in der Höhle Ortnits Schwert und Rüstung, erlegt die kleinen Unholde und nach hartem Strauss auch den alten Drachen, schneidet den erschlagenen Lindwürmern die Zungen aus, legt Ortnits Rüstung an, entlarvt durch Vorzeigen der Wurmzungen einen Grafen, der sich als Retter des Landes ausgiebt, und erhält von Ortnits Witwe Hand und Krone. Ein Drache aber ist entronnen, und ihn tötet später Dietrich von Bern. — Die Virginalepen, deren Dichter die siedenden und donnernden Waldbäche der Alpen kennt, sind reich an Drachenkämpfen. Dietrich und Hildebrand werden im Walde von Drachen angefallen. Hildebrand schlägt auf ein Geniste voll wilder Würmer in einem hohlen Berge los, da kommt der alte Drache seinen Kindern zu Hilfe. Aus seinem Munde ertönt die erbärmlich wimmernde Stimme eines Menschen, der um Hilfe ruft. Auf Hildebrands Angriff lässt der Drache den Mann fallen und greift Hildebrand an, wird aber von ihm getötet. Der wunde Ritter erzählt, dass ihn der Wurm im Walde schlafend gefunden und bis an die Arme verschluckt habe; sein Ross hat die Drachenbrut aufgezehrt. Inzwischen hat auch Dietrich mit einem gewaltigen Drachen gerungen, sein Schwert ist ihm zerbrochen, da stösst er dem Tiere den Schild in den Rachen, der von Hildebrand befreite Ritter reicht ihm eine neue Waffe, und so wird die Jungfrau befreit, die dem Ungetüm ausgeliefert werden soll. Dietrichs und seiner Gesellen Drachenkämpfe, deren Zahl fast unübersehbar ist, bewegen sich im wilden Lande Tirol, im finstern Walde, darin man den hellen Tag nicht spürt, wo nur enge Pfade durch tiefe Tobel, Thäler und Klingen führen, zu hochragenden Burgfesten, deren Grundfels in den Lüften zu hängen scheint; wo der Verirrte ein verlorener Mann ist, der einsam Reitende sich selbst den Tod giebt. Dort, wo ein Bach vom hohen Fels herbricht, da sprengt der grimmige Drache, Schaum vor dem Rachen, fort und fort auf den Gegner los und sucht ihn zu verschlingen; wieder bei ‚eines Brunnen Flusse' vor dem Gebirge, das sich hoch in die Lüfte zieht, schiessen grosse Würmer her und

Digitized by Google

trachten, die Helden zu verbrennen; bei der Herankunft eines solchen, der Ross und Mann zu verschlingen droht, wird ein Schall gehört, recht wie ein Donnerschlag, davon das ganze Gebirge ertost. Leicht erkennbar sind diese Ungetüme gleichbedeutend mit den siedenden, donnernden Wasserstürzen selbst.

Das Seyfriedslied weiss, dass Siegfried in seiner Jugend einen Drachen unter einer Linde erschlagen hat und unzählige Lindwürmer, Kröten und Ottern, die in einem wilden Thale hausten. Er trug die Bäume zusammen, die er überall ausriss, warf sie auf die Würmer und verbrannte sie. Das Horn der Drachen begann zu erweichen und floss daher wie ein Bächlein. Hiermit bestrich er seinen Leib, sodass er ganz hörnern wurde (N. L. 101), nur zwischen den Schultern nicht, und an dieser Stelle erlitt er später seinen Tod. Zu derselben Zeit herrschte in Worms König Gybich. Als dessen Tochter Kriemhild eines Mittags in einem Fenster stand, kam ein wilder Drache geflogen in den Lüften und raubte die schöne Maid. Die Burg ward erleuchtet, wie wenn sie in Flammen stünde. Das Ungeheuer schwang sich mit der Jungfrau zu dem Gewölk empor und entführte sie in das Gebirge; wenn der Drache atmete, so erzitterte der Stein unter ihm. Eines Tages verirrte sich Siegfried auf den Drachenfels und unternahm mutig den Kampf mit dem wilden Wurme. Der riss ihm mit seinen Krallen den Schild ab und sprühte unaufhörlich Feuer gegen ihn, sodass der Stein heiss wie glühendes Eisen wurde; grosse Flammen fuhren aus seinem Halse, blau und rot. Endlich besiegte ihn Siegfried, führte Kriemhild an König Gybichs Hof und vermählte sich mit ihr. — Der Riese Sigenot trägt eine in Drachenblut gehärtete Rüstung von Horn (469—71), und an der Grenze der Welt lebt ein ungeheures, nur zu Fuss und mit Stahlkolben kämpfendes, menschlicher Stimme beraubtes Geschlecht, das mit dem grünen Horn der Drachen bedeckt und mit ihrer Schnelligkeit begabt ist (Titurel; Wolfram, Wilh.).

Es liesse sich eine vollständige mythische Tierwelt zusammenstellen, doch es genügt, auf die wichtigsten tierischen Wesen hinzuweisen. Sichere Beispiele einer Verbildlichung

Digitized by Google

der Sonne in Tiergestalt sind das Sonnenross, der Sonnenwidder, der Sonnenhirsch, der goldborstige Eber. Wie der Wind, der Nebel und die Wolke als Pferd aufgefasst werden, so ist auch das Ross die Personifikation der Wogen fliessender Gewässer. Der graugewandige Riese Ise, der apfelgraue Rosse mit der Ruderstange jagt, ist wohl eine Wolkenvorstellung. Ein schwarzes Pferd oder auch ein Grauschimmel steigt aus einem See in Mecklenburg empor. Ein Bauer spannt es vor die Egge, da stürzt sich das Pferd mit der Egge ins Wasser (vgl. D. S. Nr. 202). Auch aus den Alpenseen kommt der Dämon in Rossgestalt. Neben der Wolke als Kuh werden auch Wasserwellen als Rinder vorgestellt. Ein brüllender Stier vernichtet im Unwetter eine blühende Tiroler Landschaft. Aus dem Meere, einem See oder Sumpfe taucht ein mausfahler oder apfelgrauer Stier hervor, der sich unter die Herden der Menschen mischt, mit den Kühen riesenstarke Kälber zeugt und auf wunderbare Art sich unsichtbar machen kann (D. S. Nr. 59). Die merovingische Stammsage erzählt, dass ein wildes Tier des Neptun, dem Minotaurus ähnlich, die Königin, als sie zum Baden ans Meer ging, aus den Wellen auftauchend überfiel und mit ihr den Meroveus zeugte (D. S. Nr. 419); der Name des stiergestaltigen Vaters des Merovech lautet Chlodio, Chlôjo und bedeutet den ‚brüllenden' Stier (ahd. hlôjan). Dieselbe Sagenform, gleichfalls vermischt mit dem Motive vom buhlenden Alp, hat sich an die Langobardenkönigin Theodelinde angeschlossen (D. S. Nr. 401; S. 88). In dem Artusromane des Pleiers Garel (13. Jhd.) giebt der Zwergkönig Albewin dem Helden den Rat, das Haupt des erlegten Meerungeheuers in die Wellen zu werfen (S. 115). Als es auf den Grund gesunken ist, beginnt das Meer zu wüten und zu wallen, und bis zum jüngsten Tage brausen die Wogen an der Stätte, da das Haupt liegt. Noch heute leben ähnliche Sagen in dieser Gegend (Salzburger See). Bei Kufstein am Inn liegt der Tier- oder Schreckensee, in den ein Franziskaner den entsetzlichen Schreckenstier bannte. In einem See im Winnacherthale ward von Mönchen ein anderes Stierungeheuer

Digitized by Google

hinabgestürzt, dessen Brüllen aus der Tiefe noch heute Männer von Brixen und Kitzbühel vernehmen.

Der Nebel wird als Wolf aufgefasst; der Schäfer sieht zu Lichtmess lieber den Wolf in den Stall kommen, als die liebe Sonne; oder als Fuchs; im Niederdeutschen heisst der auf dem Lande liegende Nebel Fuchsbad, und am Rhein darf man nicht eher die Trauben pflücken, als bis der Fuchs sie geleckt hat. Der Nebelwolf zeigt sich an der schroffen Gebirgskante, am wilden Bergsee, springend, ringend, sich sonnend, zieht auch wohl im Kampfe mit der Sonne fieberschauernd durch die Luft oder lagert schnaubend auf dem winterlichen Felde und dringt pustend in den Schafstall ein. Der Nebelfuchs dagegen kauert im tiefen Waldverstecke, schleicht im breiten Dampfe von Bach und Wiese verborgen oder rüstet sich ein Bad, das die ganze Ebene bedeckt, oder nur das Ufergelände des abgelegenen Waldweihers überflutet. Das Ross des Schimmelreiters, das Sturm und schlecht Wetter ankündigt, ein schneeweisser, rotgetupfter Schimmel mit gelbem Gebiss, ist gleichfalls ein Nebelbild. Ein Tiroler Jäger schiesst auf ein Pferd mit einem seltsam langen Halse; da stürzt sich das Ungeheuer mit solcher Gewalt in den Jochersee, dass das Wasser fichtenhoch in die Höhe springt: der Sturm des Hochgebirges stürzt plötzlich auf den friedlich am Seerande lagernden Nebel herab und wühlt das Gewässer auf.

Bei einigen Vorstellungen lässt sich ungefähr ihr Alter bestimmen. Die Hauskatze ist z. B. um die Zeit der Völkerwanderung zu uns gekommen, der Haushahn ist um 500 v. Chr. in Deutschland eingeführt; der Name des Drachen kommt vom lat. draco her, und auch seine Flügelgestalt stammt aus der Fremde, aber er hat die heimischen Bezeichnungen Wurm, Lindwurm nur zum Teil zurückgedrängt. Die Nebelsagen sind Spätlinge der Mythenbildung, während die Sonnenmythen aus der Urheimat mitgebracht sein können, aber beim Einrücken der Deutschen in ihre heutigen Wohnsitze noch verstanden wurden. Solange der Germane in der uralisch-karpathischen Niederung sass, konnte er keine Nebelsagen erzählen, die auf den Hörnern des Hochgebirges spielen, wei

Digitized by Google

er sie nicht erlebt hatte. Erst als unsere Ahnen ins Bergland einrückend die mannigfachen Gestalten des Nebels kennen lernten, können die Nebelmythen entstanden sein. Aber Sagenzüge aus der idg. Urzeit sind vielfach in sie übergegangen, als dieser Nachschössling der Mythenbildung hervorbrach.

Obwohl bereits die idg. Hauptgötter in menschlicher Gestalt aufgefasst wurden, ragt doch noch in germanischer Zeit das Tierreich in zahlreichen Resten und Spuren in die Götterwelt hinein. Die Schlange z. B. ist das Symbol der chthonischen Mächte, und wenn die Langobarden eine goldene Schlange als göttliches Bild verehren, so kann sie nur ein Zeichen des Gottes sein, dem sie Sieg und Namen verdankten, des Herrn der Unterwelt, der Nacht und des Todes, Wodans. Bedeutsam aber ist, dass die götterfeindlichen Wesen vielfach tiergestaltig sind, wie die Drachen der Finsternis und der Wolken, die der Himmels- und Gewittergott bekämpft. Die Götter können sich wieder in Tiere verwandeln, oder die Tiere erscheinen als im Besitze der Götter befindlich und ihnen dienend. Die lichten Wolken wurden mit Schwänen verglichen, und der Gebieter der Wolken wird mit einem Schwane abgebildet oder fährt auf einem Schwanennachen. Ebenso können die Wolkenfrauen in Schwanengestalt um Wald und Weiher schweben.

Wie für die Weltanschauung der Naturvölker die Grenze zwischen Menschen und Tier verschwimmt, so haben auch die personifizierten Naturmächte noch nicht menschliches Ebenmass; sondern bleiben hinter ihm zurück, wie die elfischen Geister, oder überragen es weit, wie die Riesen. Die Elbe verkörpern mehr die geheimnisvollen, in der Stille wirkenden Kräfte der Natur, und da Strom und Wald, Ebene und Gebirge von freundlichen oder feindlichen Geistern beseelt sind, sind sie eng mit dem Seelenglauben verknüpft. Die Riesen sind die Vertreter der ungezügelten Naturgewalten, der Elemente, die das Gebild von Menschenhand hassen; sie sind vom Seelenglauben völlig losgelöst. Und wie Riesenkämpfe mit Drachenkämpfen wechseln, so sind auch die

Digitized by Google

Elbe und Riesen nicht immer streng auseinander gehalten; sie sind nur dem Masse, nicht der Art nach verschieden. Der Riese Sigenot haust mit vielen Zwergen in einem hohlen Berge. Dem König Nibelung dienen zwölf Riesen, dem Laurin fünf, Goldemar sehr viele, Walberan zahllose. Dem Riesen Kuperan sind tausend Zwerge unterthan und müssen ihm ihr eigenes Land zinsen. Zwerge wachsen zu Riesen an, und Riesen schrumpfen zu Zwergen zusammen. Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so gross wie ein Daumen und ward gar nicht grösser und wuchs in etlichen Jahren nicht ein Haarbreit. Er war von so winziger Gestalt, dass ihn der Vater in die Tasche stecken konnte. Ein Riese aber nahm ihn mit sich, liess ihn an seiner Brust saugen, und der Däumling wuchs und ward gross und stark nach Art der Riesen (K. H. M. Nr. 90). Der sanfte, wohlthätige Wind rührt von einem Zwerge her, der tobende Sturm ist ein Riese.

Bei Sturm und Regen kam ein wandernder Zwerg durch ein Dörflein am Thunersee, ging von Hütte zu Hütte und pochte regentriefend an die Thüren der Leute, aber niemand erbarmte sich und wollte ihm öffnen, ja sie höhnten ihn noch aus dazu. Am Rande des Dorfes wohnten zwei fromme Armen, Mann und Frau, da schlich das Zwerglein müd und matt an seinem Stab einher, klopfte dreimal bescheidentlich ans Fensterchen, der alte Hirt that ihm sogleich auf und bot gern und willig dem Gaste das wenige dar, was sein Haus vermochte. Die alte Frau trug Brot auf, Milch und Käs, ein paar Tropfen Milch schlürfte das Zwerglein und ass Brosamen von Brot und Käse. „Ich bin's eben nicht gewohnt", sprach es, „so derbe Kost zu speisen, aber ich dank' euch von Herzen und Gott lohn's; nun ich geruht habe, will ich meinen Fuss weiter setzen." „Ei bewahre", rief die Frau, „in der Nacht in das Wetter hinaus, nehmt doch mit einem Bettlein vorlieb". Aber das Zwerglein schüttelte und lächelte: „droben auf der Fluh hab ich allerhand zu schaffen und darf nicht länger ausbleiben, morgen sollt ihr mein schon gedenken". Damit nahm's Abschied und die Alten legten sich

Digitized by Google

zur Ruhe. Der anbrechende Tag aber weckte sie mit Unwetter und Sturm. Blitze fuhren am roten Himmel und Ströme Wassers ergossen sich. Da riss oben am Joch der Fluh ein gewaltiger Fels los und rollte zum Dorf hinunter, mitsamt Bäumen, Steinen und Erde. Menschen und Vieh, alles, was Atem hatte im Dorfe, wurde begraben, schon war die Woge gedrungen bis an die Hütte der beiden Alten; zitternd und bebend traten sie vor ihre Thüre hinaus. Da sahen sie mitten im Strom ein grosses Felsenstück nahen, oben darauf hüpfte lustig das Zwerglein, als wenn es ritte, ruderte mit einem mächtigen Fichtenstamm, und der Fels staute das Wasser und wehrte es von der Hütte ab, dass sie unverletzt stand und die Hausleute ausser Gefahr waren. Aber das Zwerglein schwoll immer grösser und höher, ward zu einem ungeheueren Riesen und zerfloss in Luft, während jene auf gebogenen Knieen beteten und Gott für ihre Errettung dankten (D. S. Nr. 45).

Der regengebietende Zwergkönig Gibich vermag seine kleine Gestalt hoch zu recken. Ein Schäfer in Schleswig sah einen Mann vor sich aus der Erde aufsteigen, der immer grösser und höher wurde, bis er endlich als ein ungeheurer Riese dastand; dann ward er kleiner und kleiner und verschwand wieder in der Erde. Die Waldgeister sind von riesiger Gestalt oder ein zwerghaftes Völkchen, das zu ungeheurer Grösse anwächst.

Alle diese Wesen zusammen nennen wir Dämonen oder Naturgeister in Menschengestalt. Die Volksdichtung hat sie zu ihren Lieblingen erwählt, das Märchen schildert sie mit innigem Behagen, und seit Wielands Übersetzung von Shakespeares Sommernachtstraum (1764) und Herders Volksliedern (1774) sind sie auch wieder in die deutsche Dichtung eingezogen. Sie sind von der Naturanschauung getrennt, aus der sie entsprossen sind, die Lust des Volkes am Fabulieren wird nicht müde, diese Gestalten auszuschmücken und ihr Verhältnis zum Menschengeschlechte dichterisch darzustellen, und mit dem Seelen- und Marenglauben bildet der Dämonenglaube den eigentlichen Volksglauben, die niedere Mythologie.

Digitized by Google

Die elfischen Geister.

1. Elfen und Wichte.

Name und Begriff der Elbe und Wichte geht in urgermanische Zeit zurück. Ahd. mhd. alp, schwed. elf, dän. elv (ellerkonge = elverkonge Elfenkönig, irrtümlich bei Herder und Goethe Erlkönig) ist der listige, geschickte Truggeist (S. 92) oder der Lichtgeist (skr. rbhu, germ. albh = glänzend, strahlend). Die hochdeutsche Form Elb ist durch das englische Elf verdrängt. Albruna ist die mit der Zauberkraft der Elbe begabte (Germ. 8), Albing ist der von den Elben stammende, Alfred der ihres Rates teilhaftige, Alberich (romanisch Auberic, Auberi, Oberon) der Elfenkönig; ausserdem begegnen ahd. Alptrûd, Alpagêdis (Pipins Frau), langob. Albisinda, Alphari; Albwin, Alboin ist der Elfenfreund. Sinnig erläutert Gustav Freytag im Ingo den Namen Albwin: Sie sagten, dass ein Hausgeist im Balkendache seines Hofes wohne seit der Väterzeit und in der Nacht die Kinder des Geschlechtes wiege, und dass diese darum nicht zu dem Himmel wüchsen, wie die andern Menschen; denn zierlich und klein waren alle seines Blutes, doch artig von Geberden und guter Worte mächtig.

Wicht (ahd. und mhd. der und das wiht, got. und an. fem. vaihts, vaettr) gehört zu wegen, bewegen und bedeutet ‚kleines Ding', ‚Ding' überhaupt: die Wichte der germ. Mythologie sind nichts wie ‚Dinger', winzige Elbe. Im Heliand sind die wihtî unholde, böse Geister. Als der Heiland in der Wüste nichts genoss, fühlten die finstern, gewaltigen Geister nicht Mut ihm zu nahen (1030, 1055). Böser Geister Tücke hat die Tochter des kananäischen Weibes mit Krankheit geschlagen (2990). Leidige Geister verleiten den Menschen zur Begierde nach fremdem Gute (2503). Zornige, wilde, arge Geister, leidige Unholde reden nach der Anklage der Juden aus dem Erlöser (3931). In Sodomaburg haben die Menge der Feinde, der bösen Wichte, die Leute zu Wehthaten verleitet (as. Genesis 257). Wie der as. Dichter an Stelle der überlieferten Kuppelei das seinen Sachsen verständlichere

Digitized by Google

Verbrechen des Mordes setzt, so stellt er als die Verführer zu diesen Freveln die elbischen Geister hin, die im Dunkel der Nacht Unheil säen und Böses stiften. Ahd. wihtelin sind ‚penates', mhd. wichtir ‚sirenae', wichtelîn oder elbe ‚lemures' (Gespenster) oder ‚nächtliche Dämonen'. Die Wichtelmänner, Wichtelmännchen und Wichtelweibchen der Sagen und Märchen gleichen völlig den Zwergen, in Schwaben werden sie genauer bezeichnet als Erdwichtele, in Niederdeutschland als Erdwichter; auch die Zwerge heissen Unterirdische, in Westfalen Trudenmännchen. In Luft, Sonnen- und Mondenschein und im wallenden Nebel wirken und wohnen die Elbe im engern Sinne, die Lichtelfen. Besondere Arten der elfischen Geister sind die Erdelfen: die Zwerge, die Hauselfen: die Kobolde, die Wasserelfen: die Nixe, die Wald- und Flurelfen: die Holz- und Moosfräulein, die wilden Leute, die Feldgeister.

Die Elbe sind licht und schön, dem Menschen wohlgesinnt, doch auch feindlich und boshaft, am Necken und Foppen haben sie ihre Lust. In den bayerischen Alpen sind sie scheu und schwer zu sehen, nähren sich von der Milch der Kühe und Ziegen und geben den Menschen dafür reichlichen Segen. ‚Glänzend wie ein Elb' ist ein beliebtes Beiwort im Ags. Der gefangene Zwerg im Ruodlieb (Fragm. 18) will dem Helden sein Weib als Geisel geben. Er ruft sie aus der Höhle heraus, und sie erscheint sogleich: sie war klein, aber sehr schön, goldgeschmückt und reich gekleidet. Die Schönheit der Zwergkönigin Heriburg, die Ruodlieb sich gewinnen soll, wird ausdrücklich hervorgehoben. Heinrich von Morungen singt in seinem Liebeszauber (Anfang des 13. Jhd.):

> Von der Elbin wird bezaubert mancher Mann,
> So ist mir's durch Liebesmacht geschehn
> Von der Besten, die je einer lieb gewann.

Die Nixen sitzen gern an der Sonne und kämmen ihr langes Haar; sie sind sehr schön, haben langes, goldenes (auch grünliches) Haar und lange, grünliche Schleppkleider, deren Saum aber immer nass ist. Auf grüner Heide neben einem kühlen Brunnen und unter einer Linde, in deren

Digitized by Google

Zweigen die Vögel in lautem Wettstreite singen, schläft Alberich. Er ist nicht grösser als ein Kind von vier Jahren und doch schon fünfhundert Jahre alt. Er trägt an seinem Leibe ein wunderschön Gewand, das mit Gold und Edelsteinen geziert ist. Als Ortnit ihn in Kindes Weise aufheben will, schlägt der Kleine nach ihm mit seinen Fäusten, und obwohl er die Stärke von zwölf Männern hat, bezwingt er ihn nur mit Mühe (Ortnit 90 ff.). Im Nibelungenliede (462 ff.) ist Alberich ein kühner, wilder starker Zwerg mit einem greisen Barte; seine Hand schwingt eine schwere Geisel von Gold und zersplittert Siegfrieds Schild. Der Kobold Hinzelmann ist gar freundlich und zuthunlich, ein ehrlicher Geselle, singt, lacht und treibt allerlei Kurzweil. Seine Stimme ist zart wie die eines Knaben oder einer Jungfrau. Als schwarzer Marder springt er zur Thür hinaus, liegt als zusammen geringelte grosse Schlange auf dem Bett und fliegt als weisse Feder neben dem Wagen seines Herrn her. Eines Nachts vernimmt sein Herr ein klopfendes Geräusch, und da die Kammer vom Mondschein ziemlich erhellt ist, glaubt er den Schatten einer Kindesgestalt zu sehen; Hinzelmanns Finger sind wie die einer kleinen Kinderhand, aber kalt und ohne Lebenswärme; als sein Herr dessen Angesicht anrührt, ist es ihm, wie wenn er Zähne oder ein fleischloses Totengerippe anfasste. Wenn die Kinder auf der Strasse spielten, fand er sich unter ihnen ein, in der Gestalt eines kleinen schönen Knaben von drei oder vier Jahren, von feinem Angesichte, mit gelben, über die Schultern hängenden, krausen Haaren, mit einem roten Samtröckchen bekleidet (D. S. Nr. 75). Das ‚stille Volk' wohnt in Felsen, Brunnen, Quellen, Schluchten und Höhlen und hat die Stuben und Gemächer voll Gold und Edelstein. Dieses Bergvolk ist von Fleisch und Blut wie andere Menschen, zeugt Kinder und stirbt; allein es hat die Gabe, sich unsichtbar zu machen (durch die Tarnkappe; S. 114 f.) und durch Fels und Mauer eben so leicht zu gehen, wie wir durch die Luft (D. S. Nr. 30).

Wenn im Mondenscheine die Nixe am Wasser sitzt, den Nebelschleier vor dem Gesichte, dann schlieft der Zwerg aus

Digitized by Google

den Felsklüften und bläst auf der Silberschwegel über Thal und Hügel sein Klagelied, das erst verstummt, wenn der Mond versinkt und die Sterne erblassen; wehmutbleich lehnt dann unten die Nixe, und von ihren schweren Thränen ist der Wasen weich. Mit einer wundervollen Musik ziehen die Zwerge um Stolberg scharenweise über die Stadt weg in der Luft. Die Nixen lieben Tanz, Gesang und Musik und singen schön, hinreissend erschallt ihr Geigenspiel. In Laurins Berg, in Frau Venus Berg rauscht fröhliche, verführerische Musik, Tänze werden darin getreten. Der unwiderstehliche Hang der Elbe zur Musik muss uralt sein; das bezeugt der Name Albleich ‚elbischer Leich, Elbenweise' und mhd. albleich im Sinne der seelenberückenden, süssesten Melodie, die ein Geiger hervorbringen konnte. ‚Seiten spil und des wihtels schal' heisst es im mhd. ganz gleichbedeutend. Oberons (Alberichs) Horn zwingt die Füsse, sich wirbelnd im Tanze zu drehen. Durch den Albleich bezauberte ursprünglich der vielbesungene Frauenräuber seine Opfer, der als Ulinger, Blaubart in weitverbreiteten Balladen auftritt. Der Tanz der Berggeister auf den Matten zeigt ein gesegnetes Jahr an (D. S. Nr. 298). Nachts im Mondenscheine sieht man die Elbe auf den Wiesen ihre Reigen führen und erkennt morgens ihre Spuren im Tau. Sie sind bald dadurch sichtbar, dass das Gras niedergedrückt ist, bald dadurch, dass es üppiger wächst. In Thüringen tritt die Elbin im Nebelkleide auf. Zur herbstlichen Zeit, wenn die Haselnüsse reif sind, tanzt um die Büsche eine Jungfer, weiss und wie ein Rauch verschwindend, wenn man sich nähert. Die Saligen Fräulein, die in Eisgrotten und Fernern wohnen, breiten weisses Linnen aus und tanzen ‚umschleiert mit goldenem Duft'. Aber ein Spielmann verwandelt durch den Klang seiner goldenen Zaubergeige die Tänzerinnen in Stein: Sonnenlicht und Wind lassen an Stelle des unruhigen Nebels plötzlich den leblosen Stein zum Vorscheine kommen. Ein Jüngling sieht den Tanz der Elfen im Mondschein, und seine Augen sind wie festgebannt an den verführerischen Kreis. Sie singen so schön, dass die ganze Natur lauscht, die Tiere des Waldes, die Vögel auf

Digitized by Google

den Bäumen und die Fische im Wasser. Sie bieten ihm Schätze aller Art an, wenn er der Ihre werden wolle, aber er flieht, oder erhält, sich weigernd, einen Stoss aufs Herz, der ihn binnen drei Tagen in den Sarg wirft.

Die Elbe verführen und entführen Männer und Frauen und Kinder. Säugende Frauen ziehen die Zwerge in ihre Höhle, um ihre schwachen Abkömmlinge zu stärken. Hebammen werden in die Berge oder in das Wasserreich geholt, um den Elbinnen beizustehen (D. S. Nr. 65, 66, 68, 69). Sie rauben die Säuglinge der Menschen und legen dafür einen Wechselbalg in die Wiege (S. 83). Die Zeit, die der Mensch im Elfenreiche zubringt, erscheint ihm sehr kurz, hat aber in Wahrheit viele Jahre gedauert (D. S. Nr. 151); nach seiner Rückkehr siecht er meistens bald dahin. Alberich bezwingt Ortnits, ein anderer Hagens und Merovechs Mutter (S. 88, 121). Künhild, die Schwester Dietleibs von Steier, war zum Tanz unter der grünen Linde gegangen. Da kam Zwergkönig Laurin herzugeritten, aber niemand sah ihn, niemand rief ihm ein Wort zu. Laurin setzte ihr seine Tarnkappe auf, hob sie auf sein Pferd und verschwand mit ihr in einem Berge. Aber ihr Bruder und Dietrich von Bern befreiten sie. Als Künhild von Laurin Abschied nahm, begann er bitterlich zu schreien und die Stunde seiner Geburt zu verfluchen: er hätte sich die holde Jungfrau zum Trost erwählt, nun seien die Tage seiner Freude gezählt; alle seine Schätze wollt' er gern vermissen, könnte er die Maid jemals geniessen! Ähnlich ist die Entführung der Liebgart durch den Zwerg Billunc und ihre Befreiung durch ihren Gatten Wolfdietrich (Wolfd. B. 795 ff.). Dietrich von Bern findet im Walde einen Berg, der von Zwergen bewohnt ist. Unter ihnen bemerkt er ein schönes junges Mädchen, das schnell von den Zwergen versteckt wird, als sie den fremden Mann gewahren. Goldemar, der König des kleinen Volkes, hat sie geraubt und will sie zum Weibe haben, doch sie weigert sich standhaft. Ihrer Mutter ist vor Gram das Herz gebrochen. Dietrich gewinnt sie nach hartem Streite dem Zwerge ab und nimmt sie selbst zur Gemahlin. — Der grimme Zwerg Juran

Digitized by Google

wirbt um die Königin vom Trüben Berge (in Strickers Daniel), und die Königin Virginal hat aus diesem Grunde den Zwerg Elegast verbannt, der sich rachsüchtig zu ihren Feinden begiebt. — Der Kobold Hinzelmann hielt sich am liebsten bei den Frauen auf und war mit ihnen gar freundlich und umgänglich. Besonders zwei Mädchen war er zugethan, ihnen klagte er sein Leid, wenn er erzürnt war, und führte sonst allerhand Gespräche mit ihnen. Wenn sie über Land reisten, wollte er sie nicht verlassen, und legten sie sich schlafen, so ruhte er unten zu ihren Füssen auf dem Deckbette (D. S. Nr. 75).

Wie die Elbe des Rates und Beistandes der Menschen bedürfen, so erweisen sie ihnen wieder Dienste durch Schmieden, Weben und Backen. Oft teilen sie den Menschen von ihrem neugebackenen Brot oder Kuchen mit, immer aber belohnen sie durch geschenkte Kleinode, die dem Hause und den Nachkommen Glück bringen. Ein kleines Männlein bittet den Grafen von Hoia, ihm den Saal und die Küche für die folgende Nacht zu leihen und den Dienern zu befehlen, sich schlafen zu legen, und reicht ihm neben Danksagung ein Schwert und einen goldenen Ring: solange die Stücke wohl verwahrt würden, würde es einig und wohl in der Grafschaft stehen (D. S. Nr. 35, 70, 31). Alberich beschenkt seinen Sohn mit einer strahlenden Rüstung, begleitet ihn unsichtbar auf der Seefahrt, hilft ihm im Kampfe, bringt die Werbung Ortnits bei Liebgart an und führt sie aus der Burg. Alberich im Nibelungenliede bewacht treu das Land seines Herrn während Siegfrieds Abwesenheit und muss seine Treue fast mit dem Leben büssen. Der Zwerg Eugel führt Siegfried auf den Drachenstein, belehrt ihn über seine Abkunft, teilt ihm mit, dass Kriemhild vom Drachen gefangen gehalten werde, und schützt ihn durch seine Tarnkappe vor Kuperan. Dennoch wird den Elben wiederholt der Vorwurf der Untreue gemacht. Als Laurin Dietrich und seine Gesellen auffordert, sich die Herrlichkeiten seines Reiches anzusehen, ruft Wittich aus: Ihn soll der Teufel holen, dass er uns mit Lügen betrügen will (Laurin 873)! Wenn den andern sein Rat

Digitized by Google

gefiele, könnte der Kleine sie niemals hintergehen; denn er wäre voll Hinterlist, und ihm sei nimmer zu trauen (940 ff.). Ruodlieb sagt zu dem überlisteten Zwerge: Du hast den Tod nicht zu fürchten, und ich würde dich sogleich lösen, wenn ich dir trauen könnte; wenn du mich nicht hintergehst, sollst du ohne Schaden davonkommen. Aber du wirst mir nachher nichts sagen, wenn du frei bist. Da wies der gefangene Zwerg allen Vorwurf der Hinterlist mit folgender Rede zurück: Fern sei, dass zwischen uns irgend Betrug herrsche; sonst würden wir Zwerge nicht so langlebig und gesund sein. Unter euch Menschen spricht niemand aus redlichem Herzen. Deshalb kommt ihr auch nicht zu hohen Jahren; die Dauer des Lebens richtet sich nach der Grösse der Treue. Wir sprechen nicht anders, wie wir denken, und wir essen nicht allerlei krankheitzeugende Speisen; deshalb können wir länger in Gesundheit leben als ihr. Misstraue mir nicht, ich werde es dahin bringen, dass du mir Vertrauen schenkest. Wenn du mir nicht traust, so will ich dir mein Weib als Geisel geben. Vielleicht derselbe Zwerg ist es, den die nieder. deutsche Überlieferung Alfrikr (Alberich) nennt (Thidreks. 98). Sein Vater hatte Ruodliebs Schwert gestohlen und im Berge verwahrt. Aber der Sohn entwendet es ihm wieder und giebt es Ruodlieb. Wegen der Untreue der Menschen vielmehr müssen die Zwerge sie meiden. Im Haslithale gesellten sich die Zwerge hilfreich oder doch zuschauend den arbeitenden Menschen. Da setzten sie sich denn wohl vergnügt auf den langen, dicken Ast eines Ahorns ins schattige Laub. Boshafte Leute aber sägten bei Nacht den Ast durch, dass er blos noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederliessen, krachte der Ast vollends entzwei, die Zwerge stürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig und schrieen: O wie ist der Himmel so hoch und die Untreue so gross! heut' hierher und nimmermehr! Sie hielten Wort und liessen sich zu Lande niemals wieder sehen (D. S. Nr. 147, 148).

Aber so sehr sich die Elbe gegen den Vorwurf der Hinterlist sträuben, etwas Wahres ist doch daran. Die Elbe sind

Digitized by Google

nicht nur licht und schön, dienstfertig und treu, sondern auch hässlich, diebisch, boshaft und untreu. Ihre Lust am Spotten und Necken ist allerdings harmlos und wird von der Sage humorvoll wiedergegeben. Bei der Brautfahrt Ortnits lässt Alberich alle Waffen der Feinde vor ihren Augen verschwinden, hebt die Götzenschreine auf, zerschmettert sie an der Mauer und wirft sie in den Graben. Hinzelmann sperrt eine Magd eine ganze Nacht in einen Keller ein, weil sie ihn vor einigen Tagen gescholten und geschmäht hatte. Überhaupt neckt er gern, bringt die Knechte in Streit, wenn sie abends beim Tranke sitzen und sieht ihnen dann mit Lust zu; bückte sich einer, so gab er ihm rückwärts eine gute Ohrfeige, seinen Nachbar aber zwickte er ins Bein. Doch wusste er es immer so einzurichten, dass niemand am Leben oder an der Gesundheit Schaden litt (D. S. Nr. 75). Die Wichtlein oder Bergmännlein schweifen in den Gruben und Schachten umher und scheinen gar gewaltig zu arbeiten, aber in Wahrheit thun sie nichts. Bald ist's, als durchgrüben sie einen Gang oder eine Ader, bald, als fassten sie das Gegrabene in Eimer, als arbeiteten sie an der Rolle und wollten etwas hinaufziehen, aber sie necken nur die Bergleute damit und machen sie irre. Bisweilen rufen sie; wenn man hinkommt, ist niemand da, oder werfen mit kleinen Steinen (D. S. Nr. 37). Sie stehlen nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst, sie begnügen sich nicht mit Feldfrüchten Brot und Erbsen (D. S. Nr. 152, 153, 155; S. 114), sondern locken auch Menschen und Helden in ihr Reich und halten sie fest. Elbegast, ‚aller Diebe Meister' holt den Kaiser Karl in Ingelheim zum nächtlichen Stehlen ab und stiebitzt die Eier aus den Nestern, ohne dass die brütenden Vögel es merken. Ein Zwerg erscheint Dietrich am Abend seines Lebens und führt ihn fort; niemand weiss, ob er noch lebe oder tot sei und wohin er gekommen (Anh. z. Heldb.). Nach anderer Überlieferung (Wartburgkrieg) fordert Zwergkönig Laurin den Berner auf, sich in das Reich seines Bruders Simmels nach dem fernen Osten zu begeben, da könnte er noch tausend Jahre leben; um die Leute zu täuschen, soll Dietrich einen

Digitized by Google

feurigen Berg herrichten lassen und durch denselben eine gute Strasse in Sinnels Land. So verschwindet der Held, und die Menschen glauben, er sei in einen Vulkan gefahren. Wer nicht willig den Lockungen der Elbe folgt, den trifft ihr Schlag und der ist verloren (S. 130). So berückend schön ihr Wuchs und Antlitz ist, so verderblich ist ihr Blick: von der elbe wirt entsên vil manic man, singt der Morunger (S. 127). Wie der blosse Blick der Elbe bezaubernde Kraft hat (mhd. entsehen), so bringt ihr Anhauch Tod und Krankheit, Lähmung, Beulen und Geschwüre. Blaserle ist der Name eines Hausgeistes. Wem der Elb ins Auge speit, der muss erblinden. Uralter Glaube war es, dass von den Elben gefährliche Pfeile aus der Luft herabgeschossen würden (ags. ylfagescot). Ein ags. Beschwörungslied gegen Hexenschuss und Rheumatismus zeigt die Elbe als streithafte Walküren, die sausende, selbstgeschmiedete Speere auf die Menschen senden; mit dem Schilde schützte sich der Mann gegen ihre gellenden Gere, Zaubersalbe und Zauberspruch wird die Eisen wieder heraustreiben (s. u. Walküren). ‚Fliegende Elbe' heissen Krankheiten an Händen und Füssen, die hartnäckig und schwer zu heilen sind. Struppige, nestartige Gewächse heissen Alpruten, die daraus fallenden Tropfen ziehen dem darunter Vorübergehenden Alpdrücken oder schlimmen Kopf zu, die verwirrten Haare der Menschen und Pferde nennt man Alpzopf, Wichtelzopf, engl. elflock. Auch den Geist verwirren die Elbe. Elbentrötsch bezeichnet einen, dem die Elbe es angethan haben, aber auch den Elb oder Kobold selbst. Wem es gelingt, der Haft der Elbe zu entkommen, stirbt bald, oder er kehrt blödsinnig und wahnsinnig, ‚elbisch' zurück. Elbisches âs, elbisches getwâs (S. 66), elbisches ungehiure sind daher alte Schimpfnamen.

2. Zwerge.

Die Zugehörigkeit der Zwerge zu den Elben geht aus dem Namen Alberich hervor, der als Zwergkönig erscheint. Wie die Lichtelben im Freien wohnen und sich des Sonnen- und

Mondenscheines freuen, so ist die Wohnung der Zwerge in den Tiefen der dunkeln Berge gelegen, sie sterben, wenn die Sonne sie bestrahlt. Von ihren aufgehenden Strahlen werden sie zu Stein verwandelt: es sind die zur Nachtzeit an den Berggipfeln haftenden, mit Sonnenaufgang schwindenden und dann die Felsenspitzen erscheinen lassenden Wolken- und Nebelgebilde. Die Sage erzählt, dass die kleinen Bergzwerge die Felsen bewohnten und in der Zwergenhöhle still ihr Wesen trieben. Als sie einst eine Hochzeit feiern wollten und nach ihrer Kirche auszogen, verwandelte sie ein gewaltiger Geisterbanner in Stein oder vielmehr, da sie unvertilgbare Geister waren, bannte er sie hinein. Noch jetzt sieht man sie in verschiedenen Gestalten auf den Bergspitzen stehen, und in der Mitte zeigt man das Bild eines Zwerges, der während der Flucht der übrigen zu lange im Gemache verweilte und in Stein verwandelt wurde, als er aus dem Fenster nach Hilfe umherblickte (D. S. Nr. 32). Sie sind besonders des Nachts thätig, die Sonne geht ihnen um Mitternacht auf. Das Zwergreich im mhd. Gedichte von Herzog Ernst und Laurin liegt im Berge und wird von einem sonnenhellen Karfunkel erleuchtet. Auf Rügen wohnen die Zwerge in den neun Bergen unter der Erde, die durchsichtig von Anfang bis Ende sind und eigentlich rings mit Glas bewachsen. Jeder Zwerg wohnt wieder in einem gläsernen Häuschen, und erleuchtet wird die ganze Wohnung durch einen an der Decke hängenden grossen Krystall. Die Zwerge im Märchen Sneewittchen gehen am Tage in die Berge, hacken nach Erz und graben, nachts aber lassen sie ihre Arbeit liegen und kommen in ihr Häuschen, wo das gedeckte Tischlein mit Stühlchen, Tellerchen, Löffelchen, Messerchen, Gäbelchen und Becherchen steht (K. H. M. Nr. 53). Ihre unterirdischen Höhlen sind voll kostbarer Edelsteine, Gold und Silber; wunderbares Licht strahlt von der Wölbung der Decke und aus den Seitenwänden. Die Höhle des Zwergkönigs Gibich hat Wände von blitzendem Stufenerz, die Decke ist von einem Stück Schwertspat, weiss wie der Schnee. Mit güldenen Borten, mit Gold und Gestein sind die Rosen in Laurins Garten behangen; sie geben süssen Duft

Digitized by Google

und lichten Schein. Vor des Berges Felsgestein steht eine grüne Linde, und bunte helle Blumen stehen in Blüte von jeder Farbe und Art. Lieblich durcheinander klingt der Vöglein Sang, und mancherlei Getier treibt da friedlich sein Spiel (100 ff., 900 ff). Berühmt in der Sage ist ausser dem Rosengarten in Tirol der zu Worms. Ein seidener Faden umgiebt ihn, wie auch die Gerichtsstätte mit Schnüren umzogen ist. Aber überreich an allen Kostbarkeiten der Welt ist das Innere des Berges selbst. Golden waren die Bänke, von Edelstein gaben sie hellen Glanz. Mancherlei Spiel trieben die Zwerge. Auf der einen Seite sangen sie, auf der andern sprangen sie, andere versuchten sich in Kraftübungen; sie schleuderten den Speer und warfen den Stein. Auch mancher kunstfertige Mann liess sich hören, Geiger, Harfner und Pfeifer. Zwei wonnigliche Zwerge traten auf, zwei kurze Fiedler; ihr Gewand war reich und schwer. Sie trugen Fiedeln in der Hand, die mehr wert waren als ein Land: sie waren rotgolden, vom Edelstein hatten sie hellen Schein, die Saiten gaben süssen Ton. Dann traten zwei Sänger auf, die waren geschickt im Vortragen von Gedichten; mit ritterlichen Geschichten ergötzten sie ihre Gäste (1010 ff.).

Weil die Zwerge in den Bergen und unter der Erde wohnen, heissen sie in Norddeutschland Unterirdische, in Oldenburg Erdleute, in Thüringen Bergmännlein und Erdmännchen, in Süddeutschland Erdschmiedlein; wegen ihrer friedlichen, stillen Thätigkeit heissen sie das stille Volk (D. S. Nr. 30, 31). Reich an Zwergsagen sind die Alpenländer, Norddeutschland und England.

Aus der Erde dampft der Nebel empor, Nebel lagert über Höhlen und Bergen, daher werden die Zwerge zu Nebelwesen. An nebligen Abenden steigen die Zwerge aus dem Boden hervor, um Hochzeit zu feiern oder beerdigen unter grossem Wehklagen eine Leiche. Ein Zwergkönig, der ungastliche Aufnahme gefunden hat, wächst zu riesiger Grösse an und schwebt in Nebel aufgelöst am Absturze des Schneeberges hinan zum Zwergenstein. Der aus dem Erdloch aufsteigende Nebelrauch rührt vom Herdfeuer der Zwerge her;

Digitized by Google

wenn sie kochen und backen, steigt aus dem Loche der Berge der Dampf hervor: dann glaubt man, es will regnen (D. S. Nr. 298). Als ein Bauer sein Feld bestellte, kam ein Zwergweiblein zu ihm und bat ihn um Brot: ihr Brot sei gerade auch im Backofen, aber ihre hungrigen Kinder könnten nicht darauf warten, und sie wollte es ihm mittags von dem ihrigen wieder erstatten. Auf den Mittag kam sie auch wirklich, breitete ein sehr weisses Tüchlein aus (die Nebeldecke) und legte einen noch warmen Laib darauf, neben vieler Danksagung und Bitte, er möge ohne Scheu das Brot essen, und das Tuch wolle sie schon wieder holen (D. S. Nr. 34). Im tirolischen Hochgebirge hausen die Eismännlein, die Fernerzwergl, vom weissen Nebelmantel umwallt, und herrschen über die Eis- und Schneewelt; im Schnee sieht man ihre Füsse abgedrückt. Zwerghaft und greis von Ansehn entlehnen sie die graugrüne oder gelbgrüne Farbe ihres Gewandes vom Baummoose des Bergwaldes und von der grünen Gletschernacht, den schattenden Wetterhut von den Nebelhauben ihres Hochgebirges. Gern sitzen sie auf den Felsvorsprüngen und schauen ernsten Antlitzes auf die sie umgebende unendliche Welt emporstarrender Eisnadeln und Eispyramiden, lassen sich von Nebelgestalten umtanzen, formen Wolken zu festen Ballen, verdichten sie, zerreissen sie, zerblasen sie zu Flocken, weben sie zu Schleiern und Nebeldecken, schicken sie als Höhrauch über alle Fernen hin, brauen Wetter, schleudern Hagel, senden Lawinen in die Gründe nieder, den Hut tief im Gesicht und Wölkchen aus ihren Pfeiflein in die Luft entsendend.

Der Mantel, Hut und die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, weist gleichfalls auf den Nebel hin (S. 114). Durch seine Tarnkappe verbirgt sich Laurin vor Dietrich und bringt ihm zahllose Wunden bei. Laurins Vetter, Walberan, versteht es, durch Zauberkraft seine sämtlichen Mannen unsichtbar zu machen. So rücken sie gegen Bern vor, und keiner kann etwas von dem kleinen Volke sehen. Aber Künhild, Laurins Gefangene, giebt jedem der Helden einen Ring, sodass sie ihre Feinde sofort erkennen können (1555,

Digitized by Google

und die Ringe, die Laurin Dietrich und seinen Gesellen gegeben hat, nehmen den hüllenden Schleier von Walberans unsichtbarer Schar. Auch der Ring, den Ortnit von seiner Mutter hat, giebt ihm die Kraft, Alberich zu sehen. Dieser Ring vergleicht sich dem Flug (Schwan)-ring, der Verwandlung in Vogelgestalt oder Flugkraft verleiht (s. u. Schwanjungfrauen) Noch ein anderer Ring oder Gürtel verleiht Laurin die Kraft von zwölf Männern (191 ff., 535 ff., 1174 ff.). Alberich hat wohl durch den Ring, nicht durch die Tarnkappe, die Kraft von zwanzig oder zwölf Männern (Biterolf 7838). Der Scherfenberger empfängt von einem Zwerge einen Gürtel, der die Stärke von zwanzig Männern giebt, und einen Ring: solange er den habe, zerrinne sein Gut nimmermehr (D. S. Nr. 29). Im Eckenliede giebt der Zwerg Baldung, Alberichs, des früheren Herrschers, Sohn, Dietrich einen wunderbaren Stein, der seinen Besitzer gegen Hunger und Durst schützt und die Kraft hat, seinem Träger die Würmer eines Schlangenturmes vom Leibe zu halten.

Die Grösse der Zwerge wird verschieden angegeben bald erreichen sie das Wachstum eines vierjährigen Kindes, bald erscheinen sie weit kleiner, nach Spannen oder Daumen gemessen. Laurin ist drei Spannen lang, die Erdgeister, die bei Hermann von Rosenberg Hochzeit feiern, sind kaum zwei Spannen lang (D. S. Nr. 42), andere dreiviertel Elle hoch (D. S. Nr. 37). Ihrer neun können in einem Backofen dreschen. Die Zwerge sind meistens alt (S. 132), haben einen eisgrauen Bart, der bis aufs Knie reicht und ein verrunzeltes Gesicht; Zwergkönig Gibich ist rauh von Haaren wie ein Bär. Ein Höcker oder ein dicker Kopf entstellt oft die kleine Gestalt, fahl und grau, schwarz und eisgrau ist ihre Farbe (K. H. Nr. 92, 165). Sie haben Gänsefüsse, und dann trippeln sie leise wie Vögel daher und tragen lange Mäntel, sie zu bedecken (D. S. Nr. 149), oder Geissfüsse, dann trappeln sie ziemlich laut. Das Laufen der Zwerge über eine Brücke gleicht dem einer Schafherde (D. S. Nr. 152).

Alberich und Laurin reiten auf Rossen, die so gross sind wie eine Geis, der Zwergkönig Antilois (in Ulrichs Alexander

Digitized by Google

auf einem Rosse von Rehes Grösse, an dessen Zaume Schellen erklingen: er zürnt auf Alexander, der ihm seinen Blumengarten verdorben hat, wie Dietrich den Laurins. Ein Wichtelmännchen reitet geradezu auf einem Reh. Die Kleidung der Zwerge gleicht oft der der Bergleute, sie tragen eine weisse Hauptkappe am Hemd, ein Leder hinten und haben Laterne, Schlägel und Hammer (D. S. Nr. 37): darum heissen sie auch lederne Männle in Schwaben.

Es ist wohl möglich, dass manche Sagen von Zwergen und Riesen mit wirklichen eingeborenen oder feindlichen Stämmen in Zusammenhang stehen. Die Thatsache, dass die Riesen (Hünen) historische Namen wie Hunnen tragen, ist sehr bedeutsam, auch wenn ein germ. Wort *hunaz (stark, kräftig vgl. κύριος) sich frühzeitig mit dem Namen des wilden Reitervolkes vermischt haben sollte. In den Zwergsagen der Kelten und Germanen lebt die Erinnerung fort an ein kleines Geschlecht, die sogenannten Pfahlbauern, das ältere Rechte hatte als die Eindringenden, aber arm, dürftig, des Brotbackens unkundig, in Sümpfe und Höhlen scheu zurückwich und feige und hinterlistig nur des Nachts sich aus dem Verstecke hervorwagte. Nur darf man diese Erklärung nicht einseitig ausdehnen, wie berechtigt sie auch innerhalb ihrer gehörigen Grenzen sein mag. Vielleicht leben selbst Erinnerungen an die germ. Urzeit in den Zwergsagen fort. Pytheas von Massilia hat seltsame Kunde erfahren von den Eieressern, den Ömen, von denen noch Caesar hörte (b. g. 4_{10}), von den Pferdefüsslern, den Hippopoden, von den Ganzohren, Panotiern, deren grosse Ohren den ganzen Körper bedecken und eine andere Bekleidung überflüssig machen. Es ist möglich, dass dieser Bericht eine märchenhafte Entstellung einer Mantel- und Kapuzentracht ist, wie sie Seeanwohnern zum Schutze gegen Regen und Wind nötig sein mochte. Aber bei den Pferdefüsslern ist man versucht, an die ganze oder halbe Rossgestalt des Nixes zu denken (S. 121). Gegen Plattfüssler und Langohren muss Herzog Ernst kämpfen: ihre Ohren reichen bis über die Knöchel herab und sind so breit, dass sie sich ganz darein hüllen können; sie bedürfen keiner Rüstung, da die

Digitized by Google

Ohrenhaut hieb- und stichfest ist (4824 ff). Vielleicht hat Pytheas Kunde von den deutschen Zwergsagen erhalten. Wenn selbst ein so verständiger Beurteiler wie Tacitus mythische Namen für wirkliche Volksstämme ansieht und sogar deren geographische Lage angiebt, um wieviel verzeihlicher wäre ein solcher Irrtum bei dem Entdecker unserer Ahnen! Da noch heute Sage und Märchen vom Nix in Rossgestalt und vom Zwerg Langohr erzählen, könnten wir beide über 2400 Jahre zurück verfolgen und hätten in diesem Berichte des Pytheas die älteste direkte Erwähnung unserer Mythologie.

In der Schweiz glaubt man, das Echo rühre von den Zwergen her. Als Dietrich mit Ecke streitet, geben Berg und Thal Stimme und Antwort von sich, d. h. die in ihnen hausenden Zwerge. Grosse Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen scharren sie in ihren Höhlen zusammen und bewachen sie sorgfältig (D. S. Nr. 30, 37, 160. K. H. M. Nr. 53). Ruodlieb hat einem Zwerge vor der Höhle eine Falle gelegt; der ist hineingeraten, und die Hände sind ihm festgeschnürt; schreiend springt er hin und her, um fortzukommen, bis er endlich ermüdet und atemlos niedersinkt und wehmütig seinen Besieger um Schonung bittet: Schenke mir Armen das Leben, ich melde dir etwas, das dir sicherlich angenehm ist. Wenn du mich nicht tötest und mir die Hände frei machst, zeige ich dir einen Schatz, den zwei Könige haben, Immunch und sein Sohn Hartunch; diese wirst du im Kampfe besiegen und töten. Dann bleibt nur des Königs Tochter, die schöne Heriburg übrig als Herrscherin über das ganze Reich. Es ist dir beschieden, sie zu gewinnen, aber nur mit grossem Blutvergiessen, wenn du nicht meinem Ratschlag folgst, den ich dir geben werde, wenn du mich befreit hast. Auch im N. L. (468) wird Alberich gefesselt, und auch er bittet wie der Zwerg im Ruodlieb um Schonung (467). Wie Ruodlieb ein Schwert erhält (S. 132), so geben Schilbung (der Zitternde, Bebende, an. skjalfa) und Nibelung Siegfried zum Lohne für die Teilung des Nibelungenhortes König Niblungs Schwert (93). Alberich hütet den Schatz wie der Zwerg, den Ruodlieb fängt. Es ist soviel des Gesteines und Goldes, dass hundert Leiter-

Digitized by Google

wagen ihn nicht forttragen können, und hätte man die ganze Welt damit erkauft, er wäre dennoch nicht vermindert, denn der Wunsch lag darunter, ein golden Rütelein (1063/4). Auch nach dem Seyfriedsliede hüten Niblings Söhne, Eugels Brüder, ihres Vaters Schatz. Siegfried ladet ihn auf sein Ross und versenkt ihn heimlich im Rheine. Auf dem ersten Abenteuer, das jung Dietrich besteht, sieht er beim Verfolgen einer Hirschkuh einen Zwerg laufen; ehe er noch seine Höhle erreichen konnte, packt ihn Dietrich und schwingt ihn zu sich in den Sattel. Es ist Alberich, der berüchtigte Dieb und der listigste aller Zwerge. Als Lösegeld verspricht er Nagelring, das beste aller Schwerter, und als Dietrich misstrauisch schwankt, schwört ihm Alberich einen heiligen Eid (Thidreks. 16). Einen goldenen Ring und ein Schwert erhält der Graf von Hoia von einem Zwerge, weil er ihm seinen Saal einräumt, in dem die Zwerge Hochzeit halten (D. S. Nr. 35, vgl Nr. 303). Hochberühmt sind die Zwerge als Waffenschmiede. Alberich ist nicht nur der Dieb, sondern auch der Fertiger des Schwertes, das Ruodlieb zufällt. Er giebt dem Ortnit Schwert, Panzer und Helm, er schmiedet mit drei andern Zwergen zusammen das Schwert Eckesahs und Nagelring (Thidreks. 16). Alberich oder Euglin verschafft Siegfried das Schwert Balmung, sogenannt, weil es aus der Höhle (balma) stammt, oder ‚Sohn des Glanzes' (got. balms-Glanz). Wade bringt seinen Sohn Wieland zu dem berühmten Schmiede Mime in Niedersachsen, damit er dort schmieden lerne. Auch Siegfried befindet sich dort und thut den Schmiedegesellen manches Böse, schlägt und prügelt sie. Das Schwert, das Wittich, Wielands Sohn, führt, ist dem Meister zu Ehren Mimung genannt. Nach drei Jahren bringt Wade seinen Sohn zu zwei Zwergen im Berge Ballofa (Balve in Westfalen) und zahlt ihnen dafür, dass sie ihn zwölf Monate lang in die Lehre nähmen, eine Mark Goldes. Aber nach Ablauf des Jahres wünschen sie Wieland zu behalten und geben das Gold zurück: wenn jedoch Wade nach Jahresfrist nicht am bestimmten Tage zurückkäme, sei ihnen Wielands Leben verfallen. Wade lässt sein Schwert im buschigen Moore

Digitized by Google

zurück, damit sein Sohn im Falle der Not sich seines Lebens wehren könne. Als er dann noch vor dem abgemachten Tage wiederkehrt, findet er den Berg verschlossen und legt sich schlafen. Infolge starken Regens und eines Erdbebens löst sich oben von dem Berge eine Klippe, stürzt mit einem Strome von Wasser, Bäumen, Steinen, Schutt und Erde auf Wade herab und tötet ihn. Um den Zwergen zu entgehen, reisst Wieland das Schwert heraus, erschlägt sie, nimmt all' ihr Schmiedezeug und all' das Gold und Silber, bepackt sein Ross mit dem Schatze und verlässt Westfalen (Thidreks. 57 ff). Im Arthusromane des Strickers ‚Daniel' besitzt der Zwerg Juran ein wunderbares Schwert, dem keine Rüstung widerstehen kann. Seine Waffe, die sogar einmal mit der sagengemässen Bezeichnung ‚sahs' benannt wird, schneidet Stein wie Holz: er haut in einen Fels ein solches Loch, dass man da durchreiten kann; wenn sich ein Mann auch in zwölf Halsberge kleidet, so ist er doch nicht dagegen geschützt. Er lässt sich mit Daniel in einen Zweikampf ein, dessen Preis in der Liebe einer Frau bestehen soll, darf aber sein Zauberschwert dabei nicht benutzen. Ein Kreis wird für den Kampf beschrieben, das Schwert wird weit ausserhalb desselben niedergelegt, und bald zerbricht dem Zwerge sein Schwert. Daniel setzt dem kleinen Herrn fürchterlich zu, kann ihm aber weder Helm noch Halsberg verschneiden. Da springt Juran nach dem beiseite gelegten Schwerte, Daniel aber überholt ihn mit seinen langen Beinen und fasst es zuerst. Vergeblich sucht der Zwerg es ihm zu entreissen, mit seiner eigenen Waffe wird ihm der Kopf abgehauen. Wie Daniels versagt auch Dietleibs Schwert vor Laurins in Drachenblute gehärtetem Panzer (185, 1373). Der drollige Wettlauf zwischen Daniel und Juran erinnert an den Alberichs und Siegfrieds, die wie die wilden Leuen an den Berg rennen, bis Siegfried seinem Gegner die Tarnkappe abgewinnt (N. L. 97, 98).

Die Zwerge sind nicht nur geschickt und klug, sondern auch heilkundig. Kriemhild ist auf dem Drachenstein durch die dem Ungeheuer entströmende Glut ohnmächtig geworden,

Digitized by Google

auch Siegfried ist die Farbe entwichen und kohlschwarz sein Mund. Da giebt Eugel Kriemhild eine Wurzel in den Mund, und sogleich ist sie genesen. Ein anderer Zwerg heilt Helferichs Wunden, die er von Dietrich empfangen hat, mit einer Wurzel (Eckenl.). Baldung, Alberichs Sohn, giebt dem Berner eine Wurzel, die den Zauber aufhebt, durch den Dietrichs Gegner, ein wilder Mann, unverwundbar ist. Er erzählt ihm dass der wilde Mann den hohlen Berg in Besitz nehmen wolle, darinnen tausend Zwerge wohnten und dass er jeden Zwerg töte, der vor den Berg käme. Der Riese Sigenot hat Dietrich in ein tiefes Verliess geworfen, das von Würmern wimmelt. Hildebrand findet in dem Berge einen schlafenden Zwerg, den er zornig am Barte rauft: es ist Eggerich, ein angesehener Herzog in seinem Volke; er macht auf eine grosse Leiter aufmerksam, und auf ihr entsteigt der Berner seinem Gefängnisse. Sneewittchen wird durch die Zwerge vor Krankheit und Tod gerettet (K. H. M. Nr. 53).

Die Heldensage und die Volkssage haben das Dämonische von den Zwergen schon sehr abgestreift und ihr Leben ganz menschlich oder märchenhaft geschildert. Aber die Gestalt des Zwergkönigs, der dem kleinen Volke vorsteht, mag wohl in die Zeit der Völkerwanderung zurückreichen. Der jungfräulichen Königin Virginal, die im Tiroler Hochgebirge thront, dienen viele edle Jungfrauen und Zwerge; sie benutzt den Zwerg Bibung als eiligen, zuverlässigen Boten. Dietrichs Gesellen Wolfhart zeigt ein Zwerg einen hohlen Berg, wo viele Zwerge hausen, die alle der Virginal unterthänig sind. Der Zwerg, den Dietrich vor dem wilden Manne rettet, nennt sich Baldung, Alberichs Sohn. Vor seinem Kampfe mit Vasolt kehrt Dietrich bei einem Zwergkönig Albrian ein und übernachtet in dessen Burg. Dem Alberich gehorchen im Ortnit viele Berge und Thaler, im N. L. ist er ein Dienstmann der Könige Schilbung und Nibelung. Im Ruodlieb begegnen als Zwergkönige Immunch und Hartung, in Ulrichs Alexander Antilois, in dem Artusromane des Pleiers Garel, Albewin, im Tandarois desselben Verfassers eine Zwergkönigin Albiun, im Seyfriedsliede Eugel und seine beiden Brüder, die

Digitized by Google

Söhne König Niblings. Laurin ist König in Tirol, nach seiner Besiegung durch Dietrich schickt der Zwerg Sintram Botschaft zu König Alberich, und dieser sendet sie weiter in andrer Zwerge Land, fernhin über das Meer zu einem grossen Herrn, der gewaltig über alle Zwerge war, die jenseits des Meeres in den Bergen hausen. Walberan heisst dieser Zwergkönig und ist Laurins Oheim. Mit einem gewaltigen, unsichtbaren Heere fährt er von Asien nach Italien und bekriegt Dietrich; wenn nicht Laurin und Hildebrand vermittelt hätten, wäre es dem Berner übel ergangen. Sinnels ist Laurins Bruder, sein Land und Berg liegt bei dem Lebermeer, aber er geniesst wenig Freuden; denn wilde Würmer verzehren ihm sein Heer, und in seiner Not bittet er Laurin um Hilfe (Wartburgkrieg S. 133). Dem Zwergenkönig Goldemar entreisst Dietrich eine geraubte Jungfrau. Auf Schloss Hardenberg an der Ruhr hält sich König Goldemar als Hausgeist auf, spielt wunderschön Harfe, ist des Brettspieles kundig und teilt mit dem Grafen das Bette. Sein dreijähriger Aufenthalt auf dem Schlosse gilt eigentlich der schönen Schwester des Grafen, der den Zwergkönig Schwager nennt. Die Volkssage nennt ihn vielleicht König Volmar; als ein neugieriger Küchenjunge ihm einmal Erbsen und Asche streute, damit er beim Fallen seine Gestalt in der Asche abdrückte, fand man den Küchenjungen am andern Morgen am Bratspiesse stecken. Der Zwergenherzog Eggerich rettet durch seine List Dietrich aus der Wurmhöhle, in die ihn Sigenot geworfen hat. Dass die Zwergkönige nach schönen Mädchen trachten und sie in den Berg entführen, ist durchaus mythisch; umgekehrt locken die Nibelungen, Kriemhild, Hagen und Gunther, dessen räuberischer und doch feiger Charakter nur im Mythus seine Erklärung findet, den Sonnenhelden Siegfried in ihr Nebel- und Totenreich. Auch die Kämpfe, die von den dämonischen Königen gegen Fremde geführt werden, wurzeln in derselben mythischen Anschauung. Reich ist auch die Volkssage an Zwergkönigen. Die Gemsen und Steinböcke gehören einem mächtigen Zwerge, der nicht duldet, dass seine Herde von den Menschen gelichtet wird. Als trotz seines Versprechens ein

Digitized by Google

Gemsjäger auf einen stolzen Leitbock anlegen will, reisst ihn der Zwerg am Knöchel des Fusses nieder, dass er zerschmettert in den Abgrund sinkt (D. S. Nr. 300, 301). Gibich ist König der Zwerge im Harz, gebietet über Regen und herrscht in einem unterirdischen Reiche, das nicht minder glänzend ausgestattet ist als das Laurins; Gibichenstein bei Halle und Hübichenstein im Harz sind nach ihm benannt. Zwischen Walkenried und Neuhof hatten einst die Zwerge zwei Königreiche (D. S. Nr. 152). Der Zwerg, der dem Scherfenberger erscheint, hat eine goldene Krone auf dem Häuptlein, und seine Geberden sind die eines Königs; er teilt ihm mit, dass ein gewaltiger König sein Genosse sei um ein grosses Land: darum führten sie Krieg, und sein Nebenbuhler wolle es ihm mit List abgewinnen (D. S. Nr. 29). In einem roten scharlachfarbenen Mantel wird der König der Bergmännlein einem Manne sichtbar, der die Kunst verstand, Geister zu beschwören (D. S. Nr. 38). Ein alter Mann, des Namens Heiling, herrscht als Fürst über die kleinen Zwerglein in Deutschböhmen (D. S. Nr. 151, 328). Eine Reihe deutscher Sagen erzählt von dem Tode des Zwergkönigs, der den Genossen durch eine Botschaft mitgeteilt wird und sie zum Aufbruche ruft: König Knoblauch ist tot! König Pingel ist tot! die alte Mutter Pumpe ist tot! Fehmöhme ist tot! (S. 89.)

In der Volkssage haben die Zwerge ein vollkommenes Familienleben und geordneten Hausstand. Sie haben Frauen und Kinder, aber sie müssen auch sterben. Bei der Geburt ihrer Kinder bedürfen sie menschlicher Hülfe (D. S. Nr. 41, 68), bitten die Menschen zu Gevattern; sie feiern Hochzeiten, besuchen auch menschliche Hochzeiten (D. S. 39), verleihen und leihen Kessel, Töpfe, Teller und Schüsseln (D. S. 33, 36, 154, 302), auch Brot (34), backen Brot und Kuchen (298) und trinken Bier (43). Aber das stille Volk wird durch die Errichtung der Hämmer und Pochwerke vertrieben; wenn die Hämmer abgingen, wollten sie wiederkommen (36). Auch das Schwören und Fluchen der Menschen, sowie deren Treulosigkeit beunruhigt sie und verjagt sie aus den geliebten Sitzen (34). Noch mehr als das Pochen der Hämmer und

Digitized by Google

Mühlen, das Getöse der Trommeln, das Knallen der Peitschen und das laute Schreien ist ihnen das Glockengeläut verhasst. Bei dem Abzuge müssen sie oft Geld erlegen (D. S. Nr. 153), unsichtbar wie Walberans Schar überschreiten sie die Brücke (152), lassen sich vom Fährmann gegen gute Belohnung übersetzen und lassen sich nie wieder sehen, oft haben sie auch Wohlstand und Gedeihen der Gegend mitgenommen.

Aber neben den erwähnten Mitteln, die Zwerge abzuwehren, kennt die Volkssage auch eine Elbenpflege. In Idria stellten ihnen die Bergleute täglich ein Töpflein mit Speise an einen besonderen Ort. Auch kauften sie jährlich zu gewissen Zeiten ein rotes Röcklein, der Länge nach einem Knaben gerecht, und machten ihnen ein Geschenk damit. Unterliessen sie es, so wurden die Kleinen zornig und ungnädig (D. S. Nr. 38). Will man den Bergmännlein Fragen vorlegen, so muss man ihnen ein neues Tischlein hinsetzen, ein weisses Tuch daraufdecken und Schüsseln mit Milch und Honig, sowie Tellerchen und Messerchen vorlegen (D. S. Nr. 38). Eine Beichtfrage bei Burchard von Worms lautet: „Hast du kleine kindliche Bogen und Kinderstiefelchen gemacht und sie in deine Kammer oder Scheune gelegt, damit die Zwerge, Kobolde oder Schrate mit ihnen spielen, dafür Hab und Gut von andern dorthin tragen und du dadurch reicher werdest?" Der wohlbekannte Brauch, den Wichtelmännchen Spielzeug hinzulegen (z. B. Kugeln zum Rollen oder auch kleine Schuhe) oder Milch und Essen vorzusetzen, war also im 10. Jhd. ebenso lebendig wie noch heute und muss in das höchste Altertum zurückreichen (vgl. K. H. M. Nr. 39). Der Mönch von St. Gallen erzählt im Leben Karls des Grossen von einem Schrat, der das Haus eines Schmiedes besuchte und sich nachts mit Hammer und Amboss erlustigte (S. 81).

3. Hausgeister.

Da die elbischen Wesen sich überall in der Natur aufhalten und den Verkehr mit den Menschen lieben, dringen die Luft-, Feld- und Erdelbe auch in das Innere des Hauses

Digitized by Google

ein und lassen sich am Herde, in der Holzkammer, auf dem Boden, im Gebälk, in Küche und Keller, in Stall und Scheune nieder. Sie wirken segensreich auf das Gedeihen des Hausstandes ein und helfen den Menschen bei der Arbeit, erschrecken aber auch durch ihr nächtliches Poltern und Pochen die Bewohner. Daher gehen sie leicht in die Schutzgeister des Hauses über, in die Seelen des Ahnherrn und der Ahnfrau des Geschlechtes, die nach dem Tode hilfreich im Hause weilen, und es wird in den Sagen geradezu ausgesprochen, dass die Kobolde Seelen der im Hause Verstorbenen sind (D. S. Nr. 71). Daher rührt auch die Verwandlungsfähigkeit des Koboldes; er nimmt die Gestalt einer Feder, eines Marders, einer Schlange (D. S. Nr. 78) und eines Eichhörnchens an (S. 128). Auf der andern Seite aber begegnen Züge, die den reinen Elbenglauben zeigen. Unverkennbar ist die Ähnlichkeit mit den Zwergen. In der Eifel sind die Heinzelmänner soviel wie Erdwichter, Erdgeister. Im Heinzemannskopf bei Viermünden (Hessen) wohnen die Wichtelmännchen oder Heinzemännchen, kommen auch in die Häuser und halten ihre Tänze. Der Kobold trägt ein graues Käppchen, hat graues Haar und ein verschrumpftes erdfarbenes Gesicht, zuweilen ist sein Rock und seine Mütze rot. Er ist wie der Zwerg geschäftig, neckisch, gutmütig, aber auch bösartig. Zuweilen trägt der Hausgeist auch grünes Gewand, hat ein grünes Gesicht und grüne Hände, sein Antlitz ist verschrumpelt wie die Rinde eines Baumes, und in der Mark heisst er darum der grüne Junge: er gleicht also ganz einem Baum- oder Waldgeist und hat auch seine Wohnung bald im Hause, bald im Baume. Die hölzernen Nussknacker und die aus Hollundermark geschnitzten Stehaufmännchen sind volkstümliche Nachbildungen des Koboldes. Mit den Luftelben teilt er die Liebe zur Musik. Der in einem Weinkeller spukende Geist wird in eine Linde verbannt und haust dort im Astloche. Nachts sitzt er oft auf einem Aste und geigt, und je schärfer im Winter die Schneeflocken stöbern, desto schöner und scharfer geigt er drauf los. Ein Tagelöhner im Werrathale spaltet unter seinem Fenster vor dem neuen Thore Holz.

Digitized by Google

Da sieht er aus dem Stubben ein kleines graues Männlein heraus und durch die Thüre in das Haus schlüpfen, und ehe er sich noch von seinem Schrecken erholt hat, guckt der kleine Mann auch schon durch die runden Scheiben der Wohnstube, schneidet allerlei Gesichter und treibt Unfug. Diese Sage zeigt deutlich, auf welche Weise die elfischen Geister zu Hausgeistern wurden.

Kobold bedeutet ‚Hauswalter' (Koben, Kofen = Stall, urspr. Hütte, und walten). Neben der allgemeinen Bezeichnung trägt der Hausgeist besondere Namen. Die Wolterken sind verstümmelte Kobolderchen, kleine Kobwalte und haben nichts mit dem menschlichen Eigennamen Walther zu thun. Chimke (Joachimchen), Heinz, Hinze, Heinzelmann sind Kosenamen. Hödeke, Hütchen, Stiefel heisst er nach seiner Tracht (D. S. Nr. 74, 77); auch der gestiefelte Kater im Märchen spielt ganz die Rolle eines gutartigen, hilfreichen Kobolds. Andere Benennungen sind vom Geräusche hergenommen, das der Hausgeist verursacht, man hört ihn leise springen, an den Wänden klopfen, auf Treppen und Boden poltern oder rumpeln: Rumpelstilz (K. H. M. Nr. 55), Poltergeist, Klopfer (D. S. Nr. 76). Der Butzemann ist der plötzlich daherfahrende und durch sein jähes Erscheinen erschreckende Geist (Wurzel bheuk, biugan = jäh dahinfahren, vgl. Bö = jäher Windstoss); auch Puk gehört zu derselben Wurzel. Notker verdeutscht penates durch ingesîde (Eingesinde), hûsing oder stetigot (K. 50, 51).

Gervasius von Tilbury berichtet von Hauskobolden, die bei Nacht ans Feuer kommen, Frösche aus dem Gewande hervorziehen, auf den Kohlen braten und essen; sie sind von greisenhaftem Aussehen und runzlichtem Gesichte, von der Gestalt eines Zwerges, nicht einmal einen halben Daumen hoch; wenn es in dem Hause etwas zu tragen giebt oder eine schwere Arbeit auszuführen, so übernehmen sie es und bringen es schneller als Menschen zustande (p. 180).

Dasselbe Bild entwerfen die deutschen Volkssagen. Fast jeder Bauer, Weib, Söhne und Töchter, hat einen Kobold, der allerlei Hausarbeit verrichtet, in der Küche Wasser trägt,

Digitized by Google

Holz haut, Bier holt, kocht, im Stalle die Pferde striegelt, den Stall mistet und dergleichen. Wo er ist, nimmt das Vieh zu, und alles gedeiht und gelingt. Noch heute sagt man sprüchwörtlich von einer Magd, der die Arbeit recht rasch von der Hand geht: „sie hat den Kobold". Wer ihn aber erzürnt, mag sich vorsehen.

Sie machen, ehe sie in die Häuser einziehen wollen, erst eine Probe. Bei Nachtzeit nämlich schleppen sie Sägespäne ins Haus, in die Milchgefässe aber bringen sie Kot von unterschiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, dass die Späne nicht zerstreut, der Kot in den Gefässen gelassen und daraus die Milch genossen wird, so bleibt der Kobold im Hause, so lange nur noch einer von den Haus bewohnern am Leben ist.

Hat die Köchin einen Kobold zu ihrem heimlichen Gehilfen angenommen, so muss sie täglich um eine gewisse Zeit und an einem besondern Ort im Haus ihm sein zubereitetes Schüsselchen voll gutes Essen hinsetzen und ihren Weg wieder gehen. Thut sie das, so kann sie faullenzen, am Abend früh zu Bette gehen und wird dennoch ihre Arbeit früh Morgens beschickt finden. Vergisst sie das einmal, so muss sie in Zukunft nicht nur ihre Arbeit selbst wieder thun, sondern sie hat nun auch eine unglückliche Hand, indem sie sich im heissen Wasser verbrennt, Töpfe und Geschirr zerbricht, das Essen umschüttet, also dass sie von ihrer Herrschaft notwendig ausgescholten wird. Darüber hat man den Kobold öfters lachen und kichern gehört.

Verändert sich auch das Gesinde, so bleibt er doch, ja die abziehende Magd muss ihn ihrer Nachfolgerin anempfehlen, damit diese sein auch warte. Will diese nicht, so hat sie beständiges Unglück, bis sie wieder abgeht.

Man glaubt, sie seien rechte Menschen, in Gestalt kleiner Kinder, mit einem bunten Röcklein. Dazu etliche setzen, dass sie teils Messer im Rücken hätten, teils noch anders und gar gräulich gestaltet wären, je nachdem sie so und so, mit diesem oder jenem Instrumente vorzeiten umgebracht

Digitized by Google

wären, denn sie halten sie für die Seelen der vorweilen im Hause Ermordeten.

Zuweilen ist die Magd lüstern, ihr Knechtchen, Kurd Chimgen oder Heinzchen, wie sie den Kobold nennen, zu sehen, und wenn sie nicht nachlässt, nennt der Geist den Ort, wo sie ihn sehen solle, heisst sie aber einen Eimer kalt Wasser mitbringen. Da begiebt sichs dann, dass sie ihn etwa auf dem Boden auf einem Kisschen nackt liegen sieht, und ein grosses Schlachtmesser ihm im Rücken steckt. Manche ist so sehr erschrocken, dass sie ohnmächtig niedergefallen, worauf der Kobold alsbald aufsprang und sie mit dem kalten Wasser über und über begoss, damit sie wieder zu sich selbst kam. Danach ist ihr die Lust vergangen, den Kobold zu sehen (D. S. Nr. 71).

Wer reich geworden, ist es nicht durch Arbeit, sondern durch seinen Hausgeist geworden. Besonders fördert er den Wohlstand seines Herrn dadurch, dass er den Nachbarn Geld und Getreide stiehlt und diesem zuträgt. Klopferle schenkte der Magd, so oft sie in den Keller kam, ein Geldstück. Als ihm aber der Ritter befahl, mehr zu bringen, erschien der Hausgeist vor dem Ritter mit einem Eichenblatte im Munde, woran drei Eicheln hingen und verbrannte ihn samt dem Schlosse. — Für seine Dienstfertigkeit will der Kobold seinen Lohn haben, der meist in Milch oder Butter besteht. Er begleitet die Knechte und Mägde, wenn sie des Morgens gemolken haben, ins Haus und liest sorgfältig die Tropfen Milch von der Erde auf, die verschüttet sind. Selbst Brot und Bier verschmäht er nicht. Wer aber sein Essen anrührt, wird von ihm in der Nacht heimgesucht, aus seinem Bette gerissen und auf den Dielen umhergeschleift (D. S. Nr. 73).

Einem armen Nagelschmiede zu Hildesheim liess Hütchen ein Stück Eisen zurück, aus dem goldene Nägel geschmiedet werden konnten, und dessen Tochter eine Rolle Spitzen, von der man immer abmessen konnte, ohne dass sie sich verminderte (D. S. Nr. 74). Dem Guardian eines Franziskanerklosters in Mecklenburg verdingte sich Puck gegen einen Rock von allerhand Farben und voll Glocken. Er holt das

Digitized by Google

Bier für das Kloster aus der fernen Stadt, weckt die Brüder bei Nachtzeit zur Mette, verrichtet das Amt einer Wäscherin in der Küche, wäscht das Gerät und die Schüsseln und säubert die Töpfe. Als das Kloster abbrennt, fällt er in einer Nacht soviel Holz, wie zum Neubau nötig ist, schleppt es durch die Luft daher und dient so treu dreissig Jahre. Dann fordert er ungestüm seinen versprochenen Lohn und schwingt sich mit dem bunten Rocke davon.

In Freud und Leid hält er bei seinem Herrn aus. Aber seine Anhänglichkeit wird oft lästig, und man kann ihn nicht wieder los werden. Ein Bauer war seines Kobolds ganz überdrüssig geworden, weil er allerlei Unfug anrichtete, doch mochte er es anfangen, wie er immer wollte, so konnte er ihn nicht wieder los werden. Zuletzt ward er Rats, die Scheune anzustecken, wo der Kobold seinen Sitz hatte und ihn zu verbrennen. Deswegen führte er erst all sein Stroh heraus, und bei dem letzten Karren zündete er die Scheune an, nachdem er den Geist wohl versperrt hatte. Wie sie nun schon in voller Glut stand, sah sich der Bauer von ungefähr um, siehe, da sass der Kobold hinten auf dem Karren und sprach: „es war Zeit, dass wir herauskamen! es war Zeit, dass wir herauskamen!

Wenn wir nicht wären entronnen,
Wir wären alle verbronnen,
Der Kobold safs hinten im Fafs!“

Der Bauer musste also wieder umkehren und den Kobold behalten (D. S. Nr. 72).

Der Kobold führt gern lustige Streiche aus, und wenn es ihm gelungen ist, möchte er sich krumm lachen vor Freude. Schon im Mittelalter heisst es ‚lachen als ein Kobold‘. Aber auch wenn er schmollt und einem übel will, erschallt ein spöttisches Gelächter aus vollem Halse. Seine Stimme ist zart und fein, heiser und ein wenig undeutlich (D. S. Nr. 75). Die berühmtesten Kobolde der Volkssage sind Hütchen und Hinzelmann (D. S. Nr. 74, 75; 44, 72, 76—79, 83, 273). Merkwürdig ist, dass der Kobold ausschliesslich männlich ist; weibliche kommen gar nicht vor, darum fehlt auch ganz das

Digitized by Google

bewegende Element der Liebe bei ihnen. Von Hinzelmann heisst es nur, dass er zwei Mädchen, die er selbst gern hat, alle Freier verscheucht (S. 131, 144).

Der Kobold des Schiffes ist der Klabautermann. Wenn auch sein Ursprung im Seelenglauben zu suchen sein mag (S. 28), so entspricht doch sein Charakter und seine Thätigkeit im Schiffe genau der des Hausgeistes. An den Klabautermann glauben die Schiffer allgemein. Ehe sie an Bord gehen, horchen sie aufmerksam, ob sie sein Klopfen nicht vernehmen. Ist er im Schiffe, dann geht es nicht unter; hören sie aber kein Klopfen, so gehen sie nur mit Sorge und ungern an Bord. Er lässt sich nicht leicht sehen, doch soll es ein kleiner Mann mit einem grossen Kopfe, hellen Augen und ganz feinen Händen sein. Wenn das Schiff in Not kommen soll, macht er grossen Lärm; wenn eine Seitenplanke während der Fahrt losreisst, hält er sie fest, dass das Wasser nicht ins Schiff läuft; wenn bei Sturm der Mastbaum unten abbricht, hält er ihn auf der ganzen Fahrt. Man setzt ihm Milch als Nahrung hin; aber Röckchen und Schuhe darf man ihm nicht geben, das verscheucht ihn wie den Alp. Ist er bei guter Laune, so verrichtet er während der Nacht manche Arbeit für die Matrosen; in böser Laune aber macht er Lärm, wirft mit Brennholz, Rundholz und Schiffsgerät umher, klopft an die Schiffswände, zerstört Gegenstände, hindert Arbeiten, erteilt wohl auch, ohne selbst sichtbar zu sein, Ohrfeigen. Nur einmal erschien er dem Schiffszimmermann. Dieser, ein beherzter Mann, ergriff sogleich ein Stück Holz und warf es nach dem Kobold, der ganz die Gestalt eines kleinen, dicken Männchens hatte. Er traf ihn so heftig, dass das eine Bein des Klabautermanns zerbrach. Tags darauf aber brach der Zimmermann durch eine ihm unsichtbar gestellte Falle ebenfalls ein Bein, und ein Hohnlachen, das in demselben Augenblicke aus dem Schiffsraume heraufschallte, zeigte, dass der Kleine Rache geübt habe. Lärmt dieses Männchen gar zu gewaltig, oder wird es nachts in den Masten und Segeln auf den Spitzen der Raaen sitzend sichtbar, so fürchten die Schiffer, dass es mit ihrem Schiffe bald zu Ende geht. Kurz vor dem

Digitized by Google

Untergang erscheint das Klabautermännchen dem Kapitän, nimmt Abschied von ihm und fliegt vor seinen Augen davon.

4. Wassergeister.

Für die Zugehörigkeit der Wassergeister zu den Elben spricht folgende Sage des 8. Jahrhunderts (Vita Galli 27): Als der Erwählte Gottes Gallus einst die Netze in die klare Flut während der Stille der Nacht senkte, hörte er einen Berggeist nach seinem Genossen rufen, der sich in den Abgründen des Sees befand. Auf dessen Antwort: ‚hier bin ich!' entgegnete der Berggeist: ‚Mache dich auf zu meiner Hilfe! Siehe, Fremdlinge sind gekommen, die mich aus meinem Tempel geworfen haben; komm, hilf uns diese aus dem Lande treiben.' Der Wassergeist erwiderte: ‚Siehe, einer von ihnen ist auf dem See, dem werde ich aber niemals schaden können. Denn ich wollte seine Netze zerreissen, aber besiegt trauere ich. Mit dem Zeichen des Gebetes ist er stets umgeben und niemals vom Schlafe überwältigt.' Als der heilige Gallus dieses hörte, schützte er sich allenthalben mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach zu ihnen: ‚Im Namen Jesu Christi befehle ich euch, weichet aus dieser Gegend und unterfanget euch nicht, irgend jemand hier zu verletzen.' Er teilte seinem Abte das Erlebnis mit, und dieser rief die Brüder durch den Ton der Glocke in die Kirche Aber noch ehe man das Gebet erhob, liess sich ein schreckliches Geheul und Gebrüll durch die Höhen der Gebirge hören, und der Dämon entwich trauernd. — Noch ein zweites Zusammentreffen des heiligen Gallus wird in seiner Lebensbeschreibung erzählt (2 11): Als sein Diakon das Netz auswarf, erschienen ihm zwei Geister in Weibergestalt, die nackt am Ufer standen, wie wenn sie sich baden wollten, und indem sie ihm ihren entblössten Körper wiesen und Steine gegen ihn schleuderten, riefen sie: ‚Du hast jenen Mann in diese Wildnis geführt, einen ungerechten und neidischen Menschen, der uns immer übermächtig ist bei unsern bösen Thaten.' Vor dem Gebete des Gallus entflohen dann die

Digitized by Google

Geister durch den Lauf des Flusses bis zu dem Scheitel des Berges. Aber als sie die Netze ans Land zogen, hörten sie vom Gipfel des Berges Stimmen gleichsam zweier Weiber, die über den Tod der Ihrigen klagten und jammerten, dass sie fortan weder unter Menschen noch in der Wildnis leben dürften. Kurz nachher vernahm der Diakon zu dreimalen die Geister mit Geschrei von einem Berge fragen, ob Gallus noch in der Wildnis wäre oder sich fortbegeben hätte. — Wie hier die Seefrauen, die sich in das Gebirge zurückziehen, mit Steinen werfen, so schleudert der Nix nach seinem Opfer eine Keule. Ein siebenjähriger Knabe spielte mit seinen Schwestern am Flussufer. Da stieg aus dem Wasser ein hässlicher, rauhhaariger Mann hervor, trat unter die Spielenden und sagte: warum stört ihr mich hier? Alle flohen entsetzt, dem Knaben aber, der langsamer als die übrigen lief, warf er seine Keule in den Rücken, tötete ihn und sprang dann wieder in die Flut zurück (Thom. Cantiprat).

Ein freundliches Geschick hat uns überhaupt verschiedene Nixensagen aus der heidnischen Zeit bewahrt. Ein frühe zu Walde ziehender Mann liess sich seine Morgenkost vorher segnen, ehe er sie zu sich nahm. Als er in der Mitte des Flusses war, den er auf seinem Wege zu durchschreiten hatte, hörte er eine Stimme rufen: schnell, schnell, tauch' ihn unter! Aber eine andere Stimme antwortete: ‚Auch ohne diese Ermahnung hätte ich gethan, was du begehrst, aber das Geweihte widersteht meinen Versuchen; wisse, er ist durch den Segen des Priesters geschützt, daher kann ich ihm nichts anhaben' (Greg. v. Tours, glor. conf. 31). Bei Hildesheim war ein schrecklicher Sumpf; bei Tage und bei Nacht liessen sich hier gräuliche, gespensterhafte Erscheinungen hören und sehen, die das Volk erschreckten. Godehardus aber drang mit dem Kreuz und den Reliquien der Heiligen in den Sumpf, gründete eine Kapelle und vertrieb so die feindlichen Wassergeister (V. Godehardi 4).

Der alte Name des Wassergeistes ist Nix. Der Nix oder die Nixe (nich-us, nic-or, nich-esa) ist eigentlich ein am Baden sich ergötzender Seegeist (skr. nij, gr. *νίζειν*, *νίπτειν*,

Digitized by Google

waschen); die Nixe (nichesa) ist die Wäscherin, das Plätschern des fliessenden Wassers rief die Vorstellung des Waschens bei den geisterhaften Weibern hervor. Die ahd. Glosse crocodillus nichus beweist, dass man sich den Wassergeist auch in Tiergestalt dachte. Er hat nicht nur Rossgestalt — denn das springende und sich bäumende Ross ist das Bild der hoch aufrauschenden Woge (S. 121) — sondern auch der Fisch ist eins der Tierbilder für den Wassergeist. Sagen und Märchen kennen den Wassermann oder Nix als Fisch (D. S. Nr. 54, K. H. M. Nr. 19, 85).

Bei Magdeburg sitzt der Nickerkater im Wasser. Halb Fisch, halb Mensch ist der Nickelmann, der rohe Fische frisst, gleich der Fischotter. Daher erscheinen auch die Nixen entweder in ganz menschlicher Gestalt, oder von oben Weib, unten vom Nabel ab geschuppter Fisch mit Schwanzflossen. Melusine, ursprünglich eine Luftelbin (ahd. Melusind = Staubfahrerin) ist von einem Grafen im Bade überrascht und dann geheiratet. Jede Woche schliesst sie sich einmal in ihre Kammer ein. Ihr Gemahl kann der Neugier nicht widerstehen, aber als er sieht, dass der Leib der badenden Frau in einen Fischschwanz endigt, stösst er einen lauten Schrei aus, und Melusine verschwindet wie der Alp, hinter dessen Geheimnis man gekommen ist. Aus der tierischen Gestalt, dann aus der gemischten Bildung, halb Fisch, halb Mensch, ist die Nixe in volle Mädchengestalt übergegangen.

Dem ahd. nicchessa (Nixe) entspricht mhd. merwîp, merkint, merwunder, mermeit (Gudr. 109, 112). Der männliche Wassergeist heisst auch Wassermann, Hakemann, weil er die Kinder ins Wasser zieht, Seemensch, Nicker, Nickel, Nickelmann. Die weiblichen Wassergeister heissen in Schlesien Lissen oder Wasserlissen, eigentlich Lixen, Seejungfer, Seeweiber, auch Muhme, Wassermuhme. Eine Merminne, die in einem Berge die Zwerge beherrscht, wird ‚liebe muome' angeredet; das Meerweib Sigelind, dem Hagen das Schwanenhemd geraubt hat, sagt von seiner Gefährtin Hadburg: Meine Muhme hat dich der Kleider wegen belogen (N. L. 1479); einige von Nixen bewohnte Seen heissen Mummelsee (D. S.

Digitized by Google

Nr. 59, 331). Auch mehrere Eigennamen entstammen dem Glauben an Wasserelbe, doch berühren sie sich wie die Meerweiber des N. L. mit den Wolken- und Schwanjungfrauen: Triuloug ist die im Walde badende, auch die rauhe Else, Wolfdietrichs Geliebte, das Waldweib, badet sich in einem Jungbrunnen, legt ihr rauhes Gewand ab und wird die reizende Sigeminne, die schönste über alle Lande, und trägt jetzt den Namen einer Schlachtenjungfrau. Wâchild ist das Wogenmädchen, Seoburg, Meridrûd, Meriburg bedeutet dasselbe. Welthrûd, Wieldrûd mag die Quelljungfrau bezeichnen. An den sandigen Ufern der Flüsse und Bäche bekommt man sie zu sehen: Sandhilt, oder auf feuchtem Boden: Wasahilt, auch auf Wiesen: Wisagund. So beweisen auch die Namen die Verwandtschaft der Wassergeister mit den andern elfischen Wesen. Auch der Name Ilse ist die Bezeichnung eines weiblichen Wassergeistes. Von einem solchen stammt das von Heine besungene Flüsschen im Harz und auch der Mädchenname Ilse, der sich als Else mit der Abkürzung des hebräischen Elisabeth vermischte (D. S. Nr. 316, s. u. Waldgeister, Ellusii).

Verschiedene Nixensagen sind durch den Nebel beeinflusst, der aus dem Wasser emporsteigt. Ein Mann, der in der Weihnacht den Weg nach Hause suchte, geriet auf Abwege, obwohl eine geweihte Kerze ihm den Pfad erhellte. Nebel umgab ihn, immer dichter und feuchter, und er gelangte endlich an ein stattliches Haus, in eine weite, erleuchtete Halle, an deren Wänden Reihen seltsamer Töpfe standen. Aus einem Topfe rief ihn eine Stimme an: ‚Ich bin's, dein Grossvater und Pate. Mich hat die Meerfrau in die Tiefe hinabgezogen und hütet mich in ihrem Ulkentopfe. Du bist hier tief im Altwasser, trügst du nicht die geweihte Kerze, wärst du längst ertrunken. Das, was dir Nebel schien, war das Wasser, in dessen Tiefe du hineingeraten bist, bis her in das Haus der Meerfrau. Spute dich, sonst kehrt sie zurück und nimmt dich gefangen.' Der Mann befreite die Seele aus dem Topfe, die ihm als Lichtlein voranschwebte (S. 11). Endlich verschwand der feuchte Nebel, und die Sterne fun-

Digitized by Google

kelten über ihm. Am andern Morgen fand er seine Fussbekleidung voll Schlamm, obschon die Wege allenthalben fest und hart gefroren waren (vgl. D. S. Nr. 52). Auf den Saalweiden trocknen die Nixen bei heiterem Wetter ihre Wäsche; sie setzen sich dann in den Wipfel der Weiden, breiten ihre Hemden und Röcke an den Zweigen rings um sich aus, und wenn alles trocken ist, nehmen sie es ab und steigen wieder damit ins Wasser. Ein Fuhrmann sah, wie die Nixe blendendweisse Wäsche am Rande einer Quelle ausbreitete, daneben sass sie selber und wiegte ihr Kind. Sie lud ihn ein, es zu wiegen und schenkte ihm dafür einen goldenen Peitschenstecken. Einen andern aber, der mit seiner dreckigen Peitsche ihre Wäsche beschmutzte, riss sie in das Wasser hinab. Das Wäscheaufhängen bedeutet Wolken oder Nebel. Der Wassermann und das Wasserweibchen haben zuweilen Nebelgestalt. Ein Fischer ging früh vor Tage hinaus, zu fischen, fand aber zu seinem Ärger einen, der ihm zuvorgekommen war; wie er näher kam, ward die Gestalt immer dünner und loser und zuletzt wie ein Nebel, und wie er hinsah, war sie ganz fort. Das war der Wassermann gewesen. Das Tiroler Wasserweibele schwebt wie perlmutterfarbiger Silbernebel über den See, wächst hoch, macht sich klein und bringt gutes Wetter. Aber während die reinen Nebelwesen sich frei und ungebunden bewegen, ist die dämonische Gewalt der Nixen bedingt durch die Nähe des Wassers; sie können einem gehassten Menschen nichts anhaben, so lange er sich vom Wasser fernhält, dafür ist aber auch die kleinste Lache am Wege, den der Unvorsichtige wandelt, genügend, ihn in die Gewalt der feindseligen Geister zu liefern. Eine beleidigte Nixe schüttet zwar als Luftelbin Platzregen über ihren Feind, kann ihn aber doch erst packen und unter heiserem Kichern das Genick drücken, wenn er ausglitscht und in eine Pfütze stürzt.

Der Wassermann wird gewöhnlich schon ältlich und langbärtig vorgestellt, als ein kleines, graues Männchen. Seine Haare sind lang und grün, er trägt einen grünen Rock und Hut, und wenn er den Mund bleckt, sieht man seine grünen Zähne (D. S. Nr. 52). Zuweilen hat er geschlitzte Ohren

Digitized by Google

(D. S. 63), seine Füsse lässt er nicht gern sehen (D. S. 66). Die Nixen aber sind an Gestalt völlig den Menschen gleich. Lange goldene Haare hüllen wie ein Schleier den weissen Leib ein (K. H. M. Nr. 181). Sie kleiden sich wie die Menschen, aber der nasse Zipfel der Schürze oder der nasse Saum des Gewandes, oder ihre göttlichen Augen verraten ihre Herkunft (D. S. 59, 60), oder sie erscheinen nackt, mit Schilf und Moos behangen. Sie lieben wie alle elbische Wesen Gesang und Tanz. Auf den Wellen sieht man die Nixen tanzen (D. S. 61), oder sie finden sich auf den Tanzplätzen der Dörfer ein und knüpfen Liebschaften mit den Burschen an (D. S. 58). Mancher hat an den Ufern der Bäche ihren Reigen belauscht und ist in heisser Liebe zu den schönen Tänzerinnen entbrannt. Selten endet die Liebe eines Menschen zu den Wassergeistern glücklich (D. S. Nr. 58—60). Wenn der Bursche seine Tänzerin heimgeleiten will, und er sie plötzlich im Wasser verschwinden sieht, erschrickt er so, dass er in drei Tagen stirbt. Öfter aber zieht ihn die Nixe mit hinab in das Wasserhaus, und er muss nun immer bei ihr bleiben oder kommt erst nach Jahren zu den Seinen zurück. Meistens erzählt die Sage von der grausamen Strafe, die der Nix an der Ungehorsamen nimmt. Denn er ist menschenfeindlich und will nicht leiden, dass die Wasserfrauen sich mit den Menschen verbinden. Darum achtet er streng darauf, dass die Stunde innegehalten wird, die der Nixe zum Besuch der Oberwelt gestattet ist. Wenn sie sich von dem Tanze und dem Geliebten nicht trennen kann und die Zeit der Rückkehr überschreitet, dann ahnt sie selbst ihr trauriges Ende und jammert, dass ihr Leben verwirkt sei. Wenn Milch aus dem Wasser aufspringt, ist es ihr geschenkt, springt dagegen Blut, so ist das ein Zeichen ihres Todes (D. S. Nr. 60). Gewöhnlich aber sieht der Bursche, der die Nixe bis an das Wasser geleitet, einen Blutstrahl aufsteigen und erfährt damit den Tod der Geliebten (D. S. Nr. 49, 58, 59, 60, 304, 306, 318, 1).

Die Wasserfrau ist im allgemeinen freundlicher gesinnt als der Wassermann. Sie bedarf menschlicher Hilfe bei der Geburt, belohnt aber den Beistand mit reichlichen Schätzen

Digitized by Google

(D. S. Nr. 49, 58, 65, 66, 69, 304). Ihre Gegenwart bei der Hochzeit bringt der Braut Segen. In Luthers Tischreden heisst es, dass die Frau Doktorin einmal erzählt habe, wie eine Wehmutter zu einer Frau geführt sei, die in einem Loche im Wasser an der Mulde gewohnt habe; aber das Wasser habe ihr gar nichts geschadet, sondern sie wäre in dem Loche gesessen wie in einer schönen Stube. — Dietrich von Bern verfolgt den Helden Wittich, nur eines Rosses Länge trennt ihn noch von dem Fliehenden, und Wittich selbst bangt um Leib und Leben; denn vor ihm breitet sich das unendliche Meer aus. Da taucht aus den Fluten Wittichs Ahnfrau, Wâchilt hervor, führt den starken Recken samt seinem guten Rosse mit sich hinab auf des Meeres Grund und rettet ihn so vor dem Berner. Bis an den Sattelbogen schlugen Dietrich bereits die Wogen, vergebens schleuderte er seinen Speer hinterdrein, der Gegner, den er so grimmig hasste, war auf ewig verschwunden (Rab. 964—74). Auch nach dem Märchen geraten Kinder, die in den Brunnen fallen, in die Gewalt der Nixe; gleich Frau Holle giebt sie ihnen wirren Flachs zu spinnen (K. H. M. Nr. 79). Aber die alte wilde Natur, die aus der unheimlichen, oft verderblichen Gewalt der Wasser entspringt, zeigt sich darin, dass Mädchen, die von den Wasserfrauen ins Wasser gezogen sind, in Nixen verwandelt werden und Nixen bleiben müssen, wenn sie nicht ein Glied ihres Leibes lösen. Für Blut und Fleisch giebt die Nixe Gold, aber sie sucht es wieder zu gewinnen. Berührt Wasser das Gold, so kehrt dieses zur Nixe zurück. Auch Kinder rauben die Nixen und legen dafür Wechselbälge hin; sie thun dem vertauschten Kinde alles an, was man ihren eigenen erweist (D. S. Nr. 81, 82).

Der Wassermann ist hart, wild, blutdürstig und grausam. Er duldet nicht, dass der Mensch in seine Wohnung eindringt oder ihm sein freies Element versperrt. Als man, um eine Wasserleitung zu bauen, grosse Pfähle in den Fluss schlug, konnte man bald nicht weiter. Man sah einen nackenden Mann in der Flut stehen, der mit Macht alle eingesetzten Pfähle ausriss und zerstreute, so dass man den vorgenom-

Digitized by Google

menen Bau wieder einstellen musste (D. S. Nr. 57). Jeden Versuch, die Tiefe des Wassers durch ein hinuntergelassenes Seil zu ergründen, vernichtet er (D. S. 111, 59). Dem Fischer raubt er seinen Kahn und versteckt ihn auf einer hohen Buche (D. S. 55). Den Schwimmer zieht er hinab, aber er ertränkt ihn nicht nur, sondern man sagt auch ‚der Nix hat ihn gesogen', denn die Leiche ist ganz von Blut unterlaufen, und man kann leicht die Narben erkennen, die ihm der Nix oder Wassergeist gemacht (D. S. 54, 57; vgl. 49, 53, 60, 65, 69).

Der Kampf mit den Wasserunholden galt daher als eine besondere Heldenthat. Als die Langobarden nach Süden zogen, wollten ihnen walkürenartige Meerfrauen den Übergang über einen Fluss verwehren. Da wurde ausgemacht, dass ein auserwählter Held der Langobarden mit einer der Frauen in dem Flusse schwimmend fechten sollte: würde ihr Kämpfer besiegt, so sollte das Heer zurückweichen, unterläge die Meermaid dem Helden, so sollte ihnen der Übergang gestattet sein. Diesen Kampf bestand der tapfere Lamissio und erwarb sich durch seinen Sieg grossen Ruhm, seinen Landsleuten aber freien Zug durch den Strom (Pls. Diac. $I_{,5}$. D. S. Nr. 392b). Um seine Befähigung zu dem bevorstehenden Kampfe mit dem Dämon der zerstörenden Gewässer, Grendel, zu beweisen, erzählt Beowulf, dass er schon einmal des Nachts in den Wogen die Nixe erschlagen und trotz grosser Not die grimmen Feinde zerrissen hat (V. 421 ff.). Als Beowulf mit Breca den Schwimmwettkampf unternahm, hatte er nur das nackte Schwert in der Hand, das harte, um sich gegen die mächtigen Meertiere zu wehren. Neun der Nixe fällte er mit dem Schwerte. Nie hat man unter des Himmels Wölbung von einem härteren Kampfe vernommen, noch in den Meeresfluten von einem beklagenswerteren Manne (V. 539 ff.).

Weil der Nix mit einem Haken die Menschen ins Wasser zieht, heisst er Hakemann. Schon ein Zeugnis des 7. Jahrhunderts weiss, dass man, wenn man ein von den Unholden bewohntes Wasser betrat, plötzlich von geisterhaften Stricken umschlungen wurde und so grausam sein Leben verlor (V. Sulpicii). Ein Knabe fiel bei der Moselbrücke ins Wasser.

Digitized by Google

Ein junger Mann, der dies sah, warf seine Kleider ab und sprang hinterher; aber ein böser Wassergeist, den sie Neptun nennen, entriess ihm zweimal den Knaben; erst als er den Namen eines Apostels anrief, bekam er den Toten zu fassen (Miracula Matthiae K. 43). In der Mark und in Niedersachsen zieht der Wassergeist mit einem Netze die Menschen in sein kühles Wogenreich. In Österreich spannt der Wassermann ein unsichtbares Netz über den Fluss, es ist so fein, dass man es mit freiem Auge gar nicht sehen kann; wer hineinkommt, ist auf ewig verloren. Aus altem Volksglauben stammt das Netz, das in des Strickers Artusroman ‚Daniel vom blühenden Thal' erwähnt wird (V. 4128, 7459). Durch seinen Ruhm angezogen besucht eines Tages ein Meerweib, das Königin ist über alle Meerwunder, den Herrn vom blühenden Thal. Beim Abschiede lässt sie ihm drei wunderbare Gaben zurück, die der Dichter unmittelbar der volkstümlichen Überlieferung entnommen hat. Die erste Gabe ist eine wunderbare Haut, die er an seinem Leibe tragen soll; darunter ist er so gut behütet, dass ihn keine Waffe verwunden kann. Sie war einer Meerfrau aus dem Leibe geschnitten und im Blute eines Drachen gebeizt (S. 120; Laurin 185). Die zweite Gabe ist ein unsichtbares Netz, in dem sich der stärkste Mensch und das wildeste Tier verwickelt und verfängt. Die dritte Gabe, eine Salbe, verleiht den Augen eine wunderbare Kraft, vermöge deren sie auch das Netz erkennen. Dieses Netz wird später am Eingange des Landes aufgestellt und der Ort, den es versperrt, wird noch durch Wasser geschlossen. Es soll dazu dienen, die fahrenden Ritter gefangen zu nehmen. Denn ein Unhold, der das Land beherrscht, leidet an einem Siechtum nnd kann nur geheilt werden, wenn er ein Jahr lang jede Woche ein Bad von Männerblut nimmt. Auf sein Geheiss kommen Alt und Jung, Sieche und Gesunde scharenweise herbei, um sich gebrauchen zu lassen. Nur noch dreissig Männer sind übrig; um die Zahl der Opfer zu vermehren, wird das unsichtbare Netz aufgestellt. — Ein Zauberhemd, als Gabe der Meerfrau, erwähnt auch das mhd. Gedicht ‚Abor und das Meerweib'. Abor kommt zu einem

Digitized by Google

Jungbrunnen, in dem sich ein Meerweib zu baden pflegt (wie die rauhe Else, S. 156). Sie findet ihn, nimmt ihn mit sich auf ihre Burg und liebt ihn. Auf einem unzugänglichen Berge gräbt ihm das Meerweib eine kräftige Wurzel, durch deren Genuss er alsbald die Sprache der Vögel, der wilden Tiere, Fische und Würmer versteht. Aber nach kurzer Zeit muss ihn das Meerweib entlassen, weil es die Rückkehr des Gatten fürchtet, es schenkt ihm beim Abschiede noch ein unverwundbar machendes Hemd.

Mit dem herrlichen, lockenden oder klagenden Gesange, mit dem die Wasserfrauen den Menschen in den Teich ziehen, ist oft die Gabe der Weissagung verbunden. Badende Meerweiber verkünden Hagen das Geschick der Burgunden in Etzels Lande (N. L. 1473 ff.). Auch Wâchilt verkündet dem Wittich, dass er Dietrich leicht hätte umbringen können, denn dessen Stahlgeschmeide sei schon erweicht gewesen; jetzt aber sei es zu spät (Rab. 964—74). Morolt empfängt von seiner Muhme, der Meerminne, weisen Rat (40 b, 41 a S. 155). Eine andere ‚weise' Meerminne hat zehntausend Frauen unter sich, die auf einem Berge am Meere hausen, in ewig blühendem Lande (Lanz. 196), also zugleich Berg- und Waldgeister sind. Nach einer mecklenburgischen Sage kündet die Wassermuhme die Todesstunde eines Knaben vorher an. Als man die Tiefe des Zarrentiner Sees erforschen wollte, schaute ein Haupt aus dem See, und man vernahm in schauerlichen Tönen die Worte: ‚Wehe, wehe, wehe! Wenn dieser Frevel noch einmal versucht wird, wird ganz Zarrentin untergehen wie diese Menschen' (D. S. Nr. 110). Meistens ist aber in der Volkssage die prophetische Gabe der Wasserfrauen dahin abgeschwächt, dass ihr Erscheinen anderes Wetter, meist Sturm verkünden soll (S. 157). Das Steigen, Fallen oder Versiegen einzelner Quellen und Teiche zeigt fruchtbare oder unfruchtbare Zeiten an (D. S. Nr. 104). — Nur selten erscheint der Wassergeist als heilkundig; eine Nixe, die ein krankes Menschenkind heilt, wird zur Strafe dafür vom Wassermann getötet. Als Dietrich Ecke getötet hat, trifft er im Walde bei einem Brunnen eine schlafende Frau, die heil-

Digitized by Google

kundige Meerkönigin Babehild; er weckt sie, sie streicht eine heilkräftige Salbe auf seine Wunden und verbindet sie. Beim Abschiede warnt sie ihn vor den Gefahren, die ihm noch bevorstehen.

Die Verehrung der Wassergeister bei langer Dürre bringt den ersehnten Regen. Noch im 6. Jahrhundert warfen die Bauern Wolle, Käse, Honig und Brot in den See, schlachteten Tiere und schmausten drei Tage. Am vierten Tage entlud sich infolge der dem Geiste des Sees dargebrachten Opfer ein furchtbares Gewitter (Greg. v. Tours). Wer aber das heilige Gebiet der Wassergeister verletzt, ruft Sturm und Unwetter hervor. Wirft man in den Mummelsee Steine, so trübt sich der heiterste Himmel, und ein Ungewitter mit Schlossen und Sturmwinden entsteht (D. S. Nr. 59). Aber man bedient sich auch der Steine als Opfergabe für die Elbenwelt. Jeder, der beim Hinuntergehen in den Brunnen auf dem Tomberg (Rgbz. Köln) nicht fallen will, muss einen Stein hineinwerfen. Beim Vorübergehen an der Zwerggrube bei Weingarten in der Eifel werfen die Knaben einen Stein hinein, als Opfer für den Berggeist. Aus den Wirbeln der Flüsse weissagten die alten Germanen (Plutarch, Caesar 19). Die Alemannen verehrten die Stromschnellen und gefährlichen Wirbel und brachten Opfer dar, die Franken und Sachsen hielten besonders die Quellen heilig.

Auch die Verbote der Kirche, an Quellen heidnische Gebräuche zu begehen und Lichter anzuzünden, lassen eine Beziehung auf die Wassergeister zu. Das Koncil von Arles 452 und Eligius verbieten das Lichterbrennen an heiligen Quellen, der Indiculus die Quellopfer (Nr. 11). Burchard von Worms fragt, ob jemand Lichter oder Fackeln an den Quellen, Steinen, Bäumen oder Kreuzwegen angezündet, Brot oder sonst eine Spende dort dargebracht oder geschmaust habe. Bonifatius duldete nicht einmal Kreuze an Brunnen und auf den Feldern.

5. Waldgeister.

Da alles Leben in der Natur beseelt gedacht wurde, schrieb man auch den im Erdinnern wirkenden Geistern das Wachs

Digitized by Google

tum und die Entwickelung der Vegetation zu. Der Wind rauscht in den gewaltigen Waldriesen und streicht über die weiten Grasflächen dahin. Die elbischen Wesen, die im Winde, in der Luft und in den Wolken hausen, müssen auch in den Bäumen des Waldes, in dem grünen Weidelande und in den wogenden Saatfeldern ihren Wohnsitz haben. Sind schon an und für sich die Übergänge zwischen den einzelnen elfischen Geistern kaum merkbar, so sind die Wald- und Feldgeister oft gar nicht von einander zu unterscheiden. Wie die Hausgeister, helfen die Holzfräulein in Thüringen und Franken, die wilden Leute in Baden, die Saligen in Tirol zur Erntezeit den Arbeitern, treten in den Dienst des Menschen, besorgen das Vieh im Stalle und segnen Vieh- und Vorratskammer. Der Schrat ist Kobold und Waldgeist (S. 81). Wie alle Elbe streben die Waldfrauen nach der Verbindung mit sterblichen Männern, den Waldmann verlangt nach schönen, christlichen Frauen. Die Waldgeister rauben kleine Kinder oder ziehen sie an sich und töten sie; oft sieht man die Geraubten grüngekleidet in ihrer Gesellschaft (D. S. Nr. 50). Der den Wald erfüllende Nebel oder weisse, an den Bergen hangende Wölkchen gelten als die Wäsche der Waldfrauen. Sie führen den Wanderer gern irre, indem sie plötzlich Stücke Leinwand durch den Wald spinnen und ihm den Weg sperren. Die seligen Fräulein in Tirol werden auch als Schneefräulein bezeichnet, weil sie den Hirten Winke zum frühen Abfahren geben, wenn grosse Schneewetter einzufallen drohen. Oft sieht man hoch oben an den höchsten Gipfeln ihre Wäsche, schneeweisse Gewänder, wie weisse Wölkchen schweben oder an den Sonnenstrahlen zum Trocknen aufgehängt, die sich durch dichtes Waldlaub oder Felsklausen stehlen. Wenn die Wäsche an den Felswänden sichtbar wird, giebt es schönes Wetter. Sie sind blondlockig, blauäugig, in blendendes Weiss oder Silberzindel gekleidet, wie der Schnee, der die Berggipfel deckt und das Eis der Gletscher. Ihr schöner Gesang bezaubert den Hörer, und bei Mondschein tanzen sie im grünen Grase ihren leidenschaftlichen Reigen. Mit Mädchen tanzen sie wohl den lieben langen Tag; Knaben, die in ihre Gewalt

Digitized by Google

kommen, kitzeln sie zu Tode. Wenn im Frühlinge und Herbste zerrissenes Nebelgewölk vom Gebirge aufsteigt, wenn ‚der Wald raucht', dann kocht das Buschweibchen: die Nebelstreifen sind der Rauch von seinem Herde (S. 136). Die Waldgeister gehen auch in die Höhlen und ebenes Feld bewohnenden Zwerge über. Im Wigalois ist von einem Zwerge Karriôz die Rede, dessen Mutter ein wildes Weib war: von ihr stammte sein kurzer, rauher Leib und seine Stärke, obwohl seine Knochen ohne Mark waren (6602). In der norddeutschen Tiefebene vertreten die Unnerêrdschen und weissen Weiber die Waldgeister des deutschen Südens. Sie wohnen unter der Erde oder unter schönen Bäumen und krausen Büschen, auf freiem Felde oder in kleinen Erdhügeln, aber auch in Waldlichtungen oder unter den Wurzeln alter Bäume. Die Holz- und Moosfräulein wohnen als Waldgeister in hohlen Bäumen oder Mooshütten, betten ihre Kinder auf Moos oder in Wiegen von Baumrinde, schenken grünes Laub, das sich in Gold verwandelt und spinnen das zarte Miesmoos, das oft viele Schuhe lang von einem Baume zum andern gleich einem Seile hängt. Aber man warf ihnen als Feldgeistern auch beim Leinsäen einige Körner in die Büsche des nahen Waldes, liess bei der Ernte drei Hände voll Flachs für sie auf dem Felde liegen oder liess bei der Heu- und Kornernte einige reife Ähren, einen Büschel stehen, als dem Holzfräulein, dem Waldfräulein zugehörig. Das Holzfräulein sitzt zur Erntezeit, in Flachshalme eingewickelt, auf einem Baumstumpfe im Walde.

Die wilden Männer sind einmal die Geister der wilden Natur des Waldes und des Gebirges, die der Kultur trotzt, dann aber sind sie auch die Geister des grünenden Lebens, des Wachstums. Die ersteren werden als wilde Wesen gejagt und getötet, die letzteren werden beim Nahen des Frühlings im Walde gesucht, und die gefundenen werden freudig begrüsst, im Triumph in das Dorf eingeführt und auf dem Anger mit Wasser begossen; denn das Pflanzenleben bedarf der befruchtenden Kraft des Wassers. Darum wird auf Münzen und Wappenbildern des 16. Jhd. der wilde Mann

Digitized by Google

nackt oder behaart mit Schilf- oder Laubkrone auf dem Kopfe und Laubumhüllung um die Lenden abgebildet, in der Hand einen entwurzelten oder noch grünen Baumstamm tragend. An die braunschweigisch-lüneburgischen Wildemannsmünzen und an die Schildhalter des preussischen Wappens, ‚eine Wildschur um die Lenden, eine Kiefer in der Faust', sei erinnert.

Am Fastnachtstage zu Nürnberg, in dem das Frühlingsfest feiernden Aufzuge der Metzger, dem sogenannten Schönbart-(Masken-)Laufen der Metzger treten seit 1521 unter andern Mummereien auch ein wilder Mann und ein wildes Weib auf. In Thüringen wird zu Pfingsten der wilde Mann aus dem Busch gejagt. Ein Bursche hat sich in Laub und Moos gehüllt und versteckt, die übrigen ziehen aus, ihn zu suchen, finden ihn, führen ihn als Gefangenen aus dem Walde und schiessen mit blindgeladenen Gewehren nach ihm. Dann fällt er wie tot zu Boden, wird aber wieder ins Leben gebracht, festgebunden und ins Dorf gefahren. Anderswo verbirgt sich ein in Laub und Blumen verkleidetes Paar, der Maigraf, Maikönig, und seine Braut oder Frau im Walde und hält wie die grosse Erdgöttin Nerthus (Germ. 40) seinen feierlichen Einzug in das Dorf. Dabei werden andere, in Moos gehüllte Personen, die letzten Nachzügler des Winters, verfolgt und von der grünenden Flur vertrieben. Auch in dem dramatischen Wettkampfe, den Sommer und Winter aufführen, erscheint der Winter in Moos und Stroh vermummt, der Sommer in Epheu und weisse Gewänder gehüllt. Diese winterlichen Personen könnte man als die dritte Art der wilden Männer bezeichnen. Das einem Schembartbuche entnommene Bild zeigt den wilden Mann als einen in Moos gekleideten Greis, der in der rechten Hand einen grünen Baum mit Wurzeln trägt.

Die Wildleute, wie sie heute das Volk noch nennt, hiessen früher Elsleute und in noch älterer Zeit die Ellen oder Ellusier. Am Schluss seiner Germania erwähnt Tacitus zwei fabelhafte Völker, die Etionen und Hellusii (Germ. 46). Die Etiones sind die gefrässigen Riesen, die Menschenfresser.

Digitized by Google

Mit ihnen sind die Ellusii oder Illeviones durch den Stabreim verbunden (Plin. 4_{96}). Die Schilderung, die Tacitus von beiden entwirft — tierische Leiber mit Menschengesichtern —

Fig. 2.

stimmt völlig zu dem Bilde der rauhen Else, die wie ein Bär auf allen Vieren dem Wolfdietrich naht; auch die Waldfrauen in Tirol sind von ungeheurer Grösse, und ihr Name Stutzemutze (Stutzkatze) lässt auf ihre Tiergestalt schliessen. In Dänemark heist der Waldgeist Els. Die Wurzel el (griech.

Digitized by Google

ἐλαύνω, ἐλᾶσθαι) drückt das Wilde, Stürmische der Waldgeister aus, auch der Name des ungestümen Bergbaches Ilse im Harze ist von ihr gebildet (S. 156). Die Waldgeister heissen in Mitteldeutschland, Franken und Bayern Holz- und Moosleute, Waldmännlein, Moosmännlein, im Riesengebirge Rüttelweiber, im Böhmerwalde und in der Oberpfalz Holzfräulein, Waldfräulein, Waldweiblein, im Orlagau und Harz Moosweiblein, Holzweibel, um Halle Lohjungfern (lôh = lucus Gebüsch), in Westfalen Buschweibchen, die wilden Leute in der Eifel, Hessen (‚Wilde Weiber' schon im 11. Jhd.) und Tirol, die Waldfrauen und Waldmänner in Böhmen, Fanggen, Fänken, selige Fräulein in Tirol. Ihre Gestalt ist bald riesig gross, bald zwerghaft klein (D. S. Nr. 168). Die hessischen Wildmänner gehen entweder baumgross über die Berge und rütteln an den Wipfeln des Waldes, oder sie wandeln, sich kleinmachend, zwischen den Schachtelhalmen einher. Ihre Frauen steigen oft in Mondnächten in die Lüfte. Ihre Kleidung ist grün und rauh, moosbewachsen, gleichsam zottig, ihr Haar lang und aufgelöst, ihr Rücken hohl wie ein morscher Baumstamm oder ein Backtrog, die Brüste können sie über die Schulter werfen. Man sieht, dass die Volksphantasie zu ihrer Ausstattung bei den Bäumen eine Anleihe machte. Oder sie sind fast ganz unbekleidet, wie Tiere am ganzen Körper behaart. Wie die Fangga sich in Wildkatzenfelle kleidet und Stutzkatze heisst, so sitzen die Holzfräulein als Eulen auf den Bäumen, und die Tiroler Seligen Fräulein beschützen in Geiergestalt die Gemsen und sind den Jägern feind, den Hirten freund. Auch Gänsefüsse tragen die vom wilden Jäger gejagten, ganz in Moos gekleideten Moosweibchen. Die Tiroler Wildfrauen sind ungeheuere Gestalten, am ganzen Körper behaart, ihr schwarzes Haupthaar hängt voll Baumbart; ihr Wams besteht aus Baumrinde, und ihre Schürze bildet ein Wildkatzenfell. Sie sind an den Wald gebunden und gehen mit dem einzelnen Baume zu Grunde (S. 289) und führen daher Namen wie Hochrinde, Rauhrinde, Stutzföhre. Ihre Männer sind riesenhaft und fahren, einen entwurzelten Baumstamm in der Hand tragend, im Sturme durch die Lüfte. Wie

Digitized by Google

die hessische Waldfrau zu Tode kitzelt, reibt die Fangga, kommen kleine Kinder in ihre Gewalt, diese an alten dürren Bäumen, bis sie zu Staub geraspelt sind. Die wilden Männer in Tirol und in der Schweiz werden bald riesig, bald klein und in Hauskobolde oder Zwergmännchen übergehend, immer von grosser Körperstärke, ganz behaarten Leibes und mit Tierfellen bekleidet geschildert, eine mit den Wurzeln ausgerissene Tanne in der Hand schwingend. Ein Pfarrer ging bei Köln durch den Wald. Da fasste ihn plötzlich eine nie empfundene Angst. Er erblickte einen langen Mann von überaus hässlichem Aussehen, der an einen Baum gelehnt war. Je länger der Pfarrer den Mann ansah, desto riesiger wuchs dessen Gestalt empor, bis sie die höchsten Bäume überragte. Zugleich erhob sich ein schrecklicher Wirbelwind, und dieser verfolgte den Pfarrer, so sehr er auch lief, bis in sein Dorf (Cäsarius von Heisterbach. 5_{55}).

Durch das wogende Korn, über den rauschenden Wald fährt der Wind dahin: im Feld wie im Forst treiben die Geister ihr Wesen. Es zittert die Ähre, es schwankt der Halm, es bebt das Laub unter dem brausenden Sturmwinde, aber keines vermag seiner Gewalt zu entgehen. In Wirbelwind und Sturm streben die Wald und Wiese bewohnenden Geister dahin, gejagt und verfolgt von den Sturmdämonen. Dietrich von Bern hört im Walde eine klägliche Stimme, und ein wildes Fräulein kommt auf ihn zugerannt und bittet ihn, sie vor Vasolt zu bergen, der sie mit zwei Jagdhunden in wilder Fahrt jagt (Eckenliet 161—201). Zwei Knaben hüteten eines Abends in Mecklenburg Pferde und sahen zwei weissgekleidete Frauen vorübergehen, während vom Berge her der Wauld hörbar war. Der Lärm der wilden Jagd brauste heran, und auf grossem, kohlschwarzem Pferde, von grossen und kleinen Hunden umgeben, stand der wilde Jäger plötzlich vor ihnen. Er fragte die Knaben, ob sie nicht zwei weisse Frauen gesehen hätten. Diese bestätigten es und fügten hinzu, die eine hätte gesagt, ‚lass ihn nur jagen, er hat sich noch nicht gewaschen'. Darauf befahl er, ihm einen Topf mit Wasser zu bringen und wusch sich darin. Bald kam die wilde Jagd

Digitized by Google

zurück; quer über dem Hengste hingen, mit den Haaren zusammengebunden, die beiden Frauen. — In Lauenburg sah ein Bauer die Unnererdschen in ganzen Scharen fliehen, und bald erblickte er den zurückkehrenden Wode, auf hohem, weissem Rosse, von vierundzwanzig Hunden begleitet, wie er sie mit ihren langen gelben Haaren zusammen gebunden hatte, sodass zu jeder Seite mehrere vom Pferde herabhingen. Besonders das zwerghafte Völkchen der Holz- und Moosweiblein wird vom Sturme gerüttelt und verfolgt. Sturm und Ungewitter tobt am heftigsten durch die Wipfel der Bäume und zerschmettert am ehesten die ragenden Waldriesen; nur dem abgehauenen Baumklotze kann das Wetter nichts anhaben. Darum suchen die gejagten Waldgeister auf Baumstümpfen vor dem wilden Jäger Schutz, in die mit scharfer Axt drei Kreuze oder ein keilförmiges Dreieck eingehauen sind, während der Baum fällt oder der Schall des fallenden Stammes noch hörbar ist. Erreicht sie aber der Wütende, so schleudert er im Blitze ihre Lende aus der Luft herab. Ein Moosfräulein trat zu einem Bauern, der Holz auf der Heide gehauen hatte, und bat ihn, beim Umfällen des Baumes drei Kreuze in den Stamm zu machen. Der Bauer aber, ein grober und roher Kerl, dachte, was kehr ich mich an solche Gespenster und unterliess es. Am folgenden Tage trat abermals das Moosweibchen zu ihm und sagte: ‚Ach, was habt ihr gestern meine Bitte nicht erfüllt? es sollte euch und mir geholfen haben, denn uns jagt der wilde Jäger ohn' Unterlass und höhnt uns jämmerlich, haben auch anders keine Ruhe vor ihm, wenn wir uns nicht auf solche behauene Baumstämme setzen können; davon darf er uns nicht bringen, sondern wir sind sicher'. Der Bauer sprach: ‚Hoho, was sollten dabei die Kreuze helfen? dir zu Gefallen mach' ich noch keine dahin'. Da fiel das Moosweibchen den Bauern an und drückte ihn dergestalt, dass er krank und elend wurde. Seit der Zeit folgte er der empfangenen Lehre besser und unterliess das Kreuzeinhauen niemals (D. S. Nr. 47, 48, 270).

In Tirol jagt der wilde Jäger die Salgfräulein. Er heisst hier aber der wilde Mann, gleicht von weitem einer ganz mit

Digitized by Google

Moos überkleideten Fichte und trägt bei schönem Wetter einen Mantel. Wenn er auf dem Wege eines Stockes bedarf, so reisst er einen Baumstamm aus, und der Wurzelstock dient als Staggel unten dran. So ficht auch Vasolt, der das wilde Fräulein hetzt, mit Baumästen; er bricht sich einen Ast vom Baume und greift dann nach einem andern, er geberdet sich so, wie wenn er den Wald laublos machen will, und eine halbe Meile weit hört man das Krachen (V. 184). Wer dem wilden Mann, wenn er wie die Windsbraut daherstürmt, zuruft: ‚halt und fang! mir die Halba und dir die Halba!', dem braust bald der Wind mit fürchterlichem Toben um seine Hütte, er vernimmt ein herzzerreissendes Wehgeheul in den Lüften, und die erbetene Hälfte eines seligen Fräuleins hängt ihm am Thürpfosten. Nur wenn sie sich auf einen im Fallen des Stammes schnell durch zwölf Axtschläge mit drei Kreuzen bezeichneten Baumstrunk setzen können, finden die Seligen vor dem wilden Manne Schutz.

Die Holzfräulein, die Seligen, die Fanggen gehen eheliche Vereinigungen mit den Menschen ein. Der Gesang und die schöne Gestalt der Seligen und wilden Weiber lockt Jünglinge und junge Männer an ihre Seite. Die von den Goten vertriebenen Zauberweiber verbanden sich mit den Waldleuten und brachten das wilde Geschlecht der Hunnen zur Welt (Jord; D. S. Nr. 377; S. 62). Bei Burchard von Worms heisst es: „Hast du geglaubt, dass die Waldfrauen sich nach Belieben ihren Liebhabern zeigen, sich mit ihnen ergötzen und nach Belieben sich verbergen und verschwinden können?" In einer Höhle am Rodenstein (Baden) wohnten zwei wilde Weiber. Die eine war sehr schön. In sie verliebte sich ein Jäger, und sie gebar ihm bald ein Kind. Eine wilde Frau kam oftmals aus dem Unterberge in das nächste Dorf und machte sich auf dem Felde in die Erde Löcher und Lagerstätte. Sie hatte so schöne lange Haare, dass sie ihr bis auf die Fussohlen herabfielen. Ein Bauersmann aus dem Dorfe sah diese Frau öfter ab- und zugehen und verliebte sich in sie, hauptsächlich wegen der Schönheit ihrer Haare. Er konnte sich nicht erwehren, zu ihr zu gehen, betrachtete sie mit Wohl-

Digitized by Google

gefallen und legte sich in seiner Einfalt ohne Scheu zu ihr. In der zweiten Nacht aber fragte die wilde Frau den Bauern, ob er nicht selbst eine Frau hätte? Der Bauer aber verleugnete seine Ehefrau und sprach nein. Diese aber machte sich viel Gedanken, wo ihr Mann abends hingehe und nachts schlafen möge. Sie spähete ihm daher nach und traf ihn auf dem Feld schlafend bei der wilden Frau. „O behüte Gott, sprach sie zur wilden Frau, deine schönen Haare! was thut ihr da mit einander?“ Mit diesen Worten wich das Bauersweib von ihnen, und der Bauer erschrak sehr hierüber. Aber die wilde Frau hielt dem Bauern seine treulose Verleugnung vor und sprach zu ihm: „Hätte deine Frau bösen Hass und Ärger gegen mich zu erkennen gegeben, so würdest du jetzt unglücklich sein und nicht mehr von dieser Stelle kommen; aber weil deine Frau nicht bös war, so liebe sie fortan und hause mit ihr getreu und untersteh dich nicht mehr, daher zu kommen. Nimm diesen Schuh voll Geld von mir, geh hin und sieh dich nicht mehr um.“ (D. S. Nr. 50).

Echte, altertümliche Züge der Wildfrauensage hat das in Bayern um 1221 verfasste zweite Lied im Wolfdietrich aus der Volksanschauung in die Episode der rauhen Else übertragen (V. 305—342). Wolfdietrich hat sich auf einem grünen Anger im Walde auf dem Sattelbogen zum Schlafen niedergelegt, denn er ist lange im wilden Gebirge umhergeirrt. Da kriecht auf allen Vieren, wie ein Bär, ein ungeschlachtes behaartes Waldweib, die rauhe Else, herbei; sie ist aus dem Meere emporgestiegen und begehrt, hinter einem Baume verborgen, seine Minne; sie weiss bereits von seinem Geschick. Da er sie entrüstet zurückweist, verzaubert sie ihn, sodass er in derselben Nacht zwölf Meilen läuft, bis er unter einem schönen Baume die rauhe Else abermals trifft. Sie wiederholt ihr Verlangen, er die Weigerung. Da wirft sie zornig einen stärkeren Zauber auf ihn, sodass er schlaftrunken auf den grünen Plan niedersinkt und sie ihm zwei Haarlocken vom Kopfe und die Nagelspitzen von den Fingern schneiden kann. Jetzt ist er ihr verfallen. Sie macht ihn zu einem Thoren, sodass er ein halbes Jahr ohne Besinnung im Walde ‚wild laufen‘ muss und Kräuter von der

Digitized by Google

Erde als Speise aufrafft. Endlich gebietet ihr Gott durch einen Engel, die Verzauberung rückgängig zu machen, widrigenfalls ihr der Donner in dreien Tagen das Leben nehmen werde. Alsbald stellt sie sich Wolfdietrich wiederum dar, und jetzt willigt er ein, sobald sie getauft sein werde. Sie führt ihn zu Schiffe über Meer in ein Land, drin sie als Königin schaltet, lässt sich da in einem Jungbrunnen taufen, legt in ihm ihre rauhe Haut ab, steigt mit dem neuen Namen Sigeminne aus ihm als die schönste aller Weiber hervor und stärkt den Helden wunderbar. Die Verchristlichung der Sage knüpft an das Wasserbad im Jungbrunnen an, in ihrer älteren Gestalt berichtete sie, dass die Waldfrau zugleich Wasserweib war und vielleicht in einem Weiher gefangen wurde (S. 156). Auch Züge aus dem Alpmythus mögen untergemischt sein. Else kriecht heran und wirft sich über ihn, wie der Alp auf dem Schläfer hockt und wollüstige Träume hervorruft. Dass sie ihm zwei Locken vom Haupte und die Nägelspitzen abschneidet, erklärt sich aus dem Aberglauben, es sei gefährlich, Nägelabfälle oder Haare fortzuwerfen; denn dadurch gebe man fremder Zauberkraft einen Anhalt zu schaden. — Dieselbe Volkssage findet sich auch im Lanzelot wieder (S. 76) und in den Artusromanen des Pleiers ‚Tandarois' und ‚Meleranz'. Tandarois reitet in das wilde Gebirge, verirrt sich und muss sein müdes Ross am Zügel nachziehen. Endlich gelangt er am Abend an ein rauschendes Wasser, das eine schöne Aue mit einem einsamen, leeren Hause durchströmt. Da naht ihm plötzlich Albiun, die Königin von den wilden Bergen, die die wilden Männer und Weiber und Zwerge dieses Landes beherrscht (S. 143). Sie bewirtet ihn köstlich und klagt ihm den Raub eines ihrer Mädchen. Der Held rüstet sich gegen den Entführer, trifft, überwindet ihn und sendet ihn seiner Geliebten. In dem anderen Romane des Pleiers reitet Meleranz in den Bergen irre, wie Wolfdietrich und Tandarois, zieht wie diese sein Ross an der Hand und kommt auch auf einen Anger mit einer schönen Linde. Drei Jungfrauen fliehen vor ihm, trotz seines Rufes, von einem Brunnen fort. Als er sein Pferd an den Baum gebunden hat, erblickt er im Bade die

Digitized by Google

Königin von Kamerie; sie ist nach der zwischen Tännen- und Höllengebirge sich erstreckenden Kämmerei, dem Salzkammergute oder nach dem am Kammersee gelegenen Schlosse Kammer benannt. Auch sie ist der Zukunft kundig, schilt zwar den Ritter, was er auf ihrem Plane zu suchen habe, nimmt ihn aber doch freundlich auf, und beide entbrennen in heftiger Liebe zu einander. Deutlich spricht heimische Überlieferung, die Salzburger Seegegend mit ihren Sagen, und es kann nicht zweifelhaft sein, dass die Verfasser des Wolfdietrich, des Lanzelot (Ulrich von Zazikhoven) und der Artusromane deutsche volkstümliche Mythen ihren Heldengedichten einverleibt haben. Während Albiun Herrin über Waldgeister und Zwerge ist, die also befreundet und gleichartig gedacht sind, befreit Dietrich nach dem jüngeren Sigenotliede einen jämmerlich schreienden Zwerg, den ein wilder Mann entführen will (S. 143). Dieser wilde Mann ist durch ein Zauberkraut unverwundbar.

Denn die Waldgeister kennen naturgemäss die Kräuter des Waldes gut und verstehen Krankheiten zu heilen. Wate hat von einem ‚wilden wîbe' die Heilkunst gelernt und heilt mit guten Wurzeln die Wunden auf der Walstatt (Gudrun 529). Auch im Eckenliet gräbt das von Vasolt gejagte ‚wilde vrouwelîn' eine Wurzel, zerreibt sie in der Hand und bestreicht damit den wunden Dietrich und sein Ross, davon das Weh verschwand und alle Müdigkeit wich (174—176). Die Waldfrauen wissen, wozu die wilden weissen Heiden und die wilden weissen Selben (Salbei) gut sind, und wenn die Bauern das wüssten, würden sie mit silbernen Karsten hacken. Als ein Bauer in Tirol das Wichteli, das ihm beim Streurechen und bei andern Arbeiten zu helfen pflegte, fing und band, warf es ihm seine Undankbarkeit vor: ich würde dir Kräuter für Menschen und Vieh heilsam gezeigt haben, und du wärest ein grosser Arzt geworden. Zur Zeit der Pest kamen die Holzfräulein aus dem Walde und riefen: esst Bimellen und Baldrian, so geht euch die Pest nicht an. Als in Graubünden die Pest unzählige Opfer forderte, starben keine wilden Weiblein und Männlein, und

Digitized by Google

man kam zu dem Schlusse, dass sie ein Geheimnis besitzen müssten. Da man es von ihnen nicht erfahren konnte, suchte man sie zur Mitteilung ihres Mittels gegen die Pest durch List zu bewegen, indem man sie berauschte. Ein Bauer füllte die Höhlung des Steines, aus dem das Fänkenmännlein zu trinken pflegte, mit Wein. Es kam, kostete nach längerer Zeit neugierig und vorsichtig. Endlich lustig geworden, ward es von dem aus dem Verstecke Hervorspringenden überrascht und nach dem Heilmittel befragt. ‚Ich weiss es wohl, sagte es, Bibernell und Eberwurz, aber das sage ich dir noch lange nicht.' Oder man füllte zwei Brunnentröge mit Wein, den einen mit rotem, den andern mit weissem. Der Waldfänke trinkt von dem weissen, da er die Farbe des Wassers hat, wird im Rausche gebunden und soll als Lösegeld seinem Peiniger die Kunst aus Milchschotten Gold zu bereiten oder ein anderes seiner Geheimnisse verraten. Losgebunden findet er sich schelmisch mit der Wetterregel ab:

Ists Wetter gut, so nimm dein Oberwamms mit,
Wirds dann leidig, kannst thun, wie du willst.

Auch dieser Sagentypus ist weitverbreitet, und wenn von einem Fenggaweibchen und einem schlauen Bauern, der sich listiger Weise Selb nennt, die gleiche Geschichte erzählt wird, die Homer an den Kyklopen Polyphem und Odysseus knüpft (S. 90, 91), so müssen die Sagen von der Todankündigung, von der Gefangennahme im Weinrausche (Ovid. Fast. III. 285, 344. Plutarch, Num. 15) und von der Überlistung des Geschädigten durch den Namen Selb (Niemand) in die Urzeit zurückreichen.

Neben der Gabe der Heilkraft besitzen die Waldgeister die Gabe der Weissagung. Der wilde Mann im Langtaufersthal sah die künftige Witterung voraus und verkündete sie den Bauern. Bei schönem Wetter und Sonnenschein stand er in seinen Mantel gehüllt und vom breitkrämpigen Hute beschattet da, wie wenn er vor Frost zitterte, bei Regen und Unwetter sass er mit vergnügtem Gesicht ohne Hut und Mantel auf dem Steine. Wenn in der Gegend von Fulda

Digitized by Google

jemand sterben sollte, kam das wilde Weib aus dem Wildfrauenloch heraus und zeigte sich wehklagend in der Nähe des Sterbehauses. — Ein Ritter zog nachts durch den Wald und hörte die Stimme eines singenden Weibes. Er ging hin und fand ein Weib, das mit erhobenen Händen unter einem Baume stand und sang. Er sprach: sage mir, ich beschwöre dich, wie wird es mir noch ergehen? Da weissagte sie ihm Sieg über seine Feinde und Tod im heiligen Lande (Thom. Cantiprat. [vgl. D. S. Nr. 168, 150]). Auch die rauhe Else, Albiun und die Meerkönigin von Kamerie wissen das Schicksal ihrer Helden voraus (S. 174).

Die Volkssage kennt die Berg- und Waldfrauen, die weissen oder seligen Fräulein als wilde, schöne Geister des Waldes und Gebirges, die über und unter der Erde segnend wirken, hilfreich den Menschen, schützend die Tiere. Die Tiroler seligen Fräulein hat man mit Recht die lieblichsten Schöpfungen unseres Heidentums genannt. Deutlich zeigt sich bei ihnen der Einfluss, den die Natur des Landes auf die Ausprägung mythischer Gebilde ausübt. Sie wohnen in den innersten Thälern und Berggegenden, ihre Behausung sind schimmernde Eis- und Krystallgrotten, die sich im Schosse der Berge zu prachtvollen Räumen erweitern und oftmals von grünen Wiesen umgeben sind. Hier hegen sie als ihr Hausgetier die Gemsen, schützen sie vor den Jägern und bestrafen deren Verfolgung (D. S. Nr. 300, 301. Vgl. Schillers Alpenjäger). Wo sie weilen und schaffen, stellt sich Segen und Überfluss ein. Aber sie verschwinden wie der Alp und mit ihnen Gedeihen und Reichtum, sobald man in ihrer Gegenwart flucht, nach ihnen schlägt, ihnen Speisen vorsetzt oder ihren Namen nennt; oder sie werden durch Ansagen eines Todesfalles unter den Ihrigen abberufen. In den erzählenden Dichtungen des 13. Jahrhunderts aber werden die wilden Leute im Gegensatze zu den feinen höfischen Rittern und Frauen als grobe Tölpel und ungeschlachte Gesellen hingestellt. Im Jwein (425 ff.) weiss der wilde Mann nicht einmal, was ein Abenteuer ist. Sein Kopf ist grösser als der eines Ur, sein Antlitz ellenbreit, voll tiefer Runzeln, seine

Digitized by Google

Wimpern und Brauen sind lang, rauh und grau, seine Haare nussfarben, seine Zähne gleichen den Hauern des Ebers. Er ist bekleidet mit Tierhäuten, trägt einen Kolben in der Hand und wird ein Waldthor genannt. Zugleich ist er der Hüter wilder Tiere, Wisente und Auerochsen, die in einem Gereute des Waldes, unfern des wunderbaren Brunnens, weiden. Im Wigalois (162, 20) wird als Gegenbild des wilden Mannes im Jwein ein wildes Weib geschildert. Es zeichnen sie kaum die Länge ihres Haares und ihre weit herabhängenden Brüste aus. Auch das Märchen (K. H. M. Nr. 136) kennt einen wilden Mann, der braun am Leib ist wie rostiges Eisen, und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knieen herabhängen. Wie der Waldthor steht er mit dem Wasser in Berührung und ist Gebieter über eine Rossherde. Aus dem tiefen Pfuhle streckt er seinen nackten Arm und zieht seine Beute hinab; was in seinen Brunnen hineinfällt, wird zu Golde. Kämpfe zwischen Rittern und wilden Männern müssen ein beliebter Spielmannsstoff gewesen sein.

Im Jahre 1515 fand während der Zwölfnächte zu Greenwich vor Heinrich VIII. eine Schaustellung statt: aus einer Walddekoration sprangen acht wilde Männer heraus, alle in grünes Moos gehüllt, aber mit seidenen Ärmeln; sie hatten fürchterliche Masken und fochten mit hässlichen Waffen gegen acht Ritter, Mann gegen Mann. Nach langem Kampfe trieben die Ritter die wilden Männer aus der Halle heraus. Dann folgte das feine Gegenstück: ein Zelt öffnete sich, und sechs reichgekleidete Herren erschienen mit ebensoviel Ladies und tanzten eine lange Zeit. Auch Abbildungen des wilden Mannes sind nicht selten. Ein von einem abendländischen Künstler in der Alhambra ausgeführtes Gemälde (Mitte des 14. Jhd.) zeigt einen wilden Mann mit Ausnahme von Händen und Füssen völlig behaart, mit fliegendem Haar, den die Lanze eines christlichen Ritters in die Brust trifft. Ein Wandteppich des 13. Jahrhunderts auf der Wartburg schildert die Berennung und Verteidigung einer wildmännischen Königsburg durch feindliche Wildmänner. Aber die Pfeile tragen statt der Eisenspitzen Rosen und Lilien, und

Digitized by Google

die in Felle gekleideten wilden Männer, sowie die Königin, haben menschliche Gesichter, Hände und Füsse. Ein anderer aus bunter Wolle gewirkter Wandteppich aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, stellt den Raub einer wilden Frau durch einen in einen Fischschwanz endigenden Ritter dar. Wehklagende, angreifende und flüchtige wilde Leute sind rings um ihn herum, der gerade im Begriffe ist, mit seiner Beute in einem Flusse zu verschwinden. Die Scene spielt vor und in einem von einem geflochtenen Zaune umgebenen Obstgarten, der den Mittelgrund einnimmt; den Hintergrund bildet eine Landschaft mit Städten und Ausblick auf das Meer. Die wilden Männer und Weiber gleichen ganz der rauhen Else (s. die Abbildung).

Im Laufe des 15. Jahrhunderts ging der wilde Mann in den Gebrauch der Heraldik als Wappenhalter über, vermutlich als Darstellung der durch Geist und Herrscherwillen des Menschen gebändigten und unterworfenen rohen Natur. In der Gegend von Saalfeld und im Harz bilden Drechsler noch heute die Holz- und Moosfräulein, sowie die wilden Männer als Püppchen und Tabakspfeifen; zu Weihnachten stellt man in Reichenbach noch kleine Moosmänner auf den Tisch. Auch in den Mummereien zur Fassnacht fehlten die Wildmännleinmasken nicht. Beim letzten Schembartlaufen in Nürnberg 1539 trat ein Zug Holzmännlein und Holzfräulein auf. Auch ein Fastnachtspiel ‚von den Holzmennern' hat den Streit zweier ‚Holzmenner' um ein ‚Holzweip' zum Gegenstand. Selbst noch 1897 ward in Oberstdorf im bayrischen Allgäu an einer Reihe von Sonntagnachmittagen der Wildemännlestanz aufgeführt.

6. Feldgeister.

Wie im Walde so treiben auch in Feld und Flur die elbischen Geister ihr Wesen. Erst mit dem Beginne des regen Ackerbaues, als der Germane seine Abhängigkeit von Saat und Ernte tief empfand, konnten sich die Korngeister

Digitized by Google

Fig. 3. Raub einer wilden Frau.

entwickeln. Die Feldgeister sind Windelbe; der Wind ist der Beförderer oder Vermittler der Befruchtung. Ins Wiesengras oder in das Kornfeld sah man Wind und Wolke sich schadend oder befruchtend niederlassen. Daher stellte man sich vor, dass die in Wetter und Wolken waltenden Mächte auch in Feld und Acker hausten. Wallt der Wind im Korne, so sagt man, ‚die Windkatzen laufen im Getreide, die Wetterkatzen sind drin'; man warnt die Kinder, Kornblumen zu suchen, damit sie der Bullkater nicht hasche. Ebenso redet man von Hasen, Bären, Wölfen, Hunden, Windsauen, Böcken, die im Getreide gehen, wenn es in Wellen wogt oder, in der Sprache des Landmannes, wolkt. Die Volksphantasie sieht diese tiergestaltigen Wesen auch sonst im Getreide liegen, und der Bauer mahnt davon ab, ihnen zu nahen. Man spricht von einem einzelnen Wesen dieser Art oder von einer ganzen Schar; ‚der Wolf geht im Korn', oder ‚die Wölfe jagen sich im Korn'. Beim Schneiden oder Mähen des Getreides flieht der Korndämon von Ackerstück zu Ackerstück. Wer während der Erntearbeit krank wird, der ist unversehens auf ihn gestossen, den hat der Roggenwolf untergekriegt, den hat der Erntebock gestossen. Wird die letzte Garbe gebunden, so hat sich der Kornstier, der Roggenwolf, die Roggensau, der Getreidehahn in sie geflüchtet. In Anhalt rufen die Schnitter: ‚der Hase kommt bald', ‚passt auf, wie der Hase herausspringt'! Das Abschneiden des Getreides und Wiesengrases ist zugleich der Tod des Korndämons. Diese Tötung wurde später dramatisch dargestellt, löste sich von der Ernte Schritt für Schritt los und wurde als ‚Hahnschlagen' eine selbständige Volksbelustigung zu verschiedenen Zeiten des Jahres. Nach anderer Auffassung aber ist die Tötung des Korngeistes ein Frevel, der mit dem Tode des Thäters gebüsst werden muss. Daher stammt der Aberglaube, dass der Schnitter des letzten Kornes sterben müsse. Nach der gewöhnlichen Annahme findet der Korngeist jedoch keineswegs durch die Sense des Schnitters den Untergang. Er lebt, solange es noch irgendwo unausgekörntes Getreide giebt. Mit der letzten Garbe, in die er sich flüchtet, wird er ergriffen, auf dem letzten Erntefuder

Digitized by Google

thronend heimgebracht und lebt auch unter Dach und Fach fort und verbreitet seine Segnungen. Jubelnd wird die den Korngeist darstellende Puppe vom Felde hereingeholt und mit schönem Spruche dem Gutsherrn überreicht, der das Erntebier spenden muss. Sie erhält ihren Platz auf der Vordiele des Herrenhauses, wird zur Seite der Hausthür, an dem Hausgiebel oder auf dem Dache befestigt und bleibt hier, bis im nächsten Jahre eine neue Erntepuppe die alte ersetzt. Zuweilen glaubt man, dass der auf dem Gehöfte des Bauern überwinternde Korngeist im nächsten Jahre mit dem Keimen der Pflanzen seine Verrichtungen im Leben der Natur wieder antritt.

Wie man die Kinder warnt, in die Erbsenbeete zu gehen, denn da sitze oder liege der Roggenbock, Haferbock, Erbsenbock, Bohnenbock, so warnt man sie auch, das Kornfeld zu betreten, um die blauen Kornblumen zu pflücken:

„Lass stehen die Blumen, geh nicht ins Korn,
Die Roggenmuhme zieht um da vorn.
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen." (Kopisch.)

Neben den tiergestaltigen Korngeistern giebt es auch menschengestaltige. Wenn der Wind im Korne Wellen schlägt, zieht die Kornmutter über das Getreide oder laufen die Kornweiber durch das Getreide. Andere Namen sind Weizen-, Gersten-, Korn-, Flachsmutter, Kornfrau, Kornweib, Roggenweib, Korn-, Roggen-, Erbsen-, Weizen-, Hafermuhme, Grossmutter, alte Mutter, die Alte. Vor dem Kornmann im Getreide warnt man die Kinder an vielen Orten, auch vor dem wilden Mann im Saatfeld, der mit eisernem Knüttel werfe, vor den zwerghaft gedachten Getreidemännchen. Aber auch Grummetkerl, Kleemännchen, Grasteufel, der Alte ist der Dämon geheissen. Die Kornmutter hat feurige Finger theergefüllte oder mit glühenden Eisenspitzen versehene Brüste sie sind so lang, dass sie wie die wilden Weiber diese über die Achseln schlagen kann: ein sinnlich symbolischer Ausdruck der Vegetationsfülle. Mit ihren Doggen jagt sie über den

Acker hin oder sitzt selbst in Wolfsgestalt im Korne, von kleinen Hündchen begleitet, die die verlaufenen Kinder in ihre eiserne Umarmung führen. In Westfalen haust der Hafermann im Felde, mit grossem schwarzem Hute und einem gewaltigen Stocke; er führt die Begegnenden durch die Luft hinweg, umwandelt die Kornhaufen, verlockt und neckt den Wanderer. Hat der Wind das Getreide an einer Stelle nach allen vier Seiten gelagert, so hat der Alte dort gesessen. Wie man die letzten Getreidebüschel als Talisman stehen lässt, weil sich der tiergestaltige Korndämon in sie zurückgezogen hat, so liess man in Anhalt an der letzten Ecke des zuletzt geschnittenen Feldes einige Halme übrig: ‚die mag die Kornmuhme verzehren'. Über ganz Deutschland verbreitet, aber erst seit dem 13. Jahrhundert bezeugt, ist ein Brauch, der sich an den Namen des Alten knüpft. Wer das letzte Korn schneidet oder bindet, dem ruft man zu: Du hast den Alten, und musst ihn behalten (d. h. den Winter über ernähren). Aus der letzten Garbe wird eine Puppe in Mannesgestalt gefertigt und bekleidet; die Mäher und Binderinnen strömen herbei, rufen jubelnd seinen Namen und knieen nieder, küssen auch wohl die Kornfigur. Vom Felde wird dann der Alte feierlich heimgetragen oder hereingefahren. Zuhause wälzen die Arbeiter die Puppe dreimal um die Scheune, setzen sie auf dem Hofe nieder, bilden einen Ring um sie, umtanzen sie dreimal, nehmen sie mit an das Erntemahl, setzen ihr Speise und Trank vor und laden sie zum Essen ein. Die letzte Binderin eröffnet mit dem Strohmann den ersten Tanz auf der Dreschdiele. Später wird er in der Scheune oder im Herrenhause aufgehängt. Der Hofherr soll ihn da wohl in Acht nehmen, heisst es in der gereimten Ansprache an jenen, er werde ihn behüten Tag und Nacht.

Die Riesen.

1. Name und Art der Riesen.

Eine uralte germ. Bezeichnung der Riesen hat bereits Tacitus überliefert (Germ. 46). Jenseits der Finnen im hohen

Digitized by Google

Nordosten beginnt die Fabelwelt: die Ellusier und Etionen haben Gesichter und Antlitze von Menschen, Leiber und Gliedmassen wilder Tiere (S. 167). Êtja, Etio (urgerm. *etanaz), an. iǫtunn, ags. eoton, as. etan (as. Etanasfeld, thür. Eteneslеba) gehört zu etan ‚essen' und bedeutet ‚gefrässig'. Noch im 11. Jahrhundert (Adam. Brem. 4, 25. 19) wird wie in der nordischen Mythologie durchgängig das Heim aller Unholde und Riesen in den Nordosten verlegt. Diese merkwürdige Übereinstimmung lässt sich nur dadurch erklären, dass seit unvordenklichen Zeiten die germ. Weltansicht sich die Riesen im Nordosten hausen dachte. An der Grenze der Welt lebt nach der Dichtung des Mittelalters ein ungeheueres, nur zu Fuss und mit Stahlkolben kämpfendes Geschlecht, das mit dem grünen Horne der Drachen bedeckt und mit ihrer Schnelligkeit begabt ist (S. 120), und ein besonderes Riesenreich begegnet auch sonst in der Sage (Rother 767). Eine andere urgerm. Bezeichnung war *þurisaz, stark, kraftvoll (ahd. turs; vgl. den Ortsnamen Tursinriut, Tirschenreut; Turislôon = Riesenwalden, jetzt Dorla bei Fritzlar, und die Eigennamen Thurismund, Thurisind; mhd. türse, schweiz. türsch, dürst, ags. ðyrs, an. þurs). Der Name von Armins Gattin, Thusnelda, gehört nicht hierher, er bedeutet nicht die Riesen (Thursen) Kämpferin (Thursinhilda), sondern *þūs-snello ist die Kraftkühne.

Nur in Deutschland findet sich der Name Riese, der Kräftige, Männliche, Starke (skr. vṛšan, ahd. risi, riso, as. wrisil, mhd. rise; nicht zu rîsan ‚sich erheben' gehörend). Auch urgerm. *hûnaz ist der Kräftige, Starke (mhd. hiune, mds. hûne, Hüne; vgl. an. hunn Bär, skr. çûra der Held, und die Ortsnamen: Hauna, Hünfeld, Personennamen: Hûnila, Hûnirîx, Hûnimund, Humbert, Hûnbolt = Humboldt; S. 139). Ein anderer alter Ausdruck liegt noch vor in ags. ent, bayer.-österr. Enz, enterisch, enzerisch = ungeheuer gross, seltsam: Enzenberg (Inselberg) = Riesenberg.

Alle diese Namen bezeichnen das Gewaltige, Ungeheure. In einem ags. Gedichte heisst es: ich kann mächtiger schmausen und essen als ein alter Riese. Von der Gefrässigkeit der

Digitized by Google

Riesen ist der allgemeine Name Etionen wie der besondere Eigenname Wolfesmâge entlehnt (Virg. 882). Selbst von rohem Fleische oder gar von Menschenfleische nähren sie sich: so entstand der Menschenfresser unserer Märchen. Soweit an leiblicher Grösse und Stärke der Mensch den Zwergen überlegen ist, bleibt er hinter den Riesen zurück. Den ungefügen Ecke vermag kein Ross zu tragen, in weiten Sprüngen, einem Leoparden gleich, rennt er durch den Wald; das Wild flüchtet in den Wald und schaut neugierig seinem gewaltigen Laufe nach. Der Bauch eines auf der Erde ausgestreckten Riesen sieht aus wie ein kleiner Berg (K. H. M. Nr. 134); ihre Leiber sind elf und wohl sechzehn Fuss lang (D. S. Nr. 326). Für das Pferd eines Riesen muss ein besonderer Stall gebaut werden, es ist mehr denn zehn Ellen hoch und liegt an einer gewaltig dicken Kette, die ihm statt des Halfters dient; die Königstochter muss auf einer Leiter hinaufsteigen und drückt dem Rappen die ellenlangen Sporen in die Seite, als er vom Hexentanzplatz über die brausende Bode setzt; vier Fuss tief schlägt das Ross seinen Huf in das harte Gestein, das noch heute die Rosstrappe heisst (D. S. Nr. 318). In fast allen gebirgigen Gegenden ist die Sage vom Riesenspielzeuge bekannt. Das Riesenfräulein von der Burg Nideck streicht mit einer Hand Bauern, Pferde und Pflug in ihre Schürze, erreicht mit einem Schritte den jähen Berg, wo die väterliche Burg ragt, und stellt das Spielzeug auf den Tisch (D. S. Nr. 17, 319, 324). In Steine, mit denen sich die Riesen geworfen oder auf denen sie gestanden haben, findet man die Male von ihren Händen und Füssen eingedrückt (D. S. Nr. 19, 134 ff., 166). Der kleine Sohn der Riesenkönigin Frau Hütt knickt sich eine Tanne als Steckenpferd ab (D. S. Nr. 233). Der junge Riese zerbricht eine eiserne Stange, die kaum vier Pferde fortschaffen können, reisst zwei der grössten Bäume aus und schleppt sie mit dem Wagen und den Pferden nach Hause; Mühlsteine, die auf ihn geworfen werden, hält er für Sandkörner und trägt einen Mühlstein als Halsband (K. H. M. Nr. 90).

Die Fusstritte der Riesen bilden Thäler in die weiche

Digitized by Google

Erde, sie machen meilenweite Sprünge, von den Thränen eines Riesenweibes rühren die Flüsse her, und die Berge sind nur Helme der Riesen, die tief in der Erde stecken. Die Kraft und Wildheit der Riesen übt sich am liebsten in mächtigen Steinwürfen, Bergversetzungen und ungeheuern Bauten. Wenn sie von Wut entbrennen, so schleudern sie Felsen, reissen sechzigjährige Eichen samt den Wurzeln aus und fechten damit (K. H. M. Nr. 90. D. S. Nr. 318), werfen Löwen an die Wand (Rother 1150), reiben Flammen oder drücken Wasser aus den Steinen (Roth. 1048, K. H. M. Nr. 20), flechten Tannen wie Weiden (Nr. 166) und stampfen mit dem Fusse bis ans Knie in die Erde (Roth. 943). Sie müssen von den Helden, denen sie dienen, in Fesseln gelegt werden, und nur im Kriege lässt man sie gegen den Feind los. Nach Tiroler Sagen fährt der Bauer in einen gestrüppvollen Hohlweg — es ist aber das Nasenloch eines Waldriesen, der ihn samt Ochsen und Wagen in die weite Welt hinausniest; von dem Brüllen eines Riesen in seiner Höhle wird ein ganzer Berg morsch und stürzt ein; der Riese, dem ein Bauer dient, ist so hoch, dass das Erdenwurm auf eine Tanne steigen muss, wenn es seinem Herrn etwas zurufen will. Der Riese Harpîn fällt wie ein Baum zu Boden (Iwein 5074), Asprian tritt den Verwundeten in den Mund (Roth. 4275), die Stimme des Riesen Velsenstôz erbraust wie eine Orgel, davon Berg und Thal erschallt (Virg. 732, 864, 870): auch Glockebôz, der Glockenschläger und Klingelbolt sind Sturmriesen, deren heulender Ruf furchtbar im Hochgebirge erdröhnt. Wenn der schlafende Sigenot atmet, biegen sich die Baumäste, er rauft in dem Tann Bäume aus und trägt den Berner unter den Armen fort (60, 73, 74, 110, 158). Die Riesin Runse nimmt einen Baum mit Wurzeln und Ästen, dass zwei Wagen sie nicht gefahren hätten; eine andere schreitet über alle Bäume und bedarf der Häute zweier Rinder zu ihrer Beschuhung. Der ungeheure Körper der Riesen ist zuweilen mit mehreren Händen und Häuptern ausgestattet: ein mhd. Gedicht nennt einen dreihauptigen Thursen; Heime, der Sohn einer Meermimme, hat vier Ellen-

Digitized by Google

bogen, Asprian vier Hände. Seit alter Zeit waren Sagen vom Streite berühmter Helden gegen die Riesen berühmt, vor allem Beowulfs herrlicher Sieg über Grendel und seine Mutter. In der Vorrede zum Heldenbuche heisst es: ‚Gott schuf zuerst die kleinen Zwerge, damit sie das wüste Land bauten und das Gebirge mit seinen Schätzen ergründeten. Darauf liess er die Riesen werden, damit sie die wilden Tiere und die grossen Würmer erschlügen, auf dass die Zwerge sicherer wären und das Land besser bebaut werden könnte. Die Riesen wurden jedoch böse und untreu und thaten den Gezwergen Leid an. Da schuf Gott die starken Helden, zwischen Zwergen und Riesen in der Mitte, die die Zwerge vor den Riesen schützten und die wilden Tiere und Würmer bekämpften. Er gab deshalb den Helden die Natur, auf Mannheit und Ehre, auf Streiten und Jagen Mut und Sinn zu stellen.‘

Das Altertum kannte zwar auch die Riesen als wild und gefährlich, stellte sie sich aber auch leiblich schön, erfahren, gutmütig, wenn auch plump vor. Die schönste geistige Blüte der Riesenwelt ist der urweise Herrscher der Binnengewässer *Mîmiaz. Noch in vielen Sagen lagert der kindliche Frohsinn friedlich heiterer Verhältnisse über ihnen, und daraus entspringt ihre Treue und Redlichkeit. Hoher, strebender Sinn ist ihnen eigen, wie der Name Hôhermuot zeigt (Virg. 890). Als sie aber vertrieben wurden, ward ihr gutmütiger heiterer Sinn bitter und finster, dumpf und stumpf: so erklären sich die Namen Bitterbûch, Bitterkrût und Tumbo. Die Volkssage hat die Erinnerung an die Riesen als ein uraltes, längst vergangenes Geschlecht bewahrt: vor tausend und mehr Jahren war das Land rings um den Harz von Riesen bewohnt (D. S. Nr. 318, 324); im Elsass auf der Burg Nideck waren die Ritter vor Zeiten grosse Riesen (D. S. Nr. 17). Gewissermassen die Mitte zwischen den guten und bösen Seiten der Riesen nehmen in der as. Genesis die Nachkommen Kains ein (119 ff). Der Dichter folgt zwar der Bibel, nimmt aber die lebhaftesten und eindrucksvollsten Farben aus dem heimischen Glauben. Von Kain stammen kräftige Leute, hart-

Digitized by Google

gemute Helden, herben Gemütes, wilden Willens, sie wollten des Waltenden Befehle nicht erfüllen, erhuben schlimme Fehde, erwuchsen zu Riesen. Der Riese auf Nideck duldet nicht, dass sich seine Tochter an den Menschen vergreift. Rübezahl, der schlesische Wetterherr, erweist armen Leuten Wohlthaten, wenn sie es verdienen. Die riesischen wilden Frauen der Tiroler Sage treten als Mägde bei Bauern in den Dienst. Namentlich in Tirol kennt die Sage noch alte gute Eigenschaften der ungeheuern Gesellen. Weichherzig weinen sie über verunglückte Tiere, schützen die Waldvögel und das Alpenvieh, sagen das Wetter voraus und lehren die Bauern manches Nützliche, denn sie sahen den Urwald schon neunmal fällen und wachsen und erfuhren deshalb so mancherlei. Der und jener Wilde sperrt sich auch ein seliges Fräulein in den Singkäfig, statt es zu zerreissen, wie ihre Sitte sonst ist. Auch suchen sich einige den Menschen zu nähern. Mancher Riese kehrte über den Winter in Bauernhöfen ein und erwies sich im Sommer darauf für die Herberge dankbar, indem er den Hof vor wilden Wassern und Bergfällen schirmte. Riesentöchter spannen Liebschaften mit starken Bauern an, und wenn diese nicht beim ersten Kuss an gebrochenen Rippen verschieden, heirateten sie sich und wurden die Stammeltern der Unholde und der ‚Starken', die an vielen Orten bis in die jüngste Zeit fortlebten. So zeigen die Riesen neben der plumpen Kraft eine gewisse treuherzige Gutmütigkeit. Aber wir verstehen auch, dass in den Bergen und Thälern der wilden Gebirgslandschaft, in der Wildnis des Tiroler Hochgebirges wie im Norden an der Küste des Meeres besonders das Furchtbare der Riesenerscheinung ausgebildet wurde, und können die Vorliebe nachempfinden, mit der mhd. Dichter altes mythisches Volksgut ihrer Heimat bearbeiteten. Dietrichs Kämpfe mit Riesen sind noch voll des frischen Naturlebens, von dem sie den Ausgang nahmen. Im Eckenliede tritt deutlich der alte Sturmriesenmythus zu tage, da rauscht noch immer der unbändige Sturmgeist, zum Schrecken der Vöglein und alles Getieres, durch die krachenden Bergwälder. Selbst in dem späten Dichtwerke Virginal waltet noch immer ein

Digitized by Google

reger Sinn für die grossartige Gebirgswelt, deren gewaltsame Erscheinungen als Riesenvolk und Drachenbrut dargestellt sind. Donnerartig wie ein niederstürzender Bergbach ertönt das grässliche Schreien der Riesen. Als Dietrich mit tödlichem Steinwurf einen jungen Riesen getroffen hat, stösst dieser einen so grimmen Schrei aus, als bräche der Himmel entzwei, und seine Genossen erheben eine Wehklage, die man vier Meilen weit über Berg und Tann vernimmt, die stärksten Tiere fliehen aus der Wildnis, es ist, als wären die Lüfte erzürnt, der Grimm Gottes im Kommen, der Teufel herausgelassen, die Welt verloren, der jüngste Tag herangebrochen. Ein starker Riese Felsenstoss lässt seine Stimme gleich einer Orgel erdröhnen, man hört sie über Berg und Thal, überall erschrecken die Leute, und selbst der sonst unersättliche Kämpe Wolfhart meint, die Berge seien entzwei, die Hölle aufgeweckt, alle Recken sollen flüchtig werden. Die Riesen hausen wie die Drachen am betäubenden Lärm eines Bergwassers, bei einer Mühle und zunächst einer tiefen Höhle. Der Zusammenhang dieser riesischen Gestalten mit ihrer landschaftlichen Umgebung hat sich frisch und lebendig erhalten.

In der Volkssage hat sich die Eigenart der Riesennatur am echtesten fortgepflanzt. Aber einige altertümliche Züge finden sich auch in der höfischen Ritterdichtung des Mittelalters. Selbst in den Artusromanen gehören ungeschlachte Riesen, ‚ungefüge Knaben' zur notwendigen Ausstattung. In dem Romane des Strickers Daniel sind sie unverwundbar wie auch sonst (S. 120). Ihr Vater hat sie so hart gemacht, dass sie nur durch ein ganz besonderes Zauberschwert verwundet werden können. Dieses Schwert erwirbt Daniel vom Zwerge Juran und tötet sie (S. 142). Ebenso muss Dietrich erst vom Zwerge Alberich Nagelring, das gute Schwert, erhalten, um das Riesenpaar zu bezwingen. Ein altes mythisches Motiv ist auch, dass der Riese nur durch ein Schwert besiegt werden kann, das ihm selbst gehört: es muss Eisen und Stein wie Holz schneiden können. Mit der Waffe, die Kuperan ihm gewiesen, tötet Siegfried den grimmen Drachen. Beowulf findet in Grendels Wohnung ein Riesenschwert, aller

Digitized by Google

Waffen Krone, das alte Erbkleinod und tötet damit das mächtige Meerweib, die Wölfin des Grundes (1558 f.). Ein gewöhnliches Eisenschwert schneidet auf die Riesen nicht ein, bloss mit dem Schwertknopfe können sie erschlagen werden (Ecke 178). Auch das komische Element fehlt nicht, das den Riesen anhaftet. Der Seneschall Keie schilt die Tafelbrüder, weil sie vor einem Riesen fliehen und reitet mutig auf ihn los. Der aber packt ihn wie die andern und schwenkt ihn wie eine Waffe in der Luft. Zufälligerweise hat er nur die Rüstung gefasst. Von dem Schwingen saust Keie aus Halsberg und Waffenrock heraus; vom tötlichen Fall wird er aber durch eine nahe Linde gerettet, die ihn mit ihrer Krone auffängt, sodass er von Ast zu Aste sachte niederfällt. Auch der Riese Widolt schwenkt einen Feind als Waffe und wirft einen über vier Mann hin, dass seine Füsse die Erde nicht berühren (Roth. 1701, 1718).

Steine und Felsen sind des Riesengeschlechtes Waffen. Mit Felsen und Bäumen bekämpfen sie einander und schleudern ungeheure Blöcke wider die verhassten Kirchen. Von grossen Steinen, die einsam in weiter Ebene liegen, sagt das Volk, dass Riesen oder Hünen sie geworfen hätten. Auch Steinhämmer und Äxte werfen sie sich zu (D. S. Nr. 20); ein Felsen bei Bonn heisst Fasolts Keule. Die Hünen bei Höxter werfen sich als Ballspiel Kugeln zu und lassen sie hin und her fliegen. Einmal fiel eine solche Kugel mitten ins Thal herab und schlug ein gewaltiges Loch in den Erdboden, das man noch heute sieht (D. S. Nr. 16). Spätere Sagen geben den Riesen Stahlstangen, von vierundzwanzig Ellen, eiserne und stählerne Kolben. Widolt beisst in die Stahlstange, die zwei gewöhnliche Männer nicht zu heben vermögen, dass Feuer daraus fährt und schlägt damit wie ein schneller Donner (Roth. 650, 2734). Mit einer eisernen Stange haut der Riese, der Siegfrieds Reich bewacht, dem Helden den Schild in Stücke (N. L. 461). Wiederholt wird ausdrücklich hervorgehoben, dass die Riesen ritterliche Waffen nicht führen, sondern nur eine mächtige Stange (Strickers Daniel; Er. 5384).

Digitized by Google

Kleine Sandhügel und erratische Granitblöcke schreibt norddeutsche Sage den Hünen zu, die erst vor hundert Jahren ausgestorben seien. Bauten der Vorzeit, die lange Jahrhunderte überdauert haben und die das heutige Geschlecht nicht mehr unternimmt, stammen von den Riesen her. Das Wort der Bibel (Matth. 5, 4) ‚es mag die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben' wird im Heliand so wiedergegeben: die Burg, die auf Bergen steht, der hochragende Fels, das Werk der Riesen, kann nicht verhohlen bleiben (1395 ff.). Die Höhle des Drachen, den Beowulf erschlagen, heisst der Riesen Werk: Felsenbogen halten mit Stützen das ewige Erdhaus innen fest (2717). In mhd. Dichtungen wird den Riesen in den alten Zeiten der Bau von Burgen zugeschrieben. In Bayern und Salzburg nennt man gepflasterte Heerstrassen, die dem Volke uralt und nicht geheuer erscheinen, enterisch. In Hessen zeigt man neun gewaltige, grosse, steinerne Säulen und daran die Handgriffe, wie sie von den Riesen im Arbeiten herumgedreht wurden; denn sie wollten damit eine Brücke über den Main bauen (D. S. Nr. 19). Überall verbreitet sind die Erzählungen, dass Riesen ganze Hügel von ihren Schuhen abstreifen oder daraus schütten, wie wenn es Sandkörner seien, oder kleine Berge aus der löcherigen Schürze verlieren (D. S. Nr. 323 ff.; S. 113): der Riese ist der Sand und Steinchen führende Wirbelwind, der Bäume entwurzelt und schwere Lasten in die Lüfte hebt. Ein Hüne fiel mit solcher Gewalt auf einen grossen Feldstein, dass er das Nasenbein zerschmetterte und ihm ein Strom von Blut entstürzte, dessen Überreste noch heute zu sehen sind. Ein anderer ritzte beim Springen seine grosse Zehe an der Turmspitze; das Blut spritzte in einem tausendfüssigem Bogen aus der Wunde und sammelte sich in einer nie versiegenden Lache (D. S. Nr. 325). Das Blut des versteinerten Sturmriesen und wilden Jägers Watzmann fliesst in ein weites, tiefes Seebecken.

Der Norden und Süden Deutschlands sind reicher an Riesensagen als das mittlere Deutschland; die Hochgebirge (Tirol) und die Küsten der Nordsee reden vorzugsweise von

Digitized by Google

ihnen. Aus der Urzeit stammt der allgemeine Typus, aber Farbe und Gepräge hat ihnen die Gegend gegeben, die sie zu lebensvollen mythischen Persönlichkeiten ausgebildet hat.

2. Luftriesen.

In den Luftriesen wird vorzugsweise das Ungestüm der Stürme dargestellt, aber wie das Volk Nebelzwerge kennt, giebt es auch Nebelriesen: sie können sich nach Belieben gross und klein machen (S. 124, 125). Steigt Dunst aus den Schluchten, der dem Lande Regen bringt, so sagt man in Tirol: die Riesen dahinten rauchen ihre Pfeife. Der Mantel, den sie bei gutem Wetter tragen, ist der Nebelmantel der Berge. Dampfen die Berge, so backen und brauen die Riesen wie die Zwerge. Nebel- und Sturmriesen berühren sich nah; der wilde Jäger ist nicht bloss im Sturmwinde zu spüren, sondern auch im Jagen der Wolken, im Flattern der Nebelfahnen zu sehen. Das Aufsteigen des weissen Brodems aus Sümpfen und Gewässern gab den Wasserriesen Nebelgestalt: Grendel, der unheimliche Dämon der Sturmflut und des Sumpffiebers, wohnt im Meere eine Meile tief unter dem Wasser. Unter den Nebelklippen kommt er vom Meere gegangen, schreitet dahin unter Wolken (711 ff.). Die zur Nachtzeit an den Berggipfeln haftenden und mit Sonnenaufgang schwindenden oder durch den Sturm vertriebenen Nebelgebilde riefen die Versteinerungssagen von Riesen und Zwergen hervor: der Steinblock bleibt zurück, während die Nebelgestalten zum Himmel entschweben.

Aus der bewegten Luft, dem brausenden Sturmwinde, der um die Hütte des Hirten heult, die Wolken scheucht, Eichen entwurzelt und selbst Steine mit sich führt, erwuchs das hochgewaltige Geschlecht der Sturmriesen. Sagen, die vom Windgotte Wodan berichten, kehren in charakteristischen Zügen bei den Winddämonen wieder: denn das Element, aus dem beide entstanden sind, ist dasselbe. Über ganz Germanien sind die Sagen vom wilden Jäger verbreitet; einige sind sicherlich jüngern Ursprunges, andere aber Erinnerungen an

Digitized by Google

alte Wodansmythen. So wenig man alle Sagen dieser Art ohne weiteres als verblasste Wodansmythen ansehen darf, so schwer ist es in andern, die Grenze zwischen Dämon und Gottheit zu ziehen.

Die Jagd des Sturmriesen auf ein flüchtendes Weib ist von Dichtern des Mittelalters verschiedentlich behandelt worden. Der dem Volksglauben entnommene Stoff ist freilich in höfischem Geschmack umgearbeitet, aber der mythische Kern ist leicht blosszulegen; am treusten ist er bewahrt in Dietrichs Kampf mit dem Wunderer. Als König Etzel einst mit seinen Helden beim Mahle sass, kam flüchtig eine schöne Jungfrau in das Gemach und bat um Schutz vor einem schrecklichen Manne, der wilde Wunderer genannt, der sie seit drei Jahren verfolge und sie fressen wolle. Etzel suchte sie zu beruhigen; auf ihre Bitten, wenigstens die Burgthore zu schliessen, damit der Unhold nicht hineinkäme, versicherte er, die Thore wären niemals verschlossen, weil Bittende immer Zutritt hätten und Feinde nicht einzudringen wagten; aber sie möchte unter den Helden in seinem Saale einen aussuchen, der ihr stark genug erschiene, den Riesen zu bekämpfen. Die Jungfrau aber war mit wunderbaren Kräften ausgestattet und hatte die Gabe, der Menschen Gedanken in ihrer Seele zu lesen. Nur zwei Männer erblickte sie, die den Feind bestehen konnten. Sie trat zuerst auf Rüdiger zu, aber er sträubte sich, weil er zu alt wäre und Weib und Kind daheim hätte. Da wandte sie sich an den stolzen Dietrich; während der Berner seine Bereitwilligkeit erklärte, erklang draussen des wilden Jägers Horn. Bald stürmten seine Rüden schnobernd in den Saal, und schon ertönte donnernd seine Stimme, die von den Thorwächtern Einlass begehrte. Gleich darauf stürzte er in das Gemach, mit seinem Scheitel stiess er an das Gewölbe, mit rohen Worten forderte er seine Beute: sein Vater hätte sie ihm zur Ehe versprochen, aber sie verschmähte ihn; weil er sie einem andern nicht gönnte, wollte er sie auffressen. Weinend bestätigte die holde Jungfrau, dass sie lieber sterben als dem Ungeheuer angehören wollte. Da griff Dietrich eilig zu seinen Waffen; wohl schlug der Riese ihm

Digitized by Google

manche scharfe Wunde, aber endlich gelang es ihm doch, den Wüterich zu überwinden. Mit heissen Worten dankte ihm die Königstochter und gab sich zu erkennen: Sälde war sie genannt, und plötzlich war sie vor aller Augen entschwunden.

Die Übereinstimmung mit den Sagen vom wilden Jäger, der die Windsbraut oder die Holz- und Moosweibchen verfolgt, vom Wode, der den ‚saligen Fräulein' nachsetzt, liegt deutlich zu Tage (S. 169. D. S. Nr. 47, 48, 279). An den wilden Jäger erinnert schon das Beiwort der wilde Wunderer. Der Wunderer hetzt die Jungfrau mit Hunden, die als das Gefolge des dämonischen Jägers bekannt sind. Wie dieser dem vorbeiziehenden oder gar in den Jagdruf einstimmenden Wanderer einen Menschenschenkel oder das Viertel eines Moosweibchens als Jagdstück zuwirft, wie seine Hunde sogar einmal die Verfolgte zerreissen, so ruft die Jungfrau: er will mich zur Speise haben, und er selbst bestätigt, dass er sie verschlingen wolle. Wenn es heisst, dass durch sein Herannahen Thor und Riegel gesprengt werden, so erinnert das an die alle Hemmnisse niederwerfende Gewalt des Sturmes. Die im Saale nach Frass suchenden Hunde, Etzels Bemühen, den gefrässigen, hungernden Wunderer durch Speise zu besänftigen und ihn so vom Verzehren der Jungfrau abzubringen, sind Erinnerungen an die besänftigenden Speiseopfer, die den Winddämonen gebracht wurden, und vergleichen sich den Opfern, die man dem Wode und seinen Hunden zu bringen pflegte. Der ‚wunderaere' ist der Wunder Verrichtende, der übernatürliche Kräfte heilsam Anwendende. In Schlesien sagt man noch heute, wie auch aus dem 17. Jahrhundert bezeugt ist: der wunder möcht ein' fressen, womit natürlich nur der menschenfressende Wunderer gemeint sein kann. Da der Name aber für einen bösen Dämon wenig passend erscheint, ist der Wunderer vielleicht entstellt aus der ‚Winderer' (*winden — Wind erregen); im an. ist Vidrir ein Beiname Odins. Frau Sälde wird verfolgt wie die Seligen Fräulein, die Wildsälden vom wilden Manne, und ist wie diese der Zukunft kundig (S. 175); sie ist nicht Fortuna, nicht eine Allegorie, sondern gleichfalls eine vollblütige mythische Gestalt.

Digitized by Google

Die Stelle des Wunderers nimmt im Liede von Ecken Ausfahrt Vasolt ein. Nach hartem Kampfe mit dem Riesen Ecke reitet Dietrich durch den Wald. Da hört er eine klagende Frauenstimme, und ein wildes Weib bittet ihn um Hilfe, da sie von Vasolt und seinen zwei Jagdhunden in wilder Fahrt gejagt werde. Da kamen auch schon die Hunde heran, und Dietrich hob die Jungfrau auf sein Ross; indem hörte er dröhnenden Hornruf erschallen und sah Vasolt daher stürmen. Dessen Leib hatte wohl Riesenlänge, und sein Haar, weiss wie klares Silber, fiel in drei Zöpfen zu beiden Seiten des Rosses herab. Zornig ritt er auf Dietrich zu und sagte: Du hast mir meine Maid genommen, ich habe sie diesen ganzen Tag gejagt, ihr müsst beide hangen. Alsbald begann ein grimmiger Kampf, Dietrich verwundete Vasolt durch den Helm und schlug ihm einen Zopf ab, doch auf Bitten der Jungfrau schenkte er ihm das Leben. Aber wie Dietrich vorher mit Vasolts Bruder Ecke gekämpft hatte, so musste er nachher einen noch gefährlicheren Streit mit Vasolts Mutter Birkhilt bestehen.

Wie der Wunderer das selige Fräulein, verfolgt Vasolt das wilde Weib mit seinen Hunden. Beide Jäger führen ein laut schallendes Horn; wie der Wunderer, droht Vasolt die Jungfrau zu hängen, beide werden nach schwerem Kampfe besiegt, aber auf Bitte der Jungfrau nicht getötet. Vasolt ist auch sonst als Sturmriese bezeugt. Im rheinischen Siebengebirge führt eine Schlucht mit scharfem Nordostwind den Namen Faseltskaule. In einem Wettersegen wird Vasolt beschworen, das Ungewitter wegzuführen: *„Ich peut dir Vasolt, dass du das Wetter verfirst mir und meinem nachpauren ân schaden"*. Das lange Haar, das Vasolt in Zöpfen gebunden trägt, ist ein Bild der sturmgebärenden, flatternden Wolke. Dunkel ist der Name; er wird zu an. fas = Übermut, oder zu visen = sich hin- und herbewegen, oder zu ags. faes = Schrecken, schwed. fasa = Entsetzen gestellt. Wenn aber sein Bruder Ecke heisst, der Schrecker, wird Vasolt wohl den Entsetzen Erregenden bedeuten.

In denselben naturmythischen Vorstellungskreis führen

Digitized by Google

auch einige andere Namen aus Vasolts Verwandtschaft: Helle, der Töner, Zerre, der Zerreisser, Welderich, der Waldmann, ihre Mutter und Eckes Vaterschwester Runse, die Schneelawine, und Birkhilt, Vasolts Mutter. Sie kommt über Baumstämme springend daher, reisst einen Baum aus und läuft keuchend vor Grimm Dietrich an, sodass er entweichen muss; endlich aber fasst er sein Schwert und schlägt ihr das Haupt ab. Als dieses hinfliegt, schreit es mit so lauter Stimme, dass der Riesin Tochter Vodelgart fern im Gebirge die klägliche Stimme der Mutter vernimmt. Voll Zorn reisst auch sie einen Baum aus und eilt herbei. Sie giebt damit dem Berner einen solchen Schlag, dass er niederstürzt. Voll Scham und Zorn springt er auf, zerhaut den Baum in ihren Händen und fängt sie an ihren langen Haaren.

Die Riesin Runse, die Dietrich tötet, hat ihre Heimat im Walde, lawinengleich bricht sie eine Burg mit einer Hand und springt über Ronnen und Felsblöcke. Noch die heutige Tiroler Sage kennt eine Runsa, die Schlammlawinen herabsendet. Der Name gehört zu ‚rutschen' und bedeutet Lawinensturz. Sie ist ein wildes, wüstes Wald- und Alpenweib von schreckhaftem Aussehen; ihre Wirkungen sind die Schlammgüsse, die bei heftigem Regen aus den Hochgebirgen niederstürzen und Erde, Bäume, Hütten und Felsen fortreissend über die Abhänge und Thäler die grausigsten Verwüstungen schütten. Solche Runsen hausen in den Tiroler und Schweizer Alpen leider viele.

Ein Sturmriese ist endlich auch Vasolts Bruder Ecke. Auf Jochgrimm sitzen drei königliche Jungfrauen, um die drei riesenhafte Brüder werben, Ecke, Vasolt und Ebenrot. Ecke verdriesst, dass der Berner vor allen Helden gerühmt wird, und er gelobt, ihn gütlich oder mit Gewalt, lebend oder tot herbeizubringen. So entlassen ihn die Frauen, und zum Lohne wird ihm die Minne einer von den dreien zugesagt. Ein Ross verschmäht er, weil er so ungefüge sei, dass ihn kein Ross tragen könne, vierzehn Tage und Nächte geht er zu Fusse, ohne Müdigkeit und Hunger zu spüren. Wie eine Glocke klingt sein Helm im Walde, wenn ihn die Äste rühren.

Digitized by Google

Durch Gebirg und Wälder rennend, schreckt er das Wild auf, und die Vögel verstummen. So läuft er bis nach Bern, und als er dort vernimmt, dass Dietrich ins Gebirge geritten, wieder an der Etsch hinauf in einem Tage bis Trient. Kaum sieht er ihn im Walde reiten, so fordert er ihn zum Kampfe. Aber erst am nächsten Morgen willigt der Berner ein, zu streiten. Doch Ecke will nicht warten. Schon ist die Sonne zu Rast, als Dietrich vom Rosse steigt. Sie kämpfen noch in der Nacht; das Feuer, das sie sich aus den Helmen schlagen, leuchtet ihnen. Das Gras wird vertilgt von ihren Tritten, der Wald versengt von ihren Schlägen. Sie schlagen sich tiefe Wunden, sie ringen und reissen sich die Wunden auf. Zuletzt unterliegt Ecke. Sein blutiges Haupt bringt Dietrich den drei Königinnen, die den Jüngling in den Tod gesandt. — Noch heute weiss die Volkssage, dass auf Jochgrimm in Tirol drei uralte Hexen hausen, die Wetter und Hagel machen können. Landschaft und Zahl stimmen so genau, dass die Übernahme dieser Gestalten aus dem Volksglauben unzweifelhaft ist. Eckes Name ‚der Schrecker', seine Verwandtschaft mit Vasolt und Runze, seine Entsendung durch die drei weiblichen Wetterdämonen, die auf Jochgrimm über Hagel und Wetter gebieten, zeigen Ecke als einen Sturmriesen, der durch die krachenden Bergwälder fährt.

Die Winde als Baumbrecher und Baumschwinger sind sicherlich eine alte Vorstellung; die weiten Baumbrüche nach heftigem Unwetter nennen wir Windbrüche. Auch Sigenot rauft Bäume aus, und wenn er beim Schlafen atmet, biegen sich die Baumäste; aber er heilt auch Wunden. Windriesen sind ferner in der deutschen Heldensage Fellenwalt, der den Wald Fällende, Rûmenwalt, der den Wald Ausräumende, Schellenwalt, der den Wald laut erschallen lässt (Dietrich u. s. Gesellen 42. 64. 65), Velsenstôz, Fichtenstôz, Glockebôz und Klingelbolt (S. 185). Wie Fasolt beschworen wird, das Ungewitter zu entfernen, so wird in einem Segen des 11. Jahrhunderts Mermeut angerufen, der über den Sturm waltet (adiuro te Mermeut, cum sociis tuis, qui positus es super tempestatem). Der ahd. Personenname Scrâwunc geht gleich-

Digitized by Google

falls auf einen Wetterriesen zurück, der in der Hagelwolke einherfährt (mhd. schrâ Hagel, Reif, bayr. schraejen = hageln). Wenn der Sturm nachts im Walde heult und tobt, sagt man bei Luzern: ‚der Türst, oder der Dürst jagt' (D. S. Nr. 269). Der wilde Jäger Watzmann (ahd. waz = Sturm), dessen Winde seine Hunde heissen, ist mit Weib und Kind in einem Unwetter in dem herrlichen Berge gleichen Namens begraben. Wie ein gewaltiger Steinriese steht der Watzmann da; wenn in den Felsspalten des Berges der Wind pfeift, sagen die Leute, das seien die heulend umherspringenden Hunde des alten Königs. In den Bergen kommt der Wind zur Ruhe; Berge gelten als Gräber der Riesen und namentlich des wilden Jägers. Auch Rübezahl ist nichts weiter als der neckische Wetterherr des Riesengebirges, der die Leute, wenn sie im Sonnenschein ausgegangen, plötzlich in Nebel hüllt oder mit Regen und Sturm überfällt. Als Sturmriese hält er sein Saitenspiel in der Hand und schlägt mit solcher Kraft in die Saiten, dass die Erde davon zittert; dann erhebt er sich im Fluge über die höchsten Gipfel der Bäume und wirft sein Saitenspiel mit Donnergetöse auf die Erde, bald wieder reisst er im Wirbelwind die Bäume aus und dreht sie im Kreise. Mit dem wilden Jäger berührt er sich auf die mannigfachste Weise. Oben im Gebirge ertönt sein Horn und der Schall der hetzenden Meute; unscheinbare Gaben, die er reicht, verwandeln sich in Gold; auch ein Mantel und ein Zauberpferd sind ihm eigen. Der Name bedeutet Rübenschwanz und ist aus dem 13. und 14. Jahrhundert (ruobezagel) als Beiname urkundlich nachgewiesen. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts sind alle möglichen anderen Sagen von Kobolden, Zwergen u. s. w. auf ihn übertragen. Nicht ausgeschlossen ist allerdings, dass die Deutschen den slavischen Ripzelu, d. h. Berggeist, den Herrn über das Gebirgswasser, die Nebel- und Wolkengebilde, über Wind und Sturm bei sich aufgenommen haben.

3. Berg- und Waldriesen.

Die Riesen hausen auf Felsen und Bergen oder im hochragenden Gebirgswalde; sie sind belebte Steinmassen oder

Digitized by Google

versteinerte, früher lebendige Geschöpfe. In den Gedichten der deutschen Heldensage finden Riesenkämpfe gewöhnlich im Walde statt. Dietrich schilt sie Bergrinder, Waldbauern, Waldhunde (Laur. 2625, 534, 2624. Sig. 97, 13, 114). Bergriesen sind die zwölf schätzehütenden Riesen Nibelungs und Schilbungs, der den Zugang zu Kriemhild und dem Drachensteine bewachende Kuperan und der Riese Wikram, der Dietrich auf dem Wege nach Virginals Märchenpalast tückisch mit seiner Keule bedroht. Zahlreich sind die Sagen von frevelhaft lästernden oder unschuldige Mädchen verfolgenden Jägern und Riesen, die im Gewitter versteinern. Der Riese Zottelbock, bei dessen Nahen das Wasser wie vom Winde aufgehetzt emporsteigt, fällt bei der Verfolgung der See-Else zu Boden und erfüllt den See mit seinem Blute. Die Zwerge türmen sein Grab über ihm und leiten den Bach darüber, der rauchend auf der Wiese rinnt, weil er durch des Riesen heisses Herz läuft. Sie vertragen wie die Zwerge das Tageslicht nicht (S. 191) und werden beim ersten Sonnenstrahle zu Stein. Die deutsche Sage giebt einen allgemein sittlichen Grund solcher Versteinerungen an, grossen Übermut oder gottlose Grausamkeit. Allbekannt im bayerischen Hochlande ist der Watzmann. Er war ein Riesenkönig, der für seine blutige Wildheit mit Weib und Kind zu dem vielzackigen gewaltigen Bergstock verwünscht ward. Auf gleiche Weise ist die Riesenkönigin Frau Hütt bei Innsbruck verzaubert (D. S. Nr. 233). Im Sillthale in Tirol ist der Riese Serles wegen seines Wütens mit dem gleichgesinnten Weibe und dem getreuen Rate zu den drei Felszacken versteinert, die über der Brennerstrasse aufsteigen; wie beim Watzmann hört man noch immer in Sturmnächten das Kläffen seiner Hunde, und bei Gewitter sieht man oft Blitze auf die versteinerten Riesen niederfahren.

Wie Vasolt und Mermeut beschworen werden, wird auch ein stummer, gefühlloser Steinriese, Tumbo, angerufen, der die Wunde gefühllos, schmerzlos machen soll. Der im 11. Jahrhundert geschriebene Blutsegen lautet:

Digitized by Google

Tumbo (der Stumme) sass im Berge, mit stummem Kind im Arm.
Stumm hiess der Berg, stumm hiess das Kind:
Der heilige Stumme segne diese Wunde.

Der in Stein erstarrte Riese Tumbo (got. dumbs, ags. dumb, ahd. mhd. tump = stumm) hält auf hohem Bergrücken sein gleichfalls versteinertes Kind im Arme: in irgend einer seltsam geformten Felsengruppe mochte die kindliche Phantasie diese Gestalten zu sehen glauben. Wie an dem gefühllosen Bergriesen kein Leben, keine Bewegung mehr wahrzunehmen ist, so soll auch das rinnende Blut erstarren. Man vermisst freilich die bei solchen Zaubersprüchen unentbehrliche symbolische Handlung.

Einen starken Waldriesen Baldemar, der die Plage des ganzen Landes ist, erschlägt Wolfdietrich. Der Riese Widolt (Holzwalter) oder Widolf (Waldwolf) ist so wild, dass er weder Menschen noch Tiere schont; er rauscht, dass die Erde bebt, und sein Halsberg klingt, wenn er über die Sträuche springt (Rot. 5051, 4201). Man schlug ihm Eisenringe um Hals, Arme und Schienbeine und hielt ihn an einer langen Eisenkette. Ward er zornig, so brach er alle seine Bande und schlug mit einer mächtigen Eisenstange alles Lebendige, das ihm in den Weg kam, bis man ihn wieder fesselte (Thidrekss. 27, 34, 38, 144). Dieser ‚Waldwolf' ist ein lebendiges Bild des entfesselt losbrechenden, durch die Waldungen rasenden Sturmes. In Oberbayern tritt auch der Getreidewolf mit einer Kette an die Wand des Hauses gefesselt auf. Als Runses Sohn wird Welderich genannt, und eine noch lebende Tiroler Sage erzählt von einem Riesen Walder, der ob Gnadenwald in tiefer Höhle neben einer steilen Felswand haust. Auch die Schar der wilden Männer, Waldleute und Holzleute trägt oft riesisches Gepräge (S. 168 9). Der Riese Hidde wird von Karl dem Grossen zum Vogt seiner Wälder und Bäume gemacht (D. S. Nr. 322).

4. Wasserriesen.

Der urgermanische Wasserriese Mîmiô (Mimi) galt als ein Wesen voll der ausserordentlichsten, tiefsten Weisheit

Digitized by Google

und Kenntnis. Er haust in einem Brunnen, in dem alles Nass auf Erden und unter dem Himmel zusammenfliesst, und ist der Herr der Bäche, Ströme, Seen und Meere; sein Wissen ist so unergründlich und unendlich wie sein Element. Die Meinung, dass dem Wasser Weisheit, Wissen und Voraussicht inne wohne, beruhte nicht nur auf den Eigenschaften der Helle, Durchsichtigkeit und Beweglichkeit des Elements, das in die Tiefen dringt und Tiefen ausfüllt, sondern auch auf dem Glauben an einen dasselbe durchdringenden Geist, den weisen Mimi. Die einzelnen Quellen und Gewässer oder ihre Wellen sind seine Kinder. Das Flüsschen Mimling im Odenwalde entspringt aus einem wasserreichen Brunnen, dessen Abfluss sogleich zum lebendigen Bache wird, und Memborn bei Anhausen im Fürstentum Neuwied hiess wie Memleben an der Unstrut und im Harz Mimilêba ehedem Mimibrunno. Der alte Name für Münster war Mimigerdaford (= Furt), für Minden Mimidun. Die Gedichte unseres Mittelalters erzählen noch von einem kunstreichen, im Walde hausenden, vor andern erfahrenen und gepriesenen Waffenschmiede Mime, der mit seinem Gesellen Hertrich unter andern zwölf ausgezeichnete Schwerter schmiedete, zu denen Wieland ein dreizehntes, den berühmten Miming, fertigte. Während dieser Mime in dem Gedichte von Biterolf (124, 137 ff.) nach Toledo versetzt wird, kennt ihn die aus niederdeutscher Überlieferung schöpfende Thidrekssaga auf deutschem Boden und macht ihn zum Lehrmeister Wielands und Erzieher Siegfrieds (S. 141). Mîmio ist schwerlich der ‚Denker' (gr. *μιμνήσκω*, lat. memor), sondern die Wurzel mîm bedeutet ‚messen' (ags. mâmrian grübeln, nd. mîmeren, nl. mymeren, norweg. meima abmessen); Mimi wäre etwa der die Entscheidung bestimmende weise Wassergeist.

Der ingväonische Hauptmythus lebt in dem altenglischen Epos von Beowulf fort. Auf Beowulf, dessen Name mit beów ‚Getreide' zusammenhängt, den Sohn des Sceáf (Garbe), ist der Mythus des ingväonischen Himmels- und Jahreszeitengottes *Tivaz Ingvaz übergegangen. Ing, der göttliche Ahnherr der ingväonischen Nord- und Ostseevölker, war aus der Ferne

Digitized by Google

gekommen, um ihnen Glück und Gedeihen zu bringen; er hatte sie den Ackerbau und die Segnungen der Kultur gelehrt und ihnen gezeigt, wie sie das sumpfige Überschwemmungsland an der Nordseeküste, das bis dahin nur mit Lebensgefahr hatte bewohnt werden können, unangefochten von der Gewalt der Elemente behaupten konnten. Als die Engländer noch auf den Inseln und an den Küsten der Nordsee sassen, war bereits der Mythus von dem Kampfe des Gottes mit Grendel entstanden, dem riesischen Dämon der Schrecknisse der uneingedeichten Marsch, der zerstörenden Sturmfluten und der fieberbringenden Sümpfe (S. 117 ff.). Mit der Übersiedlung nach England traten die Gefahren der Sturmfluten für die Angelsachsen in den Hintergrund, und Grendel, den sein Name ‚Schlange' schon als Personifikation des brausenden Wassers kennzeichnet, sank mehr und mehr zu einem Sumpfgeist herab, der die in der Nähe schlafenden Menschen nachts überfällt.

Grendel war der grimme Geist geheissen, der in den Mooren hauste, im Sumpfe und im Moraste. Allnächtlich drang er in die Halle des Königs Hrodgar, raubte von dem Ruhbette die Helden und suchte mit der blutigen Beute seinen Bau auf, die Nebelmoore. Da hörte Beowulf von Grendels grausen Thaten; ihm ward kund, dass schon manche Helden den Kampf mit dem Ungeheuer hätten wagen wollen, aber dass mit ihrem Blute die Bankdielen begossen gewesen wären, sobald der Tag erglänzte, und dass der Unhold sein fürchterliches Treiben ungestraft fortsetzte. In der Methalle erwartete Beowulf den Feind. In finsterer Nacht kam der Schattengänger geschritten, während die Hüter schliefen; er nahte vom Moor unter Nebelklippen, in Wolken gehüllt; von den Augen schoss ihm ein Licht, der Lohe vergleichbar. Sein Herz lachte, als die Thür vor seiner Faust zerbrach, und er die schlafenden Männer gewahrte. Aber die Hand des Helden fasste ihn fest; der Riese suchte zu fliehen, der Recke liess nicht los, mit Verlust seines Armes musste Grendel totwund entweichen in seine wonnelose Wohnung. Am nächsten Morgen wallte die Brandung in Blut, die springenden Wogen

Digitized by Google

waren mit Eiter durchmengt; auf dem Grunde des Meeres war Grendel seiner Wunde erlegen. Aber ein Rächer erstand ihm in seiner Mutter, dem Unholdsweibe. Während die Helden in der Halle des Königs ahnungslos schliefen, stieg Grendels Mutter empor, ihren Sohn zu rächen, packte einen der Edelinge und verschwand in ihrem dunklen Reiche. Nicht geheuer war die Stätte, die sie mit ihrem Sohne bewohnte; in Wolfshalden, windigen Klippen, nahe am Meere herrschten sie, wo die Ströme des Waldes nebeldampfend niederstürzen; rauschende Bäume hangen über dem Moorsumpf, und kein Mensch kennt die Tiefe des Moorgrundes. Selbst wenn der von Hunden gehetzte Waldgänger, der hornstarke Hirsch sich hierhin verirrt — lieber lässt er am Ufer das Leben, als dass er sich in den Moorgrund stürzte. Über Grendels Wohnung wallen die Wogen schwarz bis zu den Wolken empor, der Wind stört furchtbare Gewitter auf, die Luft erdröhnt, und die Himmel weinen. Beowulf ging den Spuren nach, über steile Steingehänge und schmale Steige, über niederstürzende Klippen und Nixenbehausungen. Seedrachen tummelten sich im Sumpfe, mit Nägeln wie Stahl und Krallen statt der Hände; am Abhange der Klippen kauerten die Nixen, die oft den Schiffern Unheil bringen. Beowulf tauchte in die brandenden Wellen unter; es währte die Frist eines Tages, bis er die Fläche des Grundes fand. Mit ihren grausen Krallen ergriff ihn die wütende, gefrässige Meerwölfin, aber das Ringkleid rettete ihn. Düsteres Feuer sah er auf dem Langherde der waffengeschmückten Halle lodern. Die Schneide seines Schwertes versagte am Leibe des mächtigen Meerweibes. Da erblickte er ein altes Riesenschwert, und mit ihm durchbohrte er die Wölfin des Grundes. Traurig starrten inzwischen seine Gefährten auf die blutig gefärbte Brandung, sie glaubten nicht, dass sie ihren geliebten Fürsten wiedersehen würden. Aber heil und unversehrt, Grendels Haupt und Schwertgriff schwingend, der Seebeute froh, schwamm Beowulf aus der Tiefe des Meeres an das Gestade (S. 13). Am Abend seines Lebens muss Beowulf noch einmal einen feuerspeienden Drachen bekämpfen, der,

Digitized by Google

sein Land verwüstend, auf grossem Schatze in einer Höhle nahe dem Meeresstrande haust. Zwar erlegt er mit Hilfe eines jungen Helden den ‚Goldhüter', aber er selbst wird auf den Tod verwundet.

Bei denselben seeanwohnenden Deutschen, bei denen der Mythus von Grendel ausgebildet war, und bei denen noch heute der Wassergeist in Rossgestalt den Wogen entsteigt, wie schon zur Zeit des Pytheas, ist auch der Wasserriese Wado entstanden (mhd. Wate, ‚der Water'; S. 139—141). Er ist ein riesenhafter Greis mit ellenbreitem Barte, unwiderstehlich in seinem unbändigen Zorne, er bläst das Horn, dass man es dreissig Meilen weit schallen hört, dass die Flut hoch aufwogt, der Strand erbebt und die Mauern einzufallen drohen (Gudr. 1510, 1350, 1391 ff.). Das Schwanenmädchen, das Gudrun und Hadburg am Strande erscheint, verkündet, dass Wate zur Rache herbeieile; er führe selbst dass starke Steuerruder, einen bessern Freund könnte sich die Gefangene nicht wünschen (1183). Wate weiss, wann die Schiffe auf der Flut schnell weiter segeln können; die Luft sei heiter, sternenreich und klar, der Mond scheine prächtig, darum würden die Rächer noch vor Tagesanbruch am Ziele sein (1346). Mit bohrenden Augen, knirschenden Zähnen, blutberonnen tritt er im Schlusskampfe auf, die leibhafte Verkörperung des furor teutonicus (1510 ff.). Alte Züge von Wate hat auch die Thidrekssaga bewahrt: er trägt wie Christophorus seinen jungen Sohn Wieland über den Sund und wird durch eine Klippe erschlagen, die nach einem starken Regen auf ihn stürzt. Er ist der Sohn einer Meerminne, Wâchilt, die ihren Urenkel Wittich, Wielands Sohn, in die See aufnimmt (Rab. 965 ff.; S. 159). Dunkle englische Sagen erzählen von einem Boote Vades, in dem er wunderbare Fahrten unternahm und viele erstaunenswerte Thaten verrichtete. Wado ist ein alter Meerriese, der wohl die steigende, schwellende Flut verbildlicht haben mag.

Von einem Kampfe Dietleibs mit einem riesenhaften Meerweibe, dem ‚merwunder', berichten dunkle mhd. Zeugnisse. Er focht mit dem Meerungeheuer den langen Tag

Digitized by Google

bis an die Nacht; nur seine grosse Schnelligkeit rettete ihn vor dem stählernen, scharfen Spiesse der Riesin; zur Erinnerung daran trug Dietleib seitdem als Schildzeichen ‚daz merwunder'. Die Sage setzt eine Meerlandschaft voraus, und zwar dieselbe Küstengegend, aus der auch die Sage von Beowulfs Kampf mit Grendel und dessen Mutter, gleichfalls einem ‚Meerwunder', sowie die langob. Sage von dem Kampfe des Lamissio mit den streitbaren Wasserfrauen stammt. Sie ist also ingväonisches Eigentum und ist an der Nordsee entstanden, wo das Meer jahraus, jahrein mit Sturmfluten verheerend gegen das Land braust.

Eine mythische Darstellung der Sturmflut (der Manntränke) oder einer verheerenden Seuche ist auch der Unhold in dem Artusromane des Strickers ‚Daniel vom blühenden Tal'. Ein Unhold von hässlichem Aussehen, rot und kahl von Angesicht, der ein mörderisches Haupt mit sich führt, steigt aus dem Meere unangemeldet und unvermutet auf das Land, während man gerade Feste feiert, und verursacht ein grosses Sterben der Bevölkerung. Er bereitet sich aus dem Blute der Männer ein Bad für seinen siechen Körper, und zuletzt sind im ganzen Lande kaum noch dreissig Männer vorhanden. Im Augenblicke der höchsten Not wird die Gefahr von Daniel beseitigt und der Unhold getötet (S. 121, 161).

Verwandt ist die Erzählung von Theodelind und dem Meerwunder (D. S. Nr. 401); aber es ist hier der Sohn des Meerunholdes, der die Übelthaten begeht, und Frauen sind es, die von ihm zu leiden haben. Das Meerwunder überrascht wie ein lüsterner Alp die Königin am Strande und zeugt mit ihr einen ungestalten Sohn, schwarz und rotäugig (S. 88). Das Kind wuchs auf und war bös und tückisch, riss anderen die Augen aus oder zerbrach ihnen Arm und Beine. Als es älter wurde, stellte es allen Frauen und Jungfrauen nach, tötete die Männer und schlug selbst den König. Um weitere Greuel zu verhüten, griff der König zum Schwerte, das Blut rann im Saale, die Mutter nahm selbst Pfeil und Bogen und half mitfechten, bis dass der Unhold tot zu Boden

Digitized by Google

sank. Dann versteckte sich der König am Strande im Gesträuche, das Meerwunder sprang aus den Wellen und lief auf ihn zu; die Königin stach mit dem Schwerte durch den Leib des Untieres, und das Land hatte wieder Frieden und Ruhe.

Ein Meer- und Eisriese ist der graugewandige Meister Îse in dem mhd. Spielmannsgedichte Orendel (S. 121). Er ist zugleich ein Wintersturmriese, der die Meereswogen oder die Wolken, die als apfelgraue Rosse gedacht sind, am Strande jagt und fängt. Er ist ein Greis von langer Gestalt, zwischen seinen Brauen zwei Spannen weit, von furchtbarem Gange und ein gewaltiger Krieger. Er bewohnt eine grosse, herrliche Burg mit sieben Türmen — ein Bild aufgetürmter Eismassen. Schon sein Name kennzeichnet ihn als Eisriesen, schwerlich als den Wogenden, Flutenden oder Gänger (skr. êsha, eilen). Zur Zeit der herbstlichen Stürme gerät der Gott der Schiffahrt oder der Jahreszeitengott in seine Gewalt, aus der er erst im Frühjahr erlöst wird und in Bettlertracht und unerkannt zu seiner von buhlerischen Freiern bedrängten Gattin heimkehrt. Aber wenn die See wieder unbefahrbar wird, der Sommer der Macht des Winters wieder erliegt, dann kehrt der Gott wieder in den harten Dienst des Eisriesen zurück.

Digitized by Google

Der Götterglaube.

Allgemeine Bemerkungen.

Wie bei den Dämonen ist bei den Naturgöttern der Zusammenhang mit den zu Grunde liegenden Naturerscheinungen gelockert, ja oft aufgelöst; der Glaube, dass es die grossen Naturmächte sind, von denen Wohl und Wehe des menschlichen Daseins abhängt, ist mehr und mehr zurückgetreten. Die Götter sind zu wunderbarer Grösse und Herrlichkeit gesteigerte Menschen, Idealbilder von Königen und Fürsten, von erstaunlicher Kraft und Weisheit. Wie Zeus, Hera, Apollo idealisierte Hellenen sind, so sind Wodan, Frija, Donar ideale Germanen. Eine bestimmte Rangordnung unter den Göttern gab es ursprünglich nicht; jeder war in gewissen Lebenslagen der Höchste, der Donnerer, wenn das Gewitter tobte, der Windgott, wenn es stürmte. Solch ein ‚Augenblicksgott' ist ferner die Gottheit, die eine einzelne bestimmte Ernte schützt oder eine einzelne bestimmte Waffe zum Siege lenkt und eben in der Garbe, in der Lanze selbst wohnt. Sie entwickelt sich zu einer ‚Sondergottheit', die nunmehr ein- für allemal der Ernte, dem Kriege vorsteht, und wird schliesslich zu einem ‚persönlichen Gotte', der immer reicher und idealer ausgestattet wird und alle zusammen gehörenden ‚Sondergötter' in sich vereinigt. Darum haften auch ethische Elemente den Göttern anfangs nur locker und äusserlich an; der Gewittergott ist wohl ein gewaltiger, kriegerischer Held und nur wenig von dem Geschlechte der Riesen unterschieden, aber leuchtende Reinheit und Erhabenheit einer höchsten sittlichen Kraft hat er ursprünglich nicht

Digitized by Google

Darum konnte Civilis noch zu den Batavern sagen: die Götter stünden bei den Mutigsten (Hist. 4_{17}), und die Usipeter und Tencterer 125 Jahre früher: den Sueben kämen nicht einmal die unsterblichen Götter gleich (Caes. b. g. 4_7). Solche Auffassungen können nur zu einer Zeit und bei Stämmen geherrscht haben, wo die Götter noch nicht zu allmächtigen Wesen aufgestiegen waren. Die spätere Zeit lehrt, dass mit dem Fortschreiten der Kultur die Götter als ihre Träger und Bringer gelten, dass es Wesen von höchster Sittlichkeit und Macht waren, dass ihnen die Vergangenheit und Zukunft kund war, dass sie, die Unbesiegbaren, das Geschick des Menschen daheim und im Felde entschieden und, durch das Loos befragt, ihren Willen verkündeten: sie sind der Urquell des Rechtes, das sie geschaffen haben, das sie durch ihre Priester zu erkennen geben und im Gottesurteil zur Geltung bringen; sie haben die ewigen, unvergänglichen Gesetze in der Gemeinde- und Familienordnung gestiftet, und wie sie den Vorsitz im Gerichte führen, geleiten sie den Helden in den Kampf, geben Sieg, Verstand und Dichtkunst, Wissen und Weisheit; der Tod in der Schlacht ist ihr Werk, und er ist das höchste auf Erden zu erstrebende Ziel des Mannes; sie sind die Ahnherrn des germanischen Volkes und seiner Königsgeschlechter, kurz, sie sind die Spender alles Guten und Schönen, und sie triumphieren als die geistigen Wesen über die rohe Kraft. Darum greift auch der Götterkultus überall in das Leben ein, in das häusliche wie in das öffentliche, in das Heer- und Kriegswesen wie in Recht und Verfassung. Darum schicken die Stämme ihnen zu Ehren zu gemeinsamer Opferfeier Abgesandte, übertragen die Leitung einem Priester, der mit allen erforderlichen Gebräuchen vertraut ist, und bringen ihm das Höchste dar, was der Mensch zu geben vermag, ein menschliches Leben. Veredelnd dringt der Götterglaube auch in die Dichtkunst, die Schwester der Religion, die wie diese in den tiefsten Tiefen der menschlichen Natur wurzelt.

Die Gestalt und das Aussehen der Götter wird zum Idealbilde menschlicher Schönheit. In der Urzeit wurden

Digitized by Google

sie nackt gedacht; die deutschen Wolken- und Wassermädchen haben wie die Wassergeister, die Maren und Elbe unverhüllten Körper, sind aber oft von berückender Schönheit Das Heldenzeitalter der deutschen Stämme denkt sich seine Götter als Helden ohne Gleichen, von kraftvoller, männlicher Gestalt, die Göttinnen als hehre Königinnen, als Muster häuslicher Tugenden, oft auch als reisige Jungfrauen. Eine Brünne umschliesst die edeln Glieder, ein Helm bedeckt das Haupt, die Hand führt Lanze und Schwert, sie tummeln das mutige Ross oder fahren auf einem dröhnenden Wagen. Man darf daher nicht so weit gehen, hinter jedem Attribute eines Gottes einen besonderen Naturgrund zu suchen, den Gott gleichsam als Allegorie aufzufassen. Wenn der Donner in den Lüften grollte, sagte man in alter Zeit: ‚Nun fährt der Alte wieder da oben und haut mit seiner Axt an die Räder'; die Ähnlichkeit des rollenden Donners mit dem Getöse eines rollenden Wagen führte von selbst dazu, dem Donnergotte einen Wagen zu geben. Der Blitz spaltete die Bäume und Felsen; das konnte der Gewitterherr nur mit einer Waffe thun, die dem Menschen selbst bekannt war; man gab ihm also die rohe Baumkeule oder den steinernen Hammer, beides Waffen, die auf den ältesten Kulturzustand zurückgehen. So giebt Tracht und Ausstattung der Götter einen Anhalt, das Alter gewisser Vorstellungen zu bestimmen.

Als Gebieter über die verschiedenen Elemente führten die Götter verschiedene Beinamen; als flammender Sonnengott hiess Tius z. B. Istvio, als die wandelnde hiess die Sonne Sinthgunt, als Göttin der Fülle und des Reichtums Fulla. Diese Epitheta, die die charakteristischen Merkmale und die hervorstechendsten Äusserungen der göttlichen Macht wiedergeben, lösten sich von dem höheren Wesen ab, dem sie angehörten, und erwuchsen zu einer selbständigen Persönlichkeit (Hypostase); sie verleugneten die alte Naturgebundenheit, konnten sich lebendiger entwickeln als diese und machten den ethischen Fortschritt zur freieren Beweglichkeit menschlicher Charaktere. Durch die Hypostase geschah erst die eigentliche Bevölkerung des Götterhimmels, hauptsächlich sie

Digitized by Google

führte zum Polytheismus. Durch sie wurden die Mythen mannigfaltiger, sie gaben den reichsten Stoff zur religiösen Dichtung, und da der eine Stamm diese Machtäusserung und diesen Beinamen höher schätzte als der andere — z. B. betonten die Seestämme das geheimnisvolle Erscheinen des Himmelsgottes Tius Ingvio, die Binnenstämme seine furchtbare Gewalt und Erhabenheit unter dem Namen Tius Irmino —, knüpfte sich an diese neuen Göttergestalten der Kultus der Sakralverbände, der Amphiktyonien, an.

Der Grundstock der germanischen Mythen sind Naturmythen, bildlich-poetische Beschreibungen von Naturvorgängen aus der Heidenzeit, die die Götter oder die Dämonen voll. bringen und erleiden. Solche Mythen sind ursprünglich nur ganz kurz gehalten, nicht weil die Phantasie des Vorstellens und die Kunst des Erzählens versagte, sondern weil der von der Natur überlieferte Stoff sich eigentlich mit schlichten, kurzen Vergleichen zufrieden stellen musste, z. B. der Sieg der Sonne, die Gewitterschlacht, das Auftauchen des Zwielichtes. Durch das Verhältnis der Götter und Dämonen untereinander sowie zu den Gestalten des Seelen- und Marenglaubens entsteht eine verschlungenere Mythenbildung. In ihr ist nicht immer ohne weiteres das Bild eines längeren, verwickelteren Naturvorganges zu sehen, sondern nur die Elemente spiegeln die Natur wieder, ihre Verbindung ist oft ein Werk der frei schaffenden Phantasie und Dichtung. Das Bedürfnis nach dichterischer Ausschmückung und Abrundung sucht nach Motiven, nach wirkungsvollem Anfang und Abschluss. Der Naturmythus sagt: der sommerliche Gott verlässt die Erdgöttin; die Phantasie fragt: warum? wie findet er sie wieder? woran erkennt er sie? Eine Liebesgeschichte des Himmels und der Erde entsteht nach menschlichem Muster. Eine Zeit, die höhere Göttergestalten bildete, besass schon eine Fülle von Geschichten aller Art, Ausgeburten einer fabulierlustigen Phantasie, Märchen und novellistische Ansätze. Sie flogen umher wie Spinnefäden im Herbste, die sich bald an einen Baum, bald an einen Busch, bald an einen Menschen ansetzen, schlossen sich an die Mythen an

Digitized by Google

und wiesen auch den Göttern in ihnen eine Rolle zu. So benutzt der deutsche Mythus von der Wiedervereinigung des Jahresgottes mit der bräutlichen Erde oder mit der Sonnenjungfrau einen weitverbreiteten Typus, die Erkennung durch Ring und Becher. Aus vielen Volkssagen ist er bekannt (D. S. Nr. 439, 520, 523, 524, 525), aber er ist nicht aus dem Mythus abzuleiten, sondern umgekehrt, der Mythus nahm diesen herrenlos umherirrenden Zug auf. Die Alpmythen sind von Natur ausserordentlich reich an aufregenden, packenden, wie an geheimnisvollen, lieblichen Scenen. Der bei aller Mannigfaltigkeit immer wieder erklingende Grundakkord rief eine Anzahl scharf ausgeprägter Motive hervor, wie die Ehe von himmlischen Wesen mit Sterblichen, die Fragepein, das Frageverbot, das Erlösungsmotiv u. a. Der ursprüngliche Mythus erzählt nur: aus unbekannter Ferne kommt der Herrscher des Lichtes und eilt wieder der unbekannten Ferne zu. Der Sonnengott wird zum Jahresgott, seine Gemahlin ist die Erde. Es lag nahe, an die Alpgeister zu denken, die aus des Himmels Höhen zu den Menschen herabsteigen und auf kurze Zeit — die Stunde des Traumes — einen Bund mit ihnen eingehen; durch diese Gedankenverbindung war auch das Motiv gegeben, das den sommerlichen Gott wieder in die Ferne treibt: die Geliebte hat das Gebot unbeachtet gelassen:

„Nie sollst du mich befragen
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art".

Ebenso erfährt der Mythus von der Erlösung der geraubten Sonnenfrau aus den Händen der winterlichen Dämonen mannigfache Ausschmückung durch die Alpsage von der Erlösung der gefangenen Mare: das Aussprechen eines gewissen Wortes, das Verschwinden zur Zeit des aufdämmernden Tages, das gewaltsame Ringen und die ekelhafte Berührung der in allerlei Schreckensgestalten sich verwandelnden Jungfrau sind erst durch den Alptraum in die Sagen von der weissen Frau gedrungen.

Digitized by Google

Einen grossen Teil der Motive zum Aufbau der Göttersage haben die Märchen geliefert, aber der Schluss war voreilig, in ihnen verblasste Göttermythen zu sehen. Andererseits kann nicht geleugnet werden, dass die Gestalten des Volksglaubens, die Riesen und Zwerge, die Wichtelmänner und die Nixen, wie auch die Hexen in Märchen noch deutlich und klar erkennbar sind. Bekannt ist das Märchen ‚der junge Riese' (K. H. M. Nr. 90): Er ist anfänglich so gross wie ein Daumen, wächst aber später und wird gross und stark nach Art der Riesen. Er zerbricht einen Stab so lang und schwer, dass ihn acht Pferde kaum fortschaffen können, und schlägt das Eisen auf den Amboss, dass er in die Erde sinkt. Als er auf den Grund eines Brunnens heruntersteigt, um ihn zu reinigen, werden Mühlsteine auf ihn hinabgeschleudert, um ihm den Kopf einzuschlagen; aber er ruft: ‚Jagt die Hühner vom Brunnen weg, die kratzen da oben im Sande und werfen mir die Körner in die Augen.' Beim Heraufsteigen sagt er: ‚Seht einmal, ich habe doch ein schönes Halsband um', da war es der Mühlstein, den er um den Hals trug. — Lange Zeit hat dieses Märchen als eine verblasste Erinnerung an den Siegfriedmythus gegolten, wozu besonders der Umstand beitrug, dass der Held des Märchens wie Siegfried den Amboss in den Grund schlägt. Aber dieser Zug ist erst aus dem Märchen in die Heroensage eingedrungen; das Märchen selbst beruht durchaus auf den Vorstellungen des Dämonenglaubens, wie schon das Heranwachsen des Däumlings zu einem Riesen zeigt (S. 124). Noch immer sieht übertriebener Eifer in dem Knüppel, der jeden unbarmherzig durchbleut, Wodans sieg- und glückverleihenden Speer, oder in dem Tischchen die nährende Mutter Erde, in dem Golde, das der Esel speit, die goldenen Strahlen der Frühlingssonne oder den goldenen Erntesegen, in dem rotbärtigen Schreiner, Müller und Bauern Repräsentanten des alten Donnerers (K. H. M. Nr. 36; S. 113). Die Wiederbelebung und Befreiung der erstorbenen, frostumfangenen Vegetationskraft der Erde durch den Jahres- und Lichtgott scheint allerdings im Märchen von Dornröschen wiederzu-

Digitized by Google

kehren (K. H. M. Nr. 50), die Ähnlichkeit ist zu überraschend gross, als dass sie durch einen aus Griechenland — Sicilien eingeführten Mythus von der ‚sprossenden' Thalia erklärt werden könnte; das deutsche wie das griechische Märchen beruhen vielmehr auf derselben mythischen Grundlage, dem Zusammenhange von Wärme und Licht mit Blühen und Leben. Ebenso scheint das Märchen ‚die zwei Brüder' (K. H. M. Nr. 60) die gleiche Natursymbolik zu enthalten wie der deutsche Mythus von den Söhnen des Himmelsgottes. Die Frage, ob die Inder die eigentlichen Schöpfer des Märchens seien, das von hier seinen Siegeszug über die ganze Welt angetreten habe, oder ob die Gleichartigkeit der Märchen aus der Gleichartigkeit der primitiven Veranlagung des Menschengeschlechtes herrühre, kommt für die Mythologie nicht sonderlich in Betracht. Jedenfalls steht unser Märchenschatz mit dem heimischen Sagenschatze in inniger Verbindung.

Bei weitem wichtiger ist das Hineinragen der Göttersage in die Heldensage; nur darf man nicht in den Gestalten der Heldensage ‚verblasste Götter' erkennen wollen, sondern viele Gestalten und Vorgänge aus der Göttersage sind in die Heldensage übergegangen. Die Voraussetzung des Epos ist die Heldensage, und deren Voraussetzung wieder ist die Mythologie. Die Heldensage setzt sich aus zwei Elementen zusammen, einem oberen: die Götter lassen sich zu den Menschen nieder, ohne doch ganz Menschen zu werden, und einem irdischen: geschichtliche Persönlichkeiten, besonders aus der Zeit der Nationalkämpfe, werden zur Übermenschlichkeit, zur Halbgöttlichkeit gesteigert. Alle Heroen, deren Geschichtlichkeit nicht nachweisbar oder wahrscheinlich ist, waren ursprünglich Götter. Göttergleichen Menschen, die sich dann auch ihrer göttlichen Abkunft rühmten, werden Thaten zugeschrieben, wie sie der Mythus von den Göttern berichtet. Darum reicht der Ursprung der Heldensage mit seinen historischen Teilen in die Zeit der Völkerwanderung zurück, die mythischen Bestandteile, die sich mit ihnen verbanden, führen in die unmittelbare Nähe der taciteischen Nachrichten und

Digitized by Google

ergeben mit den übrigen unzweifelhaft heidnischen Mythen die gemeinsame Grundlage der süd- und nordgerm. Mythologie. Ungeachtet ihrer historischen Färbung und ihrer geographischen Beziehungen enthält also die Heldensage alte religiöse Mythen mit natursymbolischer Bedeutung, in ihr sind die wertvollsten Reste unserer Urväterreligion zu sehen. Zu dieser Vermenschlichung der Göttersage gab die Verbindung mit geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignissen Veranlassung, die durch die Heldensage vom Boden des Wirklichen gelöst waren. Zusammentreffen mythischer und geschichtlicher Namen und die Anknüpfung an einen bekannten historischen Ort liessen den Göttermythus zum Heroenmythus und dann zur eigentlichen Heldensage werden. So ging der Mythus vom Himmelsgotte Tivaz Ermanarîkaz und von Frija in den historischen Gesang vom Gotenkönige Ermenrich über, weil beide Namen übereinstimmten, und wurde im Breisgau lokalisiert, im Gebiete der alten Ziuwari, wegen des Brîsingamen, des Halsschmuckes der Frija. Die Stammgottheiten standen als Väter oder Mütter an der Spitze der sie verehrenden Stämme. Von ihnen leitete das Priester- und auch das spätere Königsgeschlecht, das ihrem Kulte vorstand, seinen Ursprung ab. So traten entweder sie selbst oder mythische Personen, die sich von ihnen ableiteten, aus der Reihe der Götter in die Zahl der Heroen über, und an solchen Helden haftet dann der Mythus: sie nehmen nach und nach immer menschlichere Gestalt an, und das Bewusstsein der alten Bedeutung schwindet. So lebt der ingväonische Hauptmythus im ags. Epos von Beowulf fort, so gingen die vandalischen Dioskuren in die Sage von Ortnit und Wolfdietrich über, so wurden Gestalten des erminonischen Epos in die Sage vom Untergange des thüringischen Reiches verflochten, so ward Siegfried und sein Mythus aus der Stammesreligion der Istväonen oder Franken in die Nibelungensage aufgenommen. Das Christentum konnte scheinbar die alten Götter vernichten, aber den Heroen konnte es nichts anhaben, und unter diesen Heroen bargen sich Götter.

Beispiele mögen das Verhältnis von Mythus und Helden-

Digitized by Google

sage erläutern, ohne dadurch dem weitern Verlaufe der Darstellung vorzugreifen. Wie der homerische Dichter die Mythen vom Jahresgotte in der Odyssee und den Mythus vom Raube der Sonnenjungfrau (Helena) und ihrer Wiedergewinnung durch die Dioskuren (Agamemnon und Menelaos) an die geschichtliche Erinnerung von der Zerstörung Trojas durch einen Heereszug des Königs von Mykene und seiner Mannen knüpft, so verbindet die deutsche Heldendichtung den Siegfriedmythus mit dem historischen Untergange eines Teiles der Burgunden im Jahre 437. Mythisch ist die erste Hälfte des Nibelungenliedes, in deren Mitte Siegfried steht, die Erlegung des Drachen, die Hortgewinnung, die Befreiung der Jungfrau durch den Ritt über die Waberlohe, der tragische Untergang durch die Mächte der Finsternis. Es ist ein alter Licht- und Jahreszeitenmythus: der Lichtgott befreit bei seiner Rückkehr aus der Fremde und der Gefangenschaft die Sonnenjungfrau, die auf dem Berge schläft und von den Nebelkindern gefangen gehalten wird. Der Panzer, der die schlafende Jungfrau umschliesst, ist ein Bild der Eis- und Frosthülle, mit der im Winter die Erde eingeschlossen ist; Licht und Leben bedingen ja einander. In gleicher Weise, wie die Sonne in das Dunkel zurücksinkt, aus der sie der Tagesgott geweckt hat, fällt die blühende Erde wieder in die starren Fesseln des Winters, aus der sie der Jahresgott befreit hat. Der Gestaltentausch der Sage (N. L. 410 ff.) ist der in Nacht verwandelte Tag, Sonne und Flammenwall wird von der Finsternis, vom Nebel verschlungen. Hagen und Grîmhild, die eigentlichen Nibelungen, sind rein mythische Wesen; der Name der germanischen Königstochter Hildico, von der Attila in der Hochzeitsnacht ermordet wurde (eine Koseform von Hilde), kehrt im zweiten Gliede des Namens Grîmhild wieder und wurde mit die Veranlassung zur Verschmelzung der Nibelungenmit der Burgundersage. Geschichtlich ist im N. L. der zweite Teil: das Gedächtnis des erschütternden Unterganges des Burgunderreiches unter seinem Könige Gundicarius ist darin bewahrt. — Die Gestalten der Sonnenjungfrau und der bräutlichen Erdgöttin sind in Brünhild vereinigt, und

Digitized by Google

diese hat im Heldenzeitalter die kriegerischen Waffen einer göttlichen Schlachtenjungfrau angelegt. So ging sie in die Heldensage über und wurde Gunthers Gemahlin. Sie weilt nicht mehr auf dem feuerumlohten Felsen, aber doch auf der fernen, meerumfluteten Veste Isenstein (N. L. 325 ff.), und in den Kampfspielen kommt ihre göttliche Natur zum Vorschein. Im Speerschiessen, Steinwurf und Sprung wird sie zwar besiegt, aber nur durch Hilfe des mythischen Nibelungenattributes, der unsichtbar machenden Nebel- oder Tarnkappe; denn durch sie geborgen und geschützt übernimmt Siegfried die Thaten, Gunther die Geberde. Nur der Mythus erklärt, warum sie Siegfried willkommen heisst und sogleich mit Namen begrüsst (N. L. 398), und warum beim Hochzeitsmahle der beiden Paare heisse Zähren über ihre lichten Wangen rinnen, als sie Siegfried an Kriemhilds Seite sieht (N. L. 572). Mit elementarer Kraft bricht Brünhilds jungfräuliche Walkürennatur zum letzten Male in der Hochzeitsnacht hervor, als sie zürnend dem Gatten ihre Liebe verweigert, ihm mit einem Gürtel Hände und Füsse bindet und ihn hoch an die Wand hängt (N. L. 585).

Durchaus mythisch ist die Rolle, die Dietrich als gewaltiger Streiter im Kampfe mit den Riesen und Drachen spielt, wenn auch gerade die jüngsten Dichtungen davon berichten. Die Annahme freilich, dass Dietrich in die Stelle des alten Donner- oder Sonnengottes gerückt sei, lässt sich kaum beweisen. Er ist weder ein verkappter Donar noch auch seine Hypostase, wohl aber enthalten die auf seine Person übertragenen Sagen Reste alter Sturm- und Gewittermythen.

Geschichtliche Erscheinungen werden also mit den zwar noch nicht vergessenen, aber in ihrer Natursymbolik nicht mehr verstandenen mythischen Zügen vom dichterischen Volksgeiste in Zusammenhang gebracht. Der Göttermythus wird zum wirklichen Ereignisse, aber auch die geschichtliche Sage verliert ihren alten Inhalt und versetzt sich mit den Wundern des Göttermythus. So fliessen beide Quellen in einen Strom. Der Mythus giebt den Stoff, die geschichtliche Sage den allgemeinen Rahmen. Die ursprüngliche religiöse Beziehung ist

Digitized by Google

geschwunden; der Träger der Erzählung ist nicht mehr ein Gott, sondern ein Held der Vorzeit. Nur in der Grossartigkeit seiner Thaten, in den wunderbaren Zügen, die ihm noch anhaften, in dem engen Zusammenhange, in dem er mit der Götterwelt steht, lebt sein göttlicher Charakter fort.

Altmythische Vorstellungen sind auch in der Volkssage und dem Volksaberglauben des Mittelalters und der Gegenwart erhalten. ‚Überlebsel' (survivals) nennt man allerhand Vorgänge, Sitten und Anschauungen, die durch Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen sind, der von dem verschieden ist, in dem sie ursprünglich ihre Heimat hatten; so bleiben sie als Beweise und Beispiele eines älteren Kulturzustandes, aus dem sich ein neuerer entwickelt hat. Die ethnographisch-anthropologische Betrachtung von Sitte und Sage zeigt, dass die unendliche Mannigfaltigkeit vom Rohesten bis zum Idealsten in Glauben, Sitte und Gewohnheit aus derselben Wurzel entsprossen ist, dass hinter den Vorstellungen auch der civilisiertesten Völker dieselben rohen Entwickelungsstufen auftauchen, die wir noch heute bei den sogenannten wilden Völkern finden, dass die einfachsten Naturerscheinungen der niederen Mythologie die allgemein menschlichen Keime und Grundelemente enthalten, aus denen erst eine, immer mehr ideal-ethisch sich entfaltende nationale Mythologie entsteht (S. 55. 108). Das Leben der Wilden, das die längst überwundene Periode der Steinzeit bis auf unsere Tage fortsetzt, repräsentiert den ursprünglichsten, uralten geistigen und sittlichen wie materiellen Zustand des Menschengeschlechtes; daher vermag die Religion der Wilden häufig Lehren und Gebräuche eines civilisierteren Glaubens zu erklären. Das Studium der Überlebsel zeigt überall eine Entwickelung nach dem Höheren hin und erklärt, warum das, was in der niederen Kultur ein verständlicher religiöser Glaube ist, sich häufig als sinnloser Aberglaube in die höhere Kultur hinein fortsetzt. Der im Volke fortlebende Volksglaube ist also nicht ein entarteter Niederschlag eines alten Götterglaubens, sondern die in ihm auftretenden Götter sind nur als eine Art Naturwesen, noch nicht als reine Götter anzusehen

Digitized by Google

Der Wode als Schimmelreiter ist in der deutschen Sage ein dämonisches Wesen, der wilde Jäger, die wilde Jagd ein nächtliches Schattenbild, das sich als urgermanisch erweist. Allen Germanen gemeinsam ist die Vorstellung des auf weissem Rosse dahinjagenden Sturmes oder des ewigen Wanderers, der im Gewitterzuge auch zu Fuss dahinschreitet, den Wolkenhut tief in die Stirn gedrückt, aus der im zuckenden Blitzstrahl sein finsteres Auge leuchtet. Aber der Schluss ist verfehlt, dass Wodan nicht bei allen Stämmen, besonders nicht bei den oberdeutschen, als eigentliche Gottheit verehrt sei. Die dämonischen Züge, die er von Anfang an besass, werden im Glauben des Volkes gewiss stärker hervorgetreten sein als in dem der Adligen und Priester, und sie konnten sich um so leichter erhalten, als die Bekehrer im allgemeinen ihre Angriffe nur gegen die höhere Mythologie richteten.

Wertvolle Quellen der deutschen Mythologie sind ausserdem die Personen- und Ortsnamen, Tier-, Pflanzen-, Wochentags und Monatsnamen, die Runeninschriften, die ahd. Glossen und die Inschriften auf Weihsteinen von deutschen Söldnern im römischen Dienste. In ihnen werden die Gottheiten entweder mit einem heimischen Namen oder Beinamen bezeichnet, oder es wird der Name der römischen Gottheit beigesetzt, mit der die deutsche verglichen wurde Steht dieser letztere Name allein, so ist für uns die eigentliche Bedeutung meist gar nicht mehr oder kaum noch erkennbar. Durch die Ausbeutung der inschriftlichen Denkmäler zeigt sich der taciteische Götterkreis erweitert; alle Versuche, diese Funde für eine Darstellung der deutschen Mythologie mit den übrigen Nachrichten zu vereinigen, bauen sich auf der etymologischen Deutung der inschriftlichen Namen auf; es sind hauptsächlich Probleme sprachlicher Art. Einige Altäre sind mit Bildern geschmückt wie der des Mars Thingsus und mehrere, die der Nehalennia errichtet sind. Den Gottheiten sind auf ihnen Attribute beigegeben; wenn auch die Ausführung durch römische Künstler erfolgte, so müssen diese Beigaben doch germ. Glauben wiederspiegeln, denn die etwa nach römischer Auffassung eingemeisselten Zeichen hätten für den Germanen

Digitized by Google

keinen Sinn gehabt. Das beweist ein Tius- oder Wodansbild auf einer Juppitersäule, denn Juppiter ist niemals zu Pferde und nie bartlos dargestellt. Dieser Gegensatz zur römischen Darstellung zeigt, dass die Germanen den Gott auch nach ihrer Auffassung abgebildet sehen wollten.

Unter den Berichten des Altertums ist die Germania des Tacitus die Hauptquelle. Der erste Römer, der nach eigener Erkundigung von germanischen Göttern berichtet, ist Caesar: *‚die Germanen rechnen zur Zahl der Götter nur die, die sie sehen, und durch deren Segnungen sie offenbar gefördert werden, Sonne, Vulcan und Mond; von den übrigen haben sie nicht einmal durch den Mythus (fama) vernommen‘* (b. g. 6_{21}). Von Caesar stammt die interpretatio romana her, denn er konnte sie von niemand übernehmen, Tacitus fand sie vor und verbesserte sie. Diese Verdolmetschung geschah nicht nach Namenähnlichkeiten oder nach der inneren physikalischen Bedeutung der Gottheiten, sondern nach den Äusserlichkeiten ihres Kultus und der Ähnlichkeit der Gesamtvorstellung, die man von ihnen hatte. Die Angaben Caesars und des Tacitus stimmen offenbar nicht zu einander; nicht nur ist Tacitus viel besser über den deutschen Glauben unterrichtet, sondern, in einem Punkte wenigstens ist Caesars Mitteilung falsch, dass nämlich die Germanen nur Sonne, Mond und Feuer angebetet hätten. Tacitus erwähnt leibhaftige Götter der Germanen, unter römischen Namen: Mars (Tius), Mercur (Wodan) Hercules (Donar), Castor und Pollux (die Söhne des Tius), Isis (Nehalennia); unter Beibehaltung der deutschen Namen: Tuisto, dessen Sohn Mannus, sowie die Nerthus. Tacitus redet nachdrücklich von Helden und Abkömmlingen der Götter (Germ. 2), von dem Gotte, der den Krieg lenkt (Germ. 7), von den Namen der Götter, nach denen die heiligen Haine benannt wurden (Germ. 9), von dem Priester, der keine Weissagung beginnt, ohne die Götter anzurufen (Germ. 10) und sich für den Diener der Götter hält (Germ. 10), von dem allwaltenden Gotte (Germ. 39), von den Göttern der Germanen (Hist. 5_{17}), die auf sie herniederblicken, von den heimischen Göttern, denen zu Ehren die römischen Adler in den Hainen

aufgehängt seien (Ann. 1_{59}), von den heimischen Göttern (Ann. 2_{10}, 11_{16}) und von den gemeinsamen Göttern (Hist. 4_{64}). Caesar sagt, *‚die Germanen kümmern sich nicht viel um Opfer‘* (6_{21}), Tacitus weiss um so mehr darüber. Ja, Caesar widerspricht sich zwei Bücher vorher selbst (4_7, S. 206). Die drei Zeilen, die er dem religiösen Leben unserer Ahnen widmet, werden also dem germanischen Götterglauben durchaus nicht gerecht. Der geniale Feldherr hatte für das geistige Leben seiner gefürchteten Gegner kein Verständnis, seine Berührungen mit ihnen sind allerdings nur flüchtig gewesen. Wie hätte er sonst die hübsche Jägergeschichte als Wahrheit wiedergeben können, dass die Germanen die Alcen — eine Art Rehe mit stumpfen Hörnern und mit Beinen ohne Gelenkknoten und Gliederung — dadurch erlegen, dass sie die Bäume anhauen: an diese lehnen sich dann die Tiere an, werfen sie um und stürzen mit ihnen nieder! (6_{27}) Alle Bemühungen, hinter Caesars Sol, Luna, Vulcan deutsche Götter zu suchen, müssen vergeblich sein. Bei Luna hat man an eine nur inschriftlich bezeugte Göttin Haeva oder Alaiteivia gedacht, bei Vulcan an Donar, bei Sol an Tius. Nur das ist vielleicht ausser der Dreizahl, die echt sein wird, der wahre Kern seiner Angabe, dass die Germanen die segnenden Mächte des Himmelslichtes verehrten; die beigefügte Interpretatio soll nur verdecken, wie ungenügend er über Einzelheiten des germanischen Götterglaubens unterrichtet war. Noch 150 Jahre nach Caesar erkennt man aus der Schilderung des Tacitus deutlich, dass bei den Germanen der Lichtkultus vorherrschte. Als der König der Ansivaren Boiocalus die Römer flehentlich um Land für sein Volk anrief, blickte er zur Sonne und den übrigen Gestirnen empor und fragte sie, wie wenn sie zugegen wären, ob sie Verlangen trügen, den menschenleeren Boden anzuschauen (Ann. 13_{55}). Aber nichts ist charakteristischer für die göttliche Verehrung, die die Germanen den Mächten des Lichtes erwiesen, als das Aufkommen Wodans. Der nächtliche Sturmgott entthront den Gott des strahlenden Himmels und Tages Tius, aber er bleibt nicht mehr der Gebieter der Nacht und des Todes, sondern ist selbst zum

Digitized by Google

leuchtenden Himmelsgotte geworden, von dem nicht nur die materielle, sondern vor allem die geistige Kultur herrührt, höheres Wissen und Dichtkunst. Das Aufsteigen Wodans musste eine Umwälzung hervorrufen, die als die grösste zu bezeichnen ist, die der deutsche Geist in der Urzeit durchgemacht hat.

Tacitus hat für seine Germania (98) ohne Frage die Werke seiner Vorgänger benutzt, Caesars Kommentare zuweilen mit wörtlicher Übereinstimmung; er bezeichnet seine Quellen mit ‚einige sagen' (quidam dicunt). Ob er aber aus eigener Anschauung beschreibt, ist nicht nachweisbar; er selbst beruft sich nie darauf. Dass er als Befehlshaber einer Legion am Niederrhein oder Statthalter der Provinz Belgica seine Kenntnis der germanischen Verhältnisse erworben habe, ist nur Vermutung. Die Meinung, Tacitus habe als Reisender in germanischen Hallen Ale getrunken und zugleich Nachrichten gesammelt, nennt Gust. Freytag selbst eine ‚fröhliche Vermutung'. Dass trotzdem vieles den Eindruck des Selbsterlebten macht, beruht auf den Mitteilungen seiner Gewährsmänner, die Augenzeugen gewesen sein müssen. Über die Völker vom Rhein bis zur Elbe wird genau berichtet; was von den Verhältnissen jenseits der Elbe und im Norden handelt, klingt mythenhaft (cetera iam fabulosa K. 46). Gewiss hat er auch die römischen Archive durchgearbeitet, in denen Berichte über Land, Stämme, gesellschaftliche Verhältnisse, Gebräuche und Religion der Germanen aufgehäuft waren. Aus Deutschland zurückkehrende Kaufleute, Offiziere und Beamte, germanische Gefangene und flüchtige Häuptlinge werden die schriftlichen Quellen ergänzt haben. Sobald er sich aber auf seine germanischen Gewährsmänner verliess, wurde das Geschichtliche seiner Beschreibung gefährdet. Denn die Germanen kannten noch nicht wie die Griechen und Römer die scharfe Grenzlinie zwischen wirklicher und mythischer Ethnographie und Geographie. Für sie lag wirklich das Reich der Riesen, der Etiones, im Norden, für sie waren die Gestalten der wilden Jagd, der Elbe, Mahren und Wildfrauen leibhaftige Wesen mit Fleisch und Blut — Tacitus

Digitized by Google

aber fasst diese mythischen Namen als Bezeichnungen von Völkern auf und redet von Ellusii, Etiones und Harii (S. 166, 181; s. u. Wodan). Dem gläubigen Germanen waren diese Phantasieländer und Völker Wirklichkeit, und sollten sie dem wissbegierigen Römer von ihren fernen Ländern und Grenzen erzählen, so mussten sie auch davon berichten. Trotz dieser und anderer Missverständnisse behält die Germania als Quelle für den Glauben und Brauch unserer Vorfahren den Wert, dass sie zuerst in grösserem Umfange eine Schilderung des religiösen Lebens giebt vor jener tiefgreifenden Umwälzung, wo die Überlegenheit des alten Kulturvolkes auch auf diese germanischen Verhältnisse einwirkt.

Wieviel von den religiösen Vorstellungen der Germanen indogermanischer Urbesitz gewesen ist, lässt sich kaum entscheiden. Nur das lässt sich vielleicht sagen, dass sie aus der Urheimat bereits den Lichtkultus, die Verehrung der segnenden Mächte des Himmels, mitgebracht haben. Die höheren Götter der Indogermanen waren als himmlische Wesen gedacht (deivos). Eins dieser Himmelswesen war der ‚Vater Himmel' selbst, Diēus; der blitzbewehrte, heldenhafte Gewittergott; das in der Gestalt göttlicher, in Heldenschönheit prangender Jünglinge verehrte Zwielicht und die Morgenröte. Die wilden Waldleute, Maren, Elbe und Wasserfrauen lassen sich ebenfalls in das indogermanische Altertum zurückverfolgen. Von den Mythen, die die Thaten und Erlebnisse dieser Götter erzählen, sind uralt: der Mythus von dem Drachensiege des Himmelsgottes, von der Genossenschaft der Dioskuren und der Sonnenjungfrau, von den Ehen göttlicher Wesen mit den sterblichen Menschen. Sogar der Kultus des Himmelsgottes reicht in die Urzeit zurück (s. u. Tius), ebenso besondere Formen des Gottesdienstes, Zaubersprüche, Notfeuer, Menschenopfer und Ansätze zur Bildung eines Priesterstandes (zend. speñta heilig, lit. szweñtas, altslav. svętu, got. hunsl, ags. hûsel, an. húsl Opfer; in skr. brah-mán = lat. flâmen = an. bragr liegt der gemeinsame Dichter- und Priestername der Urzeit vor). Nicht nur sprachliche Gleichungen wie idg. Diēus, aind. Dyaus, gr. Ζεύς = Ζεῦς, lat. Juppiter Jovis, urgerm

*Tîwaz. got. Tius, ahd. Ziu, an. Týr ‚glänzend, himmlisch, Gott', und idg. deivos, aind. dēvas, altir. dia, lat. divus, urgerm. *tîwôz, an. tívar, ‚die Lichtgötter', inschriftlich Alateivia, sondern auch die ältesten Zeugnisse bestätigen einen Lichtkultus der Germanen.

Unter dem heitern Himmel südlicher Länder war die Vorstellung eines leuchtenden Himmelsgottes und seiner lichten Söhne entstanden; unter dem grauen Himmel Deutschlands musste diese Gestalt zurück treten. Der trübe germanische Himmel erzeugte das Bild eines Mannes, der den breiten Hut tief über das Gesicht zieht, den Gott Wodan. Die harte wirtschaftliche Arbeit schuf den freundlichen segensreichen Bauerngott Donar. Der Hauptgott selbst sank zum Kriegsgott herab; aus dem donnerfrohen Götterherrscher Juppiter wird Mars. Aber auch die andern Götter werden schwert- und kriegsfrohe Recken, wie auch die Wolkenfrauen als Wodans Dienerinnen, als Walküren die Streitrüstung anzogen.

Die Germanen zerfallen, vielleicht auf Grund uralter Scheidung, in Ost- und Westgermanen. Zu den Ostgermanen gehören die Skandinavier (ostnordisch: Schweden, Dänen; westnordisch: Norweger, Isländer) und die vandilisch-gotischen Stämme (West- und Ostgoten; Vandalen: Burgunder, Heruler, Skiren, Rugier, Nahanarvalen). Zu den Westgermanen gehören die Ahnen der Deutschen, Niederländer und Engländer; nach uralter Stammsage ist ihre Einteilung in drei grössere Gruppen überliefert, die Istväonen, Ingväonen und Herminonen. Die Existenz von diesen vier, resp. fünf Stämmen, wenn man die Skandinavier als besonderen Stamm, als die Nordgermanen, auffasst, steht durch Plinius und Tacitus fest. Die Ingväonen haben wir in den Eroberern Englands und ihren deutschen Verwandten; sie wohnen dem Ocean am nächsten; die Friesen gehören zu ihnen und höchst wahrscheinlich die Langobarden. Die Istväonen sind die spätern Franken; die Herminonen, die Bewohner des Binnenlandes, sind teils die Thüringer und Hessen, teils die Schwaben = Alemannen. Die vandilisch-gotischen Stämme haben wir in den Bayern und Österreichern, doch nicht unvermischt.

Digitized by Google

Als die Römer die Germanen kennen lernten, zerfielen diese in eine Unzahl kleinerer politischer Gemeinwesen. Aber verschiedene Völker, die staatlich getrennt waren, sahen sich dennoch als einen Stamm an. Was hielt sie also zusammen? Die Religion war das einigende Band: sie verehrten eine Stammesgottheit, zu deren Feier sie an grossen Festtagen in Scharen herbeieilten. Es waren also Kultverbände, die alljährlich, als eine grosse Familie und Blutsverwandtschaft sich betrachtend, zu einer gemeinsamen Feier in einem Stammestempel sich vereinigten und ihre Gemeinschaft bei einem blutigen Opfer erneuerten. Von allen vier Stammeskulten haben wir genaue Berichte. Die Ingväonen verehrten den Himmelsgott und seine Gemahlin, die Terra mater, die sie Nerthus nannten (Germ. 40), auf einer Insel; die Istväonen den Himmelsgott und die Tanfana (Ann. 1_{51}), ebenfalls eine Bezeichnung der Erdgöttin — Pfleger des Heiligtums waren die Marsen; die Erminonen, deren Stammestempel im Gebiete der Semnonen lag (Germ. 39), den Himmelsgott und seine Gemahlin, deren deutscher Name Nehalennia in der interpretatio romana Isis lautet (Germ. 9). Die vandilisch-gotischen Völkerschaften hatten als Bundesheiligtum einen Hain der Dioskuren, der bei den Nahanarvalen lag (Germ. 43). Seit der Mitte des 3. Jahrh. stellen sich jene religiösen Verbände plötzlich auch als politische Verbände dar, die früheren Priestergeschlechter an den Stammestempeln stehen an der Spitze erobernder Heeresmassen, die alten Amphiktyonien werden organisierte Gemeinwesen: so sucht man die Entstehung der drei Stämme der Franken, Sachsen und Alemannen zu erklären, zu denen sich als vierter die Bayern gesellen.

Die Götter der Westgermanen sind die eigentlich deutschen Götter. Aber eine deutsche Mythologie als Ganzes in der geschichtlichen Zeit giebt es eigentlich nicht; es giebt nur eine Anzahl von Kultkreisen, wenn sich auch die Verehrung einzelner Götter über ganz Germanien erstreckt. In historischer Zeit steht kaum ein Gott in gleichem Ansehen bei allen Stämmen. Das sächsische Taufgelöbnis z. B. *‚ich entsage dem Thunaer und Wôden und Saxnôt* zeigt, dass bei den

Sachsen nicht Woden und nicht Tius die erste Stelle in der Göttertrias einnehmen, sondern der Gewittergott; die Angabe des Tacitus (Germ. 9) *‚von den Göttern verehren die Germanen am meisten den Wodan‘* findet also für die Sachsen keine Anwendung. Die Darstellung müsste also von den Zeugnissen des Pytheas, Caesar und Tacitus ausgehen, die Inschriften und dann die Nachrichten aus der Völkerwanderung folgen lassen; gesondert wäre Glaube und Brauch der rheinanwohnenden Germanen, der Nord- und Ostseevölker und der im Innern Deutschlands sesshaften Stämme sowie der vandilisch-gotischen Völker zu betrachten, und auch hier wäre noch zwischen mittelbaren und unmittelbaren Zeugnissen zu scheiden. Aber eine solche Darstellung würde nimmermehr ein einheitliches Bild ergeben, fortwährende Wiederholungen würden sich lästig machen, und ein Überblick würde doch nicht erreicht. Werden nur die Überlieferungen in der Zeit und an dem Orte festgehalten, wo sie entstanden sind, so kann eine Entstellung und Fälschung des zu entwerfenden Bildes nicht erfolgen.

Name und Zahl der Götter.

Die gemeingermanische Bezeichnung Guda = ‚Gott‘ hat man zu aind. ghoras = schrecklich, scheueinflössend, ehrfurchtgebietend gestellt und Gott als ein Wesen erklärt, dessen Hilfe der Germane in Ehrfurcht erflehte: so sagt Tacitus *‚die Germanen bezeichnen mit dem Namen der Götter jenes Geheimnisvolle, das sie allein durch fromme Ehrfurcht schauen‘* (Germ. 9). Eine andere Erklärung bringt die ursprünglich neutrale Wortform Gott (idg. ghu-tó-m) mit der idg. Wurzel ghu, skr. hû zusammen = Götter anrufen: das anzurufende Wesen, oder mit skr. hû = opfern: das Wesen, dem geopfert wird (skr. hu-tá).

Ausser gu-da, gu-þa ‚Gott‘ ist auch die Bezeichnung Asen gemeingermanisch. Die Goten nannten ihre Edlen, deren Glück sie den Sieg verdankten, nicht mehr einfach Menschen, sondern Ansen d. h. Halbgötter (Jord. 13). Als die Westgoten im Jahre 378 in Thracien den Römern schlacht-

Digitized by Google

bereit gegenüberstanden, priesen sie in wüstem Geschrei die Thaten ihrer Ahnen d. h. der Götter, von denen das Volk und die Könige stammten (Am. Marc. $31_{7,10}$). Die gotischen ansîz (sing. ans) waren also siegspendende Götter, göttliche Wesen, die in das Geschick der Menschen eingreifen. Im Friesischen begegnet dasselbe Wort in ees — den Weg, den Tius Forseti die zwölf Asegen führte, um sie das friesische Recht zu lehren, nannte man Eeswey = Götterweg — und im an. áss, plur. æsir. Der deutsche Name lautete ahd. ans, as. ags. ôs (ags. pl. êse), wie zahlreiche Eigennamen beweisen: Anshelm, Ansbrant, Ansbert, Anshilt, inschriftlich Asinarius = Ansbald, Ansheri (Gottesheld), Anso, langob. Ansegranus (der mit dem Götterbarte), Ansvald (as. Oswald = der über die Asen waltet), Ansolf, Ansgar as. Oskar (Götterspeer). Uralt ist Asleikr, ahd. Ansleicus, ags. Ôslâc = Leich für die Götter. Die Ansivaren, deren Wohnsitze in älterer Zeit nördlich der Sieg lagen, waren die Verehrer des Ans oder Wodan, wie die Ziuwaren die Verehrer des Ziu. Die langob. Sage von Alboin bei den Gepiden erwähnt ein Asfeld (Götterfeld), wo die Gebeine der Erschlagenen liegen (D. S. Nr. 394). Aber âs und ôs in deutschen Namen ist nicht zusammen zu werfen: die Osenberge, Ochsenberge, Ossensteine sind nach dem Rindvieh, nicht nach den Göttern benannt, man vergleiche die Schaf-, Reh-, Geissberge. Die Bedeutung des Wortes ist noch unklar. Bei Wulfila (Luc. $6_{41, 42}$) bedeutet ‚ans' einen Balken, dieselbe Bedeutung hat auch an. áss: die Götter wären also die Tragbalken, die Träger und Stützer der Weltordnung. Andere vergleichen skr. ásu ‚Leben', zend. anhu ‚Herr': Gönner und Helfer, oder skr. anas ‚Hauch', gr. ἄνεμος ‚Wind', got. anan hauchen: grosser Geist, Weltgeist; noch andere erinnern an das Beiwort des idg. Himmelsgottes Diēus Asura, lat. erus, esus: Herr oder Höchster.

Gemeingermanisch endlich war die Vorstellung der Götter als der Ratenden. Im an. heissen die Götter regin, got. ragin ist der Ratschluss, ragineis der Ratgeber, raginôn regieren. Im Heliand (2594, 3348) ist das Schicksal = Schöpfung der Ratenden (regano giscapu). Dasselbe meint as. metodo

Digitized by Google

giscapu (Hel. 2190, 4827) und ags. meotodsceaft, metodsceaft (Beov. 1077, 1180, 2815), ags. meotudvang ‚Schlachtfeld' erinnert an Idisiaviso. Altgerm. mētodus, got. mitodus, an. miǫtuðr ‚das ordnende, messende Wesen' gehört zu miton ermessen, bedenken (S. 99). Rater und Richter waren also bereits die urgerm. Götter.

Seit der ältesten Zeit begegnen die himmlischen Wesen in der Dreizahl, das jüngere Bedürfnis nach verstärkten Mitteln hat die 3×3 erzeugt. Cäsar kennt als die einzigen göttlichen Mächte, an die die Germanen glaubten, die Dreiheit Sol, Luna, Vulcanus (6_{21}). Plinius (H. N. 4_{99}) und Tacitus (Germ. 2) nennen die drei Verbände der Istväonen, Ingväonen, Erminonen, die auf die 3 Beinamen des Himmelsgottes Istvio, Ingvio, Irmino zurückgehen. Tacitus weiss von der Verehrung des Wodan, Tius und Donar (Germ. 9). Thuner, Woden und Saxnot mussten die heidnischen Sachsen abschwören, als Karl der Grosse sie zur Taufe zwang. Zu dreien treten die Schicksalsfrauen auf (S. 96, 100); in 3 Haufen geteilt lassen sich die Idisi des Merseburger Zauberspruches auf dem Schlachtfelde nieder. Gruppen von neun hohen Gottheiten kannten die alten Germanen nicht. Aber neun Seeungeheuer erlegt Beowulf (V. 575; S. 160); gegen ‚neunerlei Elfen' giebt es eine mecklenburgische Schutzformel. Neun Kräuter gebrauchen die Hexen zu den Zaubermitteln. Gegen die Wichte, gegen die neun Gifte und die neun anfliegenden Krankheiten schützen nach dem altengl. Neunkräutersegen neun Kräuter. In demselben Zauberspruche heisst es auch von Wodan, dass er mit neun heiligen Zweigen die Natter schlug, dass sie in neun Stücke brach. Neun Jahre halten die gefangenen Schwanjungfrauen bei ihren Männern aus, dann trieb sie die Sehnsucht nach dem göttlichen Leben zur Flucht. Neun Jahre gebietet der Engel dem Orendel und der Bride, sich der Liebe zu enthalten. Neun Tage dauert die dem Totenkulte gewidmete Frist, die am neunten Tage mit einem Opfer abschloss. Neun Tage währte der Werwolfszauber, am zehnten kommen die Menschen aus der Wolfshaut wieder heraus (S. 32). Neun Klafter tief wird der wilde Schoss (Elbenschuss) in die Erde beschworen; neun Fuss

Digitized by Google

weit muss bei dem Feuerordal das glühende Eisen getragen werden, oder der Beklagte muss mit blossen Füssen über neun glühende Pflugschare schreiten, die je einen Fuss von einander liegen. Die semitisch-orientalische Sieben drang als herrschende Zahl in die christliche Kirche ein, und in der christlichen Sieben erwuchs der alten deutschen Neun ein sehr gefährlicher Nebenbuhler; aber sie konnte die Neun wohl beschränken, jedoch nicht vernichten.

Mythenansätze und Mythenkreise.

Eine deutsche Mythologie als Ganzes giebt es nicht, sondern nur eine Mythologie der einzelnen Stämme (S. 222). Diese Mythen sind natürlich um so reicher entwickelt, je kräftiger der Stamm seine religiöse Anlage ausleben konnte, je später er also zum Christentum übertrat. Auch Dichtkunst, Lage des Landes und Geschichte tragen zur schöneren Entfaltung und Gestaltung der Mythen bei. Durch die Lehre der Liebe vom leidenden Erlöser wurden manche im Keime erstickt, manche in ihrer Entwickelung gehemmt, während von andern sich Spuren und Trümmer hier und da zerstreut finden. Viele, und vielleicht die bedeutendsten, waren bereits zur Blüte und Frucht gelangt, sie schliessen sich naturgemäss an die Hauptgötter an und werden dort erörtert werden. Die übrigen sind eben nur Trümmer, Ansätze, die gesondert betrachtet werden müssen; zum Teil sind sie mit andern Mythen verschmolzen, haben ihr ursprüngliches Gebiet erweitert und fügen sich einer übersichtlichen Darstellung im Anschlusse an die einzelnen Götter nicht gut ein. Es empfiehlt sich daher, diese allein zu betrachten, selbst auf die Gefahr hin, dass ein gelegentliches Vor- und Zurückgreifen unvermeidlich sein wird. Es werden also zunächst die Mythenansätze oder Keime behandelt, diesen folgen die Mythenkreise, und denen schliessen sich die einzelnen Götter an.

1. Der Feuergott.

Die rohe Verehrung des Barbaren für die wirkliche Flamme, die ihm beweglich, heulend und verzehrend wie ein

Digitized by Google

wildes Tier erscheint, hat nichts zu thun mit der höhern Auffassung, die jedes besondere Feuer als Thätigkeit und Offenbarung eines allgemeinen Elementarwesens, des Feuergottes, betrachtet. Von dem geistervertreibenden Zauberfeuer ist das Feuer zu trennen, das zur Übermittlung von Gaben an die Götter dient und dem selbst eine Spende gebracht wird. Die Verehrung der Lichtgötter scheint den eigentlichen Feuerkult übernommen zu haben; weil man in dem irdischen Feuer ein Abbild des himmlischen Sonnenfeuers sah, wurde es gewissermassen ein Symbol des Himmelsgottes. An Stelle der alten Feuergötter traten erhabenere, schönere Göttergestalten.

Die älteste germanische Bezeichnung für den steinernen Herd ist das Wort Ofen (got. auhns, ahd. ovan, an. ôn), dessen Grundbedeutung Schleuderstein, harter Stein, Felsstück ist. Der Herdstein galt als ein von dem Gotte vom Himmel auf die Erde geschleuderter Stein; der Blitz, der rasselnd wie Steine durch die Wolken fährt, erscheint als Stein verkörpert auf der Erde und zwar als Donnerstein. Im Blitzfeuer stieg der Gott auf die Erde, um am Herde Wohnung zu nehmen; darum durfte das Feuer niemals erlöschen, das auf dieser heiligen Stätte brannte. Nur einmal im Jahre liess man es ausgehen und zündete neues an, das nach uraltem Brauche durch Drehung zweier Hölzer hervorgerufen wurde: dann wurde die Gottheit neu geboren. Wenn ein Ehebündnis geschlossen wurde, schlug der Priester über dem Haupte des jungen Paares Feuer an, um mit diesem Symbole anzudeuten, dass von ihnen ebenso wie von dem Steine die Funken neues Leben ausgehen sollte. Noch heute wird in Norddeutschland die junge Frau dreimal um den Herd geführt, auf dem ein frisches Feuer brennt, wenn sie ihr neues Heim betritt. Doch galt später auch der Gewittergott als Herdgott und Beschützer des Hauses. In Brandenburg und Westfalen wird die Braut an den Herd geleitet, auf einen Stuhl gesetzt und ihr Zange und Feuerbrand in die Hand gegeben. Der Kärnthner Bauer pflegt das Feuer zu füttern, um es freundlich zu stimmen, indem er Speck oder Fett hineinwirft, damit es in seinem Hause nicht brenne. Wenn das Feuer im Ofen

Digitized by Google

braust, wirft man im Fichtelgebirge Mehl und Brosamen hinein. In der Oberpfalz werden zur Stillung des Brandes Katzen in das Feuer geschleudert. Ähnliche Gebräuche finden sich in der Schweiz, im Elsass, in Bayern, Hessen, Schlesien und England. Ags. Gesetze um 1030 verbieten, heidnische Götter zu verehren und zählen neben der Sonne ausdrücklich das Feuer auf. Auf die Flamme des Herdes oder des Ofens zu achten verbietet der Indiculus (Nr. 17 de observatione pagana in foco), weil man dem Feuer und dem Rauche heilende Kraft zuschrieb. Ebenso verbietet die Kirche, Wasser auf den Herd zu schütten, d. h. Trankopfer zu bringen. Besonders lebendig tritt das Feuer in alten Beschwörungen und Segen auf. Es wird angeredet: ‚behalt dein Funk' und Flammen', oder: ‚Feuerglut, du sollst stille stehn', oder: ‚Brand, du sollst nicht brennen, Brand, du sollst nicht sengen.'

Nach Caesars Zeugnis kannten die Germanen einen Feuergott, den er mit Vulcanus wiedergiebt (6,21). Die niederdeutsche Wielandsage, die sich aus den verschiedensten mythischen Elementen zusammensetzt, in der Erinnerungen an die Elbe, Zwerge und Schwanjungfrauen enthalten sind, hat auch Züge des deutschen Feuergottes auf Wieland übertragen. In allen germanischen Landen begegnet seit früher Zeit ein Bildner kunstvoller Waffen; berühmte Brünnen und Schwerter sind Wielands Werk (Beov. 455, Waltharius 965, ags. Waldere). Im Mittelalter werden die Schmiedewerkstätten ‚Wielands Häuser' genannt, und Verbindungen in Ortsnamen wie Welantes gruoba, Wielantes heim, tanna, stein, Wielandes brunne (825), Welandes stocc (903), smidde (Schmiede, 955), aus Walter Scotts Roman Kenilworth bekannt, kommen vor; in einer Urkunde von St. Gallen tritt ein Zeuge Vvielant auf (864). In Berkshire wohnte nach der Volkssage des 18. Jahrhunderts, die aber, wie der Ortsname Wielands Schmiede zeigt, in die ags. Zeit zurückreicht, ein zauberhafter Schmied Wieland. Wenn das Pferd eines Reisenden ein Hufeisen verloren hatte, brauchte man es nur dorthin zu bringen, ein Stück Geld auf den Stein zu legen, wo der unsichtbare Meister wohnte, und nach kurzer Zeit war das Pferd neu

Digitized by Google

beschlagen. Eine alte Chronik des 12. Jahrhunderts bezeichnet die Stadt Siegen in Westfalen als Wielands Werkstätte, und nach niederdeutscher Überlieferung ist der Berg Ballova, das Städtchen Balve im westfälischen Sauerland, der Schauplatz von Wielands Lehrthätigkeit, wo er von den Zwergen unterrichtet wird (S. 141). In Niedersachsen leben zahlreiche merkwürdige Schmiedesagen fort und zeigen, wie tief die sagenumwobene Gestalt des kunstreichen Schmiedes in nd. Anschauung wurzelt. Übereinstimmend mit der Sage, die von Wayland smith in Berkshire ging, berichtet eine niedersächsische Erzählung: In einem Berge bei Münster wohnte ein Schmied, der den Leuten alles verfertigte, was sie brachten; sie legten das Eisen an einen bestimmten Ort, und am nächsten Morgen war das Gewünschte fertig. In der Nähe der alten Abtei Iburg wird dieselbe Sage von einem Schmiede erzählt und noch der Eingang zu einer Höhle gezeigt, auf den man das Geld legen musste. Dieser ganz ursprüngliche Schmiedemythus, der im Volke noch heute fortlebt, war von den Deutschen auf Wieland ‚den in der Anfertigung von Kunstwerken geschickten' (wêlwand) bezogen, noch ehe die Angelsachsen ihre neue Heimat aufsuchten, und da das Feuer die Bedingung des Schmiedens ist, wurden auch Züge des Feuergottes auf ihn übertragen.

Wieland hat einer Schwanjungfrau das Gewand geraubt und neun Jahre mit ihr in glücklicher Ehe gelebt, bis sie ihr göttlicher Herr, Wodan, wieder zurückberuft. Einsam bleibt er zurück und arbeitet kunstvolles Geschmeide, fasst Edelsteine in rotes Gold und wartet auf die Wiederkehr der holden Frau. Als er in süsser Erinnerung an die Geliebte tief in Gedanken versunken dasitzt und Träume ihn umfangen, wird er von König Nîdhad, ‚dem Neider, Hasser', überfallen und der Schätze beraubt, die Sehnen der Kniee werden ihm durchschnitten, damit er nicht entfliehen könne. Auf einsamer Stätte muss er, in Sorge und Sehnsucht sich verzehrend, dem Könige Kleinode mancherlei Art schmieden. Zu langsam verstreicht dem Rachebrütenden die Zeit. Endlich findet er Gelegenheit, dem Nîdhad sein winterkaltes

Digitized by Google

Elend und seinen Kummer zu vergelten. Wie im Märchen vom Machandelbaum (K. H. M. Nr. 47) die Stiefmutter den Knaben tötet, so schlägt Wieland mit dem fallenden Deckel seiner Schatztruhe die Häupter der beiden Königssöhne ab und fertigt aus ihren Schädeln Becher für den Vater an, und aus ihren Gebeinen Schmucksachen für Nidhads Tochter Baduhilt. Diese spielt ihm selbst einen wunderbaren Ring in die Hand, der Flugkraft und Verwandlung in Schwanengestalt verleiht, wird durch einen Zaubertrank verführt und erliegt seiner wilden Begier und Rache. Lachend schwingt er sich in die Luft und entschwebt, froh der wiedererlangten Freiheit.

Obwohl der Ring ein altes mythisches Kleinod ist (S. 16, 138), wird doch der Kern der alten Sage gewesen sein, wie sie schon auf dem Festlande ausgebildet war, dass Wieland ohne fremde Hilfe sich befreit. In einem ags. Gedichte, in der auf nd. Überlieferung beruhenden Thidrekssage und einem der ältesten Eddalieder, das gleichfalls deutschen Ursprungs ist, treten als die Hauptpunkte der Sage hervor: Wielands Sehnsucht nach der entflohenen Gattin, der nächtliche Überfall, die Lähmung, die furchtbare Rache und Befreiung; deutlich zeigt sich überall die halb göttliche, halb tückische Natur Wielands. Alt mag auch der Zug der nd. Sage sein, dass Wieland das erste Schiff erfindet. In frühester Zeit ward ein Nachen dadurch hergestellt, dass ein Baumstamm mit Feuer ausgebrannt wurde, um die Höhlung zu gewinnen. Für seine Silber- und Goldarbeiten bedurfte Wieland der Hilfe des Feuers, ebenso für die Schwerter, die er in seiner Esse schmiedete. Alles das kennzeichnet Wieland als Schöpfer von Kunstgebilden mit Feuers Hilfe, als Dämon oder Gott des Feuers. Wieland ist lahm und gefesselt; die dünne, scheinige, wackelnde und flackernde Natur der Flamme wird dadurch ausgedrückt, oder das dem Menschen dienstbar gewordene, in das Zugloch seines Herdes gebannte Feuer, das sich sonst in fesselloser Freiheit mit unbegreiflicher Schnelligkeit verbreitet. Aber das tückische Element wird wieder frei, springt züngelnd auf seinen Herrn los und schwingt sich lodernd durch die Esse in die Luft.

Digitized by Google

Die Verbindung der Wielandsage mit der vom Raube der Schwanenjungfrau ist vielleicht nicht ursprünglich, war aber sicher bereits im 5. Jahrhundert vollzogen, und Wielands Beziehungen zu ihr wie zu Baduhilt entsprechen dem Wesen des Feuergottes. Aus dem weissen Nebel der irdischen Gewässer stammen die lieblichen Gestalten der Schwanenmädchen; dass dieser Teil der Sage schon vor der Übersiedlung nach England hinzugetreten ist, zeigen das ags. und an. Gedicht, und die Ortsnamen Wielandsbrunnen und Wielandstann, denn um Wald und Weiher schweben die holden Göttinnen, und eine von ihnen fängt Wieland im Bache. Der Dampf der Schmiedeesse führt zu dem Nebel des Wassers. Ohne Luft und Wasser ist das Feuer des Schmiedes machtlos. Die verheerende, tückische Natur des Feuers spiegelt Wielands Rache an Nidhads Kindern wieder. Sein Aufenthalt endlich im Berge, bei den Zwergen, zeigt ihn gleichfalls als Herrn des irdischen Feuers; denn auch das Erdinnere birgt Feuer, und die schmiedenden Zwerge schaffen an der Bereitung des Erzes, das wir dem Innern der Erde entnehmen.

Der Kirche musste die Person des tückischen Schmiedes willkommen sein, um an ihr den christlichen Begriff des Bösen zu veranschaulichen. Schmied und Teufel haben im späteren Volksglauben zahlreiche Züge gemeinsam. Der Teufel ist der ‚svarze meister' in der russigen Hölle, treibt unsichtbar seine Arbeit, schmiedet und baut wie Wieland und ist vor allem Hinkebein, ags. hellehinca.

Mythenkreise.

2. Der Wechsel von Tag und Nacht.

Wie der Siegfriedsage liegt der Gudrunsage ein alter Mythus von einem ewigen, Tag um Tag sich erneuernden Kampfe, dem Kampfe zwischen Licht und Finsternis zu Grunde. Bei den seeanwohnenden Deutschen bildete er sich zur Hilde-Gudrunsage heraus, bei den Stämmen des Binnenlandes entwickelte sich aus ihm die Waltharisage.

Die Hildesage ist von den das Meer berührenden

Digitized by Google

Stämmen ausgebildet, wanderte dann nach Norden und ist hier in ihrem alten Zusammenhange erhalten geblieben. König Hogni (deutsch Hagen), so erzählt die altnordische Sage, hat eine Tochter Hilde; sie raubt der junge schöne König Hedin (mhd. Hetele), der Sohn des Hjarrandi (ags. Heorrenda, ahd. Herrant, Horand), obwohl beide Blutbrüderschaft geschlossen haben, während Hognis Abwesenheit, und sie entfliehen mit den Schätzen, sei es ihres Vaters oder denen, die Hedin ihr zugebracht. Hogni setzt ihnen nach und erreicht sie bei der Insel Háey, ‚Hochinsel', einer der südlichsten Orkneys oder nach dänischer Volkssage auf Hiddensee (Hithins ö) bei Rügen. Hilde begiebt sich zu ihrem Vater und bietet ihm [ein Halsband zur] Sühne an. ‚Willst du aber das nicht', sagt sie, ‚so ist Hedin zum Kampfe bereit, und keine Schonung darfst du von ihm erwarten'. Auch Hedin bietet seinem Schwiegervater Hogni Vergleich und vieles Gold zur Busse an. Hogni aber antwortet: ‚Zu spät bietest du mir das, denn nun habe ich mein Schwert aus der Scheide gezogen, das von Zwergen geschmiedet ist und jedesmal einem Manne den Tod bringt, wenn es entblösst wird; nie wird ein Hieb vergeblich mit ihm geführt, und nimmer heilt die Wunde, die es geschlagen'. Hedin entgegnet: ‚Du rühmst dich des Schwertes, doch noch nicht des Sieges, ich nenne jedes Schwert gut, das seinem Herrn treu ist'. So scheitert an Hognis starrem Sinne der Versöhnungsversuch, und es kommt auf der Insel zum heissen Kampfe zwischen den beiden Königen und ihren Heeren, der ‚der Hedeninge Unwetter' genannt wird; er währt den ganzen Tag, am Abend aber begeben sie sich zu ihren Schiffen. In der Nacht geht Hilde auf die Walstatt und weckt mit Zauberkunst alle Toten wieder auf. Am nächsten Morgen eilen die Könige wieder auf das Schlachtfeld und fechten und mit ihnen alle, die am Tage vorher gefallen sind. So wird die Schlacht fortgesetzt, einen Tag nach dem andern, indem jedesmal bei Sonnenuntergang alle erschlagenen Männer und alle Waffen zu Stein werden, die auf dem Schlachtfelde liegen. Aber sobald es tagt, stehen alle die Toten wieder auf und kämpfen, und alle

Digitized by Google

Waffen werden wieder neu und so, heisst es in Liedern, wird es fortgehen bis zum Ende aller Dinge.

In der Hildesage, wie sie im Norden und im süddeutschen Gudrunepos erzählt wird, kehren einmal die Namen wieder, dann aber auch die Thatsachen: Hedin-Hettel entführt Hilde, der Vater Hogni-Hagen setzt dem Paare nach, es kommt zu einem Kampfe zwischen Vater und Schwiegersohn. Im Epos endet er mit einer Versöhnung (488 ff.). Eine blutige Schlacht wird am Strande geschlagen. König Hettel wird von Hagen verwundet, der mit grossem Heere der entführten Tochter nachgefahren ist; Wate aber schlägt den wilden Hagen, dass an des Helmes Spangen sein Schwert hell erglänzt und das Tageslicht seinem Blicke vergeht (V. 519). Da fleht Hilde für den Vater, der Streit wird beigelegt, Hagen versöhnt sich mit der Tochter und dem Eidam, und Wate, der von einem wilden Weibe Heilkunst gelernt hat, heilt auf Hildes Bitten ihren Vater und die übrigen Verwundeten (S. 174). In Hildes kindlicher Liebe, die Wate bittet, die Wunden zu heilen, die Wate selbst geschlagen, ist ein Nachklang an die mythische Totenerweckung unverkennbar. Der Versöhnungsversuch der nordischen Überlieferung führt in der deutschen Heldensage zur wirklichen Versöhnung. Jüngere Zeit hat die alte herbe Tragik gemildert, und die Verbindung mit der Gudrunsage erforderte einen anderen Abschluss. Aber um 1130 war der tragische Schluss auch in den deutschen Rheinlanden bekannt (Alexanderlied 1320 ff.). Der Kampf um Hilde ist auf den Wülpenwerder in der Gegend der Scheldemündung verlegt, Hagen und Wate stehen einander gegenüber, und Hagen, Hildes Vater, wird von Wate getötet.

Die Hildesage hat also in Deutschland selbständig bestanden, sie spaltete sich später in zwei Entführungsgeschichten, deren Heldinnen Mutter und Tochter sind, Hilde und Gudrun. Die Entführung der Heldin, die Verfolgung des Vaters und sein Tod in dem Kampfe sind beibehalten (847 ff.), aber neu ist die Einführung des gewaltthätigen Liebhabers (Hartmut) neben dem Bräutigam (Herwig), das lange Leiden und standhafte Dulden Gudruns, ihre Befreiung durch einen Rachezug

Digitized by Google

und der glückliche Ausgang, den das Epos nimmt. Alles Mythische ist in der Gudrundichtung abgestreift, es ist eine schöne, farbenprächtige Fortsetzung der Hildesage, und auf Grund eines Doppelliedes von Hilde und Gudrun entstand nicht lange nach 1210 das Epos eines bayerisch-österreichischen Dichters. Noch heute lebt auf der deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain die alte Nordseesage fort, wie Balladen von Sigurd und Brynhild und Dietrich auf den meerumbrausten Faröern noch heute zum Tanze gesungen werden.

Der endlose Kampf, ‚der Hedeninge Unwetter' (d. h. der Nachkommen des Hedin-Hetel) ist offenbar der Kern des alten, urgermanischen Mythus, er ist die Heroisierung eines beständig sich erneuernden Naturvorganges, ein Bild des unaufhörlichen, allgemeinen, aber nie entschiedenen Kampfes entgegengesetzter Mächte, des Wechsels von Tag und Nacht, des Aufgangs und des Niedergangs, des Entstehens und Vergehens, des Seins und des Nichtseins. Nur des Nachts ruht der allgemeine Kampf alles Lebendigen, aber bei Tagesanbruch entbrennt er von neuem. Der junge schöne Hedin-Hettel vertritt den leuchtenden Tagesgott Tius, Hilde, die ihrem Vater mit den goldenen Schätzen geraubt wird und ihm [ein goldenes Halsband d. i. die Sonne zur] Sühne anbietet und jede Nacht die gefallenen Krieger wieder zum Leben erweckt, vertritt die Sonnengöttin Frija, auf den finsteren, unversöhnlichen Hagen-Hogni endlich, dessen Schwert, sobald es gezogen ist, jedem Manne den Tod bringt, sind mythische Züge des alles beendigenden und beschliessenden Gottes der Finsternis übergegangen. Mit dem lichten Hedin-Hettel hat der wilde Hagen einen Bruderbund geschlossen, wie Entstehen und Vergehen von jeher Gesellen sind. Mit dem Sonnengolde ist Hilde entflohen; am Mittag, auf der Höhe des Himmels, entbrennt dann der Kampf. Die Gegnerschaft zwischen Vater und Eidam ist nur aus der mythischen Vorstellung zu deuten; in Walthari-Hagen, Siegfried-Hagen, Rüdiger-Hagen, Eckehart-Hagen, Berchtung (der ‚glänzende')-Saben (der ‚verschlagene'), Eckehart (der ‚mit dem Schwert standhaltende')-Sibich (der ‚kluge, verschlagene') kehren die-

Digitized by Google

selben Gegensätze wieder, und diese heroisierten Namen sind an Stelle von Göttern des Himmels und der Finsternis getreten. Der germanische Himmels- und Tagesgott ist Tius, der Name seines Gegners ist in Deutschland verloren gegangen. Auch in der Volkssage steht Eckehart-Tius noch in Beziehung zur Sonnengöttin Frija; er ist der Warner am Eingange des Venusberges, der Hölle, oder zieht mit weissem Stecken in der Hand an der Spitze des wilden Heeres der Holda einher (D. S. Nr. 7). Dem Mythus ist endlich eigen, dass Hedin-Hettel und Hogni-Hagen ein Schwert schwingen, dessen Trefflichkeit besonders hervorgehoben wird. Sie stehen einander als Schwertbewaffnete gegenüber wie Rüdiger und Hagen, Eckehart und Hagen im Nibelungenliede. Hagen führt die Waffe — ‚Schwert des Todes' ist ihr alter mythischer Name —, die gezogen jedermanns Tod ist, die in keinem Hieb versagt und unheilbare Wunden schlägt, Hedin aber preist jedes Schwert, das seinem Herrn hold ist, das sich ihm treu beweist. Keiner wird Herr des anderen werden, bis es der Finsternis gelingt, das goldene Sonnenschwert mit der nächtlichen Waffe zu vertauschen: dann fällen beide einander. So reicht der Mythus in das Ende aller Dinge, in den Weltuntergang, hinein.

Zu derselben Zeit, wo der Heteningenmythus bei den Stämmen an der Nordsee umgebildet wurde, im 6. Jahrhundert, geschah die Ausbildung der Waltharisage bei den Alemannen, den alten Tiusverehrern. Die Walther-Hildegundesage ist nur eine Erneuerung und Erweiterung der von Hettel und Hilde; alle Hauptzüge stimmen überein. Auf einen vielleicht geschichtlichen westgotischen Helden Walther wurde die mythische Entführung und Verfolgung übertragen. Der Name Hildegund ist gewissermassen eine Verdoppelung des Namens Hilde. Nur dadurch kann Walther in den Besitz der Geliebten kommen, dass er sie entführt, und darum flieht er mit ihr von Attilas Hofe. Wäre Hildegund seine Mitverbannte oder seine Braut gewesen, würde er nicht solche Überredungskünste nötig gehabt haben (V. 230 f.); denn sie traut seinen Liebesversicherungen anfangs durchaus nicht.

Digitized by Google

Das Ross, das die fliehende Jungfrau am Zügel leitet, wird mit Schätzen beladen, auf die sie im Mythus Anspruch gehabt hat. Im Waltharilliede ist es allerdings Gunther, der dem Helden die Schätze rauben will (470), und Hagen ist voll Eifer bemüht, dem Gebieter den Plan zu verleiden, aber nur der Vater Hagen, dem die Tochter entführt ist, kann die Schätze beanspruchen. Wie der Name Hagen für den Gegner des fliehenden Helden wiederkehrt, so sind auch Walther und Hagen Blutsbrüder und erneuern ihren Bund nach Beendigung des blutigen Streites. Als letzten Versuch, Gunther vom Kampfe abzuhalten, schlägt Hagen vor, Walther zur freiwilligen Herausgabe seines Schatzes zu bewegen; der Verfolgte bietet 100 goldene Ringe und verdoppelt nachher sogar das erste Angebot: auch dieser doppelte Versuch des Verfolgten, sich den Frieden zu erkaufen, kehrt in der Hildesage wieder. Der endlose Kampf der Hedeninge ist zu einem zweitägigen Kampfe mit Gunther und seinen zwölf Helden geworden. Nachdem Walther den Angriff von Gunthers Mannen siegreich abgeschlagen hat, und Gunther und Hagen sich zurückgezogen haben, gönnt sich der Held die verdiente Ruhe, lagert sich auf den Schild und versinkt in Schlummer. Aber die Jungfrau sitzt ihm zu Häupten und wacht und hält mit Gesang die schläfrigen Augen offen (1180). Auch hier wirkt eine dunkle Erinnerung an den Zaubergesang der Hilde nach, mit dem sie die Erschlagenen zu erneutem Kampfe erweckt. Selbst der tragische Ausgang des Mythus schimmert noch durch: Hagen schlägt Walther die rechte Hand ab, und Hagen büsst ein Auge ein.

Die alemannische Fassung der Walthersage, wie sie aus Scheffels schöner Nachdichtung bekannt ist, liegt auch in zwei ags. Fragmenten des Waldere aus dem 8. Jahrhunderte vor. Das erste enthält eine Rede der Hildegunde, worin sie Walther zum Kampfe antreibt: auch hier blickt die Totenerweckerin Hilde noch durch, wenn auch stark verblasst. Das zweite Bruchstück enthält die Trotzreden, die Walther und Gunther vor dem Kampfe wechseln. Die Handlung fällt in die Frühe des zweiten Schlachttages, wo Walther

Digitized by Google

seinen Schlupfwinkel verlassen hat und sich von Gunther und Hagen auf offenem Felde angegriffen sieht. Auch die ags. Dichtung hat den Versuch des Verfolgten erhalten, den Frieden zu erkaufen. Walther bietet ausser den Kleinodien auch ein Schwert an, der Waffen beste; Mimming, Wielands Werk, wird es genannt. Aber Hildegund will lieber tot als sieglos und gefangen sein, ein starkes Herz schlägt ihr in der Brust, wie den altgermanischen Frauen des Tacitus (Germ. 8). Sie spornt den Geliebten zum Entscheidungskampfe an und preist sein Schwert: ihm sei das herrlichste Kleinod geworden, ihnen beiden zur Hilfe; Gunther habe das Schwert und die Schatztruhen gefordert, nun solle er, beide entbehrend, aus diesem Kampfe gehen. Nicht minder rühmt Gunther, der für Hagen eingetreten ist, sein Schwert, und auch im Waltharliede fechten Walther und Hagen die letzte Entscheidung mit dem Schwerte aus; der ursprüngliche Schluss kann nur gewesen sein, dass beide sich gegenseitig getötet haben. Wenn das leuchtende Sonnenschwert in die Gewalt der finstern Mächte gefallen ist, bringt es seinem ursprünglichen Besitzer, dem Himmelsgotte, selbst den Tod.

Der Name Hagen ist offenbar die gewöhnlichste und verbreitetste epische Benennung des südgermanischen Gottes der Finsternis; Mythen von diesem, aber auch aus dem Seelen- und Marenglauben sind auf ihn übertragen (S. 9, 67). Nur die hohe Bedeutung, die der Gott im Mythus inne hatte, erklärt die alte und weite Verbreitung des epischen Namens, mag er den ‚Beschliesser, den Gott, der alles endet' bedeuten oder den gespenstischen Nebelsohn.

Dem in der Finsternis hausenden Gotte Requalivahanus brachte im 2. Jahrhundert nach Christus ein Q. Aprianus Opfer und Gelübde dar, wie ein 1883 bei Köln gefundener Votivstein zeigt. Das erste Glied ist unfraglich germ. *rekvaz (got. riqis, an. røkkr., gr. ἐ-ρεβος, aind. rájas dunkel, armen. erek Abend) = Finsternis, Dunkelheit; in den got. Namen Reccared, Reccaulfus, Riccitanc, Reccesuinth, Recimerus, Riccifrida, Riccila wird eine ähnliche mythische Beziehung enthalten sein wie in Nibelung. Der zweite Teil

Digitized by Google

wird verschieden gedeutet, als der ‚dunkelfarbige' (lat. liveo, lividus) oder als ‚der, dem die Finsternis überlassen ist' (got. leihvan, leihen) oder ‚der in der Finsternis als Herrscher waltet' oder der Gott, ‚der in der Finsternis lebensvoll ist,' im Gegensatze zu der Helligkeit, dem Lichte, das seine Lebensfülle schädigt. Gemeint wird ein Unterweltsgott sein: ob derselbe, dessen mythischer Gegner Tius ist, wird mehr als zweifelhaft sein; man könnte auch an Wodan als Gott der Unterwelt denken.

Der Tag wird allnächtlich von der Nacht verschlungen, um zur Zeit der Morgendämmerung wieder freigelassen zu werden. Sagen und Märchen von einem Helden oder einer Jungfrau, die von einem Ungeheuer verschlungen und später wieder befreit werden, haben sich in der Volksmythologie erhalten. Wenn sich das Licht der Sonne oder des Mondes verfinsterte, dann glaubte man, der klaffende Rachen eines Wolfes drohte sie zu verschlingen. Überreste dieses alten Glaubens bekunden sich vornehmlich in dem lärmenden Geschrei, das zur Verteidigung der gefährdeten Gestirne und zum Abschrecken des Verfolgers erhoben wird, auch durch Waffen suchte man den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Die Bekehrer griffen den heidnischen Aberglauben an und verboten, solche Rufe auszustossen und ‚siege Mond' (vince luna) zu schreien, um dem Monde in seiner grossen Bedrängnis beizustehen (Indiculus Nr. 21). In alten Kalendern war das Bild von der Sonne oder dem Monde im Rachen eines Drachen ein Symbol zur Bezeichnung von Finsternissen. ‚Und stracks verschlingt den Tag die fürchterlichste Nacht', heisst es in Wielands Oberon (Ges. V).

Auf ursprüngliche Naturmythen weist das Märchen von Rotkäppchen zurück (K. H. M. Nr. 26). Man ist geneigt, das Märchen von der kleinen süssen Dirne, die alle Leute so lieb haben, die mit ihrem schimmernden roten Sammetkäppchen samt der Grossmutter von einem Wolfe verschlungen wird, bis der Jäger dem schlafenden Tier den Bauch aufschneidet und beide wieder gesund und heil herausspringen, als einen volkstümlichen Mythus von dem alten Gegensatze

Digitized by Google

zwischen Licht und Finsternis, Sonnenaufgang und Untergang anzusehen. Nur darf man nicht den Jäger, der den Verschlinger, die Nacht, erlegt, als den Sonnengott auffassen, oder die Flasche Wein, die Rotkäppchen im Korbe trägt, als das helle Nass der Wolke deuten, das erquickend auf die Fluren niedertropft, oder das Schnarchen des Wolfes auf das ferne Rollen des Donners zurückführen. Im 10. Jahrhundert bereits wird von einem kleinen Mädchen erzählt, das eine rotgefärbte Kappe zum Geschenke erhielt und von einem Wolfe im Walde den Jungen zum Frasse vorgeworfen wurde; aber diese spielten mit ihr und streichelten ihr den Kopf. Das Mädchen sagte: ‚Zerreisst mir ja nicht diese Kappe, ihr Mäuse, denn die hat mir mein Pate geschenkt, als er mich aus der Taufe hob.' Denselben Vorgang des Tagesanbruches stellt auch die Auffindung des Berchtung, d. h. des Lichtsohnes, Wolfdietrich dar. Zu dem ausgesetzten Knäblein kommen die Wölfe, wie zu Romulus und Remus, eine symbolische Bedeutung der Nacht, aus dem Walde und schnobern es an; das Kind greift nach ihren Augen, die in der Dunkelheit wie Lichter glänzen, aber keines der Tiere thut ihm etwas zu Leide. Auch auf das Waldleben Siegmunds und Sintarfizzilos ist vielleicht dieser Mythus übertragen, und erst später wurde die Sage durch Züge des Werwolfglaubens entstellt (S. 30).

Nahe verwandt ist das Märchen ‚der Wolf und die sieben Geislein'. Es erzählt, wie der Wolf die Geislein mit Ausnahme des jüngsten verschlang, das sich in dem Kasten der Wanduhr versteckt hatte. Wie im Rotkäppchen der Jäger, schneidet hier die heimkehrende Mutter dem Wolfe den Bauch auf und füllt ihn mit Steinen. Der Erzähler scheint nicht an wirkliche Zicklein und an einen wirklichen Wolf gedacht zu haben, sondern an die Tage der Woche, die von der Nacht verschlungen werden. Wie sollte er sonst auf den Einfall gekommen sein, dass er nur das jüngste nicht habe finden können? Es ist das Heute, dem er nichts anhaben kann. Der Uhrkasten ist natürlich junge Einfügung; er ist erst nach Erfindung der Uhren in das Märchen gekommen.

Digitized by Google

3. Tages- und Jahreszeitenmythen.

Bei vielen Völkern, nicht nur bei den Indogermanen, wird das Verhältnis des Himmels zur Erde als ein bräutliches oder eheliches aufgefasst. Im rauschenden Gewitterregen vollzieht sich ihre Vermählung. Der Dichter Logau giebt dieser Vorstellung in seinem bekannten Epigramm vom Mai Ausdruck:

„Dieser Monat ist ein Kuss, den der Himmel giebt der Erde,
Dass sie jetzund eine Braut, künftig eine Mutter werde."

Geibel singt:

„Der Himmel selbst ist tief herabgesunken,
Dass liebend er der Erde sich vermähle."

Hatte zunächst der Wechsel von Tag und Nacht die Einbildungskraft des Menschen beschäftigt, so lag es nahe, diese Anschauung zu erweitern und auf Sommer und Winter zu übertragen; so gehen auch in der Sprache die Bezeichnungen für Tag und Sommer in einander über: germ. *dagaz ‚Tag', preuss. dagas ‚Sommer'. Die feindlichen Dämonen, die in ewigem Kampfe mit dem Tagesgotte liegen, werden die Widersacher des Natur- oder Jahresgottes; sie trachten danach, ihm seine Macht und seine Gattin, die mütterliche Erde, zu entreissen. Die Dürre des Winters, seine unaufhörlichen Regengüsse, die starre Herrschaft von Frost und Eis werden je nach dem Klima die räuberischen Freier, die die Geliebte des Jahresgottes zur Zeit seiner Abwesenheit umbuhlen oder den Gott selbst gefangen halten, ursprünglich gewiss auch töten. Wenn aber die ersten Zeichen des Lenzes sich melden, erscheint der Gott wieder, wirft die Fesseln der Knechtschaft und das armselige Gewand der Flucht und Gefangenschaft ab, erschlägt im ersten Frühlingsgewitter die frechen Buhler und vereinigt sich wieder mit der harrenden Gemahlin.

In der griechischen Heroensage ist Odysseus der Träger des Jahreszeitenmythus geworden. Schon sein Name (‚der Zürnende' oder ‚der vom Zorne der Götter Verfolgte') wird nur einem mythischen Wesen gerecht, ebenso der der ‚Gewandwirkerin' Penelope. Die Rückkehr eines der Helden vom trojanischen Kriege wurde mit der Rückkehr des Jahresgottes verbunden. Die Bedrängnis der Gattin des Verschol-

Digitized by Google

lenen durch ungestüme Freier und ihre Errettung durch den unerwartet Heimkehrenden, die Vorstellung, dass der Sonnengott über die ganze Welt wandert, im Meere versinkt und wieder auftaucht und so zugleich Gott der Schiffahrt ist, die nur während seiner Herrschaft möglich ist, zahllose Schiffermärchen, aus denen deutlich die Lust am Abenteuerlichen redet, die uralte Sage vom Sohne, der auszieht, den verlorenen Vater wieder zu suchen, allerlei volkstümliche, mythische Erzählungen (S. 13, 91) — alle diese Züge wurden auf einen geschichtlichen Helden übertragen, der das kephallenische Inselreich im Westen von Griechenland beherrschte. Die Gewandwirkerin Penelope ist die Erde, die täglich am grünen Gewande der Natur webt, aber allnächtlich im Winter das fertige Gespinst wieder zerstören lässt (durch Nachtfröste), bis im Frühjahre der lichte Gott aus der Unterwelt und der Gefangenschaft bei Kalypso, Kirke und Nausikaa wiederkehrt. Die Freier sind die winterlichen Stürme; aber ihrem Werben und frechen Treiben wird ein plötzliches Ende bereitet, wenn der Gott bei seiner Rückkehr mit dem ersten Blitzstrahle die wilden Gesellen zerschmettert (Speer- und Bogenkampf). Wie während der Abwesenheit des Gottes das Meer unbefahrbar geworden und die Vegetation vertrocknet ist, so ist er selbst alt und unkenntlich geworden und mit Bettlerlumpen bedeckt (S. 204). Diese kurze Deutung des mythischen Kernes der Odyssee ist wichtig zum Verständnisse der deutschen Sage von Orendel. Beeinflusst ist die deutsche Sage durch die griechische sicher nicht, entweder ist ein gemeinsamer idg. Naturmythus anzunehmen, oder die überraschende Parallele zeigt zum mindesten, wie die gleichen Sagen entstehen können, wo die Bedingungen in der umgebenden Natur und im Wesen und Leben der Menschen dafür zusammentreffen.

Die frühzeitige weite Verbreitung des Namens Orendel vom 8.—11. Jahrhundert (ahd. Ôrentil, langobard. Auriwandalus 720, ags. Earendel, an. Aurvandill, dän Horvendil); das Vorkommen eines Heiligen Orentil und eines nach ihm benannten Sant Orendels salle in der Grafschaft Hohenlohe; Ortsnamen

Digitized by Google

wie Orendileshûs und Orendelstein; endlich die Bemerkung der Vorrede zum Heldenbuche, ‚Orendel sei der erste Held, der je geboren wurde', weisen auf alte mythische Beziehung hin. Alles, was an Überlieferung über den Stoff in Liedern oder in der Tradition vorhanden war, hat dann ein nieder-rheinischer Spielmann um 1130 zusammengetragen, ohne sich um Wiederholungen und Widersprüche zu kümmern, und mit der Legende vom heiligen Rocke verbunden, der zwischen 1106 und 1131 nach Trier gelangte.

Das Gedicht setzt mit einem beliebten, wohlbekannten Motive der damaligen Zeit ein, mit einer Brautwerbung. Orendel, der als Seekönig in Trier herrscht, trägt Verlangen nach einem Eheweibe. Sein Vater Oeugel macht ihn auf Frau Bride aufmerksam, ‚die schönste ob allen Weibern', die Königin des heiligen Grabes, und rüstet ihm eine stattliche Flotte aus. Mit 72 Kielen segelt der Held den Rhein hinab in das ‚wütende Meer'; neben seiner Absicht, um die Königin zu werben, ist vor allem der Wunsch mit wirksam, den heiligen Rock zu holen oder das heilige Grab zu befreien. Nach einer weiteren Fahrt von sechs Wochen bricht ein furchtbarer Sturm los, der die Schiffe in das wilde Kleber- oder Lebermeer wirft: es ist das ‚finstere Meer' der Gudrun, das ‚geronnene Meer' des Pytheas, nördlich von den Orkaden, das der Spielmann mit dem toten Meere in Palästina zusammenwirft. Drei Jahre wird die Flotte in dem zähflüssigen Meere festgehalten, bis Christus selbst einen Sturmwind sendet, der das pilgernde Gesinde wieder aus dem Klebermeere befreit. Aber ein neuer Sturm entsteht, gewaltiger und fürchterlicher als der erste; sie sind bereits so nahe, dass sie das heilige Grab ersehen, wie Odysseus bereits auf seiner Heimfahrt von Äolus den von Ithaka aufsteigenden Rauch erblickt, als er abermals verschlagen wird. Die ganze Flotte wird von den Wellen verschlungen wie die des griechischen Helden und wie Odysseus schliesst Orendel seine Hände fest um des Kieles Ende, bis sich die Diele löst. Auch er kommt, an eine Planke sich klammernd, nackt und bloss an die Küste, gräbt sich ein Loch in den Sand und verweilt darin drei

Digitized by Google

Tage. Am vierten Tage kommt Meister Ise, ein weiser, mächtiger Fischer; aber der Held schämt sich wie Odysseus seiner Blösse; er geht erst zu einem Strauche und bricht sich ein Laub davon ab; das hält er vor seine Scham, ander Kleid hat er nicht an. Ise, der den Helden in seine Dienste nimmt, ist zugleich ein mächtiger Herzog. Er bewohnt eine ragende Feste, die mit sieben stolzen Türmen geschmückt ist, wo 800 Fischer ihm dienstbar sind, eine stattliche Frau ist ihm eigen; inmitten ihrer Dienerinnen empfängt sie den Gemahl mit dem Fremdling. Wie Odysseus auf Ogygia verweilt Orendel in Meister Ises Haft, bis ihm endlich die Stunde der Befreiung schlägt. Der Himmel erbarmt sich seiner; Orendel findet in dem Leibe eines Walfisches den ungenähten Rock Christi, kaufte ihn und trägt den undurchdringlichen d. h. unverwundbar machenden Rock an seinem Leibe. Er wird von Ise beurlaubt und begiebt sich, immer noch als Ises Knecht, vom Eismeere geraden Wegs nach Jerusalem, um Frau Bride zu gewinnen. Er erscheint in Jerusalem wie Odysseus auf Ithaka im elendesten Aufzuge, in bäurischer Tracht mit groben rindsledernen Schuhen und wird von niemand gekannt; er findet wie der homerische Held die Freier auf dem Hofe spielend an und verschweigt jedermann seinen Namen. Frau Bride ist von Freiern umgeben, Tempelritter und Sarazenen werben um ihre Hand, besonders ein gewaltiger Riese will die Königin sein eigen nennen. Bride selbst nimmt wie die kriegerische Brünhild nach Walküren Art in voller Rüstung am Kampfe teil. Aber ihre eigenen Mannen trachten dem Helden nach dem Leben. Da giebt sich der Fremdling zu erkennen, und Frau Bride ruft aus, wie wenn sie ihn immer gekannt und sehnsüchtig seine Wiederkehr erwartet hätte: ‚Bist du der König Orendel, so ist es mir lieb sicherlich, dass ich dir die Treue gehalten habe.' So setzt auch das Nibelungenlied voraus, dass Brünhild und Siegfried schon einander kannten; denn sie begrüsst ihn auf ihrer Burg Isenstein sogleich mit Namen (V. 398). Auch die Mannen erkennen Orendel als ihren Gebieter an, und mit der Königin hat er sein Reich gewonnen.

Digitized by Google

Kaum aber ist Orendel als König eingesetzt, da erscheint Meister Ise aufs neue, um seinen Knecht zurückzufordern. Frau Bride kauft den Gatten los, und reich beschenkt zieht Ise von dannen. Aber nunmehr erklärt Orendel selbst, dass er zu seinem Herrn zurückkehren müsse. Die Königin ruft Ise von neuem herbei; er erscheint in einem grauen Rocke, mit dem Ruder in der Hand, lang von Gestalt, die Brauen zwei Spannen breit von einander entfernt. Frau Bride macht ihn zum Hüter des heiligen Grabes und zum Herzoge.

Hier endigt der erste Teil des Gedichtes, die Schilderung von der Brautfahrt des Helden und der Gewinnung des heiligen Rockes. Aus Brides Begrüssung geht hervor, dass ihr Orendel nicht unbekannt ist, ja dass es sogar ihr Gatte ist, der unbekannt in sein Reich wiederkehrt, das wie seine Gemahlin von frechen Gesellen bedroht ist. Wir haben es also ursprünglich nicht mit einer Brautfahrt, sondern mit einer Heimkehr zu thun und dürfen den Inhalt ganz allgemein so aussprechen:

Ein Held ist auf der Heimreise zu Reich und Gattin begriffen, scheitert aber unterwegs und gerät in die Macht eines gewaltigen Riesen; nach längerer Trennung und Knechtschaft gelangt er in unscheinbarem Gewande, von niemand erkannt, zur Gattin zurück, tötet deren Bewerber und nimmt wieder seinen Thron ein, sobald er sich zu erkennen gegeben hat.

Im Gedichte sind offenbar zwei Überlieferungen mit einander vermischt. Entweder kommt Ise, um Orendel zu holen, und die Königin kauft ihn los; oder Orendel selbst fühlt sich verpflichtet, zu seinem Meister zurückzukehren, und Frau Bride lässt ihn herbeiholen, um den Gemahl zu lösen. Entweder ist Orendel von Ise abhängig gewesen und ist es noch, oder er wird endgültig losgekauft.

Durch göttliche Eingebung erfährt der Held, dass seine Vaterstadt Trier von Heiden schwer bedrängt ist. Ise soll daheim bleiben und das heilige Grab behüten, aber er will Orendel begleiten, weil ihm seine Hilfe unentbehrlich sei. Am Strande von Apulien sieht er viele herrliche, apfelgraue Rosse umherlaufen, er nimmt eine gewaltige Ruderstange in

Digitized by Google

die Hand und jagt hinter ihnen her, um sie einzufangen; aber es gelingt ihm erst mit Hilfe ihrer eigentlichen Besitzer. Das ganze Heer wird mit Rossen versehen, und diese zeigen sich so folgsam, wie wenn sie gezähmet wären. So gelangt der graue Rock nach Trier.

Das Bild des riesigen, fürchterlich einherschreitenden Graurockes, der die apfelgrauen Rosse am Strande mit seinem langen Ruder vor sich herjagt, ist gewiss uralt und sticht wunderbar von der sonstigen Erfindungsweise des Dichters ab. Klar ist auch, dass Ise an diese Stelle eigentlich nicht hingehört, sondern vom Spielmanne nur aufgespart ist, um für die Rückkehr seines Helden noch eine packende Scene zu haben. Ise wird wohl den scheidenden Helden, als er nach Jerusalem aufbrach, um zu Frau Bride zurückzukehren, gegen das Gelöbnis fernerer Dienstbarkeit mit dem Rosse versehen haben; als Orendel zum König eingesetzt ist, erscheint Ise abermals, als Fährmann mit dem Ruder in der Hand und erinnert den Helden an seine Hörigkeit; wiederum wird er das Ross für seinen Knecht eingefangen und ihn übers Meer zurück in sein eisiges Reich geholt haben.

Aber das Gedicht schliesst mit der Heimkehr Orendels nach Trier nicht ab. Wie vorher Orendel, so erfährt jetzt Frau Bride, dass das heilige Grab in den Händen der Heiden sei. Der heilige Rock bleibt in Trier, Frau Bride zieht dem Heere voran in Pilgerkleidern, wird aber von ihren untreuen Mannen gefangen genommen und auf die Burg eines Königs gebracht, der ungestüm ihre Minne begehrt, wie vorher der Statthalter, den sie selbst eingesetzt hatte. Die Doppelerzählung will offenbar darauf hinaus, dass die eigenen Leute Orendels nach der Liebesgunst ihrer Herrin trachten. Orendel, der inzwischen das drohende Geschick seiner Frau erfahren hat, macht sich mit seinem Heere auf und gelangt mit Ise in Pilgertracht durch die Hilfe seines treuen Thorwarts in die Burg des feindlichen Königs, wie Odysseus durch den Beistand des göttlichen Sauhirten Eumäus. Und wie bei Homer die Pforte geschlossen wird, die den Freiern den Zugang zum Waffensaale ermöglicht, so stellt sich Frau Bride

Digitized by Google

an den Eingang der Burg und bewacht die Pforte, bis Orendel einzieht und die Freier totschlägt, die drinnen sind.

Dieser dritte Teil ist offenbar nur eine andere Erzählung des ersten: er behandelt ausführlicher die Schilderung, wie der wiederkehrende Held sein Reich und Heimwesen vorfindet, die buhlerischen Werber erschlägt und Gattin und Herrschaft von neuem gewinnt. Dass Orendel eine Brautfahrt unternimmt, ist für den Geschmack des Publikums umgedichtet, ebenso wie die Fahrt nach dem heiligen Grabe: es handelt sich um eine Heimkehr wie in der Odyssee. Orendel, der Gemahl der Königin Bride, ist gescheitert und in die Knechtschaft des riesischen Fischers Ise geraten. Unkenntlich, in schlechter Tracht, kehrt er endlich heim zu seiner Frau säubert sein Haus von den Freiern und nimmt die Herrschaft wieder in die Hand. Aber daneben findet sich eine zweite Vorstellung: diese Herrschaft ist nicht von Dauer, der Loskauf ist nur scheinbar gewesen, der Held muss abermals in die Knechtschaft zurück und Thron und Gattin verlassen. Es liegt ohne weiteres nahe, hinzu zu fügen: abermals kehrt er zurück und erschlägt die Freier, und abermals muss er in die Dienstbarkeit zurück; d. h. wir haben einen ewig wiederkehrenden Mythus vor uns, einen Jahreszeitenmythus, der vielleicht mit einem Schiffermythus verbunden ist, jedenfalls naturgemäss ähnliche Züge aufweist wie dieser. Im hohen Nordosten lag nach der Vorstellung der alten Germanen das Riesenheim (S. 182), das Reich des Eises und des Frostes, hierhin verlegte man den Aufenthalt des milden Jahresgottes während seiner Abwesenheit. Orendel ist also gegen Osten in das Eisland, in die Herrschaft der Kälte und des Schnees, des Winters gezogen und kehrt von hier im Frühjahre zurück, erschlägt im ersten Frühlingsgewitter die argen Dränger und vereinigt sich wieder mit der Geliebten, die ihn sehnsüchtig erwartet hat. Aber sobald die Herbststürme beginnen, das Meer unbefahrbar wird, der Glanz des Himmels vor den trüben, schweren Winterwolken erbleicht, verfällt der Naturgott dem harten Dienste des Wintersturmriesen (S. 204). Die schnellen apfelgrauen Rosse, die der

Digitized by Google

graugewandige Ise am Strande jagt, sind die dunkeln Sturmwolken; er ist als Wintersturmriese ihr Gebieter, er wählt unter ihnen (vielleicht zweimal) ein Ross für Orendel aus: die schwarzen Sturmwolken führen den guten Jahresgott fort und bringen ihnen wieder; die Wolken, die Segler der Lüfte, sind aber zugleich das Fahrzeug, auf dem die Reise in die eisige Winterlandschaft, ursprünglich in das Totenreich, zurückgelegt wird; der sie lenkt mit einem furchtbaren Ruder, ist gleichfalls Ise, und darum erscheint er auch als Fährmann. Die winterlichen Stürme nehmen während der Abwesenheit des Gottes sein Reich ein und umbuhlen seine Gattin. Der Mythus selbst hat eine ältere und jüngere Gestalt; nach der ersten muss sich Ise zurückziehen, sobald der Jahresgott seine Herrschaft angetreten hat, aber er weiss, dass sein Knecht nach kurzer Frist in seine Gewalt zurückkehren muss; die jüngere Fassung weiss nichts von einem ewig wiederkehrenden, sondern nur von einmal geschehenem Ereignis; der Naturgott ist aus der Macht des Winters befreit und herrscht wieder in altem Glanze.

Welche Naturerscheinung daher unter Frau Bride zu verstehen ist, dürfte klar sein: sie ist wie die Gewandwirkerin Penelope die mütterliche Erde, die sich nach der Umarmung des Himmels- und Jahresgottes sehnt und während seiner Abwesenheit von den winterlichen Stürmen umdrängt wird. Orendel-Auriwandalus ist nicht der Flutenwaller, der auf der See hin und her Schweifende (an. aurr. ‚Feuchtigkeit'), sondern der Glanzliebende, Morgenfrohe (skr. vas, gr. *ἠώς*, lat. aurora, ags. ēar, und ven ‚sich freuen', an. vanr ‚gewöhnt'), oder der Glanzwandler, ein Beiwort des germ. Himmelsgottes. Aus dem Wasser erhebt sich die lichte Tagessonne, und daher ist auch der Name des Vaters Oeugel verständlich (aus *awjô, ahd. ouwa ‚Wasserland'). Bringt man Oeugel mit ahd. ouga ‚Auge' und ougan ‚vor die Augen bringen, zeigen, weisen' zusammen, so bedeutet es den Zeiger oder Weiser, der (etwa als Gestirn) dem Gotte den Weg weist: so macht Oeugel seinen Sohn auf Frau Bride aufmerksam. In der Edda wird ein Heiligtum des Wandil, Wandilsve erwähnt, und wie

Digitized by Google

die Ingväonen, Istväonen und Erminonen sich nach dem Himmels- und Jahresgotte benannten, so haben sich vielleicht auch die Vandalen nach dem Gotte als Wanderer bezeichnet. Ihr Königsgeschlecht nannte sich nach dem Kultus der taciteischen Alcis (Germ. 43), und eine Verehrung der göttlichen Dioskuren ohne den Himmelsgott selbst ist unmöglich.

Die Gattin des germanischen Jahres- und Himmelsgottes ist durch einen herrlichen Brustschmuck ausgezeichnet, der die Sonne bedeutet (S. 234). Damit ist die Erdgöttin zu einer Lichtgöttin aufgerückt; dem Gotte des alles überwölbenden und bedeckenden Himmels ist die Erde als Gemahlin eigen, dem Gotte des lichten Tages die helle Sonne. So entsteht ein vermischter Mythus, dessen Einzelzüge sich bald auf die Werbung des Jahresgottes um die Erdgöttin, bald auf die des Lichtgottes um die Sonnenjungfrau beziehen. Den Zusammenhang von Wärme und Licht mit Blühen und Leben hat das Märchen von Rapunzel in seiner alten Natursymbolik bewahrt (k. H. M. No. 12). Rapunzels Mutter hat von der Pflanze gegessen, die sie, von einem plötzlichen Gelüste gefasst, aus dem Garten einer Hexe entwendet hat. Die Hexe aber hat durch den Diebstahl der Mutter Gewalt über das Kind erhalten und sperrt es in einen im finstern Walde gelegenen Turm, der ausser einem kleinen Fensterchen oben keine Öffnung hat — der Vegetationsgenius verschwindet zeitweilig im Erdinnern durch eine feindliche Gewalt. Aber durch dieses Fensterchen naht der Gefangenen heimlich der Liebhaber, der sie befruchtet; die Sonnenstrahlen bahnen ihm den Weg: es sind die sonnengleichen, langen Goldhaare, die Rapunzel aus dem Fenster bis auf die Erde hernieder hangen lässt, und an denen der liebende Königssohn zu ihr heraufklettert. So ist der Vegetationsgenius zugleich ein Sonnengenius. Auch den Märchen von Sneewittchen und Dornröschen liegt die gleiche mythisch-poetische Auffassung vom Absterben und Wiederaufleben der Vegetation oder schönen Jahreszeit zu Grunde (K. H. M. No. 53, 50): in beiden wird die Jungfrau in den Zustand des Scheintodes versetzt, der eindringende Frühlings- und Sonnengenius erweckt die Ver-

Digitized by Google

schlossene wieder und vermählt sich mit ihr (S. 211). Die Grundlage des Märchens von Dornröschen bildet also vielleicht ein Mythus von einem weiblichen Vegetations- und Wärmegenius, der durch den höchsten Gott entführt, befruchtet und wegen der Nachstellungen seiner Gemahlin eine Zeit lang unter der Erde verborgen gehalten wird, von wo dann ihre Kinder — die Blumen und Gräser — aus Tageslicht treten und so auch das Leben der Mutter wiederum kund thun (vgl. die eifersüchtige Stiefmutter in Sneewittchen).

Tages- und Jahreszeitenmythus sind in der Siegfriedsage vereinigt; es ist nicht immer möglich, mit Bestimmtheit zu sagen, welcher Zug dem einen oder andern Mythus zukommt. Am Rande des Himmels auf hohem Felsen ist der Wohnsitz der Sonnenjungfrau Brünhild gelegen; böse Dämonen, die das Licht wie die Fruchtbarkeit unterdrücken wollen, halten sie gefangen. Der flammende Zaun der Morgenröte umgiebt ihr Lager: ihn muss der Tagesgott durchdringen, wenn er sich mit der Jungfrau vereinigen will. Unerkannt wie Orendel dringt er, von der Tarnkappe verborgen, zu ihr auf den Felsen. Der Schatz, den er von den Söhnen der Finsternis, des Nebels, den „Nibelungen" erbeutet, ist der himmlische Schatz, das goldene Sonnenlicht, oder der Schatz der Erde, die Vegetation. Dafür, dass Brunhild an Stelle der Sonnengöttin getreten ist, zeugen die in Westdeutschland an mehreren Punkten als alt und volkstümlich nachgewiesenen Benennungen wie ‚Lager der Brunhild' auf dem Feldberge im Taunus und Brunhildenstein oder -Stuhl bei Dürkheim in der Rheinpfalz (heute entstellt zu Brummholzstuhl). Diese Namen bezeichnen die Stelle, wo die Sonnengöttin von der Lohe ihres auf- oder untergehenden Lichtes umschlossen, Ruhe hält. Der Brunhildenstuhl bei Dürkheim ist als alte Fastnachts-(Frühlings-)feuerstatte überliefert; in der Römerzeit sind hier Sonnenräder und fünf Inschriften eingehauen, von denen eine dem Mercurius Cisustius Deus geweiht ist. Der mit dem Brünhildenmythus in Verbindung gebrachte Fels, der zum Frühlingsfeuer dient, war also von ältester Zeit her ein heiliger Ort, und der Mythus selbst muss auch Beziehung auf

Digitized by Google

den Frühling gehabt haben. Das Aufschneiden der Brünne bedeutet das Durchbrechen des die schlummernde Natur umschliessenden Frostpanzers durch den Licht- und Sonnengott. Eine dunkle Erinnerung an die mythische Entrückung der Göttin des Wachstums in die Unterwelt mag es sein, wenn im Siegfriedsliede Siegfried erst acht Klafter unter der Erde den Eingang zu dem Drachensteine gewinnt, auf dem Kriemhild, ursprünglich Brünhild, von dem Drachen bewacht wird. Wie die Göttin aus der Waberlohe durch den Geliebten geholt wird, so sprangen der junge Bursch mit der Geliebten durch die sprühenden Flammen der Frühlingsfeuer. Auch die idg. Aurora, die altgerm. Austrô war bei den Germanen aus einer Göttin der täglichen Morgenröte in eine Göttin des Frühlingslichtes, in eine Frühjahrsgöttin verwandelt worden, und Ostern war vermutlich schon der Name der alten deutschen Frühlingsfeier.

Aber die Sonne erliegt den dunklen Nebelmächten, die grünende, blühende Erde fällt wieder in die Fesseln des Winters, der Naturgott wird von den Kindern der Dunkelheit ermordet oder gefangen genommen. Wie Odysseus den dämonischen Wesen Kalypso, Kirke, Nausikaa verfällt Siegfried der Kriemhild, die schon durch ihren Namen (die verlarvte, verhüllte Kämpferin) ihren mythischen Ursprung verrät. Wie Orendel nur scheinbar losgekauft ist, und seine Befreiung nicht dauernd ist, so betont das Nibelungenlied stark die Abhängigkeit Siegfrieds als des Lehnsmannes des nibelungischen Gunther. Wie der Jahresgott stirbt, wenn die Erde im Winterschlaf erstarrt, so findet Siegfried seinen Tod durch Hagens Hand, der gleichfalls zum dämonischen Niblungengeschlechte gehört, nachdem ihn die dämonisch schöne Jungfrau in ihr unterirdisches Reich gelockt hat (S. 213).

Die Parallelen, die man zwischen dem geschichtlichen Befreier Deutschlands, Arminius, und Siegfried gezogen hat, beweisen zwar nicht, dass der Sieger auf dem Teutoburger Schlachtfelde in unserem Epos fortlebt, machen aber wahrscheinlich, dass Züge aus dem Mythus früh auf den Liebling des Volkes übergingen. Siegfried, der den Sieg erficht, um

Digitized by Google

Frieden zu bringen, ist ein rein mythischer Name. Aber auch der Volksbefreier kann seines Vaters Segimerus wegen Siegfried geheissen haben (cherusk. *Segifrepus); denn der Name Arminius ist vielleicht fremden Ursprungs. Segestes der Siegreiche), Segimerus, Segimuntus, Sesitacus (ahd. Sigidanc) sind Armins Verwandte, alle diese Namen scheinen sich vom höchsten Gott selbst, dem Siegesgotte, herzuleiten. Der feindliche Bruder Flavus hat wie Hagen durch eine Verwundung das Auge eingebüsst, er ist wahrscheinlich auch an Armins Tode Schuld. Die allgemeine Ähnlichkeit und der Name können zur Verbindung der Geschichte mit dem Mythus Anlass gegeben haben, und der historische Untergrund wurde dadurch mehr und mehr verdunkelt (Ann. 2_{88}).

Der Mythus, dessen Träger Siegfried in der Heldensage geworden ist, muss einst dem Tages- und Jahresgotte angehört haben, dem altgerm. Tiwaz. Als der flammende Gott (Tiwaz Istvaz) bei den Rheinländern frühzeitig von Wodan verdrängt war, lebte er in dem Nationalhelden des istväonischen Stammes, dem leuchtenden Siegfried, der den Drachen erschlägt und durch die Waberlohe zum bräutlichen Lager eilt, durch die Jahrhunderte fort: unvergessen und ungetrübt bis auf den heutigen Tag. Wodan aber, der selbst die Stelle des verdrängten Himmelsgottes einnahm, trat bei denselben Franken mit Siegfrieds Geschlecht in innige Verbindung; er wurde Siegrieds göttlicher Ahnherr und bekundete seine enge Zugehörigkeit zu ihm durch fortwährendes, gnädiges Eingreifen in das Geschick seines Lieblings.

Den Rhein entlang begegnet an verschiedenen Stellen die Sage vom Schwanritter, bald in Tongern, bald in Nijmwegen, bald in Cleve, bald in Antwerpen; bei den Friesen ist uns ein Bild des Himmelsgottes mit einem Schwane zu seiner Rechten erhalten. Helias lautet der Name des Helden in der einen Überlieferung, Lohengrin seit der Verbindung der Schwanrittersage mit der Sage vom heiligen Gral. (D. S. Nr. 538).

Der Schwan ist ein Zugvogel; der Schiffer, der einsam über das winterliche Meer dahinfuhr, vernahm über dem

Digitized by Google

Brausen der Wogen den wunderbar melancholischen Sang des Schwanes. Wie fernes Geläut klang seine Stimme, und darum nannte man ihn den Töner (svan. lat. sonare). Im Frühling begrüsste man ihn als Verkünder der frohen Jahreszeit, und im Herbste trauerte man bei seinem Scheiden über ihr Hinschwinden. Bei den Kelten sind die Schwäne Boten des Lichtgottes, aber es ist nicht erwiesen, dass die deutsche Anschauung durch die keltische beeinflusst ist. Der Schwan, der den Ritter bringt und fortführt, ist die lichte Sommerwolke, die den Jahresgott bei seinem Einzuge begleitet und mit ihm zerfliesst, oder in der That der natürliche Bote des Gottes. Der Held, der auf dem Schwanennachen fährt, der bedrängten Herzogin beisteht und später geheimnisvoll verschwindet, ist der Jahresgott selbst. Im Jahre 1301 legte der englische König Eduard I. auf zwei feierlich hereingebrachten und mit Goldnetzen geschmückten Schwänen dem Gotte des Himmels ein Gelübde ab. Der Gott tötet die bösen Mächte, die die Erdgöttin bedrängen und umwerben, und herrscht kurze Zeit neben ihr glücklich und segensreich; geheimnisvoll wie seine Ankunft ist seine Abreise. Im alten Mythus war das Fortziehen des Gottes wohl begründet; er starb oder kehrte in die Knechtschaft zurück, in ein fernes, unbekanntes Land. Die jüngere Sage wusste davon nichts mehr; sie suchte aber nach einem Grunde und benutzte ein Motiv, das ihr aus der reichen Menge der Erzählungen vom Alptraume wohl vertraut war, das Motiv der verbotenen Frage. Lohengrins Warnung: ‚Nie sollst du mich befragen' stammt aus dem Marenglauben, alles andere gehört der Naturanschauung an. So verschmolzen Züge aus der niederen und höheren Mythologie in ein Gebilde (S. 209).

Die rheinische Sage verschweigt die Wiederkehr des Helden, aus einem alljährlichen Vorgange hat sie wie so oft ein einmaliges Ereignis gemacht; sie hat besonders das geheimnisvolle Kommen und Gehen des Naturgottes bewahrt. Ganz ähnlich lautet die ags. Sage im Beowulf. Auf steuerlosem Schiffe, das wie ein Vogel die Flut durcheilt, auf einer Kornsgarbe schlafend (skeaf), von Schwertern und Brünnen und

Digitized by Google

herrlichen Kleinodien umgeben, treibt ein hilfloses Knäblein über des Weltmeers Wogen an das Gestade. Von den Bewohnern ward das Kind wie ein Wunder empfangen, auferzogen und zum König eingesetzt. Nach der Garbe, auf der er gelegen, nannte man ihn Skeáf. Nach langer ruhmreicher Herrschaft verschied der Fürst zur Schicksalsstunde. Da brachten ihn die trauernden Mannen auf den geringten Steven, der zur Abfahrt bereit im Hafen lag, schmückten ihn mit Kampfwaffen und Kriegsgewanden und schimmernden Schätzen und überliessen die kostbare Ladung den brandenden Wogen; hoch zu Häupten des toten Helden wehte ein flatterndes Banner. Aber kein Mensch, kein Held unter dem Himmel, wusste zu sagen, wer die Habe empfing.

In dem unbekannten Fremdling, der auf seinem Schiffe, von Waffen umgeben, schlafend landet, den Thron besteigt und nach segensreicher Herrschaft geheimnisvoll verschwindet, wie er gekommen ist, erkennt man den Schwanenritter wieder. Der Jahres- und Himmelsgott ist in England zum ältesten Urkönig geworden, aber wie man dem sommerlichen Gott alles Gedeihen verdankte, so schrieb man dem Urkönige gleichfalls allen Segen zu. Das Schiff und die Garben deuten auf Seefahrt und Ackerbau, die Waffen und Kleinode auf Krieg und Königtum. Ingvaz, den ‚Gekommenen', nannten die Ingväonen ihren Himmels- und Jahresgott, brachten ihn mit ihren Königsgeschlechtern in Zusammenhang und sonderten aus seinen Prädikaten einen Königsnamen ab; Skeaf ist nichts anderes wie der die Segnungen der Kultur bringende Ingvaz. Betonten die Ingväonen, die Bewohner der deutschen Nordseeküste, Jütlands, der dänischen Inseln und Englands, das geheimnisvolle Erscheinen des Gottes, so nannten sich die am Rheine wohnenden Völker nach demselben Gotte Istväonen, priesen also vor allem den leuchtenden Sieger der feindlichen Mächte, den furchtlosen Helden, der durch die Waberlohe zum bräutlichen Lager eilt.

Nach dem Beinamen des Gottes nannten sich also die beiden Zweige des westgermanischen Hauptstammes. Unter Führung des Ingvaz verliessen die Angeln ihre alte Heimat

Digitized by Google

Schleswig, fuhren nach Britannien hinüber und bewahrten treu den alten Glauben. So wird das rätselvolle ags. Runenlied verständlich: *‚Ing war zuerst bei den Ostdänen von den Menschen gesehen; später zog er ostwärts über die Flut; sein Wagen rollte ihm nach.‘* Schwerlich wird sich das Lied auf das Verschwinden des sommerlichen Gottes beziehen, sondern auf den im Osten aufsteigenden und über das Meer hinfahrenden Sonnengott, dessen goldener Wagen hinter ihm her von Woge zu Woge rollt.

Der Mythus der Ingväonen umfasste die Schicksale des Jahresgottes von seiner Geburt an bis zu seinem Tode; denn zu der Sage von Skeaf und Aurwandil kommt die langobardische Überlieferung. Die Langobarden, deren Wohnsitz an der Unterelbe liegt und an deren Namen Bardowieck bei Lüneberg erinnert, gehören zu den Ingväonen. Dass die langob. Sage mit dem Jahresgott im Zusammenhange steht, bezeugt eine ags. Überlieferung, nach der Skeaf als König über die Langobarden geherrscht haben soll.

Ein langobardisches Weib gebar sieben Knaben auf einmal und warf sie, um der Schande zu entgehen, in das Wasser. König Agelmund aber ritt gerade an dem Teiche vorüber, hielt sein Pferd an und wandte die Kinder mit seinem Speere von einer Seite auf die andere. Da griff eines der Kindlein mit seinen Händchen den königlichen Spiess fest. Der König sah darin ein Zeichen, dass aus diesem Kinde ein bedeutender Mann werden würde, und obwohl man seine Herkunft nicht kannte, liess er es sorgfältig aufziehen. Lamissio aber, wie man den Findling nannte, wurde ein streitbarer Held und nach Agelmunds Tode König der Langobarden. Als diese unter seiner Herrschaft einst einen Fluss überschreiten wollten, suchten riesische Wasserfrauen es ihnen zu wehren. Lamissio aber sprang in den Strom und besiegte schwimmend die Meerfrau. (D. S. Nr. 392b, S. 160).

Dass die seeanwohnenden Germanen aus der alten Überlieferung des die Schiffahrt erschliessenden Jahresgottes besonders den ersten Zug bewahrten und weiter ausbildeten, ist natürlich. Daher haben auch die Angelsachsen, die den

Digitized by Google

Urkönig Skeaf mit ihrem Nationalhelden Beowulf in Verbindung brachten, diesem Thaten zugeschrieben, die wie die geheimnisvolle Ankunft des Gottes so auch seinen Seekampf verherrlichten (506 ff). Beowulf und Breca (‚der Wogenbrecher') haben in früher Jugend einen Wettkampf im Schwimmen gelobt. Mit dem blossen Schwerte in der Faust, um sich gegen die Seeungeheuer zu schützen, schwimmen sie ins Meer hinaus. Nach fünf Tagen reisst sie die Flut von einander, die hereinbrechende Nacht und der ihnen entgegenkommende, grimmige Nordsturm. Da war der Meertiere Mut geweckt, aber ihn schützte seine Rüstung, und mit dem Schwerte erschlug er neun Nixe. Noch nie hat man unter des Himmels Wölbung von einem härteren Kampfe vernommen, noch in den Meereswogen von einem beklagenswerteren Recken. Endlich trug ihn die See an der Finnen d. i. der Lappen Land.

In seiner Jugend d. h. im Frühjahr bricht der Jahresgott die Rauhheit und Wildheit des winterlichen Meeres; Breca den er im Schwimmkampfe besiegt, bedeutet den stürmischen Charakter des Meeres.

Merkwürdig ist eine Stelle der Germania des Tacitus (Germ. 3); aus ihr darf geschlossen werden, dass der Mythus vom Jahresgott im 1. Jahrhundert unter den germanischen Stämmen verbreitet war. *„Übrigens meinen einige, auch Ulixes sei auf jener langen sagenreichen Irrfahrt in den Ocean verschlagen und habe die Länder Germaniens berührt: Asciburgium, das, am Ufer des Rheines gelegen, noch heute bewohnt wird, sei von ihm gegründet und genannt; ja selbst ein Altar, dem Ulixes geheiligt, mit hinzugefügtem Namen seines Vaters Laertes, sei einstmals dort aufgefunden worden: und noch seien gewisse Hügel mit Grabdenkmälern, mit griechischen Buchstaben beschrieben, an der Grenze Germaniens und Rhätiens vorhanden; meine Absicht ist nicht, das durch Beweise zu erhärten noch zu verwerfen: nach seiner eigenen Neigung mag dem jeder Glauben verweigern oder beimessen."*

Es ist offenbar, dass Tacitus selbst den Mitteilungen seiner Quellen, mögen es schriftliche oder mündliche sein,

Digitized by Google

misstrauisch gegenübersteht. Die Nachricht erscheint ihm abenteuerlich und unglaublich, dass Odysseus, der Vielgewanderte, auch an den Rhein gekommen sei; ganz abweisen will auch Tacitus diese Kunde nicht, denn es erscheint ihm immerhin erwähnenswert, dass Ulixes dort eine Stadt gegründet und benannt habe. Die Ortsbezeichnung Asciburgium kann unmöglich die römischen oder germanischen Berichterstatter auf Uixes gebracht haben, irgend welche lautliche Ähnlichkeit zwischen den beiden Namen liegt nicht vor. Asciburgium bedeutet vermutlich Eschenburg, Schiffsstadt, liegt am linken Rheinufer zwischen Gelduba (Gelb) und Vetera (Xanten) und ist vielleicht das Dorf Asburg bei Mörs (Hist. 4_{33}). Konnte also der Name der Stadt schwerlich die Vorstellung eines germanischen Odysseus hervorrufen, so bleibt nur die Annahme übrig, dass die Römer in Asciburgium Mythen vorfanden, in denen sie zu ihrem Erstaunen die griechische Odyssee wiederfanden. Nun ist in der ganzen Rheingegend kein Mythus verbreiteter als der vom Jahresgotte, der mit der Odyssee die auffallendste Parallele bot. In Trier war die Sage von Orendel lokalisiert, in Cleve die vom Schwanenritter; am Rhein ist die Siegfriedsage zuhause. Welche von den verschiedenen Fassungen des Mythus den Römern aufstiess, lässt sich natürlich nicht einmal vermuten. Es mag naheliegen, an den Schwanenritter besonders zu denken, der auch in einem Schiffe ankam, die bedrängte Frau rettete und der Gründer von edlen Geschlechtern wurde. Denkt man an die Orendelsage, so liegt die Ähnlichkeit mehr in den Seeabenteuern und der endlichen Heimkehr. Diesem Jahresgott war möglicherweise ein Altar errichtet, und waren die Römer einmal auf die Ähnlichkeit der germanischen Sagen mit den ihnen wohlbekannten des Odysseus gekommen, so war es leicht, im Übereifer auf dem Altare selbst den Namen des griechischen Helden und sogar den seines Vaters, des Laertes, zu lesen. Waren gar die unbekannten Zeichen, die die Gewährsmänner des Tacitus schlankweg „griechisch" fanden, Runen (Vorrunen), von denen einige in der Tat den griechisch-lateinischen Buchstaben gleichen mochten, so war

Digitized by Google

der kühne Schluss noch viel leichter möglich (s. u. Kultus, Erforschung der Zukunft).

In einigen merkwürdigen geschichtlichen Erzählungen hat sich die Erinnerung an den abwesenden und wiederkehrenden Naturgott erhalten. Die Sagen von verschiedenen Fürsten, die nach langer Abwesenheit, entstellt und unbekannt, meist mit zauberischer Hilfe zu ihrer Gattin und in ihr Reich zurückkehren, wurzeln zum Teil durchaus in geschichtlichen Begebenheiten, anderseits aber haben sich mit ihnen mythische Elemente verbunden. Kreuzritterfahrten nach dem heiligen Lande werden mit den ehemaligen Fahrten der Götter zusammengestellt, die plötzliche, unerwartete Heimkehr mit dem Wiederkommen des Jahresgottes, die Vereinigung mit der solange getrennten Gattin und der Wiederantritt der Herrschaft mit der Befreiung der Erdgöttin, der Vertreibung der winterlichen Mächte. Besonders das Motiv der Wiedererkennung der verbundenen Gatten ist von der Sage mit rührender Treue bewahrt worden.

Die ältesten Züge hat die Sage vom Grafen von Calw bewahrt (D. S. Nr. 524); in ihr ist deutlich noch nicht von einem einmaligen, sondern stets wiederkehrenden Ereignisse die Rede; das alte Motiv der dauernden Knechtschaft ist überraschend treu bewahrt, auch die Befreiung der Gattin von einer neuen Ehe noch nicht vergessen; nur an die Stelle der Meerfahrt ist ein Verschwinden in die Berge getreten, die wohl das Totenreich bedeuten; in den Bergen ist der Wohnsitz der Seelen:

Vor alten Zeiten lebte zu Calw ein Graf in Wonne und Reichtum, bis ihn zuletzt sein Gewissen antrieb, und er zu seiner Gemahlin sprach: „nun ist von Nöten, dass ich auch lerne, was Armut heisst, wo ich nicht ganz will zu Grunde gehen". Hierauf sagte er ihr Lebewohl, nahm die Kleidung eines armen Pilgrims an, und wanderte in die Gegend nach der Schweiz zu. In einem Dorfe, genannt Deislingen, wurde er Kuhhirt, und weidete die ihm anvertraute Herde auf einem nahgelegenen Berge mit allem Fleiss. Wiewohl nun das Vieh unter seiner Hut gedieh und fett ward, so

Digitized by Google

verdross es die Bauern, dass er sich immer auf dem nämlichen Berge hielt, und sie setzten ihn vom Amte ab. Da ging er wieder heim nach Calw, und heischte das Almosen vor der Thüre seiner Gemahlin, die soeben ihre Hochzeit mit einem andern Manne feierte. Als ihm nun ein Stück Brot herausgebracht wurde, weigerte er es anzunehmen, es wäre denn, dass ihm auch der Gräfin Becher voll Wein dazu gespendet würde. Man brachte ihm den Becher, und indem er trank, liess er seinen güldenen Mahlring darein fallen, und kehrte stillschweigend nach dem vorigen Dorfe zurück. Die Leute waren seiner Rückkunft froh, weil sie ihr Vieh unterdessen einem schlechten Hirten hatten untergeben müssen, und setzten den Grafen neuerdings in seine Stelle ein. So hütete er bis zu seinem Lebensende.

Hierher gehören ferner die Sage vom edlen Möringer (D. S. Nr. 523), die schwäbische Sage aus dem 10. Jahrhundert von Udalrich und Wendilgart, die am auffallendsten an die Odyssee erinnert (D. S. Nr. 525), Karls des Grossen Heimkehr aus Ungerland (D. S. Nr. 439), und Heinrichs des Löwen Rückkehr aus dem gelobten Lande (D. S. Nr. 520). Je jünger die Volkssage ist, um so weniger weiss sie von dem ursprünglich tragischen Gehalt des Mythus; sie kennt zuletzt nur noch einen guten Ausgang. Der ‚Graf von Calw' weiss noch deutlich von einer fortwährenden Knechtschaft; die beiden folgenden Sagen haben eine Erinnerung an die Rückkehr aus dem Totenreiche bewahrt; sie erinnern an die ‚Hüllerin' Kalypso, die ‚grauen Männer', die Phäaken der griechischen, die Nebelkinder, die Nibelungen der deutschen Sage:

Hans von Bodmann kommt in ein fernes Land, das durch hohe Mauern von der übrigen Welt abgesondert ist, zu einem Nebelmännchen. Dieses schliesst mit dem Ritter einen Vertrag: er solle das Nebelläuten abstellen und die leidige Glocke in die Tiefe des Sees versenken, die allabendlich ihm bummelnd um den Kopf schlage, dafür wolle er den Ritter über Nacht durch einen dienstbaren Geist in die Heimat bringen lassen, wo gerade die Hochzeit seiner Frau

Digitized by Google

mit einem andern gerüstet werde. Der Herr von Bodmann willigt ein, kommt als Bettler zum Hochzeitsschmause und giebt sich durch den Ring zu erkennen.

Auch dem Grafen von Stadion erscheint ein Nebelmännchen, nachdem er sieben Jahre umhergeirrt ist, und führt ihn auf einer Nebelwolke in die Heimat; er kommt zur rechten Zeit an, vertreibt den neuen Freier und erweist sich durch einen Stahlring als den verschollenen Gatten.

4. Die Zwillingsgötter des Zwielichtes, der Himmelsgott und die Sonnengöttin.

Schon die Indogermanen verehrten ein göttliches Zwillingspaar, das mit den Lichterscheinungen des anbrechenden Tages zusammenhängt. Den mit der Sonnengöttin über den Himmel fahrenden Himmelskindern und Rosseherren der Inder (Asvin) entsprechen die rossberühmten *Διὸς κοῦροι* der Griechen und ihre Schwester Helena, sowie die lettischen ‚Gottessöhne', die auf ihren grauen, braunen oder schwarzen Rossen geritten kommen, um die Sonnentochter zu freien. Der Mythus von den Thaten und dem ungleichen Schicksale der berittenen Söhne des höchsten Gottes, der Retter aus aller Not, lebt auch bei den Germanen fort und lässt sich aus der Heldensage erschliessen. Aber daneben haben die Germanen denselben Mythus selbständig weitergebildet, und das Geschick dieser Zwillingsgötter mit ihrem obersten Gott, Tius, und seiner Gemahlin, Frîja, eng verknüpft.

Der Hartungenmythus.

Den ostgermanischen Dioskurenmythus erwähnt bereits Tacitus (Germ. 43): *„Bei den Naharnarvalen (südlich von Thorn und Bromberg) wird ein Hain uralter Götterverehrung gezeigt. Ein Priester mit weiblicher Haartracht steht dem Heiligtum vor, doch nennen die Berichterstatter als Götter, römisch aufgefasst, Castor und Pollux. Dies das Wesen der Gottheit, ihr Name Alkîz; obgleich es keine Bilder von ihnen giebt, verehrt man sie doch als Brüder, als Jünglinge."*

Digitized by Google

Tacitus schildert hier den gemeinsamen Kult der vandilisch-gotischen Stämme, Pfleger und Hüter des Stammesheiligtums sind die Nahanarvali. Tacitus hebt einmal das rein Germanische dieses Kultes hervor, sodann, dass die Gesamtvorstellung, die er von diesen Göttern bekam, ihn an Castor und Pollux erinnerte: die beiden germ. Gottheiten sind auch Brüder und Jünglinge wie die griech. Dioskuren, aber es sind germ. Götter.

Zwischen der oberen Oder und Weichsel war der Wohnsitz der vandilischen Stämme gelegen. Mit den Marcomannen gegen Marc Aurel verbündet, treten sie zum ersten Male in der Geschichte auf (167). Sie zerfielen in zwei Stämme, Asdinger und Silinger; von den letzteren hat Schlesien seinen Namen. Ein Haufe jener Völkerschaften drang südwärts über die Karpaten vor und liess sich im nördlichen Ungarn nieder. Asdingi lautet der Name des vandilischen Königsgeschlechtes, und weil dieser Teil unter der Führung der Asdingi seine Wanderung unternahm, ging auf ihn der Name Ἀστίγγοι über (Jord. 22. Dio 71₁₂). Wie die Schwaben als Ziuwari den Kult des Tius in die neue Heimat mitnahmen, so verpflanzten auch jene eindringenden Scharen den Kultus der Ostgermanen an die obere Theis. Das Priestertum oder auch das spätere Königtum, das diesem Kult vorstand, leitete seinen Ursprung von dem göttlichen Brüderpaare ab und nannte sich in altgermanischer Weise nach ihm. Der Name der vandilischen Könige, der Asdinge, ist got. *Hazdiggôs und bedeutet ‚Männer mit Frauenhaar' (*hazds, an. haddr, ags. heord ‚Haar einer Frau'). Den Hazdingen entsprechen die mhd. Hartungen, die an. Haddingjar; in ihnen leben die taciteischen Aleis fort. Der ältere der Hardinge (mhd. Hartunge) heisst in der Sage Hartnit, woraus Ortnit entstellt ist, sein jüngerer Bruder heisst Hartheri. Die Hartungensage hat den Mythus von den nahanarvalischen Brüdern aufbewahrt; die süddeutsche Sage setzt an Stelle des jüngeren Bruders Hartheri den Wolfdietrich. Aus einer Vergleichung der verschiedenen Sagen ergiebt sich folgende mythische Grundlage:

Digitized by Google

Der ältere Hartung, Hartnit, der stärkste aller Helden, besitzt die beste aller Waffen und die kostbarste aller Rüstungen. Er erstreitet sich gegen das winterlich riesische Geschlecht der Isungen (Eismänner, vgl. Nibelungen, Nebelmänner) die schönste aller Frauen; die Geliebte steht ihm in dem Kampfe bei. Er zieht dann aus, mit seiner funkelnden Rüstung geschmückt, um einen Drachen zu erlegen, findet aber dabei seinen Tod. Der jüngere Hartung, Hartheri, rächt wie Pollux den älteren, der, wie Castor, den Mächten der Finsternis verfallen ist, tötet den Drachen, legt die goldglänzenden Waffen des Erschlagenen an, besteigt sein Ross und vermählt sich mit der Witwe des Bruders.

Der Hartungenmythus muss aus einer Naturerscheinung entstanden sein, die in gleicher Weise am Lichte wie am Dunkel teil hat, d. h. an dem Zwielichte, nicht dem Morgen- und Abendsterne. Das aus der entweichenden Nacht und dem durchleuchtenden Himmel erzeugte Zwielicht überwindet die Finsternis am Morgen, vermählt sich bei Tagesanbruch mit der Morgenröte oder der goldenen Sonnenjungfrau, die er aber erst befreien muss, und erliegt am Abend den Dämonen der Dunkelheit. Aus der doppelten Naturerscheinung entsprang die Zwillingsnatur der göttlichen Jünglinge. Sie sind mit kostbaren Rüstungen geschmückt, dem leuchtenden Sonnengolde; sie reiten auf glänzenden Rossen, denn die Vorstellung der Sonne oder der Wolken in Rossesgestalt ist uralt; sie sind tapfere Krieger und Drachenkämpfer, denn ihre Aufgabe ist es, das nächtliche Dunkel zu vertreiben. Erliegt der eine Bruder am Abend dem Dunkel, so rächt ihn der jüngere am Morgen und führt selbst die Göttin heim.

Die alemannische, vielleicht ehemals bayrische Sage von den Brüdern Baltram und Sintram hat den deutschen Dioskurenmythus bewahrt (D. S. No. 219). Die Einfachheit dieser Erzählung zeugt für ihr hohes Alter; die Göttin ist aus ihr geschwunden; es handelt sich allein um den Kampf der beiden Brüder gegen den Drachen, um den Tod des einen, die Rache und Befreiung durch den anderen. In dieser Sage kann man auch den Übertritt des Göttermythus

Digitized by Google

in die Heldensage erkennen. Der eine der beiden Söhne des Tius führte im Mythus den Namen Balder, in der Sage erscheint er unter dem heroischen Namen Baltram. Wie im Hartungenmythus der jüngere Bruder zurücktritt, obwohl ihm die Rolle des Rächers zufällt, so bedeutet Sintram nur den Gefährten oder Nachfolger des Gottes. Als die jugendlichen, lichtspendenden, rossebändigenden, streitbaren Götterjünglinge treten Baltram und Sintram in der Sage auf:

Als die beiden Brüder zur Jagd auszogen, stiessen sie in wilder und wüster Waldung auf einen hohlen Berg. In der Höhlung lag ein ungeheurer Drache, der das Land weit umher verödete. In Sprüngen fuhr er auf Baltram und Sintram los und verschlang den einen Bruder lebendig. Der andere aber setzte sich kühn zur Wehr und bezwang nach heissem Kampfe das wilde Getier, in dessen gespaltenem Leibe sein Bruder noch ganz lebendig lag.

Auch das Märchen ‚Die zwei Brüder' hat Züge von der Natursymbolik des Dioskuren-Mythus erhalten (K. H. M. Nr. 60). An Stelle der reisigen Götterjünglinge stehen zwei wackere Jäger. Der jüngere Bruder tötet den Drachen, befreit die Königstochter und vermählt sich mit ihr. Er wird in einen Stein verwandelt; die Steine, die das Licht nicht durchlassen, sind eine Bezeichnung der Finsternis; seine Verzauberung in einen Stein entspricht dem Tode des Gottes im Drachenkampfe. Das im Berge versteckte Schwert, das der Jüngling hervorholt, erinnert an die gotische Sage von Attilas Schwert (s. u. Tius). Auch die Rache, die durch den anderen Bruder erfolgt, fehlt nicht; im übrigen klingt nach Märchenart der Schluss versöhnend aus.

Aus den Worten des Tacitus lässt sich nicht ersehen, welcher Kasus Alcis ist, ob Dativ. Plur. von Alci oder Alcae, Nom. Sing. oder Nom. Plur. Alces, got. alkeis erklärt man als die Leuchtenden, Glänzenden (ags. eolh-sand Bernstein) oder als Götter, denen der Hirsch heilig ist (ahd. elch, fem. elha, an. elgr, lat. alces, gr. ἄλκη): das goldene Geweih und die goldenen Klauen sollen der die Wolken und die Erde treffende Sonnenschein sein. Man vergleicht mit dem Merseburger Zauber-

Digitized by Google

spruche, der von dem Unfalle erzählt, der Balders Ross begegnet ist, den schwäbischen Spruch:

Es ging ein Hirsch über eine Heide,
Er ging nach seiner grünen Weide,
Da verrückt er sein Bein
An einem Stein.
Da kam der Herr Jesus Christ
Und schmiert's mit Schmalz und Schmeer,
Dass es ging wie her.

Merkwürdig ist allerdings, dass wie Balders Fohlen auf dem Ritte nach dem Walde, so der Hirsch auf seinem Wege nach der grünen Weide seinen Fuss verrenkt; wie Wodan Balders Ross heilt, so thut es hier der Herr Jesus Christ. Am wahrscheinlichsten aber gehören die Alkîz zu ahl beschützen, ags. ealgian, got. ahls (geschützter Ort = Tempel), lett. elks Abgott, gr. *ἀλαίκειν*, *ἀλκή*. Die Alkîz wären also die Schützer und würden den griech. *ἄναχες* entsprechen.

Wie die Semnonen bei den Erminonen, so sind die Nahanarvali bei den vandilischen Völkern Mittelpunkt der Kultusgemeinschaft. Da ihr Name nur bei Tacitus vorkommt, wird er mit dem Kultus und der Mythologie zusammenhängen. Er ist vielleicht ein hieratischer Kultname, d. h. das Volk nannte sich nach der Gottheit, zu deren besonderem Dienst es von den andern Stämmen bestellt war. Die Nava-ner-vali werden als die erklärt, die sich die in der Schlacht zu tötenden Männer aussuchen (got. naus der Tote, ner Mann *ἀνήρ*, waljan wählen). Seltsam ist, dass Tacitus an derselben Stelle (Germ. 43) ein (mythisches) Volk der Inanimi, ‚der Entseelten' erwähnt. Oder man deutet die Nahanarvali als die, die genug Wundmale aufzuweisen haben, Kriegen von erprobter Tapferkeit (ahd. narwa Narbe, got. ganohs, ahd. ganôgi), ein Name, der für die heldenhaften Söhne des Tius wohl passen würde. Oder man erklärt sie als die Totenkämpfer oder die Mannigewaltigen.

Der Harlungenmythus.

Auf eilendem Rosse, über Land und Meer, kommt der göttliche Vater Tius seinen Lieblingen zu Hilfe. Aber völlig verändert tritt uns die Gestalt des hohen Himmelsherrn im

Digitized by Google

Harlungenmythus entgegen. Indem Tius und seine Gemahlin, die Sonnengöttin Frija, mit den göttlichen Zwillingen in Verbindung gebracht werden, entsteht ein Mythus von erschütternder Tragik, der in seiner herben Strenge zu dem Schönsten gehört, das der deutsche Geist der Vorzeit hervorgebracht hat.

Die Harlunge der Heldensage Emrika (der Furchtbare oder Unermüdliche) und Fritila (der Zierliche, etwa ‚Schönle') sind ein streitbares rüstiges Brüderpaar. Übermütig verschonen sie keinen Waldvogel und kein Wildtier auf ihren Wegen und lassen den Frauen am Hofe Ermenrichs, ihres Oheims, keine Ruhe. Zu Breisach im Breisgau steht ihre Burg, und weithin ist ihr Reichtum an Gold berühmt, der Schatz der Harlunge. Der getreue Eckehart ist den jungen Königen zum Vogt und Pfleger gegeben. Sibich aber, Ermenrichs Ratgeber, verleumdet die Brüder: sie stellten der Königin, Ermenrichs Gemahlin, nach. Schon längst war Ermenrichs Habgier durch den grossen Goldschatz der Harlunge geweckt. Er sammelt ein Heer, überfällt die Brüder, die trotz der Warnung ihres Pflegers ihm verwegen entgegen gehen, lässt sie ergreifen und hängen. Eckehart nimmt später an dem treulosen Ratgeber Sibich furchtbar Rache, fängt ihn auf der Flucht ein, führt ihn nackend quer über das Ross gebunden durch das Heer und hängt ihn auf.

Auch die Harlungensage ist ein altgermanischer Dioskurenmythus, der vom Himmelsgott und seinen Söhnen handelt. Ermenrich, germ. *Ermanarîkaz ist ein Beiname des uralten Gottes des lichten Tages, des Tius, und bedeutet den König über alle und alles, den König ohnegleichen (Irmintius). Seine Gemahlin ist die Sonnengöttin Frija. Die Harlunge sind die Söhne des Tius, die Repräsentanten des Zwielichtes. Dem Zwielicht folgt die Sonne, daher wird ein Liebesverhältnis zwischen den Brüdern und der Göttin angenommen. Auf glänzenden Rossen stürmen die reisigen Jünglinge heran, prangend im Goldschmucke, die Brust bedeckt mit breitem Geschmeide, dem kein anderes gleicht, vernichten die Dämonen der Finsternis, werben um die Hand der holden Göttin und führen sie als Gattin heim. Eher als die anderen Götter

Digitized by Google

erscheinen sie am weiten gewölbten Himmel, überholen diese im Wettlaufe und heben im Triumph die Göttin auf ihren goldenen Wagen. Eine tragische Wendung in der Liebesgeschichte des Himmels musste eintreten, sobald der Tagesgott selbst die holde Sonne zur Gattin begehrte. Wenn sich der Gott des Tages, um den Gipfel seiner Macht zu erreichen, mit der Sonne vermählen will, kann diese Verbindung nur durch das göttliche Zwillingspaar, das Zwielicht, erfolgen: sie bringen dem Irmintius die Sonne als Brautführer zu. Aber nicht immer walten die Werber treu ihres Amtes, waren sie doch selbst einst die Freier und Liebhaber der Sonnengöttin gewesen. Anstatt die dem Vater bestimmte Braut einzuholen, sind sie selbst in Liebe zu ihr entbrannt und suchen die Braut mit ihrer Einwilligung für sich zu behalten. Durch blitzendes Geschmeide, das ihre kunstreichen Hände angefertigt haben, gewinnen sie die Sonnengöttin. Die Sonne, die die reisigen Brüder heraufführen, wird als ein herrlicher Schmuck aufgefasst, als ein grosses, leuchtendes Halsband. Brisingamen, Halsband der Brisinge (der Zusammenflechter, der kunstreichen Verfertiger, mhd. brîsen einfassen; oder aisl. brísingr ‚Feuer') heisst der schimmernde Schmuck, den die Zwillingsgötter für die Sonnengöttin selbst hergestellt oder im Wettlauf errungen haben. Die Vorstellung ist altgermanisch, dass Frija im Besitze eines goldenen Halsschmuckes ist (S. 232, 234). Das Wort des Herrn „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben" (Mt. 7, 6) giebt der Dichter des Heliand so wieder: ‚Vor die Säue sollt ihr nicht eure Perlen werfen oder schimmernden Schatz, heiligen Halsschmuck' (1724). Selbst das Beiwort ‚heilig' mag uralt sein, wie die Allitteration zeigt: es ist der unverletzliche, der Himmelskönigin als Göttereigen zukommende Schmuck. Mit diesem glänzenden Halsbande machen die Brisinge, die göttlichen Brüder, die dem Tagesgotte seine Braut zuführen sollen, die Göttin dem Himmelsherrn untreu. Dafür trifft sie der wilde Zorn des Vaters; mit dem Tode durch den Strang, der alten entehrenden Strafe für Verräter und Überläufer (Germ. 12) rächt er den ihm angethanen Schimpf: wenn der helle Tag seine ersten Strahlen aussendet, tötet er das Zwielicht.

Das Halsband der Sonnengöttin konnte aber auch als ein der Hut der Brüder empfohlener Besitz, als ein Hort aufgefasst werden; die geheime Quelle aller Macht war dem Germanen der gesammelte Hort, der Schatz; Hort und Macht waren ihm gleiche Begriffe. So entstand mit der Ausbildung des Königtums die Vorstellung, dass der Himmelsgott Ermanarîkaz aus Gier nach dem Schatze der Harlunge die Neffen (ursprünglich die Söhne) überfällt: zu voller Machtentfaltung kann der Tagesgott erst gelangen, wenn das Zwielicht ihm den Platz geräumt hat, und er selbst im Besitze ihres Goldschatzes, des Sonnengoldes, ist.

Spätestens im 6. Jahrhundert wurde der Mythus von Ermanarîkaz und seinen Söhnen bei den Alemannen mit der gotischen Ermanarichsage verbunden und dann im Breisach bei dem mons Brisiacus lokalisiert. Der Grund dafür ist in der Namensähnlichkeit des Gottes und des Herrschers gegeben; das Kleinod der Brisinge wurde als der Schmuck der Breisinge (Brisigavi) aufgefasst, der vermeintlichen Bewohner des Breisgaues und vor allem Breisachs. Hier wird auch in einer Urkunde (1185) ein Eggeharthberc erwähnt, der nach dem treuen Hüter und Pfleger der Harlunge benannt ist. Auch der zwischen Freiburg und Breisach gelegene Venusberg von Ufhausen wird sich auf Frija beziehen.

Durch Einschiebung zweier neuer Personen hat der Harlungenmythus noch eine Bereicherung erfahren. Eckehart tritt als Beschützer der Harlunge auf; nach dem Anhange des Heldenbuches ist er selbst ‚von dem Geschlechte der Harlinge'. Wie der Eckewart des Nibelungenliedes den Burgunden die erste Warnung vor der ihnen drohenden Gefahr ausspricht, so trägt Eckehart den Brüdern die Nachricht von ihrem bevorstehenden Untergange auf schnellem Rosse zu. Beide sind Warner, Hüter und Wächter des Landes (S. 234, 235). Das Gegenbild des treuen Eckehart ist der untreue Sibich. Wie in der Wolfdietrichsage Saben der Widersacher des ‚Lichtsohnes' Berchtung Wolfdietrich ist und die Königin verleumdet, dass sie dem Gatten die Treue gebrochen habe, so ist auch Sibich der ungetreue Ratgeber und

Digitized by Google

und Ränkeschmied. Beide sind uralte mythische Gegensätze sie treten als neue Gestalten in den Dioskurenmythus ein. Mit dem Verschwinden der Abenddämmerung findet Sibichs Anklage Gehör, dann erleiden die Brüder den Tod. Aber der Himmelsgott muss dann seinen kaum gewonnenen Schatz gegen die hereinbrechende Nacht verteidigen. Aus dem Streite zwischen Tius und seinen Söhnen um das Halsband wird ein Streit zwischen dem Gotte des Lichtes und der Finsternis.

Der Mythus vom Tode des Irmintius durch seine Söhne.

Eine dritte Form des Dioskurenmythus hat die Sage von Ermenrich und Sunilda (Schwanhild) bewahrt, die aus Deutschland nach dem Norden eingewandert ist. Ermenrich hat zwei Söhne, Sarulo und Hamadeo, denen ein Stiefbruder Erp zur Seite steht. Das echte Brüderpaar, das vom Vater ausgeschickt ist, um ihm Sunilde als Braut zuzuführen, wird von Sibich der sträflichen Liebe zur Sunilde bezichtigt; dunkel läuft auch die Anschuldigung mit unter, dass sie Ermenrichs Hort beraubt hätten, wozu das Brisingamen gehört. Da lässt Ermenrich seine Söhne ergreifen und zum Galgen führen, die Sunild von wilden Rossen zerstampfen. Aber erst als der sonnenhelle Blick ihrer Augen durch ein Tuch verhüllt wird, gehorchen die Rosse dem grausen Befehle.

Nach einer andern Sagenform sind die Brüder Sarulo und Hamadeo noch am Leben, sie beschliessen den an Sunild begangenen Frevel furchtbar zu rächen. Mit grossen, tüchtigen, zauberischen Rüstungen ausgestattet, dass kein Eisen sie durchdringen kann, machen sie sich am Abend auf den Weg, um Ermenrich bei Nacht zu überfallen. Ihr Stiefbruder Erp will sie auf dem Rachezuge begleiten, sie weisen aber seine Hilfe höhnisch zurück, geraten mit ihm in Streit und töten ihn. So dringen sie in Ermenrichs Burg, wo der König zechend in trunkenem Übermute sie erwartet. Getümmel erhebt sich, die Humpen stürzen herab, und die Brüder schlagen Ermenrich Hände und Füsse ab. Da brüllt er seinen

Digitized by Google

Mannen zu: ist die Brust gegen Speer und Stahl gefeit, so werft sie mit Steinen tot. Zu spät erkennen sie, wie nötig ihnen Erps Hilfe gewesen wäre; während sie dem Könige Haupt und Füsse abgehauen hätten, würde er ihm das Haupt abgeschlagen haben.

Auf den geschichtlichen Gotenkönig Ermanarich, der sich 375 aus Verzweiflung vor dem Einbruche der wilden Hunnenscharen das Leben nahm, weil er nicht mehr in voller Kraft stand, sind Züge des Dioskurenmythus übergegangen. Sarulo und Hamadeo sind ein reisiges, rüstiges Jünglingspaar, wie die Harlunge, angethan mit leuchtenden Rüstungen. Nach ihnen sind sie auch benannt; Sarulo (got. Sarwilo; got. sarwa Rüstung) und Hamadeo (got. *hama, ahd. hamo Kriegskleid, Hamadeo = der junge Mann im Kriegskleide) sind die Gerüsteten, mit Brünnen Bekleideten. Denn ihre undurchdringlichen, glänzenden Rüstungen sind für die Söhne des Tiwaz Ermanarikaz charakteristisch. Der dritte Bruder Erp (wovon Erpis — oder Erphisfurt, Erfurt) ist der ‚braune, dunkle'. Die göttlichen Zwillinge, die pflichtvergessen die Braut für sich behalten wollen, die sie dem Vater zuführen sollen, tötet der ergrimmte Vater, wenn die Sonne am Himmel emporsteigt. Aber auch die treulose Braut erreicht am Abend seine Strafe. Wenn die Abendwolken die Sonne bedecken oder sie in Streifen aufzulösen scheinen, dann wird Sunhilde von den Rossen (den Wolken) zertreten oder zerrissen; und weil sie die Hilde ist, die zur Sühne (ahd. suon) für ihre Untreue den Tod erleidet, heisst sie Sunilda (got. *Sônhilds, ahd. Suonhilt, daraus entstellt Schwanhild). Wenn aber der Tagesgott am Ende seiner Laufbahn steht, wird das Zwielicht wieder lebendig und nimmt Rache am Vater. Bei Einbruch der Nacht überfallen ihn die Brüder und verstümmeln ihn, finden aber auch selbst von neuem den Tod, sobald die Finsternis der Nacht sie verschlingt. Nur Steine können ihnen den Untergang bringen, weil nur das Dunkel die Kraft des Lichtes zu brechen vermag. Der braune, dunkelgelockte Stiefbruder Erp ist ein Dämon des Dunkels. Allein können die hellen Lichtwesen den Tagesgott nicht töten, nur mit Hilfe des

Digitized by Google

unechten Bruders, gleichfalls eines Sohnes der Nacht, wäre es ihnen gelungen; den aber haben sie erschlagen. Von neuem hebt sich der Tagesgott siegreich empor, und von neuem wiederholt sich der endlose Streit und die gegenseitige Vernichtung.

Der gesamte Dioskurenmythus umfasst also den Verlauf eines ganzen Tages. Er beginnt mit dem Aufdämmern des Zwielichtes, dem ersten Morgengrauen, schildert das glanzvolle Erscheinen der Sonnengöttin und ihre Vermählung mit dem Tagesgotte, beschreibt den Untergang der Sonne, das Hereinbrechen des Abendzwielichtes, das Verschwinden des Tageslichtes und das Nahen der dunklen Nacht. Der Dioskurenmythus ist also dem Mythus vom Kampfe des Lichtgottes mit dem Gotte der Finsternis nahverwandt (S. 235). Aber in der Erscheinungen Flucht erkannte man den ruhenden Pol, im täglichen Wechsel erblickte man ein allgemeines Gesetz und erweiterte das vom Tage genommene Bild zu einem umfassenden Weltenbilde, das mit dem tragischen Untergange alles Seins, der Vernichtung aller Gegensätze abschloss. Es darf nach dieser Mythenkette keinem Zweifel unterliegen, dass die Vorstellung des Weltunterganges allen Germanen gemeinsam war.

Über den Kultus der Tiussöhne ist wenig zu sagen. Die Haartracht ihrer Priester bequemte sich weiblicher Sitte, sagt Tacitus (Germ. 43; S. 259). Auch ein Kopf- und ein Schleiertuch wird dazu gehört haben. Wie die göttlichen Zwillinge, prangend im Goldschmuck, die Sonne im Wettlauf ersiegten, die Göttin auf ihren Wagen nahmen und als ihre eigene Braut davonführten oder als Braut und Gemahlin ihrem Vater, dem höchsten Himmels- und Tagesgotte, zubrachten, so bestand die altgermanische Hochzeitsfeier im wesentlichen aus einem Wettlauf um die Braut. Dieser Teil des Hochzeitsfestes gab dem ganzen Feste bei den Nord- und Westgermanen den Namen Brautlauf, d. h. Lauf nach der Braut oder um die Braut. Der Auszug zur Einholung der Braut wurde als ein wildes Wettrennen ausgeführt; im Triumphzuge wurde sie feierlich heimgeleitet, hoch auf dem

Digitized by Google

Wagen thronend. In Bayern ist es Brauch, dass von den Hochzeitsgästen der Brautlauf gehalten wird; der Bräutigam läuft selbst mit und das Ziel ist der Schlüssel zur Brautkammer; wenn der Bräutigam im Wettlauf unterliegt, muss er ihn dem Gewinner abkaufen. Durch Kraft und Geschicklichkeit, wie sie die Söhne des Himmelsgottes bewiesen, muss die Frau ersiegt werden. Die Sonnengöttin ist vielleicht selbst bei dem Wettlaufe beteiligt. In Deutschland kommt noch eine andere Form des Brautlaufes vor, bei dem die Braut nicht nur das Ziel, sondern selbst die ausübende ist. In der Altmark begiebt sich am Schlusse des ersten Hochzeitstages die ganze Hochzeitsgesellschaft auf einen zum Laufen geeigneten Platz. Die Braut wird von zwei jungen Männern geführt, dann giebt ihr der Bräutigam einen Vorsprung, und der Wettlauf zwischen ihm und der Braut beginnt. Am Ziel der Bahn wird der jungen Frau der Kranz von jungen Weibern abgenommen. Siegfried erringt im Wettkampfe für Gunther die Brünhild, und der Lauf spielt dabei auch eine Rolle.

Die einzelnen Götter.

1. Tius.

Uralte Lieder, die schon zur Zeit des Tacitus aus ferner Vorzeit stammen, singen von den drei göttlichen Ahnen, nach denen sich die drei westgermanischen Stämme bezeichneten (Germ. 2). Die Namen der Ingväonen, Erminonen und Istväonen sind durch die Allitteration gebunden; sie sind altgermanischer Poesie entnommen und bildeten, wie die Dreizahl der Stäbe vermuten lässt, einen zweiteiligen Langvers. Was bedeuten die Namen der drei Ahnherrn, die in urgerm. Form *Ingvaz, *Ermnaz, *Istvaz lauten würden? sind es Brüder, verschiedene Göttergestalten oder uralte Epitheta einer Gottheit, die ihnen von den drei Stämmen beigelegt wurden?

Dass Tius bei den Erminonen, deren Wohnsitze sich von

der Donau bis zu Spree erstreckten, der oberste Gott war, weiss Tacitus zu berichten (Germ. 39, D.S. 365). Im Lande des ältesten erminonischen Stammes, der Semnonen, zwischen der mittleren Elbe und Oder (Mark Brandenburg) kamen alle Stämme desselben Blutes zusammen. In einem schaurigen Haine begannen die Amphiktyonen die hohe Feier durch das Opfern eines Menschen. Als den allwaltenden Gott, den alles in knechtischem Gehorsam verehrt, als den Urahnen des Volkes (tamquam inde initia gentis), als den grössten und höchsten der Götter (Hist. 4₆₅; Jord. Get. 5), nannten sie ihn *Tiwaz ermnaz, d. i. den Erhabenen (ὕρμενος). Die Erminonen betrachteten sich also als Zeussöhne und verehrten den ‚erhabenen Himmelsgott' (Irmin) als Ahnherrn und Gründer ihres Stammes. Die Semnonen, eine Abteilung Schwaben, verrichteten bei dem gemeinsamen Kultus Priesterdienste, wie die Nahanarvalen bei den Ostgermanen. Wir finden sie am Ende der Völkerwanderung als Juthungi wieder, d. h. die ‚echten Abkömmlinge' des Himmelsgottes. Noch in einer Glosse des neunten Jahrhunderts werden die Schwaben Cyuwari ‚Verehrer des Ziu', ihr Hauptsitz Augsburg, das ehemalige Augusta Vindelicorum Ciuuesburg, ‚Burg des Ziu' genannt. Noch heute nennen die Schwaben den Dienstag Zistig, Ziestag. Das Volk, das einst zum Hüter des ermin. Stammesheiligtums bestimmt war, bewahrte also am treusten seinen Glauben und nahm seine Heiligtümer in die neue Heimat mit, als es südwärts über die alte Waldesgrenze auf ehemals ungermanischen Boden zog. Noch im 12. Jahrhundert erblickt der Glossator der Corveier Annalen in der Eresburg ein dem Ares d. i. dem dominator dominantium geweihtes Heiligtum. Östlich von den Semnonen und Schwaben, jenseits des Lech, sassen von den ermin. Stämmen die Markomannen und andere, die den Bajuwarennamen angenommen haben. Auch diese hatten den Tiuskult in die neue Heimat mitgenommen, nur nannten sie den Gott mit einem anderen Beinamen *Eraz. Der ihm geweihte Tag heisst bei den Bayern Ertag. Gleichfalls zum Suebenstamme gehörten die Hermunduren (Ann. 13₅₇). Im Jahre 58 war zwischen ihnen

Digitized by Google

und den Chatten wegen des salzhaltigen Grenzflusses eine heftige Fehde entbrannt. Dieser Krieg schlug für die Hermunduren glücklich, für die Chatten unselig aus. Beide hatten, um sich des Sieges zu versichern, das Heer der Gegner dem Tius und Wodan geweiht. Nach dem Siege ward, dem Gelübde gemäss, Ross und Mann, sowie alles, was besiegt war, insgesamt dem Untergange preisgegeben (D. S. Nr. 363).

Es steht also fest, dass Tiwaz im Binnenlande im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung als oberster Gott verehrt wurde. Nach dem Beinamen des Himmelsgottes nannten sich die Erminonen; der urgerm. *Tiwaz ermnaz bildete als Irmin-Tius den Mittelpunkt ihres Kultes.

Auch die Sachsen, die nordwestlich von den Semnonen wohnten, verehrten ihn unter diesem Namen. Nach ihrem Siege über die Thüringer bei Scheidungen an der Unstrut errichteten sie ihm eine mit dem Symbole des Adlers geschmückte Siegessäule, nach Morgen hin gerichtet (532). Das Standbild, das nach Osten blickte, der Adler, der den aufsteigenden, durch die Wolken brechenden Tag bedeutet, wie noch Wolfram von Eschenbach singt: ‚Seine Klauen durch die Wolken schlug er nun. Er steiget auf mit grosser Kraft' zeigen Tivaz als Sonnen- und Himmelsgott. Die Errichtung der Säule (Irminessûl) nach dem Siege kennzeichnet ihn als Kriegsgott (Widuk. 1$_{12}$). Dasselbe Beiwort, das wir in Irmin Tius antreffen, finden wir in der got. Bezeichnung des Himmelsgottes wieder, die zwar nicht direkt zu belegen ist, sich aber aus der Heldensage erschliessen lässt. Der got. Ermenrich geht auf *Ermanarîkaz zurück, bedeutet den König über alle und alles, den König ohnegleichen und würde die Übersetzung des regnator omnium sein, wie nach Tacitus bei den Semnonen Tivaz ermnaz heisst (Germ. 39). Auch das Hildebrandslied scheint ihn ‚irmingot' zu nennen, d. h. gleichfalls den an der Spitze des Götterstaates stehenden. Der furchtbare Schreckensruf des alten Recken, der in dem Gegner seinen Sohn erkennt: *‚wêttu irmingot* oben im Himmel, dass du noch niemals mit einem so nahe verwandten Manne einen

Digitized by Google

Kampf geführt hast, scheint übersetzt werden zu müssen: ‚Das wisse Ziu, der gewaltige Gott im Himmel' . . . Ziu ist der oberste Gott (alawaldandio) und trägt als gewaltiger Herrscher des Alls den Beinamen Irmingott.

Bei denselben Sachsen zerstörte Karl d. Gr. 772 die Irmensäulen, d. h. die gewaltigen Säulen, nicht die des Irmin, in der Nähe von Eresburg. Wie aus dem Namen der westfälischen Stadt hervorgeht (besser Eresberg als Eresburg), nannten die Sachsen und Angeln den Gott auch *Eraz, Er, Ear wie die Bayern. Ob Er mit skr. aryá ‚freundlich, zugethan' oder mit ags. eárendel (Morgenstern) oder mit Ares zusammenhängt, und aus derselben Wurzel gebildet ist wie Irmin (der Erreger), ist zweifelhaft; germ. *Erhaz liesse sich mit ir. ‚erc Himmel' zusammenbringen. Dass Er ein Beiname des Tivaz ist, bezeugt die ags. Rune ᛇ, die ear und tîr bezeichnet. Das ags. Runenlied sagt von der Rune Ear:

Ear ist ein Schrecken der Männer jeglichem,
Wenn unaufhaltsam das Fleisch beginnt
Als Leiche zu erkalten, die Erde zu erwählen
Gleich zur Bettgenossin: Freuden zerfallen,
Wonnen schwinden, Bündnisse werden gelöst.

Neben Irmin und Er hatten die Sachsen noch ein drittes Beiwort des Himmelsgottes. In dem as. Taufgelöbnisse vom Jahre 775 begegnet hinter Thuner und Wôden als dritter Gott, dem der Täufling entsagen soll, Saxnôt. Schwertgenosse oder Schwertführer, der das leuchtende Sonnenschwert führt und seinem Volke den Sieg verleiht, hiessen ihn die Sachsen des Festlandes, und nach dem sahs ihres Sahsnôt nannten sie sich selbst. Bei den Angelsachsen gilt Saxneát für Vodens Sohn, d. h. Tivaz ist hinter Wodan zurückgetreten. Noch Kaiser Heinrich IV. war gewohnt, alle seine Kämpfe ‚in heidnischem Aberglauben' am Tage des Mars, am Dienstage auszuführen (Ekk. v. Aura).

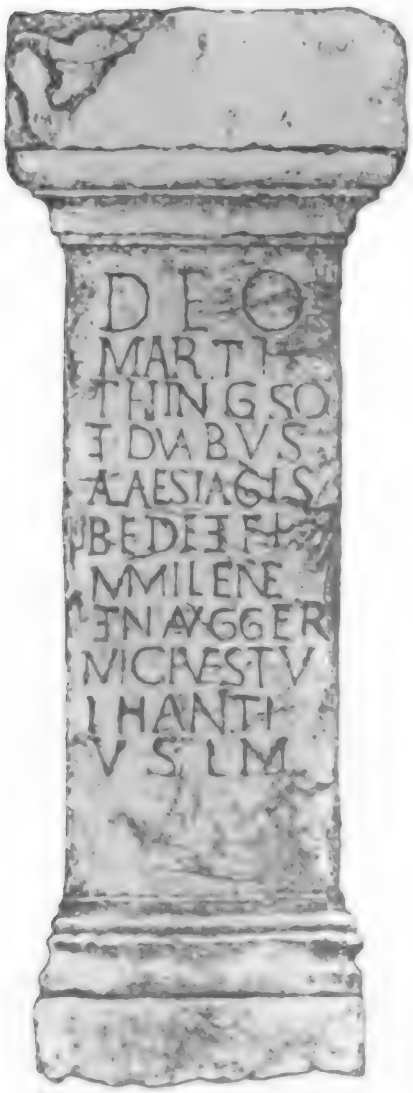
Drei Epitheta des alten Himmelsgottes haben sich also ergeben, Irmin, Er, Saxnôt; die älteste, höchste und z. T. gemeingerm. (ingv. erminon. got) Bezeichnung war der ‚Erhabene, Gewaltige'; nach diesem Beiworte benannte sich der

Digitized by Google

vornehmste und älteste der westgerm. Stämme, die Erminonen, die in der gemeinsamen europäischen Urheimat verblieben waren.

Dass die Friesen den Tivaz verehrten, wird durch eine Inschrift bezeugt, die im Jahre 1883 zu Housesteads, dem alten Borcovicium, einer der römischen Stationen am Hadrianswall im nördlichen England, aufgefunden wurde. Ein Schäfer stiess auf zwei Altäre mit röm. Inschriften und auf einen halbrunden, bogenartigen Aufsatz mit bildlichen Darstellungen. Dieser glückliche Fund ist zugleich eines der ältesten Zeugnisse für bildliche Darstellungen germanischer Götter. Die Inschrift des ersten Altars lautet: *„Dem Gotte Mars Thingsus und den beiden Alaesiagen Beda und Fimmilena und der Gottheit des Kaisers haben Tuihanten, germanische Bürger, ihr Gelübde gern und schuldigermassen eingelöst."*

Fig. 4.



Die Inschrift des zweiten Altars lautet: *„Dem Gotte Mars und den beiden Alaisiagen und der Gottheit des Kaisers haben Tuihanten, germanische Bürger aus der nach Severus Alexander benannten Heeresabteilung der Friesen ihr Gelübde gern und schuldigermassen eingelöst."*

Das Relief stellt einen mit Helm, Speer und Schild gewaffneten Krieger dar, den die interpretatio romana Mars

Digitized by Google

nennt, zu dessen Füssen ein schwanenartiger Vogel aufsieht. Zu beiden Seiten sieht man zwei ganz gleichartige schwebende Gestalten, die in der einen Hand ein Schwert oder einen Stab, in der andern einen Kranz halten.

Beide Altäre sind von Tuihanten errichtet, germ. Bürgern, die in röm. Diensten standen und zwar dem friesischen Keil

Fig. 5.

des Kaisers Severus Alexander angehörten (222—235). Die Tuihanten sind die Bewohner der Landschaft Tuianti, des heutigen Twenthe im Osten der Zuidersee. Unter dem röm. Mars leuchtet ihr Volksgott Tius hervor, der den Beinamen Thingsus führt. Die Friesen verehrten also zu Anfang des 3. Jahrh. einen Gott Tivaz Thingsus und zwei Alaesiagen,

Beda und Fimmilena, die nach der Darstellung und den Inschriften in unmittelbarem Zusammenhange mit ihm standen.

Fig. 6.

Unter ihnen sind wahrscheinlich zwei gewaltig einherfahrende Göttinnen zu verstehen, die schreckende Bêd und die stürmende Fimila, die dem Wetter- und Himmelsgotte Tivaz zukommen.

Der ausgeprägte Rechtssinn der Friesen ist uralt und wohlbekannt. Thinx ist der langobardische Name für ‚Ding', ‚Volksversammlung', Thinxus (Thingsus) ist also der Beiname des Gottes als des Leiters der Volksversammlungen. Unter freiem Himmel oder unter dem Schutze eines grossen heiligen Baumes hielten die germanischen Völker ihre Rechtsversammlungen ab, zu denen sie bewaffnet erschienen (Germ. 11), denn ehrhaft und wehrhaft galt als ein Begriff, und nannten nach dem Gotte, der gleichsam als Vorsitzender die Thingverhandlungen leitete, den ihm geweihten Tag ‚dingestag'. Auf fränkischem (istväon.), sächsisch-friesischem Boden ist diese Bezeichnung des Tages uralt. Wie Zeus als oberster Lenker des öffentlichen Lebens *ἀγοραῖος* heisst, trägt der ur-

Digitized by Google

germ. Tivaz den Beinamen *þinhsaz, *þīhsaz. Aber wie die kriegerische Ausrüstung des Gottes auf dem Housesteader Relief zeigt, war der friesische Mars Thingsus zugleich der Kriegsgott; kamen doch auch die freien Männer bewaffnet zur Volksversammlung. An Stelle des Sonnenschwertes trägt der Gott den Speer, wie auch Mars in der ältesten Zeit als Speergott bezeichnet wird.

Bei den Friesen also war Tivaz der oberste Befehlshaber des in Thing und Heer zu seinem Dienst versammelten Volkes. Aber er war auch der Herrscher der in Schwanengestalt am Himmel vorgestellten Wolken, der Himmelsgott, das bezeugt für die Friesen der an Mars Thingsus sich anschmiegende Schwan. In unmittelbarer Nähe des friesischen Gebietes ist die Sage vom Schwanritter zuhause, der nur ein Abkömmling des Himmels- und Jahresgottes ist (S. 251). Wir werden daher auch für die Friesen die Thätigkeit des Tivaz weiter ausdehnen können und ihn als den Bringer der sommerlichen Jahreszeit auffassen dürfen; darauf deutet auch der Schwan. Aber der Zusammenhang der Schwanrittersage mit dem fries. Denkstein geht noch weiter. Beide sind tapfere Krieger, beide schirmen Recht und Gesetz, beide sind von einem Schwane begleitet. Tivaz war daher der Kulturgott überhaupt, der Gott des Krieges, der Volksversammlung, der Wolken und des Himmels, der segenspendenden guten Jahreszeit.

„*Marti Halamardi sacrum T. Domit. Vindex centurio legionis XX Valeriae victricis*“ — lautet die Inschrift eines in den Niederlanden gefundenen Denksteines aus dem 3. Jahrhundert. Der erste Teil von Halamarđio gehört zu an. halr Mann, der zweite zu morden, Mörder. Halamarđus ist der Mannmörder, ein Beiname des Kriegsgottes Tius. Auch Wig-ans = Kriegsgott wurde er genannt, wie eine bei Tongern gefundene Bronzetafel zeigt (*Vihansae Q. Cattus Libo Nepos centurio leg. III Cyrenaicae scutum et lanceam d. d.*).

So dürftig unsere Nachrichten über die Mythen der Langobarden sind, im wesentlichen dürfen wir dieselben Eigenschaften auch ihrem obersten Gott zuschreiben. Als Hüter des Rechtes bezeichnet ihn der langob. Thinxus; als helden-

Digitized by Google

mütigen Krieger und meerentsprossenen Stammvater geheimnisvoller Abkunft, als Abwehrer feindlicher Mächte, die im Wasser hausen, als Jahres- und Kulturgott schildert ihn die Sage von Lamissio (S. 254). ‚Der das Morgenrot Heraufführende' oder ‚der in der Morgenfrühe Geborene (Uhtbora; got. ûhtvô, ahd. uhta) scheint eine langob. Bezeichnung des Licht- und Sonnengottes Tivaz zu sein.

Dass auch die Sachsen in ihrem obersten Gott Er oder Sahsnôt ursprünglich mehr als den Leiter der Schlachten sahen, lehrt der Skeáfmythus. Er war von ihnen ausgebildet, ehe sie das Festland verliessen; ein ags. Lied weiss noch von langob. Liedern über ihn. Über das Meer nach Englands kreidigen Felsen hinüber nahmen die Angelsachsen den Himmels- und Jahresgott und seine Mythen mit. Mars Thingsus, der Schwanenritter, Lamissio und Skeaf sind kriegerische Helden; Skeáfs Kommen und Scheiden erinnert an Lohengrin, seine Ankunft an Lamissio. Die ingväon. Völkerschaften hatten einen Mythus, der von der Geburt des Gottes bis zu seinem Tode handelte, der ihn nicht nur als Krieger und Himmelsgott, sondern als Schützer der Seefahrt und des Ackerbaues, als Jahres- und Kulturgott überhaupt kannte. Hatten die Ingväonen eine gemeinsame Bezeichnung für diesen Gott, die sie von den übrigen Westgermanen trennte? (S. 254). Die Gemahlin des Himmels- und Jahresgottes ist Nerthus, deren feierliche Umfahrt das Erwachen der Natur im Frühjahr symbolisierte (Germ 40). Die Göttin war unsichtbar, der Gott galt als sichtbar, solange seine Gegenwart andauerte; man wusste nicht, woher er kam und wohin er ging. Von seinem Kommen aber hing Friede, Freude und Fruchtbarkeit ab, darum bezeichnete man den Gott als den ‚Angekommen', urgerm. *Ingvaz (*ἰκνεῖσθαι*). Ing, der göttliche Ahnherr der Ingväonen, ist also nur eine andere Bezeichnung für den urgerm. Tivaz. Verehrten die Binnenländer besonders den Gott in seiner ‚gewaltigen' Erscheinung, so priesen ihn die Seebewohner als den Bringer aller Kultur, die an sein Erscheinen sich anknüpfte. Ing und Irmin, die mythischen Ahnherren der nach

Digitized by Google

ihnen sich nennenden Völkerschaften, sind also verschiedene Beinamen des altgerm. Tîwaz.

Die Zeugnisse für die Verehrung des Tivaz bei den Istväonen, den spätern Franken, sind dürftig. Der Grund ist klar. Wir können beweisen, dass etwa um den Anfang unserer Zeitreichnung von den Germanen am Rheine die Wodanverehrung immer weiter dringt und der alte Himmelsgott entthront wird. Aber völlig verschwunden ist er auch in später Zeit noch nicht. So findet sich auch bei den Sachsen noch um 772 Saxnot neben Wodan. Im batavischen Aufstande (Hist. 4_{64}) schicken die Tencterer einen Abgeordneten, der in der Versammlung der Agrippinenser die trotzige Erklärung abgiebt: *„das ihr zurückgekehrt seid in den Verband und zu dem Namen Germaniens, dafür sagen wir den gemeinsamen Göttern und der Götter Höchstem, Mars, d. i. Tius, Dank“*. Aus den Worten geht hervor, dass der Tencterer einen Unterschied macht zwischen den Göttern, die ihnen mit den anderen Germanen gemeinsam sind, und dem obersten Gotte. Der oberste gemeingerm. Gott ist Tivaz. Mithin müssen die Tencterer eine Erscheinungsform des Gottes besonders verehrt haben, die sie von andern scheidet. — Den Kultus des Tivaz bei den Rheinländern bezeugt Tacitus (Germ. 9): *„den Donar (Hercules) und Tius (Mars) besänftigen sie durch erlaubte Tieropfer.“*

Das dritte Zeugnis steht in der fränkischen Geschichte des Bischofs Gregorius von Tours (2_{29}). Als König Chlodovech der erste Sohn geboren war, wollte ihn seine christliche Gemahlin Chrodichilde taufen lassen. Sie drang deshalb unaufhörlich in ihren Gemahl und suchte ihm die Ohnmacht seiner Götter klarzulegen: „sie können sich und anderen nichts nützen, dieweil sie ein Gebilde aus Stein, Holz oder Erz sind . . . Mars und Mercurius, wieweit reicht ihre Macht? Zauberkünste mochten ihnen zu Gebote stehen, aber die Macht einer Gottheit hatten sie nimmer“.

Wenn auch der gelehrte Bischof an griech. und röm. Götter denkt, so ist doch Mars und Mercurius eine wohlbekannte interpretatio für Tius und Wodan. Die Annahme

Digitized by Google

scheint unabweisbar, dass im 6. Jahrhundert noch Tius neben Wodan als fränkischer Gott gilt.

Zu diesen historischen Zeugnissen treten inschriftliche. Auf 14 röm. Votivsteinen, die von germ. Gardereitern aus der Rheingegend in der Zeit von 118—141 ihren heimischen Göttern errichtet sind, steht 13 mal Tius an erster, Wodan an letzter, Donar 8 mal an zweiter, 1 mal an dritter und 1 mal an erster Stelle. Ganz deutlich wird also dem Tius der Vorzug erwiesen. Auf einem Votivsteine ist dem Mars eine Victoria beigesellt, die zur Kriegsgöttin gewordene Gattin des Tius, Frîja.

Zu diesen Zeugnissen kommen ebenso gewichtige indirecte. Am Rheine war die Schwanrittersage zu Hause, am Rheine war Orendel lokalisiert, vom Rheine endlich ist die Siegfriedssage ausgegangen. Alle drei Sagen waren ursprünglich Mythen vom Himmels- und Jahresgotte. Ehe in historischer Zeit Wodan hier aufkam und mit der Siegfriedsage in Verbindung trat, muss Tivaz der Träger seiner Mythen gewesen sein; in Siegfried lebt der urgerm. Himmelsherr und Bringer der guten Jahreszeit fort. Wenn Ing und Irmin nur Beinamen des höchsten Gottes waren, so muss auch der dritte Name Istv diesem zukommen. Urgerm. *Istvaz gehört zur Wurzel idh ‚brennen, flammen', oder zu îsi, ‚glänzen, leuchten'. Tivaz Istvaz bedeutet also den ‚Flammenden' – ein Name, der zu dem leuchtenden Himmels- und Sonnengott aufs Schönste passt.

Das germanische Lied also, das nach Tacitus in die grauste Vorzeit zurückkehrt, berichtete von der gemeinsamen westgerm. Verehrung des Himmels- und Jahresgottes Tiwaz. Verschieden waren die Beinamen, die sie ihrem höchsten Gotte beilegten, aber sie kamen alle der einen, der obersten Gottheit zu. Darum fühlten sich die Westgermanen als eng zusammengehörig, wenn sie auch in verschiedene Gruppen gespalten waren; leicht konnte daraus bei fremden Völkern die irrige Vorstellung entstehen, ihre göttlichen Ahnherrn seien Brüder gewesen. Die Bewohner des Binnenlandes nannten Tivaz ‚den Grossen, Erhabenen, Gewaltigen' Ermnaz; die

Digitized by Google

röm. Bezeichnung ‚regnator omnium deus' sieht wie eine Übersetzung des Ermanarîkaz oder alawaldandio irmingott aus. Die an der Nord- und Ostseeküste wohnenden Stämme (Friesen, Langobarden, Sachsen, Angelsachsen) nannten ihn Ingvaz ‚den Gekommenen' und dachten dabei an sein geheimnisvolles Erscheinen, mit dem der Segen des Lichtes und der Kultur verknüpft war. Istvaz ‚den Flammenden' nannten ihn die Rheinländer als den strahlenden Himmelsgott, den Vertreiber der dunkeln Mächte. Aber gemeinsam war ihnen allen die Verehrung des Tivaz als des Schützers in Krieg und Frieden, des Sonnen- und Himmelsgottes, des Spenders des Frühlings und Sommers.

Bei den ostgermanischen Nahanarvalen wird nach Tacitus (Germ. 43) besonders ein göttliches Zwillingspaar verehrt, die Dioskuren. Mag auch in geschichtlicher Zeit ihr Kultus den Mittelpunkt der Vandilier bilden, eine Verehrung der Söhne ohne den Vater ist unmöglich. Ursprünglich muss auch bei ihnen der Himmelsgott den ersten Rang innegehabt haben. Dafür spricht vielleicht noch die Bezeichnung des Stammes nach Tivaz dem ‚Wanderer' und der dem Tivaz Eraz geweihte Ertag bei den Bayern. Dass dies auch für die Goten zutrifft, bezeugt das gotische Weihnachtsspiel (s. u.) und Jordanes (Get. $5_{40, 41}$). „So berühmt waren die Goten, dass man ehedem erzählte, Mars (Tius), den der Trug der Dichter den Kriegsgott nennt, sei bei ihnen geboren. Diesen Mars verehrten die Goten mit einem grausamen Kultus — denn sein Opfer war der Tod der Kriegsgefangenen — in der Meinung, dass der Lenker der Schlachten billiger Weise durch Menschenblut versöhnt werden müsse. Ihm wurden die Erstlinge der Beute gelobt, ihm wurden an Baumstämmen erbeutete Rüstungen aufgehängt; ihnen war eine ganz besondere Liebe zur Religion angeboren, da es so schien, wie wenn sie die göttliche Verehrung ihrem Stammvater erwiesen." Also auch den Goten ist Tius Himmelsgott, Herr des Krieges und Gründer des Volkes (vgl. Germ. 39. 2).

Von den Skandinaviern, den Bewohnern der sagenumsponnenen Thule, erzählt Prokop (b. g. 2_{15}): „Sie beten viele

Digitized by Google

Götter und Dämonen an: Götter des Himmels, der Luft, der Erde und des Wassers und alle möglichen Dämonen, wie sie im Wasser der Quellen und Flüsse leben sollen. Sie bringen eifrig Opfer dar, auch von Tieren; das herrlichste Opfer aber ist ein Mensch, und zwar der erste Kriegsgefangene. Diesen opfern sie dem Kriegsgotte Ares, den sie für den obersten Gott halten. Solche Menschenopfer bringen sie nicht bloss blutig dar, sondern sie hängen den Kriegsgefangenen an ein Holz oder werfen ihn in die Dornen oder bringen ihn auf andere, höchst martervolle Weise um." Als Tyr lebt der idg. Diêus, der urgermanische Tiwaz im Norden fort. Als Gott des glänzenden Lichtes ist er der Feind des Dämons der Finsternis, des Fenriswolfes. Er bändigt und fesselt ihn, büsst aber dabei seine rechte Hand ein.

Bei allen Germanen ist der dritte Wochentag nach dem Himmelsgotte benannt. Der Name des Gottes im Genitiv ist bewahrt in ags. Tiwesdaeg, engl. Tuesday, an. Tyrdagr; ahd. Ziuwestag, kontrahiert Ziestag, mundartlich Ziüstig kommt schon in alemannischen Urkunden des 11. Jahrhunderts als Ciesdac vor. Der Name Ziustig unterscheidet den schwäbisch-alemannischen Volksstamm vom altbayerischen. Vom Böhmerwalde bis Welschtirol, vom Lech bis zur Rab wird der Dienstag Ertag (Erchtag) und Jrtag genannt, also nach einem Epitheton des Tivaz. Nach alemannischer und burgundischer Satzung war der Dienstag der Tag für Dinggerichte. Nach seiner Eigenschaft als Leiter der Volksversammlung Dings, röm. germ. Thingsus wurde der dem Himmelsgotte geheiligte Tag, Tag des *þingsaz, Things oder Thîhs, auch auf sächsisch-fränkisch-friesischem Boden Dingsdag genannt, wie noch heute im Holländischen.

Nach alter Sitte, die im Glauben der Vorzeit wurzelt, ist der Dienstag als Hochzeitstag besonders beliebt. Der alte germanische Himmelsgott Tius muss also auch als Schützer und Gönner der Ehen verehrt worden sein.

In einem Blumennamen endlich lebt Tius als Jahresgott fort. An dem Ergrünen gewisser Bäume oder Zweige, an

Digitized by Google

dem Erblühen der ersten Waldblume (Veilchen, Primel) nahm man die Wiederkehr des abwesenden Jahresgottes und seine Vermählung mit der Erdgöttin wahr. Zu den frühsten Anzeichen der Vegetation in unsern Wäldern gehört die Blüte von Daphne Mezereum, Zeidelbast, an. Tyvidr, ahd. Zigelinta, Ziolinta, Ziland, noch heute in Österreich neben Zeiland, Zillind, Zwilind. Sicherlich ist in diesem Namen eine Beziehung auf den im Frühling heimkehrenden Sonnen- und Jahresgott Tius, Ziu, zu erkennen. Die Pflanze, die zuerst dem Schosse der Erde entspross, war seine Verkündigerin. Vielleicht legte der Priester beim grossen Nerthusfeste (Germ. 40), das zu Ehren der Vermählung des Himmelsgottes mit der Mutter Erde gefeiert wurde, einen abgehauenen Zweig oder eine abgepflückte Blume auf den Wagen und bedeckte ihn ehrfurchtsvoll: das erste zarte Grün war ja das deutliche Zeichen dafür, dass die Göttin im Heiligtum gegenwärtig war.

Dem kriegsfrohen Gott, der mit dem Speer oder Schwert, funkelnder Rüstung und glänzendem Helme geschmückt war, eignete auch ein Ross. Im Donner vernahm man das Dröhnen seiner Hufe; berührte es beim eiligen Dahinjagen die Wolken, so strömte der Regen nieder. Oder der Gott öffnete mit dem Speere selbst dem erquickenden Nass den Weg. Das heilspendende, irdische Nass, der Ursprung der Quellen und Flüsse, ward durch den Hufschlag des Rosses hervorgerufen. Zahlreiche Sagen erzählen, wie Feldherrn ihrem dürstenden Heere den Labebrunnen aus der Erde entströmen lassen.

Wie der istväonische Mythus vom Himmelsgotte Tivaz in Siegfried, der ingväonische in Beovulf fortlebt, so wurde bei den Erminonen der Gott als Heros in die Sage vom Untergange des thüringischen Reiches verflochten. Der Thüringer König Irmunfried liegt mit den Franken und ihren Bundesgenossen, den Sachsen, in Streit. Sein Ratgeber ist Iring (der wie Gold, Feuer oder Licht Glänzende?), ein kühner Mann, ein tapferer Degen, von kräftigem Geiste und scharfsinnigem Rate, beharrlich in seinen Unterneh-

Digitized by Google

mungen, geeignet, andern seinen Willen einzureden. Durch diese Eigenschaften hatte er das Herz Irminfrieds an sich gefesselt. In der Schlacht bei Scheidungen an der Unstrut wird Irminfried besiegt. Die Sachsen errichten eine Siegessäule. So gross ist das Blutbad, dass die im Flusse aufgestauten Leichen eine Brücke für die vordringenden Sieger bilden. Irminfried aber, in dessen Person die Krone des Sieges lag, war mit seiner Gemahlin, seinen Söhnen und wenigen Getreuen entkommen.

Nach der Nibelungensage sind Irminfried und Iring in der Verbannung an König Etzels Hof. Die sächsische Überlieferung aber weiss von dem in Liedern besungenen tragischen Ende Irminfrieds zu berichten. — Als die Gegner von seiner glücklichen Flucht vernommen haben, rufen sie ihn unter trügerischen Versprechungen zurück und überreden Iring, ihn zu ermorden: er soll dafür mit herrlichen Gaben beschenkt und mit grosser Macht im Reiche betraut werden. Irminfried kehrt zurück und wirft sich dem feindlichen Könige zu Füssen. Iring aber, der wie ein königlicher Waffenträger mit entblösstem Schwerte daneben stand, tötete seinen knieenden Herrn. Da rief ihm der König zu: ‚Du, der durch solchen Frevel allen Menschen ein Abscheu geworden ist, sintemal du deinen Herrn getötet hast, sollst frei von dannen ziehen können, aber an deinem Verbrechen wollen wir weder Schuld noch Anteil haben.' ‚Mit Recht' erwiderte Iring, ‚bin ich allen Menschen ein Abscheu geworden, weil ich deinen Ränken gedient habe; bevor ich jedoch von dannen gehe, will ich dies mein Verbrechen sühnen und meinen Herrn rächen.' Und wie er mit entblösstem Schwerte dastand, hieb er auch den König nieder, nahm den Leichnam seines Herrn und legte ihn über die Leiche des feindlichen Herrschers, damit der wenigstens im Tode siegte, der im Leben unterlegen; und er ging von dannen, mit dem Schwerte sich den Weg bahnend. ‚Und wir können nicht umhin', schliesst der Bericht, ‚uns zu verwundern, dass die Sage solche Bedeutung gewonnen hat, dass mit dem Namen Irings die sogenannte Milchstrasse am Himmel noch heutigen Tages bezeichnet

Digitized by Google

wird.' (Widukind 1_{9-11}; Quedlinb. Ann.; Rud. von Fulda; D. S. Nr. 545.)

Der letzte historische König der Thüringer, der um 530 durch den fränkischen Theoderich Leben und Herrschaft verlor, ist mit einem Mythus vom Himmelsgotte zusammengeschmolzen. Iring ist der Lichtgott, der sich mit dem leuchtenden Sonnenschwerte in der Hand durch die dunkle Schar der Feinde den Weg bahnt, und nach dem das Volk seine himmlische Strasse benennt. Der Himmelsgott ist zu gleich Schwertgott. Der Schwertträger des Königs, der mit entblösster Klinge neben seinem Herrscher steht und sich zuletzt mit dem Schwerte durch die auf ihn eindringenden Feinde schlägt, entstammt ohne Zweifel dem Mythus des Himmelsgottes, der als Kriegsgott bei den Sachsen Saxnot hiess. Das bezeugt auch die Glosse: via secta = Îringes wec. Im N. L. scheint noch ein anderer alter Zug des Irings-Mythus aufbewahrt zu sein, der von dem Untergange des lichten Gottes durch die Mächte der Finsternis handelte (1988 ff.) Im blutgetränkten Saale von König Etzels Burg trifft Iring mit Hagen zusammen und verwundet Siegfrieds Mörder mit seinem Schwerte durch den Helm. Aber als er zum zweiten Male den Kampf aufnimmt, trifft ihn Hagens Schwert durch Helm und Schildrand, dann schleudert er einen Speer auf den Thüringer Helden, dass man aus dem Haupte die Stange ragen sah: da nahte ihm der Tod (vgl. S. 235).

An die Milchstrasse, Iringsweg, schliesst sich schön der Wagen des Himmelsgottes, der Irminswagen an, der in jeder Nacht den Pol umkreist, und nach dessen Stande man die nächtliche Zeit bestimmte. Die Vorstellung des Wagens ergab sich von selbst aus der Naturanschauung: vier Sterne entsprechen den vier Rädern eines Wagens, drei andere der Deichsel. Dieses Sternbild, das in der nördlichen gemässigten Zone niemals vom nächtlichen Himmel verschwindet, war der Wagen des Himmelsgottes Irmin Tius. Noch bei Leibniz lebt das Gestirn des grossen Bären als Irmines Wagen fort.

In doppelter Gestalt lebt der das Sonnenschwert schwingende

Digitized by Google

Himmelsgott, der am Rande des Himmels als wachsamer Hüter auf die Mächte der Finsternis späht, dessen Schlaf aber die himmlischen Wesen den Feinden preisgiebt, im Nibelungenliede fort. Ekkehart ist von Rüdiger zum Grenzwächter bestellt, wird aber von den Burgunden in der Nacht schlafend auf der Marke Rüdigers und des hunnischen Reiches angetroffen. Untreu seinem Namen ‚der mit dem Schwerte Standhaltende, nicht Weichende' verwahrt er Rüdigers Grenzmark, Hagen nimmt ihm heimlich sein starkes Waffen ab. Beschämt über seine sorglose Hut, empfängt er das Schwert zurück mit sechs Spangen roten Goldes. Zum Dank dafür warnt er die Burgunden vor der Fahrt in Etzels Land. Er ist also Wächter und Warner. Aber der Zugang zu dem von ihm behüteten Gebiete steht nunmehr dem finsteren Hagen offen.

Ebenso wie Hagen ursprünglich Ekkeharts Gegner war, muss er einst auch Rüdigers Widersacher gewesen sein (ahd. Hruodigêr, der ruhmvolle Krieger). Der gespenstische Hagen, der dem strahlenden Siegfried den Tod sendet, ist der Feind aller Lichtwesen. Auf den edlen Markgraf Rüdiger ist derselbe Mythus des Schwert- und Himmelsgottes Tius übergegangen wie auf den Grenzwächter Eckewart. Ihm muss Hagen einst das Schwert entwendet und sein schlechteres Schwert für das bessere umgetauscht haben, durch das Rüdiger später den Tod findet.

Aus dem Gegensatze des Lichtes gegen die Finsternis ist es erklärlich, wie der Himmelsgott zum schwertfrohen Gott werden konnte. Je mehr aber der Kampf das eigentliche Lebenselement der Germanen wurde, um so mehr musste diese Seite hervortreten und einseitig weiter entwickelt werden. Der Krieg war dem Germanen nicht bloss Pflicht, der Krieg war seine höchste Lust. Im Kriege lag die ganze Idealität einer germanischen Existenz. Den Krieg verherrlichte ihm die Poesie, der Krieg wandelte ihm sein Haus, in dem die Gattin selbst zur mordenden Waffe griff, der Krieg wandelte ihm seine Religion, indem er den höchsten Gott zum kriegerischsten, den krie-

gerischsten Gott zum höchsten machte. So wurde das Schwert die Waffe des Himmelsgottes. Nach ihm nannten sich die Sachsen, Heruler, Cherusker, Suardonen. Mit dem Schwerte erkämpfte sich Iring den Weg durch die Schar der Feinde. Ein leuchtendes Siegsschwert ist es, das Wodan, Tius Nachfolger, für sein Lieblingsgeschlecht in der Esche Stamm stösst, und dessen Besitz Siegfried zum Herrn der Welt macht. Bei gezückten Schwertern, die sie wie Götter verehren, schwören die Quaden Eide (Ammian. Marc. 17_{12}). Gotisch ist die Sage, dass Attila mit dem Schwerte des Mars (Tius) die Welt erobert (Jord. 35): Als ein Hirte ein Kalb unter seiner Herde hinken sah, ohne den Grund einer so bedeutenden Verwundung finden zu können, folgte er ängstlich den Blutspuren und stiess zuletzt auf ein Schwert, auf das beim Abweiden des Grases das Kalb unvorsichtig getreten war. Er grub es heraus und trug es alsbald zu Attila. Dieser freute sich über das Geschenk und kühn, wie er war, meinte er, er sei zum Herrn der Welt bestimmt, und die Übermacht im Kriege sei ihm mit dem Schwerte des Mars verliehen (D.S. 380).

Die Volksüberlieferung hat diese uralte Vorstellung bis ins Mittelalter, selbst bis in die Zeit der Reformation bewahrt. Noch Kaiser Heinrich IV. besass 1071 ein kostbares Schwert, das er seinem Günstling Liupold von Mersburg (Mörsburg am Bodensee) gegeben hatte. Aber Liupold stürzte durch einen Unfall vom Pferde und gab, von seinem eigenen Schwerte durchbohrt, den Geist auf. ‚Angemerkt aber ist, dass dieses das nämliche Schwert gewesen sei, womit der einst so weitberühmte Hunnenkönig Attila zur Vertilgung der Christen und zum Untergange Galliens feindlich gewütet hatte' (Lamb. v. Hersfeld). Dass die Sage auf Heinrich IV. übertragen wurde, mag seinen Grund in seinen Kämpfen gegen die Kirche haben; ein anderer Zeitgenosse schrieb ihm geradezu Beobachtung heidnischer Gebräuche zu (S. 273). — Viel später soll Alba dieses Schwert nach der Schlacht bei Mühlberg ‚seltsam ausgegraben haben', und ‚niemand weiss, wo er mit hingekommen'.

Mit dem Schwure, zu sterben oder zu siegen, verbanden

sich die Germanen vor der Schlacht und riefen dabei den Tius an. Mit der Hasel, die dem Gotte des Waffen- und Rechtsstreites, dem Tius Thingsus, heilig war, ward die Thingstätte, wie der Kampfplatz dem uralten Himmelsgotte geweiht, unter dessen Schutze Krieg und Frieden stund. Die (germ.) Russen schwuren im Jahre 945 den Byzantinern bei den abgelegten Waffen. Dasselbe thaten die Sachsen, Alemannen und Dänen; auch die Franken bekräftigten, solange sie den Eid als christliches Sakrament nicht kannten, ihre Aussagen ‚auf ihre rechte Hand und ihre Waffen' (Lex Salica).

Das in den Boden gesteckte Schwert bezeichnet die Besitzergreifung vom Lande. In Friesland wird bei Hochzeiten der Braut ein Schwert vorangetragen. In der Oberpfalz werden über dem Brauttische zwei Schwerter kreuzweise in die Diele gestossen. So wird das Sinnbild des Gottes ein Zeichen der Macht und Herrschaft, des Krieges und des Rechtes. Beim Begange der Landesgrenzen und der Grenzen eines Grundstückes, das in die Hände eines neuen Besitzers überging, wurden dem Ziu Opfer gebracht und sein Bild mit um die Grenzen getragen.

Dem Himmelsgott zu Ehren, der das leuchtende Schwert führt, fand der Schwerttanz statt. „*Die Art der germ. Schauspiele ist* (im Gegensatze zu der Fülle von Spielen und Vorstellungen aller Art in Rom) *nur eine und bei allen Vereinigungen die gleiche. Leicht bekleidete junge Männer, die das ergötzliche Spiel aufführen, tummeln sich in Sprüngen unter Schwertern und drohend auf sie gezückten Spiessen. Die Übung hat es zur Gewandtheit, die Gewandtheit zur Anmut gebracht: aber nicht* (wie die röm. Histrionen, Pantomimen und Gladiatoren) *um des Erwerbes oder Lohnes willen: der Preis des so verwegenen Spiels ist das Ergötzen der Zuschauer*" (Germ. 24).

Wie überall in der Germania ist auch diese Schilderung im Gegensatze zur römischen Sitte entworfen. Die Germanen kannten nur eine Art des Schauspiels. Nicht gedungene Personen niedrigen Standes machten sich ein Gewerbe daraus, sondern junge Männer aus der Mitte des Volkes, von freiem

Digitized by Google

Stande führten das Spiel zur Kurzweil auf. Ohne Oberkleid, mantellos, also nicht vollständig nackt, Schwerter oder Framen in den Händen schwingend tummelten sie sich, indem sie die Waffen zückte nund wie zum Angriffe richteten, darunter in Sprüngen umher. Die altgerm. Bezeichnung für Lied, Melodie und Tanz zusammen ist Leich; Spiel und Tanz wurden nicht von einander unterschieden. Was Tacitus beschreibt, fällt unter den Begriff des Leichs; Schwertleich und Schaft- oder Gerleich war dafür eine passende Benennung, wenn nicht nur mit Schwertern, sondern auch mit Wurf- und Stosswaffen getanzt wurde. Der Kampf selbst ward als ein Spiel und Tanz aufgeführt; die ahd. Namen Herileih, Hiltileih lassen auf den feierlichen Hymnus des in die Schlacht ziehenden Heeres schliessen. So scheint das Spiel des Schwerttanzes nur ein ideales Abbild des Kampfes oder Gefechtes zu sein. Wenn das Schauspiel bei allen feierlichen Gelegenheiten stattfand, wird es auch an den Festen der Götter nicht gefehlt haben. Wem anders aber wird das höchste, kriegerische Spiel gegolten haben wie dem Himmelsgotte, der mit dem funkelnden Sonnenschwerte die Mächte der Finsternis erschlägt? So wird der Schwerttanz auf Tivaz nicht nur als den Kriegsgott, sondern als den Himmels- und Jahresgott Bezug haben.

In Franken und Hessen fand er am Maifeste statt, anderswo bei Schützenfesten oder zur Fastzeit, zu Himmelfahrt, Pfingsten oder bei Hochzeiten. In Lollar bei Marburg, dem alten Wohnsitze der Chatten, wird er noch 1650 von der Dorfjugend aufgeführt: 16—20 Tänzer mit blanken Schwertern, geschmückten Hüten, in Hemdärmeln, die Kniee umschnallt, begannen den Kampf mit einem Liede, wobei der Führer den Spruch that. Erasmus findet diesen ‚Bauerntanz über die Schwerter' lächerlich. Noch 1884 haben ihn die Bergknappen zu Dürrenberg getanzt.

Wenn aber der Leich dem obersten Gotte zu Ehren stattfand, wird ihm auch nicht die Beziehung auf den Mythus gefehlt haben. Die Darstellung setzt eine Fabel voraus, und so wird man im Waffentanze den ersten Keim der Dramatik sehen dürfen. Bei den spätern Feiern wird der Narr getötet,

Digitized by Google

der die Stelle des winterlichen Dämonen vertreten mag, und der König auf den Schwertern emporgehoben. Da die Überlieferung nur von einem Schwerttanze, nicht von einem Schaftreihen weiss, wird die Beschreibung des Tacitus so zu verstehen sein, dass nicht verschiedene Waffenarten zugleich zur Anwendung kamen, sondern allein mit den Schwertern oder nur mit den Framen getanzt wurde.

Der Tanz verlangte Übung, Geschicklichkeit und eine strenge Regelung aller Bewegungen, eine feste Regel in allen Wendungen und Stellungen der Tänzer wie in der Leitung der Waffen. Diese strenge Rhythmik konnte nur durch den Takt der Musik erzielt werden, sei es dass Gesang oder Instrumente oder beides zugleich die Bewegungen bestimmten. Tacitus erwähnt zwar keins von beiden, aus den germanischen Quellen ist für den Gesang selbst nichts deutlich zu ersehen. Es ist zweifelhaft, ob man an die Ambronen denken darf, die nach Plutarch (Marius 19) die Waffen im Takte zusammenschlugen und dabei tanzend und rufend zum Kampfe vorgingen: diese Übung geht vielleicht nur auf die wirkliche Schlacht. Eher darf man an das gotische Weihnachtsspiel denken, von dem nachher ausführlicher die Rede sein wird: zwei Parteien treten auf, halten in der linken Hand den Schild, in der rechten einen Stecken und schlagen nach Kommando im Tanzschritt unter Flötenspiel auf den Schild; beide Parteien sind von einem magister geführt, was an den Sprecher des Spieles vom Jahre 1650 erinnern mag. Noch zweifelhafter ist die Vermutung, dass die Tänzer selbst in Begleitung gesungen haben, oder die Umstehenden oder eine besondere Kapelle dies gethan haben. Man wird sich damit begnügen müssen, dass eine musikalische Begleitung stattgefunden hat, und da wir die ältesten Instrumente der Germanen kennen, wird man hinzufügen können: sie bestand aus den Klängen der Pfeife, des Horns und des Schwegelbalges.

Das erwähnte gotische Weihnachtsspiel geht, so schwierig es im einzelnen zu erklären ist, auf eine Feier zurück, die zu Ehren des wiederkehrenden Licht- und Jahresgottes stattfand. Durch einen glücklichen Zufall ist uns ein Hymnus

Digitized by Google

gerettet, mit dem die heidnischen Goten in der Zeit der Zwölfnächte den wiedergeborenen Lichtgott verehrten. Das Lied ist in lateinischer Sprache überliefert, beruht aber unmittelbar auf einem got. Texte. Die Übersetzung rührt von Theoderich dem Grossen oder einem seiner Nachfolger her, gehört also dem 6. Jahrhundert an und ward für den byzantinischen Hof hergestellt.

Zu Neujahr pflegte am Hofe zu Byzanz ein grosses Festmahl gefeiert zu werden. Dabei wurden zur Belustigung der kaiserlichen Familie und ihrer Gäste allerlei Spiele aufgeführt, darunter folgendes: Die Auftretenden stehen, in zwei Hälften geteilt, an den beiden Eingängen des grossen Saales. Jede Schar hat ihre Flötenspieler bei sich und wird von einem Führer (magister) geleitet. Sie tragen Tierfelle, deren rauhe Seite nach aussen gekehrt ist; ihr Gesicht ist durch eine Larve schreckhaft verhüllt. Es liegt nahe, an den Knecht Ruprecht und den Kinderschreckenden Niklas oder an den Julbock und die Julgeiss zu denken. Die Schilde mit den Stecken schlagend, ziehen sie durch den Saal mit dem Rufe Tul! Tul!, vereinigen sich dann zu zwei parallelen Kreisen, lösen und schliessen dreimal diese Aufstellung und singen endlich, während sie sich der Eingangsthür zuwenden, diesen Hymnus, das sogenannte *Γοτθικόν*:

Freue dich der schönen Vereinigungen (zu gemeinsamer Festesfeier)!
Freuet euch der Tage der schönen Zeit im Wettstreit, heia!
Zu froher Stunde Trompetenschall erhebend!
Mit schöner Lust zuschauend!
Siehe, gerettet ist, Nana, der Gott, der Gott, heia!
Am festlichen Tage, Nana, juble in unendlichen Freudenrufen,
Jubel lässest du hören, Nana, Jubel lässest du hören!
Du o Tul, schön vom ersten Tage an, sollst siegen, Tul und Nana!
Eber, Eber, kehre du nun in vollzähliger Schar zurück!
So komme zu uns, vom Tode erstanden!

Das Lied, das je zwei in Felle gehüllte, maskierte Gestalten an der Spitze zweier Halbchöre singen, mischt gotische und römische Bestandteile. Merkwürdig ist, dass in dem Liede jede Erzählung fehlt, die doch sonst regelmässig vorkommt. Aber ein germanischer Weihnachtsbrauch, bei dem

zwei in Tierfelle und Masken Vermummte Tul (= Jul) und Iber riefen und Verse sprachen, ist gewiss in ein nach dem byzantinischen Hofzeremoniell gemodeltes Lied gebracht. Die Sonne siegt, die Nebel fallen: darum soll Nana Jubel erheben. Sie ist vielleicht die Gemahlin des Siegers, die dem Streite des Sommers und Winters zugeschaut hat. Der Name ist altind. nanā ‚Mutter' gleichzusetzen und entspricht der ‚Männin' Nerthus, der ‚Geliebten' Frija. Der Gott wird mit ‚Eber' angerufen; denn der goldborstige Eber ist ein Bild des Sonnengottes (S. 116).

Der Gott selbst, der, schön vom ersten Tage an, Sieg und Glück bringt, ist der wiedergeborene Lichtgott oder der wiederkehrende Jahresgott. Auch die Bezeichnung ‚Tul' wird damit im Zusammenhange stehen und ein Epitheton sein mit ähnlicher Bedeutung wie Istvaz oder Ingvaz. Tul ist vielleicht für *Γιούλ* verlesen; *jiuls, wozu Julfest gehören mag, got. jeu-lo bedeutet ‚neu, jung, neugeboren', würde also als Beiname des Licht- und Jahresgottes auch in diesem engern Zusammenhange passen.

Das Fest der Vermählung Tius mit Frija lässt sich vielleicht bis in das Jahr 15 zurückverfolgen. Wie Germanicus im Jahre 14 die Marser überfiel, als sie nach glücklich eingebrachter Ernte dem Tius und der Tanfana ein Dankfest feierten, so benutzte er im folgenden Jahre gleichfalls die sorglose Zeit des deutschen Festfriedens zu einem Einfalle in das Land der Chatten. Er brach im Frühling auf, als eine ungewöhnliche Dürre herrschte, und verbrannte ihre Hauptstadt Mattium (heute Madem bei Gudensberg). Dieses Frühlingsfest wird dem Tius gegolten haben, dessen Verehrung bei den Chatten feststeht (Ann. 1_{56}).

Ausführlicher beschreibt Tacitus den Kultus des Allerhalters, Allumfassers Tivaz Ermnaz bei den Semnonen (Germ. 39). *„Für die ältesten und vornehmsten der Sueben (Erminonen) geben sich die Semnonen aus. Die Glaubwürdigkeit des Alters wird durch den religiösen Gebrauch bestätigt. In einer bestimmten Zeit des Jahres kommen alle Völker desselben Blutes, durch Abgesandte vertreten, in einem Walde zu-*

Digitized by Google

sammen (dem Spreewalde), der durch der Väter Weihedienst und altherkömmliche Scheu geheiligt ist: sie opfern von Staatswegen einen Menschen und begehen einen barbarischen Festkult, der aus den schaudervollen Urzeiten der Götterverehrung stammen muss. Aber noch eine andere Ehrfurchtsbezeugung widerfährt dem Haine; niemand darf ihn betreten, ausser mit einer Fessel gebunden, im Gefühle der Niedrigkeit und um auch äusserlich die überlegene Macht der Gottheit zu bezeugen. Wer zufällig hingefallen ist, darf sich nicht wieder erheben und aufrichten: sie wälzen sich auf dem Boden liegend heraus. Der ganze religiöse Gebrauch geht darauf hinaus, dass dort gleichsam die Wiege des Stammes gestanden habe und dort der allwaltende Gott wohne, dem das Übrige unterthan und dienstbar sei" (D. S. 380). Das Heiligtum der Erminonen lag in der Mark Brandenburg, zwischen der mittleren Oder und Elbe; Pfleger des Kultus waren die Semnonen. Ihr Name ist ein hieratischer und aus dem Kultus zu erklären: got. *simnan heisst ‚sich fesseln, gefesselt sein', ahd. semno, ‚das Fesselband': die Semnonen sind also die ‚Fessler', die nur mit gebundenen Händen den heiligen Hain betraten. Vielleicht war ein ähnlicher Brauch auch im Norden vorhanden; ‚Fioturland' ‚Fesselhain' wird in der Edda erwähnt.

Die bestimmte Zeit des Jahres zu ermitteln, in der die Zusammenkunft der erminonischen Völker stattfindet, ist schwierig. Dürfte man die Überlieferung Widukinds von der Sieges- und Totenfeier der Sachsen nach der Schlacht bei Scheidungen heranziehen (S. 272), so fiele die Zeit des Festes auf den 1. Oktober. Zur Michaeliszeit wurde zugleich das Ernte- und Totenfest begangen. Demnach war Tivaz nicht nur der Kriegsgott bei den Erminonen, sondern als Jahresgott auch Herr über Leben und Tod. Daher heisst er der ‚gewaltige' Gott, dem alles in knechtischer Demut unterthan ist. Daher wird ihm das sühnende und Unheil abwendende Menschenopfer dargebracht. Daher rührt jene tiefe Unterwürfigkeit, zu deren Bezeugung man nur gefesselt, wie sein Gefangener, sein Heiligtum betrat. Sehr schön passt dazu,

Digitized by Google

wenn seine Gemahlin Nehalennia heisst, die Erdgöttin als Totengöttin.

Die gewöhnlichste Fessel aber war im germanischen Altertum die Wide, ein aus Baumreisern, besonders Weidenreisern gedrehter Strick. Vor dem Himmelsgott also, der zugleich Kriegsgott war, erschien man mit dieser Fessel. Nun erzählt Tacitus eine eigentümliche Sitte von den Chatten (Germ. 31). „*Was bei anderen Völkern nur ausnahmsweise vorkam, als ein Beweis des Mutes auf eigene Hand, das war bei den Chatten allgemeine Sitte geworden; jeder junge Mann liess Bart und Haar solange wachsen, bis er einen Feind erschlagen hatte; erst dann legte er die Tracht ab, die er dem Heldenmute geweiht und gepfändet hatte. Die Tapferstenaber legten, offenbar um die Verpflichtung noch zu erhöhen, die ihnen schon die allgemeine Sitte auferlegte, ausserdem noch einen eisernen Ring an (was als Schmach bei diesem Volke gilt) als eine Fessel, bis sie die Erlegung eines Feindes von ihr befreite. Sehr vielen von den Chatten gefällt sogar diese Tracht für immer; sie tragen das Abzeichen noch, wenn sie schon ergraut sind, und werden dem Fremden wie dem Landsmanne voll Stolz gezeigt. Diese beginnen jede Schlacht, bilden stets das Vordertreffen, ein überraschender Anblick. Auch der Friede giebt ihnen kein milderes Aussehen. Keiner hat Haus oder Feld oder trägt Sorge für irgendwelchen Besitz. Wohin er kommt, findet er Unterhalt, reich lebend von fremdem, verachtend den eigenen Besitz. Erst die Altersschwäche zwingt sie, so rauher Ritterschaft zu entsagen.*“

Tacitus sagt offenbar: dadurch, dass der rechte Held weder Haar und Bart noch den Ring ablegt, begab er sich für immer in den Dienst und in die Pflicht des Kriegsgottes. Nur das kann die Bedeutung des Ringes sein, mag man an ein Tragen des Ringes am Arme oder Halse denken. Wide und Ring gehörten also zum Kultus des obersten Gottes, sie deuteten symbolisch an, dass sich der einzelne Recke wie der ganze Stamm dem höchsten Gotte unterwarf und verpfändete. Auch bei den Römern war der eiserne Ring ein Zeichen

Digitized by Google

kriegerischer Tapferkeit, vielleicht weil er auch bei ihnen ursprünglich Abzeichen der Knechte des Kriegsgottes war, wie er später noch den Sklaven vom Herrn unterschied. Prometheus legte sich zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit unter die Herrschaft des Zeus ausser dem Weidenzweig einen Ring an. Wenn wir nun auch in Deutschland Wide und Ring als Kultus desselben Gottes wiederfinden, dem Prometheus sich unterwarf, so reicht nicht nur der Name des höchsten deutschen Gottes, Tius, sondern auch sein Kultus in die idg. Urzeit zurück. Das hohe Alter des Kultes, das Tacitus so nachdrücklich hervorhebt, wird damit in ungeahnter, wunderbarer Weise bestätigt.

Menschenopfer fallen dem Tius zu Ehren bei den Erminonen wie bei den Hermunduren im Kampf gegen die Chatten (Ann. 13_{57}), vielleicht auch ihm, sicher seiner Gemahlin Nerthus bei den Ingväonen. Verbündete istväonische und erminonische Stämme, die Tencterer, Chatten, Markomannen, Cherusker, Sueben und Sugamber verbrennen vor Eröffnung des Feldzuges gegen Drusus zwanzig Centurionen wie ein Bundesopfer und hoffen dadurch zuversichtlich auf den Sieg (Florus IV. 12 § 21 f.): diese göttliche Weihe vor dem Siege kann niemand anders gelten wie dem Lenker der Schlacht Tius. Sicherlich ihm zu Ehren wurden auch nach der Niederlage des Varus die Tribunen und Centurionen erster Ordnung an den Altären hingeschlachtet, die Köpfe der Geopferten an Baumstämme geheftet; Bruchstücke von Waffen und Gliedmassen lagen noch umher, als Germanicus im Jahre 15 das Schlachtfeld aufsuchte (Ann. 1_{61}); vielleicht waren auch Pferde geopfert. Im Jahre 539 überfallen die Franken die Goten treulos in Italien und opfern die Kinder und Weiber als Erstlinge des Krieges. Die Sachsen wählen vor der Heimkehr von einem Raubzuge durchs Los den zehnten Teil der Gefangenen und töten diese in religiöser Handlung. (Apollinar. Sidon. Epist. 8, 6). — Zu dem Berichte des Tacitus (Ann. 1_{61}) stimmt der Brauch der Goten (Jord. 5): sie weihen dem Lenker der Schlachten Tius das Leben der Gefangenen und die ersten Beutestücke:

Digitized by Google

an den Baumstämmen seines Haines wurden die erbeuteten Waffen aufgehängt.

Aber auch eine mildere Auffassung findet sich. Tacitus sagt (Germ. 9): *„den Tius besänftigen sie durch Schlachten von Tieren, die als Opfer zulässig waren,“* d. h. deren Fleisch von den Menschen gegessen werden konnte. Bei der Allgemeinheit des tacit. Ausdrucks ist es unmöglich, an bestimmte Tiere zu denken, ob Pferde, Rinder, Schweine oder Geflügel gemeint seien. Wie man aus der nordischen Überlieferung schliessen darf, waren die heiligen weissen, von keiner irdischen Dienstleistung entweihten Rosse, die in heiligen Wäldern und Hainen aufgezogen wurden, zum Dienste des Himmelsgottes bestimmt; wenn sie an den heiligen Wagen gespannt waren, begleitete sie einerseits der Priester und anderseits bei monarchischen Stämmen der König, oder wenn der Stamm keinen König hatte, der angesehenste Häuptling (Germ. 10). Aus dem Wiehern und Schnauben der weissen Rosse wurde geweissagt. Keine Weissagung sei heiliger, denn die Rosse seien in den Rat der Götter eingeweiht.

Auch Ernteopfer wurden dem Jahresgotte Tius dargebracht. Das Kultzeugnis des Frühlingsgottes, der Maibaum, war das Ziel des Wettrennens bei dem grossen Frühlingsfeste, und ein in Laub gekleideter Mensch wurde ihm, dem Regenspendenden, geopfert.

In der Entwickelung der Tiusverehrung lassen sich etwa folgende Perioden unterscheiden:

In der ältesten Zeit verehrten die Germanen als obersten Gott Tīwaz, den idg. Diêus, ind. Dyâus, gr. Ζεύς, lat. Jûpiter.

In der zweiten Periode beginnt die Gestalt des Himmelsgottes zu erblassen. Zwar finden sich noch alte Kultverbände, Amphiktyonien, zu seiner Verehrung zusammen, zwar ist des Gottes Name und Art noch in den allgemeinsten Umrissen zu erkennen, aber bereits neben ihm erscheinen Wodan und Donar als gleichmächtig. Bei den Ostgermanen wird nicht mehr ausschliesslich dem Himmelsgotte selbst, sondern seinen Söhnen, den göttlichen Dioskuren, Verehrung dargebracht.

In einer dritten Epoche (Zeit vor Tacitus) haben die

Digitized by Google

Germanen keinen gemeinsamen höchsten Gott mehr. Jeder Stamm erhebt seinen Stammesgott auf die höchste Stelle. Wodan kommt bei den Istväonen auf, der nächtliche Sturmgott wird Kriegsgott. Der Bauerngott Donar kann erst zu einer Zeit und bei Stämmen in die Höhe gekommen sein, wo friedliche Kultur herrschte.

Durch die enge Berührung der Germanen mit den Galliern und Römern (Zeit des Tacitus) erweitert sich das Machtgebiet Wodans: er wird Kulturgott, Erfinder der Künste und Zauberei.

Wodan reisst die Herrschaft und die Gattin des Tivaz an sich. Die Mythen vom Himmels- und Jahresgotte gehen auf den Windgott über. Alles, was des Deutschen Herz erhebt, wird ihm übertragen. Mit dieser neuen Kultur kommt er zu den andern Stämmen und wird fast überall der höchste Gott.

Als die Römer mit den Germanen zusammenstiessen, war Tius sicherlich nicht mehr der unumschränkte Herrscher des Alls. Schon teilt sich Wodan mit ihm in die religiöse Herrschaft über Deutschland. Nur die Erminonen bewahrten noch zur Zeit des Tacitus am treusten den Gott und seinen Kult, bei allen andern Stämmen war er nur Kriegsgott oder neben andern Eigenschaften besonders Lenker der Schlacht geworden. Darum geben ihn die römischen Schriftsteller mit Mars, die griechischen mit Ares wieder.

2. Forseti.

Fern von der Heimat hatten germanische Söldner der friesischen Heeresabteilung ihrem obersten Gotte Tius Thingsus, dem Befehlshaber und Vorsitzenden des in Heer und Thing versammelten Volkes, einen Weihstein gesetzt. Aber noch unter einem andern Namen, als Forseti, verehrten sie ihn daheim.

Als der hl. Willibrord zwischen 690 und 714 sich auf der Missionsreise befand, kam er an der Grenze zwischen den Dänen und Friesen zu einer Insel, die nach dem Gotte Fosite, den sie verehren, von den Bewohnern Fositesland

Digitized by Google

genannt wurde, weil auf ihr Heiligtümer dieses Gottes erbaut waren. Dieser Ort wurde von den Heiden mit solcher Verehrung betrachtet, dass keiner von ihnen etwas von dem Vieh, das dort weidete, oder von anderen Dingen zu berühren wagte, noch auch aus der Quelle, die dort sprudelte, das Wasser anders denn schweigend zu schöpfen wagte. Dorthin wurde der Mann Gottes durch einen Sturm verschlagen und blieb einige Tage da, bis günstiges Wetter zur Fahrt wiederkehrte, nachdem der Sturm sich gelegt hatte. Er verachtete aber die thörichte Scheu vor der Unantastbarkeit jenes Ortes und fürchtete nicht den wilden Sinn des Königs, der jeden Verletzer der Heiligtümer dem grausamsten Tode zu weihen pflegte, sondern taufte drei Menschen in jener Quelle und liess von dem Vieh, das dort weidete, zu seinem Bedarfe schlachten. Als die Heiden das sahen, glaubten sie, dass sie entweder in Wahnsinn verfallen oder durch plötzlichen Tod zu Grunde gehen würden. Da sie aber sahen, dass ihnen nichts übles widerfuhr, ergriff sie Schreck und Staunen; sie berichteten jedoch dem Könige Radbod, was sie gesehen hatten.

Dieser geriet in grosse Wut gegen den Priester des lebendigen Gottes und gedachte die Beleidigungen seiner Götter zu rächen. Drei Tage lang warf er immer dreimal nach seiner Gewohnheit das Los; niemals aber konnte, da der wahre Gott die Seinigen verteidigte, das Los der Verdammten auf den Knecht Gottes oder auf einen der Seinigen fallen; nur einer von seinen Gefährten wurde durch das Los bezeichnet und mit dem Martyrium gekrönt. Radbod fürchtete Pippin, den fränkischen König und entliess den Bekehrer unverletzt (V. Willebrordi 10. 11).

Was Willebrord unausgeführt gelassen hatte, brachte einige Zeit nachher ein anderer Geistlicher zustande. Liudger war bemüht, den Strom der Lehre weiter zu verbreiten und fuhr etwa 785 nach einer kleinen, zwischen den Friesen und Dänen gelegenen Insel, die nach dem Namen ihres falschen Gottes Fosete Fosetesland heisst. Als er ihr schon nahe war, und, das Kreuz in der Hand, dem Herrn Bitt- und Dankgebete darbrachte, sahen die, welche in demselben Schiffe

Digitized by Google

waren, einen dichten schwarzen Nebel von der Insel abziehen, nach dessen Abzuge sich grosse Heiterkeit über dieselbe verbreitete. Er zerstörte die Tempel des Fosete, die dort erbaut waren und taufte die Bewohner in der Quelle, die dort sprudelte, in welcher der heilige Willebrord früher drei Menschen getauft hatte, und aus der bis dahin kein Einwohner anders denn stillschweigend Wasser zu holen wagte (V. Liudgeri 22).

Die Insel nahm seitdem den Namen hêlegland, Helgoland an, den sie noch heute fortführt; den Bekehrern war daran gelegen, den auf der Stätte ruhenden Begriff der Heiligkeit für das Christentum zu erhalten. Noch im 11. Jahrhundert geht das Gerede, dass die Seeräuber, wenn sie auch nur die geringste Beute von der Insel geholt hätten, bald nachher durch Schiffbruch umgekommen oder im Kampfe erschlagen seien, noch keiner sei ungestraft vom Raubzuge heimgekehrt. Ja, sie brachten sogar den dort lebenden Eremiten mit grosser Ehrfurcht den Zehnten ihrer Beute (Adam. Brem).

Statt des handschriftlich entstellten Fosete, Fosite ist Forsete oder Forsite zu lesen. Die Heiligkeit der Insel wurde auch von den Nordmannen anerkannt; dem alten Gauheiligtum der Nordfriesen, das wie der Tempel der Nerthus von der Meeresflut umspült war, entlehnten sie den höchsten Gott der Amphiktyonie und behielten sogar den unnordischen Namen Forseti. Forsita, ahd. forasizo, ist der Vorsitzende, eine passende Benennung für den Gott, der dem Gerichte vorsitzt und alle Händel beilegt. Aus dem nordenglischen Votivsteine wissen wir, dass Tius der Vorsitzende der Gerichtsgemeinde war. Mithin ist Tius Thingsus und Tius Forsita dasselbe: der gewaltige Himmelsgott, unter dessen Schutz und Frieden das Volk tagt. Darum sind seine Tempel, die Quelle, die dort weidenden Herden unverletzlich; darum fallen ihm, als dem höchsten Gotte, Menschenopfer. Darum herrscht noch im 11. Jahrhundert auf Forsitesland heiliger Frieden, den nicht einmal die Seeräuber zu verletzen wagen. Das Eiland erscheint wie das geheiligte Vorbild der Thing-

Digitized by Google

stätte, von der See umschlossen und eingehegt, wie jene von den heiligen Fäden, und unter den Bann der Unverletzlichkeit und des Schweigens gegeben, gleich der Mahlstatt.

Nach alter friesischer westerlauwer Sage hat der oberste Gott einst selbst sein Volk das friesische Recht gelehrt. Karl der Grosse forderte die Friesen auf, zu ihm zu fahren und sich ihr Recht zu küren, das sie halten wollten. Da erwählten sie zwölf Asegen (Rechtsprecher, Schöffen) als ihre ‚Foerspreken' (Vorsprecher) von den sieben Seelanden. Er befahl ihnen zu verkünden, was friesisches Recht sei. Sie aber begehrten Frist. Des dritten Tages hiess er sie wiederkommen. Sie beriefen sich auf die im friesischen Rechte gangbaren zwei Fristen und drei Nedskinen, d. i. Notscheine, Fälle echter Not, und erklärten auch am sechsten Tage sich ausser stande. Da rief der König, sie hätten den Tod verwirkt, stellte ihnen aber die Wahl, ob man sie töten sollte, ob sie leibeigen werden wollten, oder ob man ihnen ein Schiff geben sollte, so fest und stark, dass es eine Ebbe und Flut möchte ausstehen, und das sonder Riem und Ruder und sonder Tau. Da erkoren sie das Schiff und fuhren aus mit der Ebbe so fern weg, dass sie kein Land mehr sehen konnten. Als ihnen Leid zu Mute war, sprach einer von ihnen, der von Wydekens (Wittekinds) Geschlecht war, des ersten Asega: Ich habe gehört, dass unser Herr Gott, da er auf Erden war, zwölf Jünger hatte, und er selbst der dreizehnte war, und kam zu ihnen bei verschlossenen Thüren, tröstete und lehrte sie; warum bitten wir nicht, dass er uns einen dreizehnten sende, der uns Recht lehre und zu Lande weise? Sie fielen auf die Knie, beteten, und der dreizehnte, ihnen allen gleich, sass plötzlich im Schiffe am Steuer. Er hatte eine Achse (wohl eine Axt) oder ein gekrümmtes Holz auf der Achsel und ruderte das Schiff mit ihm zum Ufer. Da sie zu Land kamen, warf er die Achse auf das Land und warf einen Rasen auf, ein Stück Torf. Da entsprang eine Quelle Wassers, die den Durst aller stillte. Den Weg, den der Gott zu Lande nahm, nannte man Eeswey, die Stätte, wo sie sich niederliessen, Axenthove. Der Dreizehnte lehrte die Zwölfe alles, was Rechtens sei, und war

Digitized by Google

verschwunden, als er sie belehrt hatte. Die Zwölfe traten vor König Karl, der sie von den Wogen des Meeres verschlungen wähnte. Karl bestätigte, was sie als Recht verkündigten. So ist das friesische Recht entstanden (D. S. Nr. 445).

Wie der Ortsname Eeswey (answeg, Weg des Gottes) zeigt, ist Christus in dieser spätern Auffassung, deren Aufzeichnung nicht über das 14. Jahrhundert hinausgeht, an die Stelle eines german. Ans (fries. ês) getreten. Der Gott, auf dessen Unterweisung die Kunde des Volksrechtes zurückgeführt wird, kann nur der höchste Gott der Friesen sein, Tius Thingsus oder Forseti. Seine Lehre verkünden die Gesetzsprecher, die Asegen, und hüten das gottgegebene Recht; sie sind Diener und Priester des Tius.

Auch der Born, der durch die von ihm geschleuderte Axt entspringt, führt auf den Herrscher des Himmels; seinem Rosse ist die Wunderkraft eigen, durch Aufschlagen des Hufes eine Quelle aus dem Boden zu stampfen. Auch sein Speer besitzt diese Kraft. Darum erfolgt die Unterweisung der Asegen auch an diesem Quell. Aus dem Wasser steigt der Nebel empor, und für das Inselklima ist der Nebel besonders charakteristisch. Die erwähnte Legende aus dem Leben Liudgers gewinnt so ihre volle Bedeutung, wenn wir annehmen, dass eine heidnische Volksvorstellung in christlichem Sinne verwendet sei. Beim Nahen der Priester verliess der Gott das Eiland, und man sah einen dunklen Nebel von der Insel fortziehen, in dessen Verhüllung der Gott vor den Christen verschwindet.

Während Tius auf dem Denkmale des Hadrianwalles mit Helm, Schild und Speer gerüstet erscheint, ist hier offenbar die Axt, der Hammer sein Abzeichen.

3. Wodan.

Als unbestritten höchster Gott der Germanen galt lange Zeit Wodan, und noch heute ist die landläufige Meinung, dass er von Anfang an die führende Stelle unter den deutschen

Digitized by Google

Göttern eingenommen habe. Wenn aber der sächsische Täufling um 775 dem Thunaer, Wôden und Saxnôte abschwören muss, wenn es mit derselben Reihenfolge in einem Gedicht des Paulus Diaconus heisst, ‚Thonar und Waten werden nicht helfen', so stimmt die Stelle, die Wodan hier einnimmt, gewiss nicht zu der Bedeutung, die Tacitus ihm zuschreibt ‚von den Göttern verehren sie am meisten den Wodan' (Germ. 9). Zwar hat sich Wodan in der That zum Hauptgott aufgeschwungen, aber erst nachdem er den alten Himmelsgott Tius von seinem Throne verdrängt hatte. Der düstere, finstere Gott, dem der Mensch scheu aus dem Wege geht, wenn er mit tief in die Stirn gedrücktem Hute im nächtlichen Sturme hoch zu Ross dahinjagt, der Grimme, in dessen Gefolge die Seelen der Toten fahren, der erbarmungslos holden Frauen nachjagt und sie quer über den Sattel seines Rosses bindet, ist so grundverschieden von dem erhabenen Götterkönige, der gleich Helios im leuchtenden Himmelssaale sitzt und mit Frea die Geschicke der Menschen lenkt, dass nur besondere Umstände diese Gegensätze erklären können. Es darf angenommen werden, dass im allgemeinen die Volksüberlieferung das ältere, dunklere Bild bewahrt hat. Eine Entwickelung vom natürlichen zum geistigen Wesen des Gottes liegt gewissermassen bereits in seinem Namen. Wodan, hd. Wuotan, as. Wôdan, bei den Langobarden durch Vortritt eines G Gwôdan, ags. Vôden, an Ódinn, Óðenn, ndrd. Waud, Wod, bayer. Wûtan gehört zur idg. Wurzel vâ ‚wehen' und ist durch zwei Suffixe gebildet; germ. *vôtha, = rasend, besessen, wütend ist verwandt mit lat. vates, skr. vâtas (geistig erregt) und bezeichnet nicht nur die stürmische Bewegung der Luft, sondern weist bereits auf das innerliche, geistige Wesen hin (ags. vôd = Ruf, Schall, Rede, Gedicht, an. óþr = Geist, Sang, Gedicht). Wodan ist die Fortbildung vermittelst des Suffixes-ano, urgerm. *Wâtanaz, altgerm. *Wôdanaz, und auch diese Stammerweiterung ist bezeichnend für die veränderte Stellung, die der ‚Wüter' oder ‚Stürmer' im Laufe der Zeiten errang. Noch im 11. Jahrhundert wird der Name des Gottes als Wut übersetzt (Wodan id est furor, Adam. Brem. 4_{26}).

Anders steht der Nomade, anders der Ackerbauer den Himmelserscheinungen gegenüber. Dem Hirten ist die glühende Sonnenhitze Feind und Widersacher, der nächtliche Himmel Freund und Beschützer. Der Hirt freut sich, wenn die sengende Sonne unterliegt, der Ackerbauer begrüsst jubelnd die wärmenden Strahlen, die das Wachstum des Feldes fördern, und lässt sie gern über den finstern, nächtlichen Himmel triumphieren. Der Hirt berechnet die Zeit nach Nächten, der Ackerbauer macht die Sonne zum Massstabe seiner Zeiteinteilung. Die Nachtseite Wodans hat der Volksglaube mit erstaunlicher Zähigkeit bis in die Gegenwart bewahrt.

Über ganz Deutschland ist die Vorstellung des Nachtjägers verbreitet, der mit dem wütenden Heer (Wodans oder Wuotans Heer), der wilden Fahre (der wilden Schar) durch die nächtlichen Lüfte stürmt und eine Frau oder Tiere wie Eber und Hirsch verfolgt und tötet. Der Gebieter der dunklen Wolken ist es, der die Sonne jagt und zerreisst. Er ist auch der Führer der abgeschiedenen, in den Lüften umherziehenden Seelen, der Totengott, der bei Windstille in seinem unterirdischen Reiche, dem Innern der Berge, haust. Aber der grimme Gott der Nacht, des Todes und der Unterwelt beschützt das Gedeihen der Pflanzen, der Ernte und der Herden. Der Wind führt den ersehnten Regen herbei und reinigt die Luft, Krankheiten verscheuchend, darum ist Wodan heil- und zauberkundig. Er ist selbst ein unermüdlicher Wanderer, wie ihn zwei Inschriften bezeichnen *(Mercurius viator)*, und der göttliche Geleiter der Wanderer und Reisenden, der Schirmherr des Verkehres, der Verleiher des Glückes und Reichtums, mächtig geheimer Weisheit und kundig der Dichtkunst. Diese Züge Wodans sind vielleicht altgermanisch. Seine Fortbildung zum Sieges-, Kultur- und Himmelsgotte geht von den Istväonen aus, die unter dem Zeichen des nächtlichen Sturmgottes siegreich bis an den Rhein vorgedrungen waren und zuerst mit der keltischen Kultur in Berührung kamen.

Als das älteste Zeugnis für die nächtliche Seite Wodans darf vielleicht Tacitus gelten (Germ. 43): *„Die Harii steigern die innewohnende Wildheit noch durch Kunst und klug*

berechnete Wahl der Angriffszeit; schwarz sind die Schilde und bemalt die Leiber, für die Schlachten wählen sie dunkle Nächte, und schon durch die schaudererregende und schattenhafte Erscheinung des Totenheeres flössen sie Schrecken ein, sodass kein Feind den schauerlichen und gleichsam höllischen Anblick aushält." Diese Harier haben niemals als Volksstamm existiert, dessen Wohnsitze an der oberen Oder gelegen seien, es ist unmöglich, dass ihre Feinde sich mit ihnen nur auf nächtliche Kämpfe eingelassen haben sollen; mochten ihre geschwärzten Schilde und Leiber das erste Mal Entsetzen einflössen, das nächste Mal werden sie ihre grausige Wirkung verfehlt haben. Der Kern der Schilderung bleibt unangefochten der, dass es im germanischen Glauben eine Vorstellung von gespenstischen Kriegern gab, die des Nachts aus der Unterwelt heraufstiegen und Grauen und Entsetzen verbreiteten. Der germanische Berichterstatter, von dem den Römern diese Schilderung der Harier zukam, hatte treuherzig erzählt, dass hinter den hohen Gipfeln und tiefen Wäldern des suebischen Bergrückens sich die Wege zum Geisterreiche öffneten, wo die Ellusii ihr Unwesen trieben (S. 167), die Schatten der Entseelten weilten, die Inanimi (S. 263), woher die Gespensterheere emporstiegen, die Harii. Und wenn der Gewährsmann diese Ellusii, Inanimi, Etiones (S. 182), Harii als gleich wirkliche Wesen ansah und ihre Wohnsitze als gleich wirkliche Gegenden schilderte, wie die Stämme und Landstriche vor der Bergscheide, so fasste der römische Forscher diese mythischen Völker als wirkliche Germanenstämme auf und machte ihren höllischen Anblick zu einer Art Tättowierung und ihr nächtliches Auftreten zu einer Kriegslist. Germ. *Harjaz, hari ist das Heer, die nächtliche Gespensterschar, die des Nachts ihren Umzug durch die Lüfte hält, das Wutensheer, Heer des Gottes Wuotan, entstellt zu ‚wütendes Heer', schwäbisch ‚s Muotes her' (alem. m = w). Im Münchener Nachtsegen stehen Wûtan und Wûtanes her neben einander, und die Begleiter, mit denen er erscheint, kennzeichnen ihn deutlich als nächtlichen Stürmer.

Im Allgäu kündet sich das Muetesher durch eine wun-

Digitized by Google

derbare Musik an, die aber allmählich in wilden Lärm und schreckliches Geheul übergeht. Oft sieht man ein Gefährt mit Rossen durch die Lüfte ziehen, kann auch die Huftritte vernehmen. Dabei wird das Holz unruhig, die Bäume bewegen ihre Wipfel und schütteln sich. Das Muetesheer fährt einige Schuh über den Boden dahin und nimmt mit, wen es antrifft, wenn er sich nicht schnell zu Boden wirft. In einem fremden, grossmächtigen Moos oder auf hohem Berge findet er sich wieder und hat viele Not, nach Hause zu gelangen. Oft ist sein Geist getrübt, und wunderliche Eigentümlichkeiten bleiben ihm, so lange er lebt. — In Schwaben zog das Muotesheer alljährlich mit Saus und Braus durch einen bestimmten Bauernhof; Thüren und Fenster mussten geöffnet werden, wenn man es kommen hörte. Einmal blieb der Hausherr auf und wollte neugierig zusehen, wann es durch die Stube führe. Da rief eine Stimme: streiche dem da die Spältle zu! Alsbald fuhr ihm jemand mit den Fingern um die Augen herum, und er erblindete. Andern schwillt der Kopf riesig an, wenn sie beim Anhören der Musik zum Fenster hinaus sehen, oder er wird ihnen abgerissen; wieder einer erhielt mit der Axt einen Hieb in die Schulter; einem Manne, der nach dem Wuetesheere schlug, wurde der Arm lahm.

Den auf weissem Rosse stürmenden Reiter Wodan, der, von Winden umheult, den zündenden Wetterstrahl aus finsterm Gewölke schleudert, kennt der noch allgemein geltende Volksglaube vom wilden Jäger. Nacht und Nebel, Wolken und Wetter jagt der nächtliche Gott über den Himmel dahin, dass die Sonne verlischt und Finsternis ihre Schwingen breitet, und von dieser allgemeinen Vorstellung hebt sich die Jagd auf ein einzelnes Tier oder auf ein weibliches Wesen ab.

Die finstere Seite des Gottes bezeichnen in Norddeutschland die Namen Helljäger, Nachtjäger, der wilde Jäger, in Süddeutschland ist der wilde Jäger Führer der wilden Jagd. In Mecklenburg wie im Allgäu braust der Schimmelreiter unter wildem Toben durch die Luft, dass die Bäume unruhig werden, wie wenn der stärkste Sturmwind ginge, und man glaubt ihn

Digitized by Google

über das Dach der Hütte dahindonnern zu hören. In einem Felsen sieht man ihn mit seinem Pferde verschwinden, denn aus den Bergen bricht der Wind hervor, in die Berge kehrt er zurück. Der Jägerhansl im Allgäu hat einen grossen breitkrämpigen Hut auf, der ihm bis zu den Achseln herabhängt, und reitet gewöhnlich auf einem Schimmel. Wenn er der Jagd obliegt, so rauscht und tobt es, wie wenn der stärkste Sturm wüte, und man hört weithin mit gellender, wilder Stimme rufen: hio! ho! hio ho! In den Tannen beginnt ein fürchterliches Krachen und Prasseln, als wollte der Sturm alles niederreissen, wenn auch sonst kein Lüftchen weht. Wildes Hundegebell und die Lockrufe des wilden Jägers lassen sich näher und näher vernehmen, zuletzt beginnt es zu wetterleuchten, zu blitzen und zu donnern. — Wie beim Muotesheer ertönt vom Nachtgjaid wunderlieblicher Gesang und herrliches Musicieren und Jauchzen. Dann sieht man plötzlich einen Reiter auf schwarzem Pferde daher sprengen und nach dem Gehölze zu eilen, von wo die holden Töne erschallen. Die Jagd war von altersher die Lieblingsbeschäftigung des kriegerischen Germanen, und das wilde, lärmende Treiben des irdischen Jagdzuges wurde auf den himmlischen übertragen. Darum begleiten den Gott die leichengierigen Totenvögel, die Raben, und kläffend stürzen grosse und kleine Hunde hinter dem Wode her. Im klaren Lichte des Mondscheines waren Holzdiebe in den Wald geschlichen. Da erhob sich plötzlich ein fürchterliches Getöse, der Mond verfinsterte sich, der Wind fing an zu rauschen und immer mächtiger zu schwellen, die Zäune sanken krachend zusammen, die Bäume brachen. Aus der Luft stürzte auf seinem weissen Rosse, von vielen Hunden umgeben, der Wode und rief: Was sucht ihr hier? die Nacht ist mein und der Tag ist euer! Ein aargauisches Rätsel setzt den Gott geradezu mit dem nächtlichen Himmel gleich:

Der Muot mit dem Breithut
Hat mehr Gäste als der Wald Tannenäste (Auflösung: Sternenhimmel).

Ein im 16. Jhd. erwähntes giftiges Kraut heisst Woden dungel, Wuotanes zunkal, as. Wôdanes tungal, Wodansstern;

Digitized by Google

Wodesterne als Pflanzenname findet sich auch sonst. In der Altmark wie in Hannover sprengt der Helljäger über das Hellhaus hinweg, oder jagt im Hellgrunde. Im Oberharz, im Göttingischen, Braunschweigischen und in Westfalen jagt Hackelberend, Hackelberg mit seinen Hunden: es ist der Mantelträger, ein Beiname des nächtlichen Sturmgottes (got. hakuls, ahd. hachul = Mantel, der Hekla auf Island heisst nach seiner Schneedecke ‚Mantel'). In Norddeutschland und in Schwaben jagt der Weltjäger in der ganzen Welt herum. Scheint doch der Wind immer unterwegs zu sein, und wie der Mensch sich beim Unwetter in den Mantel hüllt und den Hut ins Gesicht drückt, so legte der Glaube dem rastlos zu Fusse wandernden oder auf dem Donner- und Wolkenrosse dahinjagenden Gotte Mantel und Hut bei. Germanische Söldner weihten in Gallia Narbonensis dem nächtlich wandernden Sturmgotte Wodan zwei Inschriften und nannten ihn *Mercurius veator* und *viator*. Selbst den Namen Wodan hat man zu ahd. wadalôn = umherschweifen, wallen gestellt und als den ‚Wanderer' gedeutet. Bei heftigem nächtlichen Sturm sagt man in Pommern, Mecklenburg und Holstein ‚der Wode jagt', im Osnabrückischen ‚der Woejäger', im oldenburgischen Saterland ‚der Wôinjäger zieht um'. Der Zug bewegt sich bald zwischen Himmel und Erde, bald über die Erde allein. Nur wer mitten im Wege bleibt, dem thut er nichts; darum ruft der Wod dem Begegnenden zu: midden in den Weg! Wie der Weg fest bestimmt ist, den Wodans Jagd einschlägt, so fallen auch die Umzüge in bestimmte Zeiten, meist in Anfang, Mitte und Schluss des Winters, in Schwaben in Herbst und Frühling oder zu Weihnachten, in Schwerin hält der wilde Jäger Wod seinen Einzug im Herbste, seinen Umzug in den Zwölften, seinen Auszug zur Frühlingszeit, namentlich in der Mainacht. Die Zeit seiner Jagd dauert sieben Jahre, d. h. die sieben winterlichen Monate von Oktober bis Mai. Darum war die Sonnenwende im Winter dem Germanen eine hochheilige Zeit, denn von hier begann das Wiedererwachen der erstorbenen Natur.

Nicht nur auf schwarzem, öfters auch auf weissem

Digitized by Google

Wolkenrosse stürmt Wodan an der Spitze der wilden Jagd durch die Luft, oft dröhnt durch das Geheul der Hunde das Rollen des nachfolgenden Wagens. Wie der Wind die nächtlichen Wolken jagt, so scheucht er die schwarzen Gewitterwolken vor sich her, und das dumpfe Grollen des Donners erklingt wie das Dröhnen eines dahinrollenden Wagens. Die Sagen von Wodan, Frau Holle und Berchta berühren sich hier aufs engste: im tobenden Gewittersturme wird der zerbrochene Wagen verkeilt, und die goldgelben Blitze sind die herabfallenden Späne. Der Wind- und Wolkengott tritt in Verbindung mit dem Gewitter.

In der Nacht umkreist das Gespann des Himmelsgottes, der Irminswagen, den Pol, nach seinem Stande bestimmte man die nächtliche Stunde, sein Weg, die Milchstrasse, hiess gleichfalls nach dem obersten Gotte, die Iringsstrasse (S. 285). Aber in Oldenburg und in Westfalen fährt der Woinsjäger um das Siebengestirn; noch im 15. Jahrhundert heisst das Siebengestirn im Niederländischen Woenswaghen, und im Harz ist das Sternbild des Wagens Hackelbergs Gespann.

Zahlreiche Sagen berichten, dass der Gott bei seinem Umzuge den Leuten eine Pferde-, Reh- oder Rinderkeule herabgeworfen habe, die ihn anriefen. Wer spottend und höhnend in das Hallo der wilden Jagd einstimmt, dem schreit der Wode aus den Wolken zu:

Hast du helfen jagen,
Sollst du auch helfen tragen (knagen),

und aus der Höhe stürzt ein Rossschenkel herab, der dem Spöttenden am Rücken klebt, durch seinen Geruch eine abscheuliche Last wird und zauberhaft an ihm bleibt, dass er sie nicht los werden kann. Auch den, der, in seinem Hause sich sicher wähnend, den wilden Jäger durch boshaften Zuruf erzürnt, erreicht die Strafe: am nächsten Morgen sieht er zu seinem Schrecken dicht vor dem Fenster an einem gewaltigen Haken eine grosse Pferdekeule hängen, und so oft er sie auch wegnimmt, ja auch den Haken herausreisst, Haken und Keule sind immer wieder da. Geschieht aber der Ruf aus einfältigem Herzen, oder hat sich der Mensch

Digitized by Google

dem Gotte willfährig erwiesen, dann verwandelt sich die Keule, oder was er sonst wirft, in funkelndes Gold. Diese drei Vorstellungen: der Wurf des Gottes, der lauthallende Zuruf, die Verwandlung der Gabe in Moder oder Gold erklären sich leicht durch die den Sturm begleitenden Erscheinungen des Blitzes oder Donners. Der herabfahrende Blitz ward als eine Keule angesehen, und in der Hand des jagenden Gottes ward sie natürlich zum Jagdstück. Der stinkende Geruch geht auf den Schwefelgeruch, der den einschlagenden Blitz begleitet, während der dem Blitze nachhallende Donner als der nachfolgende Ruf des ergrimmten Gottes erscheint. Ist aber Wodan gnädig gesinnt, so verwandelt sich sein Geschenk in schieres Gold: das Leuchten des Blitzes als rotglänzender Schatz aufgefasst ist ohne weiteres verständlich.

Grossartig und altertümlich klingt folgende Sage aus Mecklenburg. So gewaltig und furchtbar die Erscheinung des Gottes ist, seinem Verehrer erweist er sich hilfreich, und wenn er einen Ebenbürtigen findet, einen Menschen, der seinem Wesen verwandt ist, kraftvoll und klug, so belohnt er ihn freigebig: Ein Bauer kam in der Nacht von der Stadt; sein Weg führte ihn durch einen Wald, da hörte er die wilde Jagd und das Getümmel der Hunde und den Zuruf des Jägers in hoher Luft. ‚Midden in den Weg! Midden in den Weg!' ruft eine Stimme, allein er achtet ihrer nicht. Plötzlich stürzt aus den Wolken, nahe vor ihm hin, ein langer Mann auf einem Schimmel. ‚Hast Kräfte?' spricht er ‚wir wollen uns beide versuchen, hier die Kette, fasse sie an, wer kann am stärksten ziehen?' Der Bauer fasste beherzt die schwere Kette, und hoch auf schwang sich der wilde Jäger. Der Bauer hatte sie um eine nahe Eiche geschlungen, und vergeblich zerrte der Jäger. ‚Hast gewiss das Ende um die Eiche geschlungen?' fragte der herabsteigende Wod. ‚Nein' versetzte der Bauer, der sie eiligst losgewickelt, ‚sieh, so halt' ich's in meinen Händen'. ‚Nun so bist du mein in den Wolken', rief der Jäger und schwang sich empor. Wieder schürzte schnell der Bauer die Kette um die Eiche, und es gelang dem Wod nicht. ‚Hast doch die Kette um die Eiche

Digitized by Google

geschlungen!' sprach der niederstürzende Wod. ‚Nein', erwiderte der Bauer, der sie wieder schon in den Händen hielt, ‚sieh, so halt ich sie in meinen Händen'. ‚Und wärst du schwerer als Blei, so musst du hinauf zu mir in die Wolken.' Blitzschnell ritt er hinauf in die Wolken, aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bollen, die Wagen rollten, die Rosse wieherten dort oben, die Eiche krachte an den Wurzeln und schien sich zu drehen. Dem Bauer bangte, aber die Eiche stand. ‚Hast brav gezogen', sprach der Jäger, ‚mein wurden schon viele Männer, du bist der erste, der mir widerstand! Ich werde dir's lohnen'. Laut ging die Jagd an: Hallo! Hallo! Wol! Wol! Der Bauer schlich seines Weges, da stürzt aus ungesehenen Höhen ein Hirsch ächzend vor ihm hin, und Wod ist da, springt vom weissen Rosse und zerlegt das Wild. ‚Du sollst von dem Blute und ein Hintervierte1 haben', sagte er. ‚Ich habe keinen Eimer und keinen Topf', sagte der Bauer. ‚So zieh deinen Stiefel aus', sagte der Wod. Der Bauer that, wie ihm geheissen, und trug Fleisch und Blut des Hirsches im Stiefel weiter. Die Last wurde ihm immer schwerer, und nur mit Mühe erreichte er sein Haus. Wie er nachsah, war der Stiefel voll Gold und das Hinterstück ein lederner Beutel voll Silber. — Es ist der hoch oben in den Wolken dahinfahrende Sturmgott, der aus der Höhe herniederstürzt und alles zu sich emporreissen will, dass die Erde bebt und die Eichen an den Wurzeln krachen. Die Kette, an der Wodan den Wanderer seine Kraft versuchen lässt, erinnert an die Stelle der Ilias (8_{20} ff.), wo Zeus die Götter auffordert, eine Kette von Gold vom Himmel herunter zu lassen, sich unten insgesamt daran zu hängen und ihre Kraft zu erproben.

In der Erscheinung Wodans ist der natürliche Hintergrund noch zu erkennen. Bald ist er als der Windgott der unermüdliche himmlische Wanderer, bald ein im Sturm und im rollenden oder nachhallenden Donner zu Ross oder zu Wagen dahintosender Jäger, bald ist er der dunkle Nachtgott (S. 306). Durchweg überwiegt die finstere Seite. Ein weiter, wallender Mantel fliegt um seine Schultern, in dem

Digitized by Google

man leicht das nächtliche wolkenbezogene Himmelsgewölbe wieder erkennt, tief in die Stirn ist sein breitkrämpiger Schlapphut gedrückt, der Wolken- oder Nebelhut; Hunde, die Windstösse, umbellen ihn, und Raben umflattern ihn. Goldene Rüstung und kriegerischer Schmuck fehlen noch völlig. Nur den Speer, womit der Hirt den Wolf oder Bär verscheucht, führt die Hand des Gottes: aus dem Jahre 843 ist der Name Kêrans belegt, der wie Ansgar-Oskar den Speergott Wodan bedeutet (S. 224). Es ist der Blitz, den der Gott aus der dunklen Wolke hervorschleudert. Aber frühzeitig ward diese Waffe Symbol des Toten- und Schlachtengottes. Wie der Gott den vernichtenden Blitz entsendet und damit die gewaltige Gewitterschlacht eröffnet, so ward der Speerwurf das Symbol der Ankündigung des Krieges. Aus dem Fluge des Speeres ergab sich ein Anzeichen über den Ausgang des Kampfes. Durch seine Entsendung ward das gesamte feindliche Heer dem Walgotte Wodan geweiht (Ann. 13_{57}). Hatte der Gott gnädig den Sieg verliehen, so ward das durch ihn eroberte Land unter seinem Schutze eingenommen: der Speer ward Zeichen der Besitzergreifung. Vor der grossen Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern feuert Attila, wie ein germ. Heerkönig, das Heer durch eine Rede an und schliesst mit den Worten: als Erster schleudere ich den Speer gegen die Feinde! (Jord. Get. 5_{39}). Der Langobarde König Authari reitet bei Rhegium in das Meer und berührt eine dortstehende Säule mit der Lanze: bis hierher soll das Gebiet der Langobarden reichen! Kaiser Otto wirft vor seinem Rückzuge aus Dänemark seinen Speer in die See, die davon den Namen Odensund trägt; dasselbe wird von Karl d. Gr. berichtet. Als die Bayern den Römern Tirol abgewannen, stiess ihr Führer Herzog Adalger am Haselbrunnen unweit Brixen seine Lanze ins Erdreich: das Land hab ich gewonnen den Bayern zu Ehren! (Kaiserchronik).

Wodans Ross und seine Hunde sind auch durch den Kultus bezeugt. Das Kläffen der Hunde ist eine Bezeichnung der einzelnen Windstösse, das schwarze oder weisse Ross ist ein Bild der dunklen Wetterwolke oder des flüchtigen Nebels.

Digitized by Google

Wie die wilde Jagd den Menschen emporreisst, so hebt der Windgott seine Lieblinge zu sich auf sein Pferd, rettet sie vor Gefahren und führt sie im Zauberfluge an den gewünschten Ort. Einem Manne begegnet ein Reiter auf hohem Rosse, fasst ihn und hebt ihn zu sich. Das Pferd stiebt mit ihm durch die Luft, dass ihm Hören und Sehen vergeht; endlich wird er hart an einer Stadt bei der Brücke zur Erde geworfen. In einem Lübecker Schwerttanzspiele des 16. Jahrhunderts ruft Starkader aus, auf den alle eindringen:

Hellige Wode, nû lên mi dîn pêrd.
Lât mi henriden! ik bün't wol wêrd!

Als er plötzlich verschwunden ist, wie die scenische Anmerkung sagt, ruft einer der Mitspieler:

Het em de düvel halt? ût is dat spil.

Ein Hund Wodans wurde einst gefangen und in einen Sack (Schlauch) gesteckt (vgl. Äolus, S. 112). Oft bleibt ein solcher auf dem Feuerherde des Hauses zurück, durch das der Gott gestürmt ist. Da liegt er heulend und winselnd ein ganzes Jahr und lebt von nichts wie Asche: auf dem Herde herrscht beständiger Luftzug, der die Asche emporwirbelt.

Wodans Einäugigkeit muss altgermanische Vorstellung sein. Nur darf man sie nicht aus dem Tageshimmel, sondern eher aus dem nächtlichen Himmel erklären; denn Wodan als Sonnengott ist jüngere Vorstellung. Der unter den Wolken hervorzuckende Blitzstrahl erinnerte an das Leuchten eines von einer Wolke als einem Hute beschatteten Auges. Andere Erklärer denken an das Ochsen- oder Sturmauge (engl. bullseye, frz. oeil-de-boeuf), die runde Öffnung einer sturmverkündenden Wolke. Bei schwerem Wetter zeigt sich oft eine lichte Öffnung in den Wolken; meistens kommt der Wind aus der Richtung, wo sich das Auge im Wolkenhimmel öffnet; diesen weisslichen, von Finsternis umgebenen Raum nennen die Seeleute noch heute Sturmauge.

Tieren und weiblichen Wesen jagt der nächtliche Sturmgott nach. In Norddeutschland ist die Sage von Wodan-Hackelberend zu Hause, der stets einen Schimmel reitet (D. S. Nr. 310):

Digitized by Google

Er war Oberjägermeister und ein gewaltiger Weidmann. Eines Nachts hatte er auf der Harzburg einen schweren Traum; es däuchte ihm, als ob er mit einem furchtbaren Eber kämpfe, der ihn nach langem Streite zuletzt besiegte. Diesen Traum konnte er gar nicht aus den Gedanken wieder los werden. Einige Zeit darnach stiess er im Vorharz wirklich auf einen Eber, dem im Traume gesehenen ähnlich. Er griff ihn an; der Kampf blieb lang unentschieden; endlich gewann er und streckte den Feind zu Boden nieder. Froh, als er ihn so zu seinen Füssen erblickte, stiess er mit dem Fuss nach den schrecklichen Hauern des Ebers und rief aus: „du sollst es mir noch nicht thun!“ Aber er hatte mit solcher Gewalt gestossen, dass der scharfe Zahn den Stiefel durchdrang und den Fuss verwundete. Erst achtete er der Wunde nicht und setzte die Jagd fort. Bei seiner Zurückkunft aber war der Fuss schon so geschwollen, dass der Stiefel vom Bein getrennt werden musste, und bald starb er.

Der Eber ist das mythische Bild der in dunkeln Wolken verhüllten Sonne (S. 116); in Thüringen heisst es ausdrücklich, dass der Eber nur ein Auge habe, wie die Sonne selbst. Der grimme Gott der nächtlichen Wolken verfolgt, von den Winden umheult, die Sonnentiere oder die Sonnenfrau. Wohl erlegt er sie und zerreisst sie, aber sie werden immer wieder lebendig, und die Nachtjagd beginnt immer von neuem; denn die Sonne wird jeden Morgen neu geboren. An Stelle des Wildschweins verfolgt der Nachtjäger auch den weissen Hirsch. Die Jagd auf den Sonnenhirsch verläuft meist in der Weise, dass der Jäger seine Beute nie erreichen kann, obwohl er schon Jahrhunderte sie verfolgt (D. S. Nr. 308), oder dass er zwar zum Schuss kommt, aber das stolze Tier nicht erlegt. Oft heisst es auch, dass der wilde Jäger einen Schuss in die Sonne thut, aus der Blut herniederfliesst, und zur Strafe muss er mit Hundegebell und Jagdgetöse in der ganzen Welt umherziehen. Diese Sage ist später, christlich umgedeutet, auf S. Hubertus übertragen. Auch eine Kuh wird vom Helljäger verfolgt. Aus den Herden der Hirten nimmt er das rötlichbraune Rind hoch mit sich in die Luft empor, und erst

Digitized by Google

am nächsten Morgen kommt es halbtot oder ausgemolken auf die Erde zurück. Mit den Geistern der Abgeschiedenen, die sein Gefolge bilden, nährt sich der nächtliche Gott vom Fleische der gejagten Sonnentiere, und die Sage weiss noch, dass der Genuss der erlegten Kuh besondere Kräfte verleiht.

Wie die Nordwindsöhne Zetes (*διᾰ-ᾱ́ήτης* der Sturmwind) und Kalais die ‚raffenden' Sturmgöttinnen verfolgen, die Harpyien Sturmfuss (Okypete), Fussschnell (Podarge) und Schnellfliegerin (Aello), so jagt in Deutschland Wodan im Sturmgebraus der Windsbraut und den Holzfräulein nach. Seit alter Zeit heisst der einem Gewitter vorausgehende Wirbelwind Windsbraut, Windis prût oder das ‚fahrende Weib'; als man die mythische Beziehung (Gemahlin des Windgottes) nicht mehr verstand, brachte man den zweiten Teil mit spriessen, Spross, spritzen, zusammen, weiterhin auch mit Spreu, sprühen. Aber im Altertum bezeichnete Windsbraut nicht den Sprühwind, sondern den Wirbelwind, die Buhle, die der im Tosen und Heulen des Sturmes dahinjagende Gott verfolgt. Zahlreiche Sagen erzählen, wie der wilde Jäger einem gespenstischen Weibe (Wetterhexe mit roten fliegenden Haaren, weisses Weib), der Buhle, fahrenden Mutter oder einer ganzen Schar wilder Frauen nachsetzt. Jemand sieht ein Weib ängstlich vorüberlaufen, bald darauf stürzt ein Reiter, der wilde Jäger mit seinen Hunden, ihr nach, und es dauert nicht lange, so kehrt er wieder und hat die nackte Frau quer vor sich auf dem Pferde liegen. Wie der Sturmriese Vasolt und der Wunderer mit laut schallendem Horne und wütend bellenden Hunden eine Jungfrau verfolgen (S. 193), so jagt der wilde Jäger bei Saalfeld unsichtbar mit seinen Hunden die Moosleute (D. S. Nr. 48), der Nachtjäger in Schlesien die mit Moos bekleideten Rüttelweiber (D. S. 270), die Lohjungfern, die Holzweibchen oder Holzfräulein (S. 169). Bald fällt der halbe Leib eines dieser Wesen, bald ein Fuss mit grünem Schuh bekleidet dem nachrufenden Spötter gleichsam als sein Jagdanteil aus den Wolken herab.

Wodan als Gott der Nacht verfolgt die Sonnentiere Eber, Hirsch und Rind. Als Nachtjäger stellt er aber auch

Digitized by Google

der Sonnenjungfrau nach, die allnächtlich von ihm getötet wird und immer wieder auflebt, oder bei der Verfolgung immer kleiner wird, bis sie nur noch auf den Knien läuft. In Northamptonshire jagt der wilde Jäger mit seinen wilden Hunden ewig eine Jungfrau, seine Geliebte, um deren willen er sich den Tod gab; täglich tötet er sie, und täglich lebt sie auf, um aufs neue vor ihm herzufliehen. Dieser englischen Sage entspricht eine deutsche, die von Hans Sachs und Joh. Pauli (16. Jhd.; Schimpf und Ernst, Nr. 210) bearbeitet ist. Ein Köhler wacht bei seinem Meiler, da erscheint ein nacktes Weib in vollem Laufe, will um die Kohlengrube wenden, wird aber von ihrem Verfolger, einem Reiter auf schwarzem Rosse, ergriffen, mit dem Schwerte durchbohrt und ins Feuer geworfen; nachdem sie ganz schwarz gebrannt ist, zieht er sie hervor, setzt sie vor sich aufs Pferd und sprengt davon. Mehrere Nächte hinter einander wiederholt sich die Erscheinung. — Zu einem Pferdehirten, der des Nachts draussen in der Koppel bei den Pferden war, die gerade an einem Kreuzwege lag, kam eilig eine Frau gelaufen und bat ihn, sie über den Weg zu bringen. Da sie ihn so flehentlich bat, fand er sich endlich bereit dazu und brachte sie hinüber. Sogleich lief sie, so schnell sie nur konnte, weiter, ward aber in wunderbarer Weise immer kleiner und kleiner, bis sie zuletzt nur noch auf den Knien zu laufen schien. Gleich darauf stürzte ein Reiter, der wilde Jäger, mit seinen Hunden, herbei und verlangte ebenfalls, über den Kreuzweg gebracht zu werden: seit sieben Jahren jage er schon nach jener Frau, und wenn er sie in dieser Nacht nicht bekäme, so sei sie erlöst. Da brachte ihn der Hirt samt seinen Hunden hinüber, und es dauerte nicht lange, so kam der wilde Jäger zurück und hatte die nackte Frau quer vor sich liegen. — Der winterliche Gott setzt dem fliehenden, immer schwächer erscheinenden Sonnenwesen nach. So findet auch hier eine Erweiterung des Tagesmythus zum Jahresmythus statt. Es ist nicht immer möglich, die verfolgte Sonnenfrau von der Windsbraut zu unterscheiden, selbst die langen goldenen Haare der Flüchtigen, deren Flechten der

Digitized by Google

wilde Jäger um seine Hand schlingt, lassen sich auf die Sonnenstrahlen wie auf die flatternde Wolke deuten. Aus dem 13. Jahrhundert wird eine solche Sage berichtet (Cäs. v. Heisterbach 12_{10}): Einem Ritter begegnet bei Nacht ein Weib, das vor einem blasenden Jäger und seinen bellenden Hunden herläuft und um Hilfe ruft. Er springt vom Pferde, zieht mit dem Schwerte einen Kreis um sich (S. 38), in den er die Verfolgte aufnimmt, und schlingt deren Haarflechten um seinen linken Arm, während er in der Rechten das blosse Schwert hält. Als aber der Jäger näher kommt, schreit das Weib: lass mich, lass mich los, da ist er! Sie reisst so gewaltig, dass ihm die Haare in der Hand bleiben und läuft davon. Der Jäger hinterdrein, erreicht sie bald und legt sie quer vor sich aufs Ross, dass das Haupt hüben, die Beine drüben herunterhängen.

Nachdem Wodan die Gemahlin des alten Himmelsgottes Frija an sich gerissen hatte, stürmt er mit ihr zusammen durch die nächtlichen Lüfte. In Mecklenburg fährt ein Mann in grünem Jägerrock und einem dreitimpigen Hut bei der wilden Jagd mit Fru Gauden einher. Auch Hackelberend und Frau Holle jagen gemeinsam an der Spitze des wütenden Heeres.

Bei dem Kultus des nächtlichen Sturmgottes ist von der niedrigsten Stufe der geistigen Entwickelung auszugehen. Der Kärnthner Bauer stellt eine hölzerne Schale mit verschiedenen Speisen auf einen Baum vor dem Hause oder wirft Heu in die Luft: dann thut der Wind keinen Schaden. Dieses Füttern des Windes, woraus sich das Opfer für den persönlich aufgefassten Windgott entwickelte, erinnert an das Bemühen Etzels, den gefrässigen Wunderer durch Vorsetzen von Speise zu besänftigen (S. 192). Bei heftigem Sturme wirft man in Schwaben, Tirol und Oberpfalz einen Löffel oder eine Handvoll Mehl in die Luft für den ‚Wind und sein Kind', in der Oberpfalz mit den Worten: ‚Da, Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören musst du'. Im niederösterreichischen Gebirge wird am 29. December Mehl und Salz unter einander gemischt und auf einem Brett zum Dach-

Digitized by Google

firste hinausgestellt. Verführt es der Wind, so sind im nächsten Jahre keine Stürme zu fürchten. — Auch Wodans Hunde erhalten Opfer. Sie dringen in die Backkammer, fallen über den Teig und schlürfen, wie wenn sie bei der Tranktonne seien. Lässt man die Thür auf, so zieht der Wode hindurch, und seine Hunde verzehren alles, was im Hause ist, sonderlich den Brodteig, wenn gerade gebacken wird. Eine arme Frau in Mecklenburg hört am Sylvesterabend allerhand Hunde bellen und durcheinanderheulen und findet ein schwarzes lahmes Hündlein am Zaune erbärmlich winseln. Sie trägt das Tier an die warme Ofenecke, und dieses verzehrt die sieben hausbackenen Brote der Frau wie einen Bissen. Obwohl der Hund gar nicht zu befriedigen ist, behält sie ihn das ganze Jahr bei sich. Als am nächsten Sylvesterabend die wilde Jagd wiederkommt, wirft ihr der Wod lauter blanke Goldgulden durch das Fenster in den Backtrog: ‚Das ist dafür, dass du meinen Hund ein ganzes Jahr gefüttert hast!' Dann jagte er weiter, und der Hund lief mit. — Auch Wodans Pferd erhielt Opfer. Wenn die Bauern in Schleswig ein Stück Land mit Hafer besät hatten, liessen sie einen Sack voll Korn auf den nahen Berg bringen und dort stehen. Nachts kam dann ‚jemand' und brauchte den Hafer für sein Pferd. In Mecklenburg liess man, nach einem Rostocker Berichte des 16. Jahrhunderts, bei der Roggenernte am Ende eines jeden Feldes einen Streifen Getreide ungemäht, flocht es mit den Ähren zusammen und besprengte es mit Bier. Die Arbeitsleute traten darauf um den Getreidebusch, nahmen ihre Hüte ab, richteten ihre Sensen in die Höhe und riefen Wodan dreimal mit folgenden Worten an:

Wode, hole deinem Ross nun Futter!
Nun Distel und Dorn,
Aufs andre Jahr besser Korn!

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts liess man in der Gegend von Hagenow in einer Ecke des Feldes einige Halme stehen, damit ‚de Waur' Futter für sein Pferd fände. Am Wodenstage soll man keinen Lein jäten, ‚damit Wodans

Digitized by Google

Pferd den Samen nicht zertrete'. Aber auch der Windgott selbst, der der Spender des Erntereichtums ist, empfing Gaben, und zwar Mehl und Brot. Ein Bauer hatte spät abends die Thür offen gelassen. Da kam der wilde Jäger durch sie geritten und nahm ein Brot vom Brotschragen herab. Darauf sprengte er wieder fort und rief dem Bauern zu: Weil ich dies Brot in deinem Hause bekommen habe, soll es in deinem Hause nimmer daran fehlen! Er hielt auch Wort, und nie hatte der Bauer Brotmangel. Eine Erinnerung an das Opfer für den Sturmgott und die Windsbraut ist ein Gebrauch der Oberpfalz. Dort warf man drei Hände voll Mehl in den Wind und rief: Wind und Windin, hier geb ich dir das Deine! lass du mir das Meine!

Der Wind- und Totengott ruht, wenn die Stürme nicht verheerend durch das Land brausen, in seinem unterirdischen Reiche, das als Berghöhle gedacht ist. Über ganz Deutschland, England wie über den Norden sind Wodansberge verbreitet. Hackelbergsgräber finden sich in Norddeutschland zahlreich, er sitzt in einem Berge, und von Bergen nimmt der wilde Jäger wie das wütende Heer seinen Auszug. Vom Odenberg (Glücksberg? einsamer, öder Berg?) beim Gudensberg in Hessen, noch 1154, 1170 Wuodenesberg. stürmt Karl d. Grosse mit einem rasselnden Reiterheere hervor. tränkt die Rosse in dem Quell Glisborn, den der Huf seines Pferdes aus der Erde gestampft hat, und liefert eine blutige Schlacht. In einer Walkenrieder Urkunde vom Jahre 1277 wird ein Berg erwähnt, ‚qui Wodansberg vocatur', den man auf den ‚Hutberg' Kyffhäuser bezieht (ahd. chuppha, mhd. kupfe = Hut; oder ahd. chupisi Zelt = zeltförmiger Hügel). Die Vorstellungen vom Aufenthaltsorte der Seelen im Berge, von einer mythischen letzten Schlacht am Ende aller Dinge verschmolzen hier, etwa im 15. oder 16. Jhd., mit der deutschen Kaisersage, die nicht im germ. Heidentum, sondern in den altchristlichen Vorstellungen von der dem jüngsten Gerichte vorangehenden dämonischen Herrschaft des Antichristes ihre Wurzel haben. Wie Karl der Grosse beim Gudinsberg, trat Kaiser Friedrich II. an Wodans Stelle, und die Gestalt des

Digitized by Google

apokalyptischen Kaisers wurde mit volkstümlichen und mythologischen Elementen ausgeschmückt. Andere Wodansberge sind: der Godesberg bei Bonn (947. 973. Wodenesberg), Godenesberg (1133), jetzt Utzberg in Weimar, Wunstorp bei Hannover (früher Wodenstorp). Schon 973 wird ein Wodenesweg im Magdeburgischen erwähnt, entweder als der Weg zu verstehen, den der nächtliche Stürmer einschlägt, oder wêg ist = Wand, Mauer (got. waddjus, ags. wâg, an. veggr) oder als Wodans Heiligtum (ahd. wih = Tempel). In Thüringen giebt es ein Wudaneshusen (jetzt Gutmannshausen bei Weimar), ein Wodensholt in Oldenburg (jetzt Godensholt), in England Wodnesbeorg, Wodnesfeld.

In dem Heere oder Jagdumzuge des nächtlichen Sturmgottes befinden sich die Seelen der Verstorbenen. Das Wuotes Heer heisst auch Totenvolk, Totenschar. Wodan ist nicht nur der Nacht- und Sturmgott, sondern in gemeingerm. Zeit bereits der Totengott. In seinem unterirdischen Reiche, dem Innern der Berge, herrscht er über die Winde, hier sammelt er auch die Toten in sein nächtliches Heer. Als der Stürmer der Lüfte sich zum kampfwütigen Kriegsgotte erhoben hatte, bildeten vor allem die Männer und Krieger sein Gefolge; sie entbot er zu sich durch seine göttlichen Dienerinnen, die Walküren. Wer im Dienste des Gottes gefallen war, hatte die frohe Hoffnung, nach seinem Tode bei Wodan weiter zu leben. Schon die Germanen des Ariovist waren im Kampfe deswegen so mutig und verachteten den Tod, weil sie an ein Wiederaufleben glaubten (Appian. Celt. I_3), und diese Zuversicht (ἐλπὶς ἀναβιώσεως) hat nur dann einen Sinn, wenn sie sich auf ein Fortleben im Reiche des Kriegs- und Totengottes bezog. Auch die Kimbern jauchzten, wenn sie in den Schlachtentod gingen, und jammerten nur, wenn sie auf dem Krankenbette sterben sollten (Valerius Maximus 2_6). Mochten ursprünglich alle Toten dem Gotte angehören, später kamen nur die Kämpfer in Betracht; sie waren von ihm dem Tode im voraus bestimmt: ‚dâ sterbent wan die veigen', da sterben nur, die sterben sollen, heisst es noch im 13. Jhd. sprichwörtlich. Freudig des Glaubens, dass der Gott ihn erkoren,

Digitized by Google

wenn er die Todeswunde empfing, stürmte der Germane, leicht gekleidet, ohne Rüstung, mit leichten Waffen in das Wetter der Speere. Aus seinem Blute entsprang sein Recht, ein Gefolgsmann des grossen Gottes fortab zu sein und teil zu haben an seiner Herrlichkeit. Darum konnte ahd. urheizzo = der Geweihte (Glosse für suspensus zum Opfer aufgehängt, der ‚Verheissene') im as. und ags. die Bedeutung Kämpfer annehmen.

Die Kimbern- und Teutonenkriege erklären das Aufsteigen Wodans, vielleicht aber thronte er damals schon in den hellen Lufträumen, bei ihm seine Gemahlin und die gefallenen Helden. Hier bewohnte er nach der langob. Stammsage mit Frea einen Saal, der natürlich in einer Burg gelegen haben muss, und von hier pflegte er des Morgens durch das Fenster gen Osten auszublicken. Im Norden heisst diese Halle Walhall (Totenhalle), aber für das deutsche Altertum lässt sich dieser Name nicht belegen. Nur die Vorstellung eines goldenen Hauses, in dem Wodan thront, seit er zum Himmelsgotte geworden ist, darf als deutsch gelten. Der Friesenkönig Radbod zog den Fuss aus dem Taufbecken zurück, als der heilige Wolfram ihm sagte, seine Vorfahren seien alle in der Hölle; er glaubt sich nach seinem Tode in der Gesellschaft seiner fürtlichen Vorfahren besser zu befinden als in dem christlichen Himmel, in den so viele Arme aufgenommen würden (D. S. Nr. 446). Die Legende aber erzählt: ein Mann sei dem Herzog erschienen und habe ihn gefragt, weswegen er, der Tapferste unter den Helden, von dem König der Götter abfallen wolle; dort sei ihm ein goldenes Haus und eine schöne Wohnung bereitet, besser, als der Christengott aufweisen könne; die Strasse, die zu dem Hause führe, sei mit Gold und edlem Gesteine gepflastert; im Innern sei der Palast von wunderbarer Schönheit und unglaublichem Glanze, und in ihm stünde ein Thron von wunderbarer Grösse (D. S. Nr. 447).

Verräter und Überläufer hängten die Germanen an Bäumen auf (Germ. 12); mit einem weidenen Ringe wurde ihnen die Kehle zugeschnürt, sodass ihnen der Atem, die Seele, gleich-

Digitized by Google

sam der Wind, ausgepresst wurde; sie verfiel dann dem Wind- und Totengotte. Wer einen Gehängten vom Galgen nahm, beging nach fränkischer Anschauung in christlicher Zeit eine Missethat gegen den Kultus; denn man entzog dem finstern Gotte sein Opfer. Todesstrafe setzt die Lex Salica (ca. 500) aus demselben heidnisch-religiösen Grunde, wenn jemand den gebundenen Verbrecher dem Richter entreisst und dadurch der drohenden Bestrafung entzieht. Weil Wodan die Toten bei sich aufnimmt, wie dem Hermes *ψυχοπομπός* die Seelen der Verstorbenen übergeben werden, umschrieben ihn die Römer mit Mercurius. Ein Altar, der im Jahre 1872 im oberen Ahrthale gefunden wurde, trägt die Inschrift: *Mercuri Channini.*

Mercurius Channini ist aus *Chanjini enstanden, Nom. sing. *hanjê, as. ags. *henno, ags. fries. *henna; ahd. heno, hano ist der Vernichter, der Tod, der Gott der Vernichtung, der Todesgott (idg. ken = stechen, schlagen, vernichten, *χαίνω*). Der mhd. Ausruf iâ henne soll soviel bedeuten wie ‚fürwahr, bei Wodan!'; in Niederhessen findet sich entsprechend ‚Gott Henne', und christlich entstellt ‚Henne der Teufel'. Auch ‚Freund Hein', wie wir noch heute den Tod bezeichnen, wird nicht als eine Erfindung des Mathias Claudius oder als ein Witz auf einen Hamburger Arzt anzusehen sein, sondern als eine verderbte Form für den tötenden Wodan (S. 23). Der Hain, das Waldheiligtum, wo die alten Germanen ihre Toten begruben, hat sicher nichts mit Freund Hein zu thun.

Das symbolische Tier der unterirdischen Mächte ist die Schlange. In der Erde, unter der Schwelle des Wohnhauses halten sich die Geister des Ahnenpaares der Familie in Schlangengestalt auf. Die der Erlösung harrende Sonnenjungfrau verwandelt sich in eine Schlange, wenn der Held sie befreien will; denn durch die lange Haft ist sie selbst fast zur Unterirdischen geworden. Darum ist die Schlange auch das Symbol des nächtlichen, unterirdischen Totengottes Wodan, und wie die Langobarden einst von ihm Namen und Sieg empfingen, so verehrten sie auch die goldene Schlange als sein heiliges Tier. Zur Zeit, da Grimoald König der

Digitized by Google

Langobarden war, lebte der treffliche Priester Barbatus zu Benevent (602—83). Obwohl sie bereits das Wasserbad der heiligen Taufe empfangen hatten, hielten sie doch noch an dem alten Brauche des Heidentums und beugten sich vor dem Bilde einer Schlange. Barbatus bekommt sie in seine Hände, schmilzt sie ein und lässt Schüsseln und Kelche daraus schmieden. Als das ruchbar wurde, sagte einer der Umstehenden: Wenn mein Weib das gethan hätte, würde ich ihr ohne Verzug den Kopf abschlagen (V. Barbati). An einer anderen Stelle heisst es: Sie verehrten eine goldene Schlange als das Symbol ihres höchsten Gottes, und ein ganzer Stadtteil von Benevent soll davon den Namen Vipera getragen haben.

Nicht nur die himmlischen oberen Gottheiten, auch die Götter der Unterwelt sind Urheber des Wachstums der Pflanzen und der Ernte. Den heissen Strahlen der Tagessonne muss die Kühle der Nacht folgen, der Wind jagt die Wolken, bis sie ihr segnendes Nass spenden, der Wind führt den männlichen Blütenstaub befruchtend den weiblichen Blüten zu. Darum gilt der Landstrich im kommenden Sommer als ganz besonders fruchtbar, über den die wilde Jagd gezogen ist. Wenn das Guetis Heer schön singt, giebt es im Aargau ein fruchtbares Jahr. Der schwäbische Bauer, der nur um Sonnenschein, nicht auch um Wind bittet, bekommt kein Korn. ‚Ohne Wind verscheinet das Korn', sagt ein Sprichwort, und eine alte Bauernregel lautet ‚Viel Wind, viel Obst'. Darum ist der nächtliche Sturmgott auch der Spender der Fruchtbarkeit und des Erntesegens, und darum wurde er vor allem mit Erntedankopfern verehrt. Fast in ganz Deutschland liessen die Schnitter bei der Ernte auf dem Acker einen Busch Ähren für Wodan stehen, damit er ihn als Futter für sein Pferd gebrauchte. Erntewôd hiess diese letzte Garbe, die Ernte in Bayern bis zum vorigen Jahrhundert die Waudlsmähe (Waude — Woude — Wuote); das Opfer für seine Hunde hiess von Passau bis Pressburg Waudfutter. Dann traten die Schnitter mit entblösstem Haupte um die blumengeschmückte Wode in einen Kreis und riefen unter dem Schwingen der Hüte

Digitized by Google

und dem weithin schallenden Streichen der Sicheln zu dreien Malen mit überlauter Stimme den Gott im Gebet an. Man bat Wodan, die geringe Gabe gnädig anzunehmen und sie als Futter für sein Ross zu holen; an ihrer Kleinheit und Wertlosigkeit sei nur die heurige schlechte Ernte schuld; würde sie im nächsten Jahre besser ausfallen, so solle er auch reichlicher von ihnen bedacht werden: Wode, hole deinem Ross nun Futter . . . (S. 317). Unterbleibt diese Feierlichkeit, so gerät im folgenden Jahre weder Korn noch Obst. Zuweilen wird auch ein Feuer angezündet und die Burschen rufen, wenn die Flamme lodert, unter Hutschwenken: Wauden! Wauden! Wauden! Der heilige Columban (+ 615) traf auf seiner Reise heidnische Schwaben oder Alemannen gerade im Begriff ihrem Gotte Wodan, den andere Mercur nennen, ein Opfer darzubringen. In ihrer Mitte stand eine Kufe, die 26 Mass Bier, etwas mehr oder weniger, enthielt.

Bei der Frühlings- und Maifeier, sowie beim Erntedankfeste fielen Wodan Rosse und Rinder zum Opfer. Die Knochen der Opfertiere galten als heilkräftige Talismane; noch im 16. Jahrhunderte wurden vier Rossköpfe auf den vier Ackerenden angebracht, um die Saat vor dem Winde zu sichern. Wodan behütete auch den herbstlichen Heimtrieb der Herde. In einem christlich überarbeiteten Segen, dem sog. Wiener Hundesegen, wird er zum Schutze der Rinder und Schafe, auch der Hunde angerufen vor Wolf und Wölfin, sowie vor Dieben, wenn das Vieh zu Holz und zu Felde, zu Wasser und Weide geht.

Alle deutschen Stämme scheinen Wodan bereits als Gott des Zaubers verehrt zu haben. Ihm schrieb man vielleicht die Erfindung der ‚Vorrunen' zu, d. h. der im Orakelwesen üblichen Zeichen, und des Runenzaubers. Auf istväon. Boden wurde er dann zum Träger der geheimnisvollen Schriftrunen die die heimischen heiligen Zeichen mit den aus der Fremde eingewanderten Buchstaben vereinten. *‚Sage mir, wer zuerst Buchstaben setzte?'*, lautet ein ags. Gespräch. *‚Ich sage dir, Mercurius* (Wodan), *der Riese'*. Eine wunderbare Macht schrieb der Germane diesem Runenzauber zu, besonders dem

Digitized by Google

dazu gemurmelten Liede oder Spruche. Runenweisheit und Dichtkunst gehören zusammen. Darum gilt Wodan den Angelsachsen als Gott aller List, nach christlicher Auffassung des Truges und der Diebereien. Wodan allein vermag Balders Ross den verrenkten Fuss zu heilen, er spricht den Genesung bringenden Zauberspruch: weder Balder selbst noch die vier Göttinnen vermögen in seiner Gegenwart etwas auszurichten. Als wunderthätiger Arzt und Heilgott erscheint Wodan auch in einem ags. Zaubersegen, in dem die neun heilkräftigsten Kräuter der Erde genannt werden, die alle Krankheiten und alles Gift bannen:

„Eine Schlange kam gekrochen, zerschlitzte den Menschen.
Da nahm Wodan die neun Kraftkräuter,
Schlug damit die Natter, dass in neun Stücke sie flog.“

Bei den spanischen Sueben nahm daher Wodan die oberste Stelle ein, die ungebildeten Landleute daselbst verehrten im 6. Jahrhunderte den Juppiter (Wodan) als Zauberer (Magus) (Martin von Bracara, K. 7).

Nächtliche und himmlische Züge vereinigt das Gesamtbild Wodans, wie es in geschichtlicher Zeit erscheint. Viel Wind bedeutet noch heute Krieg, und als Gott der geistigen Begabung muss Wodan schon in alter Zeit die Kriegskunst verstanden und geleitet haben. Das Wort Sturm ist schon im Altertum von dem Kampfe der Lüfte auf den Kampf der Männer übertragen: Wetter der Speere, Sturm der Lanzen, Regen der Schwerter sind alte Bezeichnungen des Schlachtengetümmels: sie erklären, wie der Herr der Stürme zum Gebieter des Kampfes werden konnte. Folchans (Gott des Kriegsvolkes) hiess daher der Gott des ‚furor germanicus,‘ der germanischen Kampfeswut, und als Siegesgott lehrte er die Germanen selbst die Schlachtordnung des Fussvolkes, den ‚Eberrüssel‘. Die äusserste Spitze des Keiles bildeten nur wenige oder ein einzelner Mann, der König oder die Edeln mit ihrem Gefolge, sofern sie nicht zu Ross kämpften; fochten mehrere Völkerschaften zusammen, so bildete jede für sich einen Keil. Ein solcher Angriffsstoss war von furchtbarer Kraft, unwiderstehlich schob er sich in die feindlichen

Digitized by Google

Reihen ein. Die Germanen des Ariovist haben, soviel wir wissen, zum ersten Male die keilförmige Schlachtordnung gebraucht (Caes. b. g. 1_{52}). Tacitus hebt ausdrücklich hervor, dass die Schlacht aus Keilen zusammengesetzt wurde (Germ. 6; Hist. 4_{16}, 4_{20}, 5_{16}). Die Alemannen schlossen sich bei Strassburg gegen Julian in einen Keil zusammen. Bei den Franken war noch im 9. Jahrhundert die keilförmige Aufstellung in ihrer ganzen ursprünglichen Eigentümlichkeit erhalten, auch bei den Angelsachsen war in der verhängnisvollen Schlacht bei Hastings der dichtgeschlossene, tiefgegliederte Keil allgemein. Wodan galt als Erfinder dieser Angriffsform, die wir vom Jahre 58 vor Christus bis ins 11. Jahrhundert verfolgen können. So trat er dicht neben Tius, und bereits zur Zeit des Tacitus muss er bei dem Volke, von dem der Römer seine Nachrichten über das Opferwesen bezog, also bei den Istväonen über Tius und Donar gestanden haben.

Denn „*sie verehren von den Göttern am meisten den Mercurius* (Wodan), *dem sie an bestimmten Tagen auch Menschenopfer zu bringen für Recht halten*“ (Germ. 9). Als die Hermunduren im Jahre 58 mit den Chatten um den salzhaltigen Grenzfluss stritten, gelobten sie Tius und Wodan das feindliche Heer zum Opfer (Ann. 13_{57}). Chlodowechs Gemahlin sucht ihren Gatten von der Ohnmacht der heidnischen Götter zu überzeugen im Gegensatze zur Allmacht des Christengottes und fragt ihn, wie weit denn die Macht seines Tius (Mars) und Wodan reiche (S. 279). Noch im 6. Jahrhundert gelten also diese beiden als die angesehensten Götter der istv. Franken. Als Hengist und Horsa mit den Sachsen nach England kommen, werden sie gefragt, was für Götter sie anbeten. Die Antwort ist: „Unter Führung des Mercurius überschritten wir die Meere und suchten das fremde Reich auf. Den Mercurius verehren wir besonders, den wir in unserer Sprache Wodan nennen. Ihm weihten unsere Altvorderen den vierten Wochentag, der bis heute noch seinen Namen, den Wodenes dai, erhalten hat.“ Eine Chronik des 10. Jahrhunderts sagt von Hengist und Horsa: sie waren die Enkel eines Barbarenkönigs Woddan, den die Heiden wie einen

Digitized by Google

Gott verehrten, und dem sie Opfer darbrachten um Sieg oder Heldentum. Wie in der sächsischen Abschwörungsformel der Täufling Thunaer, Woden und Saxnot entsagt und an den Christengott zu glauben verspricht (S. 222), so wird in einem ags. Denkspruche Wodan als Hauptgott der Heiden dem christlichen Gott gegenübergestellt:

„Wodan wirkte Irrlehre, der allwaltende Gott die weiten Himmel."

Von Wodan leiteten also alle ags. Könige ihren Stammbaum ab, bei den Angelsachsen war Wodan Kriegs- und Siegesgott; und dass sie seine Verehrung aus ihrer niederdeutschen (ingv.) Heimat mitgebracht haben, lehrt die sächsische Taufformel und die langob. Stammsage. In Altsachsen und in den sächsischen Besiedelungsländern Mecklenburg, Pommern, Altmark und Priegnitz haften bis heute Sagen und Gebräuche von Wodan. Und wie noch heute in den alten Wohnsitzen der Langobarden Frau Gode, Gode fortleben, so berichtet bereits Paulus Diaconus, dass die Langobarden den Wodan unter der Form Gwodan verehrt hätten. (I_8. Prolog zum Edikt K. Rotharis; D. S. Nr. 389). Den lateinischen Quellen liegt ein altes stabreimendes Lied zu Grunde, und die Allitteration lässt sich noch erkennen: Es giebt im Norden eine Insel Scadanan, wo viele Völker wohnen, unter ihnen auch ein kleiner Stamm, die Winniler (die Kampfrüstigen). Und es war bei ihnen eine [weise] Frau, Namens Gambara (die Scharfblickende, Kluge), und sie hatte zwei Söhne, der Name des einen war Ybor (Eber) und der des andern Agio (= mhd. Ecke, der Schrecker). Diese hatten mit ihrer Mutter Gambara die Herrschaft über die Winniler. Es erhoben sich nun die Herzöge der Wandalen, Ambri (der Unermüdliche) und Assi mit ihrem Heere, und sie sagten zu den Winnilern: Entweder zahlt uns Zins oder rüstet euch zur Schlacht und kämpft mit uns. Da antworteten Ybor und Agio mit ihrer Mutter Gambara: Besser ist es für uns, uns zur Schlacht zu rüsten als den Wandalen Zins zu zahlen. Da beteten Ambri und Assi, die Herzöge der Wandalen, zu Wodan, dass er ihnen über die Winniler

Digitized by Google

Sieg verliehe. Wodan antwortete und sprach: Die ich bei Sonnenaufgang zuerst sehe, denen will ich den Sieg geben. In gleicher Zeit traten Gambara und ihre Söhne zu Frea Wodans Gemahlin, und flehten um Sieg für die Winniler. Da gab Frea den Rat: die Frauen der Winniler sollten ihre Haare auflösen und um das Gesicht nach Art eines Bartes binden, dann aber frühmorgens mit ihren Männern auf dem Platze sein und sich zusammen da aufstellen, wo Wodan sie sehen müsste, wenn er wie gewöhnlich aus dem Fenster gen Morgen blickte. Als es nun dämmerte und die Sonne aufgehen wollte, drehte Frea, die Gattin Wodans, das Bett, worin ihr Mann lag, richtete sein Antlitz gen Morgen und weckte ihn. Und als er hinaussah, erblickte er die Winniler und ihre Frauen, die das aufgelöste Haar um das Gesicht geschlungen hatten, und er sprach: Wer sind jene Langbärte? Da sagte Frea zu Wodan: Wie du ihnen den Namen gegeben hast, so gieb ihnen auch den Sieg (denn es war altgerm. Sitte, dass der Namengebung ein Geschenk folgen musste; daher stammen unsere Patengeschenke). Und Wodan gab den Winnilern den Sieg, sodass sie sich nach seinem Ratschlusse wehrten und den Sieg errangen. Von jener Zeit an wurden die Winniler Langobarden, die Langbärtigen genannt.

Als Kriegsgott erregt Wodan Kampf zwischen Winnilern und Wandalen; beide Völker, also auch die ostgerm. Wandalen, rufen ihn um Sieg an. Er thront im Himmel und hat hier einen Saal (S. 320), wie Zeus auf dem Ida sitzt und den Sterblichen zuschaut, wie Helios alles überblickt und vernimmt (Il. 3_{277}); von hier aus lenkt er das Geschick der Völker. Er hat die Macht und das Reich des alten Himmelsgottes Tius, und auch Frija, die ursprüngliche Gemahlin des Tius, sitzt ihm zur Seite. Gemütvoller Humor selbst den Himmlischen gegenüber ist deutsche Charakteranlage, es sei an Wodans Begegnung mit dem Mecklenburger Bauern erinnert (S. 309) und an die Schwänke, in denen Gott, Christus und Petrus auftreten. Auf keinen Fall ist deswegen auf junges Alter der Sage zu schliessen. Auch Hera und Athene

Digitized by Google

besteigen gegen den Willen des Zeus den flammenden Wagen, um die zu bekämpfen, denen der Olympier den Sieg verleihen will; aber ganz anders erhebt Zeus seine Stimme (Il. 8_{382} ff).

So wenig wie der heitere Ton, in dem das durch dramatischen Dialog ausgezeichnete Lied verfasst ist, und die frohe Stimmung, die in Wodans himmlischem Reiche herrscht, gegen hohes Alter der Sage sprechen, darf die etymologische Deutung des Namens der Langobarden dagegen angeführt werden. Die Langobarden sind nicht die ‚alten Krieger' noch die mit langen Barten Bewaffneten; diese sind keineswegs eine charakteristische Waffe für sie, denn beim Thing erscheinen die Langobarden mit dem Gere, und als Symbol der Wehrhaftmachung diente ihnen der Pfeil. Der Name des Volkes steht vielmehr zum Wodanskult in engster Beziehung, sie nannten sich nach dem langbärtigen Gotte Wodan, Dass sie sich ihren höchsten Gott auch so vorstellten, beweist der schöne langob. Name ‚Ansegranus', der mit dem Götterbarte.

Dass die Langobarden Wodan als chthonischen Gott verehrten, zeigt sein Symbol, die goldene Schlange (S. 321). Für seine Verehrung als Wetter- und Kriegsgott spricht auch folgender Kult: Im Jahre 579 waren die Langobarden teilweise noch Heiden. Bei einer Siegesfeier, bei der 400 Gefangene niedergemacht wurden (zu Ehren des Kriegsgottes Wodan), brachten sie dem Teufel ein Opfer dar. Dieses bestand in dem Haupte einer Ziege, das sie im Kreise umtanzten und mit einem ‚verabscheuungswürdigen' Liede dem Gotte weihten. Nachdem sie es selbst mit gebeugtem Rücken angebetet hatten, wollten sie dazu auch die Gefangenen zwingen; da diese aber schon Christen waren, zogen sie den Märtyrertod vor (Gregor, Dial. 3_{28}). Dass dieses Bocksopfer und der Opferleich dem Wodan galten, lehrt ein anderes Zeugnis (Miracula Apollinaris): Deutsche Heiden — Alemannen oder Wandalen — fielen in Burgund ein und wollten eine Kirche zerstören, die dem Märtyrer Apollinaris von Chlodwigs Gemahlin gebaut war. Als alle Bemühungen

Digitized by Google

sie in Brand zu stecken, sich als vergeblich erwiesen, riefen sie ihre Priester zusammen und trieben sie an, nach alter Sitte ihrem Gotte Wodan Ziegen zu opfern und ihn (als Sturmgott) zu bitten, dem Feuer Kräfte zu geben, um den Tempel des Gottes eines fremden Volkes zu verbrennen. Jene brachten auch sogleich ihre unheiligen, thörichten Opfer dar und riefen alle einstimmig ihren Wodan an. Aber während sie damit beschäftigt waren, erlosch das Feuer abermals, das an das Gotteshaus gelegt war. Als das die Anführer sahen, stürzten sie über die Diener ihrer Heiligtümer her und wüteten gegen sie mit grausem Mord.

Als Himmelsgott und Siegesherrn, als Lenker der Schicksale der Völker kennt Wodan die langob. Sage, als Stammvater von Königen und edlen Geschlechtern die ags. Überlieferung; als Heldenvater, der in das Geschick seiner Lieblinge eingreift und sie von Not und Nacht zu Sieg und Unsterblichkeit führt, preist ihn die fränkische Siegfriedsage (S. 251). Zwar ist die Sage von Siegfrieds Ahnen, den Welsungen, nur im Norden überliefert, aber durch den entscheidenden Anteil, den der Gott an der Handlung nimmt, beweist er selbst, dass die Welsungen das von ihm auserwählte und geliebte Geschlecht sind. Die ahd. Personennamen Welisunc (der Auserwählte) und Sintarfizzilo (der sehr Fleckige, wegen seiner blutschänderischen Abkunft) sind nur durch die Sage verständlich, und diese Sage muss auch in Deutschland heimisch gewesen sein.

Unter dem heroischen Namen Sigi tritt Wodan als Ahnherr des Geschlechtes auf. Sigi, Wodans Sohn, muss wegen eines an einem Knechte begangenen Mordes ausser Land gehen; der Gott geleitet ihn in die Ferne und verleiht ihm Sieg auf seinen Heerfahrten. Sein Sohn Reri ‚der Ruhmreiche' hat keinen Erben. Wie nach dem Märchen vom Machandelboom oder Sneewittchen (K. H. M. Nr. 47, 53) einem kinderlosen Ehepaare nach dem Genusse eines Apfels endlich ein Kind bescheert wird, so sendet Wodan durch seine Walküre der Frau des Reri einen Apfel, und diese schenkt einem Knaben das Leben, der war gewaltig von Wuchs und bekam

Digitized by Google

den Namen Welse. Welse (*Walis der Erwählte, der echte Liebling des Gottes) wird ein gewaltiger Kriegsmann, ist siegreich in allen Schlachten und vermählt sich mit Wodans Walküre. Sie haben zehn Söhne und eine Tochter; der älteste Sohn heisst Siegmund, die Tochter Siginiu (Siegmädchen). Welse lässt eine stattliche Halle bauen und zwar in der Art, dass eine mächtige Eiche in dem Saale stand. Die Zweige ragten in frischem Grün über das Dach hinaus, der Stamm aber stand in der Mitte. König Sigiger wirbt um Welses Tochter, und als die Gäste beim Hochzeitsfest um die Feuer sitzen, tritt ein Greis in die Halle, der war keinem bekannt. Hochgewachsen war er und einäugig, tief in das Gesicht hing ihm der Schlapphut, ein fleckichter Mantel umgiebt seine Schultern, und in der Hand trägt er ein Schwert. Er schwang die Waffe und stiess sie in den Stamm, dass sie bis an das Heft hineinfuhr, und sagte: Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir als Geschenk empfangen, und er wird es bestätigen, dass er nie ein besseres Schwert geschwungen hat. Darauf verliess der Greis (es ist natürlich Wodan) die Halle, und niemand wusste, wer er war oder wohin er ging. Die Gäste alle, so sehr sie sich mühten, die Wehr sich keiner gewann. Da trat Siegmund hinzu, ergriff das Schwert und zog es aus der Eiche, und es war, wie wenn es los da läge vor ihm. Sigiger aber trachtete nach dem Götterschwerte und sann heimtückisch auf einen Anschlag gegen Schwäher und Schwager. Arglos nahmen die Welsungen seine Einladung an, und als Siginiu Unheil ahnend sie warnt, erwidert ihr Vater in stolzem Heldenmut: Noch ungeboren that ich das Gelübde, weder vor Feuer noch vor Eisen aus Furcht zu fliehen, und diesen meinen Ruhm will ich auch im Alter bewahren; nimmer sollen Jungfrauen meinen Söhnen bei Spiel und Tanz vorwerfen, dass sie den Tod gefürchtet haben. Der Übermacht erliegt die tapfere Schar, nur Siegmund entkommt durch die List der Schwester, verbirgt sich im wilden Walde und baut sich ein Erdhaus (‚sie pflegen auch unterirdische Höhlen auszugraben', Germ. 16). Die Geschwister sinnen auf furchtbare Rache. In höchster

Digitized by Google

Not giebt sich Siginiu unerkannt dem Bruder hin, und dem Zwillingspaare entspringt ein echter Welsung, Sintarfizzilo. Durch gewaltige Kampfesarbeit erzieht ihn Siegmund zum gewaltigen Helden, in Wald und Wildnis streifen sie umher und finden eines Tages in einem Hause zwei Männer schlafend, Wolfshemden hängen über ihnen (S. 30). Siegmund und Sintarfizzilo legen die Wolfsbälge an und treffen die Verabredung, sich nicht an mehr als sieben Feinde zu wagen; wer auf mehr stiesse, sollte einen Wolfsschrei thun, damit der andere ihm zu Hilfe käme. Siegmund stellt seinen Gefährten auf die Probe, als er einmal weniger als sieben Leute trifft, aber auf seinen Ruf kommt er herbei und tötet alle. Bald darauf begegnet Sintarfizzilo allein elf Männern, trotz des Verbotes greift er sie an, tötet sie und ruht unter einer Eiche aus. Als Siegmund ihn fragt, warum er nicht gerufen sei, rühmt er sich, ohne Beistand elf Männer getötet zu haben, obgleich er der jüngere sei. Wohl hat er sich tapfer erwiesen, aber Ungehorsam taugt einem Welsung nicht. Deswegen muss Siegmund ihn strafen; er rennt ihn an, dass Sintarfizzilo zurücktaumelt und fällt, aber aus dem Packen an der Kehle ist ein gefährlicher Biss geworden. Siegmund nimmt den Schwerverwundeten auf seinen Rücken, trägt ihn in seine Hütte und sitzt trauernd und verzweifelnd bei ihm: das Werk der Rache ist hinausgeschoben, wenn nicht unmöglich geworden. Da sieht er ‚wie ein Wiesel ein anderes in die Gurgel beisst, dann zu Walde läuft, ein Blatt holt, es auf die Wunde legt und wie alsbald das andere Wiesel geheilt aufspringt (vgl. K. H. M. Nr. 16. 60). Abermals greift der Gott ein; Wodans Vogel, der Rabe, bringt Siegmund das Blatt, und gesund springt Sintarfizzilo wieder auf. Nunmehr glaubt Siegmund ihn genug erprobt zu haben. Sie verbergen sich in der Halle des Königs, werden aber bemerkt, ergriffen und lebendig in einer Erdhöhle begraben. Siginiu aber wirft ihnen heimlich Wodans Siegesschwert zu, damit durchsägen den mächtigen Fels Siegmund und Sintarfizzilo und entkommen. Bei Nacht legen sie Feuer an die Königshalle, und als die Schläfer vor dem Prasseln der Flammen und dem schwarzen

Digitized by Google

Qualm erwachen, ruft Siegmund höhnisch dem Sigiger zu: Hier sind wir, Sintarfizzilo und ich; nun magst du gewahren, dass nicht alle Welsunge tot sind. Siginiu enthüllt ihm, dass Sintarfizzilo sein und ihr Sohn sei: Ich habe so sehr danach gerungen, dass die Rache vollzogen werde, dass ich unter keiner Bedingung länger leben darf, und ich will nun freudig mit ihm sterben, obwohl ich ihn wider Willen zum Manne hatte. Darauf küsst sie ihren Bruder und ihren Sohn, geht wieder hinein in die brennende Halle, und die zusammenstürzenden Balken begraben sie.

Sintarfizzilo findet später durch einen vergifteten Trank den Tod. Der dem unheiligen Bunde entsprossene Sohn kann nicht der Vater von Helden werden. Siegmund nimmt die Leiche in seine Arme und trägt sie durch den Wald an eine Bucht. Dort sieht er einen Mann in einem kleinen Boote, der ihn fragt, ob er zuerst die Leiche, dann ihn selbst übersetzen solle. Und alsbald entschwindet der Ferge und das Schiff mit dem Toten. Es ist der Totengott Wodan, der den gefallenen Helden bei sich aufnimmt. Auch Siegmund selbst hat mit der Erzeugung Siegfrieds seine irdische Bestimmung erfüllt. Weit und breit gilt er als der grösste Held und König, die schönste und weiseste aller Frauen ist ihm vermählt. Ein verschmähter Freier sammelt ein Heer wider ihn. König Siegmund lässt das Horn ertönen, und obwohl er bereits von der Last der Jahre gedrückt ist, ist er der Vorderste im wildesten Kampfgetümmel; weder Schild noch Panzer hält gegen ihn aus, beide Arme bis an die Achsel sind von Blut gerötet. Da tritt ihm in der Schlacht ein Mann entgegen mit tief herabreichendem Hute und blauem Mantel; er hat nur ein Auge und trägt einen Speer in der Hand. An ihm zerspringt Siegmunds Schwert in Stücke, er selbst fällt vorne in der Schlachtreihe. Die Feinde wähnen das ganze Geschlecht der Welsungen ausgerottet zu haben. Bei Nacht kommt seine Gattin (Sieglind) auf die Walstatt und will die Wunden heilen. Siegmund wehrt es ihr: Wodan will nicht, dass ich fürder das Schwert schwinge; so lange es ihm gefiel, kämpfte ich ruhmreich. Du gehst mit einem Knaben; den herrlichsten

Digitized by Google

Helden der Welt hegst du im Schosse. Verwahr ihm die starken Schwertesstücken, die der Walstatt ich glücklich entführt. Aus ihnen kann ein gutes Schwert geschmiedet werden, das soll unser Sohn schwingen und damit manche Heldenthat vollbringen, die nimmer vergessen wird; und sein Name wird genannt werden, so lange die Welt besteht. Ich gehe, die vorangegangenen Blutsfreunde aufzusuchen und darf erwarten, sie bei Wodan wieder zu finden. Als der Tag zu leuchten beginnt, verscheidet Siegmund; die Königin fällt in die Hand eines fremden Herrschers, der sie zu seiner Gemahlin erhebt, nachdem sie Siegmunds Kind geboren hat. Alle bewundern seine durchbohrenden, blitzenden Augen; der Sohn erhält den Namen Siegfried (an. Sigurd = Siegwart).

Kein anderes Volk der Welt hat in so einziger Weise das Geschick eines ganzen Heldengeschlechtes mit seinem höchsten Gotte verbunden. Vier Geschlechter hindurch (Sigi-Reri-Welse-Siegmund) zeigt er, dass die Welsunge das vor allen andern von ihm geliebte und auserwählte Geschlecht sind. In Sigi hat er das Geschlecht gegründet, er sendet den Fruchtbarkeitsapfel, er treibt sein Geschlecht vorwärts in seine Bahn, indem er als Wanderer in Welses Halle tritt und mit eigener Hand das Schwert in den Baum stösst, das er dem Siegmund zu Teil werden lässt, er kommt ihm in der äussersten Gefahr durch seinen Raben zu Hilfe, der das heilende Blatt für den totwunden Sintarfizzilo bringt; er nimmt als Totenschiffer dessen Leiche auf, nachdem durch ihn die Überwindung des feindlichen Geschlechtes ermöglicht ist; er ruft Siegmund zu sich und öffnet ihm den Eingang in seine Wohnungen, als Siegfrieds Geburt bevorsteht: in den Worten des sterbenden Siegmund, dass sein noch ungeborener Sohn der grösste in diesem Geschlechte und folglich der erste aller Helden sein werde, gipfelt seine Beweisführung, dass die Welsunge das auserwählte Geschlecht sind. Denn in Siegmunds Tode liegt kein Abwenden des Gottes von seinem Schützlinge, sondern vielmehr ein Mysterium der germ. Religion. Der Held verschied des heitern Glaubens, dass der Gott selbst ihm den Todesstreich gegeben habe, um ihn zu sich zu rufen (S. 320)

Digitized by Google

In der Dichtung herrscht eine Wildheit, die auf grösstes Alter schliessen lässt. Wohl gab es überall Helden, die sich ihrer göttlichen Abstammung rühmten, die sich des sichtbaren Schutzes der Himmlichen erfreuten, aber keine Sage und keine Dichtung hat den wirklichen Beweis so wie die von Siegfrieds Ahnen geführt. Sie muss in eine Zeit zurückreichen, wo das Heidentum noch in voller Kraft und Blüte stand, und ihr Ursprung und ihre Ausbildung kann nur bei dem Stamme zu suchen sein, bei dem der Wodansglaube und der Wodanskult das ganze Leben beherrschte, also bei den Franken. Selbst die Ehe Welses mit Wodans Walküre mag in altgerm. Zeit zurückreichen; denn der Walkürenname Thrudwin ‚der Geliebte der himmlischen Jungfrau' bezeugt, dass diese Vorstellung den Deutschen wohl bekannt war.

Mit seinem Reiche hatte der leuchtende Gott Tius auch seine Gemahlin an Wodan abtreten müssen (S. 316). Nach der langob. Sage thront Frea neben Wodan im Himmel. In der Gegend von Dent in Yorkshire hielten die Landleute besonders im Herbste einen Umgang und führten vermummte Tänze auf, den sogen. Riesentanz: den vornehmsten Riesen nannten sie Wodan und seine Frau Frigga. Die Haupthandlung des Schauspiels bestand darin, dass zwei Schwerter um den Hals eines Knaben geschwungen und geschlagen wurden, ohne ihn zu verletzen. Hatte der Wind- und Nachtgott ehedem im Sturmgebrause seine Buhle verfolgt, so ward jetzt diese Verfolgung als die stürmische Werbung des Tages- und Jahresgottes aufgefasst. Von Anfang Oktober bis Anfang Mai dauert die Flucht, dann feiert Wodan mit Frija das Fest der Vermählung.

Diese Jagd auf die verfolgte Frau, als eine rohe und altertümliche Form des Brautraubes aufgefasst, erklärt den Anteil, den der kriegerische Windgott an der deutschen Hochzeitsfeier hat. Dem Brautlauf liegt der Gedanke zu Grunde, dass die Frau durch Kraft und Geschicklichkeit ersiegt werden muss (S. 269). Durch ungestümes Vorwärtseilen errang sich der Bräutigam beim Wettlaufe die Braut; von dem Gotte, der als der Schnellste und Siegreichste galt, dem

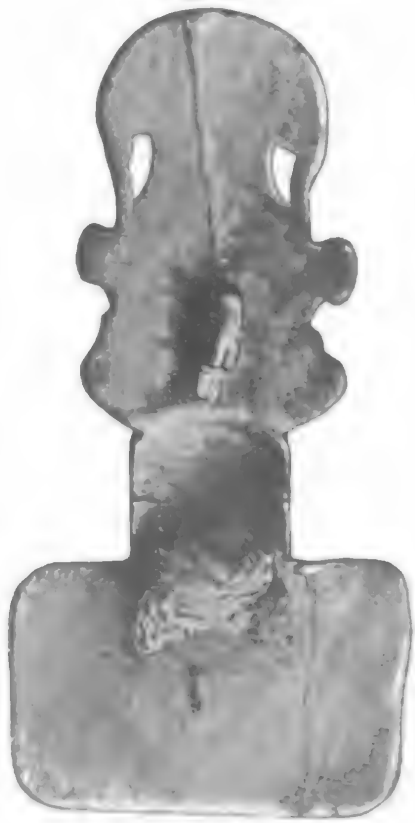
Digitized by Google

unwiderstehlich dahinstürmenden Windgotte Wodan, erhoffte und erflehte er dabei Beistand und Hilfe. Darum ward Wodan als siegreicher Schützer des Brautlaufes und der Hochzeit angerufen, während man die eigentliche Weihe dem hammerbewehrten Donar zuschrieb. Braut- und Liebesleute wandten sich an Wodan in feierlichem Hochzeitswunsche, und auf Geschenken, die sie einander verehrten, ritzten sie wohl einen Segenswunsch ein: wie der Gott seine himmlische Gemahlin mit Eile und Ungestüm ersiegt habe,

Fig. 7.

Vorderseite.

Fig. 8.



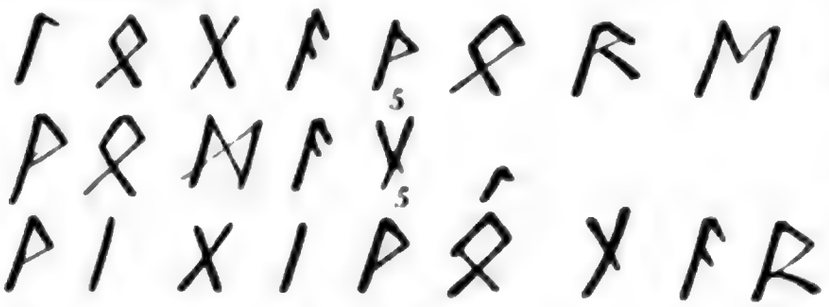
Rückseite.

so möge er seinem irdischen Vertreter den eilenden Fuss beflügeln. Ein solcher alter Hochzeitswunsch ist uns erhalten. Im Jahre 1843 stiessen die Arbeiter beim Bau der Eisenbahn von Augsburg nach Donauwörth in der Nähe von Nordendorf auf menschliche Gebeine und mannigfache Schmuck-

Digitized by Google

gegenstände aus dem 6. oder 7. Jhd. Man hatte einen alten Kirchhof aufgefunden: die Köpfe waren nach Westen, die Fussenden nach Osten zu gekehrt. Die Reste der Vergangenheit werden uns zu Zeugen des Glaubens und Lebens unserer Vorfahren.

Auf dieser sogen. grossen Nordendorfer Spange stehen die Runen:



Loga bedeutet die Übergabe der Braut, die Verwirklichung der Ehe; pore ist Imper. von *poren, ereilen, ersiegen und entspricht dem Charakter des Gottes, in dessen Wesen die stürmische Bewegung liegt; wigi ist Imper. zu *wîgian, weihen. Eine Gewandspange mit einem feierlichen Hochzeitswunsche darf als ein passendes Hochzeitsgeschenk angesehen werden, das die Braut dem Geliebten überreichte. In dem Spruche: Loga pore Wodan, wigi Thonar = die Heirat ersiege, Wodan: weihe Donar!, sind Wodan und wigi, pore und þonar durch gleichen Anlaut gebunden: es ist ein aus zwei Kurzzeilen bestehender Langvers. Auch die Namen des alemannischen Liebespaares sind erhalten; von einer andern Hand ist der Inschrift ein zweiter Teil zugefügt: Awa Leubwini, d. h. Awa hat die Spange dem Leubwini geschenkt. Andere fassen die Worte als einen Fluch auf: loga pore Wodan, wigil Thonar = Lügner verdirb Wodan, Streithahn Donar!

Aber Wodan blieb nicht mehr blosser Naturgott, sondern er entwickelte sich zu einem Kulturgott im höchsten Sinne des Wortes. Bereits in historischer Zeit ist er bei den Istväonen unter dem Einflusse der von Süden und Norden her eindringenden Kultur zum Spender alles Segens, Gott des Rechtes, der Gewandtheit und der Erfindung, der Wissenschaft und der Dichtkunst geworden. Alles Schöne und Edle wird auf ihn übertragen, alles Hohe und Herrliche stammt von ihm, jeder Wunsch wird von ihm gewährt. Wie auf

Digitized by Google

germanischen Denksteinen Tius mit der Victoria erscheint, so werden dem Wodan (Mercurius) und der Felicitas oder Fortuna von den Gardereitern Inschriften geweiht. War Wodans Speer ursprünglich der aus der nächtlichen Wolke geschleuderte Blitz, dann das Symbol des Schlachtengottes, so erhielt der Speerwurf jetzt auch rechtliche Bedeutung (S. 311). Regelmässige Stöcke oder Pfähle wurden zur Landmessung in die Erde gestossen und das abgesteckte Gebiet dem Schutze Wodans empfohlen; darum war Vônstoc (Vôdenstoc, Wodans Stock oder Pfahl) im ags. ein Grenzmal, und wenn in den Niederlanden ein gewisses Handmass oder die Spanne Woenslett (Woedensglied) heisst, so erscheint auch in dieser Anwendung Wodan als Gott des Masses.

Wie Helden und Könige Wodans Lieblinge sind, so wird er selbst als König der Götter angerufen: ein Bataver Blesio weiht dem *Mercurius rex* (dem Könige Wodan) einen Stein, der am Ufer der Waal gefunden ist, und auf einer anderen, bei Aachen gefundenen Inschrift wird Wodan *Mercurius Leudisio* genannt, Herrscher über alles und alle.

Vom Rhein aus erobert sich Wodan seine Macht und Stellung, ursprünglich dem Himmelsgotte Tius untergeordnet, dann mit ihm sich in der Herrschaft teilend und endlich unbestritten der alleinige Gebieter der Götter und Menschen. Tacitus versichert, dass die Deutschen vorzüglich den Mercurius, Hercules (Donar) und Mars (Tius) verehrten. Aus den allgemeinen Andeutungen geht hervor, dass Wodan wie Tius dem Kriege vorstand. Die vornehmsten Opfer waren Menschenopfer, und diese fielen dem Mercurius (Germ. 9, Ann. 13_{57}). Die Anwendung klassischer Namen auf deutsche Götter, die interpretatio romana, verbreitete sich allgemein und wurde von den lateinischen Schriftstellern der folgenden Jahrhunderte mit genauer Übereinstimmung beibehalten. Paulus Diaconus sagt: Wodan, den sie mit vorgeschlagenem Buchstaben Gwodan nennen, ist derselbe, der bei den Römern Mercurius heisst. Die Alemannen opferten ihrem Wodan, den andere Mercur nennen (Jon. v. Bobbio); Mars und Mercur sind die Götter, zu denen Chlodovech betet (S. 279). Hengist

Digitized by Google

und Horsa verehren besonders den Mercur, der in der heimischen Sprache Wodan heisse. Die Deutschen nannten den vierten Wochentag, den Tag des Mercur (frz. Mercredi) nach ihrem Gotte Wodan: noch heute heisst der Mittwoch ndd. Gudenstag, engl. Wednesday, ags. Vôdenes däg, holländ. Woensdag. Wenn die Römer Wodan mit Mercur wiedergaben, so mag Tacitus immerhin die Stelle Caesars vorgeschwebt haben, dass die Gallier eine an Mercur gemahnende Gottheit verehrt hätten (b. g. 6_{17}), und ihre Kenntnis des gallischen Mercur (keltisch Lug) mag bei ihrer Verdolmetschung mitgewirkt haben, aber als thatsächlicher Bestand bleibt doch, dass Wodan eine Gottheit war ähnlich dem aus Hermes entwickelten Mercur, geistig rührig, überall in das Leben eingreifend, ein Förderer des Verkehrs, gewandt in Rede und Wort. Hermes und Wodan sind Windgötter, Schnelligkeit und Kraft sind beiden gemeinsam. Wie Wodan seine Lieblinge auf sein Götterross hebt, so trägt Hermes den Ganymed in den Himmel empor. Beide wehren Krankheiten ab, schützen die Flur und die Herde und sind Führer des Totenheeres. Dem wilden Jäger entspricht Hermes *διάκτορος* (*διώκω* wegtreiben, jagen). Beiden sind Berge heilig, und auch Hermes ist in einer Gebirgshöhle verborgen. Wie dem Hermes das erste und beste Los heilig ist, so gilt Wodan als Erfinder der Losrunen und Glücksspiele. Wie Hermes trägt Wodan den breitrandigen Hut und den wallenden Mantel.

Tacitus hat bei seiner Schilderung der Deutschen vorzüglich die rheinischen Völker im Auge. Am untern Rheine waren die Germanen zuerst mit der keltischen und dann mit der römischen Kultur in Berührung getreten. Noch als Nomaden waren die Istväonen mit ihren Herden in das zur Weidewirtschaft geeignete Keltenland hinabgestiegen und hatten sich in den Häusern und geschlossenen Einzelhöfen der Kelten festgesetzt. Während sonst das germanische Dorf mit seinen Häusern und Gässchen, den ringsumgebenden Ackerfluren, dem umfangreichen Wiesen-, Weide- und Waldland den Siegeszug der Deutschen bis in das Herz Galliens begleitet, sind die Einzelhöfe keltischen Ursprunges. Als die Istväonen

Digitized by Google

in das keltische Gebiet eindrangen, wurden die bisherigen Besitzer, soweit sie nicht entflohen oder umkamen, ihre Sklaven oder Liten. Diese keltisch-germanische Mischkultur der Istväonen trat in der Zeit zwischen Caesar und Tacitus durch die Feldzüge des Drusus, Tiberius, Varus und Germanicus mit der noch höher entwickelten römischen Kultur in Beziehung. In Krieg und Frieden, Rechtspflege und Handelsverkehr waren Berührungen zwischen Germanen und Römern unvermeidlich; acht römische Legionen lagen zur Zeit des Tiberius am Rhein. So ward dem Lande und seiner Kultur vornehmlich ein militärischer Charakter gegeben, aber auch die Namen der Wochentage, der Monate, das Alphabet drangen von Rom aus an den Rhein. Als Tivaz Istvaz bei den Rheinländern von Wodan verdrängt wurde, ward Wodan der Träger dieser höheren Kultur. Ausbildung der Kriegskunst und bessere Bewaffnung, Beredsamkeit und höheres Wissen, Gewandtheit und Erfindungsgabe verdankte man ihm. Der Gott selbst zeigt jetzt kriegerisches, ritterliches Gepräge: er führt den Speer oder das Schwert, sprengt auf mutigem Ross einher, die Brust bedeckt mit goldener Brünne. Waren die istv. Marsen noch zur Zeit des Germanicus (14 n. Chr., S. 222). Pfleger des Heiligtums des Tius und der Tanfana, so wurden die gleichfalls istv. Ansivaren, nördlich der Sieg, die Wahrer und Hüter des istv. Ans- oder Wodandienstes und errangen unter den Istväonen die führende Stellung. Schon Tacitus deutet an, dass sie ein gewisses Stammesansehen genossen, Adel und Königsgeschlecht der ripuarischen Franken sind ansivarisch, anscheinend auch die Familie der Pippiniden. Julian muss gegen die Franken, die ‚auch Ansivari heissen', über den Rhein zu Felde ziehen, die Nachricht des Tacitus von ihrer Vernichtung ist also ein Irrtum (Ann. 13_{56}, D. S. 366); von ihrem Lande nördlich der Sieg begründeten die Ansivari die Macht des ripuarischen Frankenreiches. Neben dem Zeugnisse des Tacitus für die Wodanverehrung am Rhein und den Inschriften in Worms, Speier und der Neckargegend steht das Gregors von Tours (S. 279) und vor allem die Verbindung der Welsungen und Siegfriedsage mit dem Wodanmythus.

Digitized by Google

Von den istv. Stämmen rückt der Haupt- und Kulturgott Wodan zu den andern deutschen Stämmen vor und nimmt auch bei ihnen die Stelle des Tius ein. Charakteristisch für Wodans Vordringen ist die Geschichte seines Stammes. Während die got. Amelungensage die Macht und Herrlichkeit der Treue preist, zeigt die rheinische Nibelungensage das zerstörende Wirken der Untreue. ‚Den Franken ist es erb und eigen, lachend das Treuwort zu brechen' (Vopiscus): keine Hindernisse schrecken das merovingische Königsgeschlecht von seinem Ziele, der Alleinherrschaft, zurück, in blutigen, rücksichtslosen Kämpfen wird das Königs- und Adelsgeschlecht ausgerottet, auch nach Einführung des Christentums wuchern Verrat und Mord in unerhörten Greuelthaten fort, aber ein deutsches Land nach dem andern unterwirft sich dem salischen Eroberungstriebe, dessen unersättlicher Vertreter Chlodovech ist, bis sich in ungeahntem Glanze das fränkische Reich erhebt. So erobert der Götterkönig Wodan einen Stamm nach dem andern in unvergleichlichem Siegeszuge, die Ingväonen wie die Erminonen, und drückt seinen Namen und sein Gepräge so unauslöschlich fest auf die deutsche Geistesbildung, dass Wodan als die Verkörperung des deutschen Glaubens gelten darf. Der dichterische, fürstliche, siegreiche Wodan, der unbestrittene Göttervater und Götterherrscher dringt nach Norddeutschland zu den Sachsen und Langobarden und zu den Nordgermanen; hier ist er in seinem vollen Glanze erhalten. Noch bevor die Langobarden ihre alten Wohnsitze an der untern Elbe verliessen, muss Wodan ihr Hauptgott gewesen sein. Aber auch bei den ostgerm. Vandalen muss er damals schon seinen Siegeseinzug gehalten haben. Mindestens gleichzeitig, wenn nicht schon früher, haben ihn auch die Sachsen verehrt. Wie fest hier seine Verehrung wurzelt, bezeugen die ags. Königsgenealogieen, die ins 5. Jahrhundert zurückreichen, die Abschwörungsformel noch aus dem 8. Jahrhundert, und das Verzeichnis heidnischer und abergläubischer Gebräuche und Meinungen aus der Zeit Karls des Grossen. Wodansopfer und Wodansheiligtümer werden in ihm verboten, sowie Wochentage (den

Digitized by Google

Mittwoch) ihm zu Ehren vor den übrigen auszuzeichnen (Indiculus Nr. 8; 20). Eine Musterpredigt aus derselben Zeit verbietet Opfer, die dem Donar und Wodan über Felsen, an Quellen, an Bäumen dargebracht werden, und die heidnische Mittwochfeier. Den Nordfriesen heisst der Mittwoch noch heute Winjsday, Winsday = Wodanstag. In der Nacht auf den 22. Februar brachten sie dem Wêda auf einem heiligen Hügel (Wêdeshoog, Wendshoog) ein feierliches Opfer dar. Während die Flammen hell aufloderten und die Rauchwolken gen Himmel wirbelten, rief die versammelte Menge: Wedke teare (Wodan zehre!) und flehte Wodan um Schutz und Beistand für die Seefahrer an. Dieses Frühlingsfeuer wurde nach der Einführung des Christentums als ein Signal für Seefahrer betrachtet, heute ist es nur noch eine Abendbelustigung der Kinder auf Sylt, Föhr und Amrum. In Mitteldeutschland verehren ihn die Thüringer als den höchsten, zauber- und heilkundigen Gott, in Hessen und Thüringen findet sich ein Wodensberg. Selbst den suebischen Bauern in Spanien galt im 6. Jahrhundert der Mittwoch als Wodanstag für besonders heilig, an dem man nicht arbeiten dürfte (Mart. v. Bracara, S. 324). Es fällt daher nicht allzuschwer ins Gewicht, dass auf süddeutschem Boden ein Wuotanestac nicht belegt ist (S. 216). Denn die Nordendorfer Spange, der Eigenname Wuotan, der 17mal im 9. Jhd. vorkommt, die Glosse wôtan-tyrannus, das Zeugnis des Jonas von Bobbio und der Miracula Apollinaris (S. 328) beweisen, dass Wodan in Oberdeutschland keineswegs blosser Nacht- und Windgottt wie im Münchener Nachtsegen oder gar nur ein Dämon war. Paulus Diaconus wird mit Recht behaupten: Wodan wird von allen Stämmen Germaniens als Gott verehrt.

4. Donar.

Bereits in idg. Zeit ist der Gewittergott vom Himmelsgotte getrennt gewesen. Wie Indra neben Dyaus bei den Indern, Herakles neben Zeus bei den Griechen, steht Donar-Thor neben Tius-Tyr bei den Germanen. Der Gewittergott erscheint wie ein blondbärtiger oder rotbärtiger Riese von über-

Digitized by Google

mässiger Kraft, ein gewaltiger Esser und Trinker, ein heldenhafter Drachentöter; die Freude am derben Dreinschlagen ist ihm eigen, wenig kümmert er sich um Sitte und feine Lebensführung. Sein starker Arm bringt Macht und Sieg, öffnet die Schleusen des Himmels und lässt den warmen Regen niederrauschen; das Gedeihen der Herden und Felder, der Saat und Ernte hängt von seiner Huld ab, aber auch der Segen des Hauses und der Nachkommenschaft. Er ist heftig und doch gutmütig, furchtbar in seinem Grimme, freundlich und freigebig gegen seine Verehrer. Er ist mehr der Gott der Bauern als der Krieger, er steht weniger im Mittelpunkte des Stammeskultus als im kleinen Kultus des täglichen Lebens. Ein Gewitter verkündet nach dem Glauben der Germanen den Zorn der Himmlischen; wenn unheilbedeutender Hagel auf die Schilde schmettert, ziemt dem Menschen, den Kampf abzubrechen. Ein Gewitter hilft dem Kaiser Marc Aurel zu seinem grossen Siege über die Quaden; Hagel vereitelt im Jahre 537 die Mordpläne der Brüder Chlothars, sie und ihr Heer werfen sich unter den Schilden zu Boden und bitten Gott um Verzeihung, dass sie etwas gegen ihr Blut unternommen haben. Ein Gewitter verhindert 20 Jahre später die Schlacht zwischen den Söhnen Chlothars.

Der Name des Gewittergottes Donar, Thonar in Schwaben, Thuner bei den Sachsen, þunor bei den Angelsachsen, Thuner bei den Friesen, þórr (*þonraz) bei den Nordgermanen, ist mit dem Suffix ra von der idg. Wurzel stan, tan ‚donnern, dröhnen' gebildet (gr. *τόνος*, lat. tonare). Das älteste Zeugnis für Donar stammt aus dem Jahre 16: vor dem Kampfe mit Germanicus auf der Idisenwiese versammeln sich alle Weservölker in einem dem Hercules heiligen Haine (Ann. 2_{12}). Tacitus erwähnt ihn neben Tius und Wodan und hebt hervor, dass ihm Tieropfer fallen (Germ. 9). Die ältesten lateinisch schreibenden Schriftsteller geben ihn mit Hercules wieder, wegen seiner Stärke, des Donnerkeils und wegen seiner Kämpfe gegen alle Feinde der Menschen und ihres entwickelten Lebens. Die späteren Schriftsteller setzen dafür Juppiter ein. Vielleicht hat Donar bei einigen Völkerschaften in der That die

Digitized by Google

höchste Stelle eingenommen, aber dies kann nur bei Stämmen und zu einer Zeit geschehen sein, die sich friedlicher Kultur erfreuten. Bei den Friesen werden Herculessäulen erwähnt (Germ. 34), aber es ist auffallend, dass Tacitus keine Rücksicht auf den früher erwähnten Gott nimmt (Germ. 3. 9.). Donarssäulen sind schwerlich gemeint, auch befriedigt die Erklärung nicht, dass die Sage von den Herculessäulen durch Felsen, die aus dem Meere hervorragten, und durch scharfe Vorgebirge hervorgerufen sei: die röm. Seeleute hätten die Klippen der Nordsee mit den südlichen Säulen des Hercules in Parallele gesetzt. Eher könnte man an Grabdenkmäler fries. Seehelden denken, die wie das Beowulfs an den Klippen der Brandung errichtet seien (2802 ff.). Mit grösserer Wahrscheinlichkeit wird man in ihnen ein uraltes Weihgeschenk phönicischer Seefahrer in Gestalt zweier Pfeiler zu sehen haben.

Östlich der Weser, wo sich die zu Arminius stossenden Stämme in Donars Hain versammelten, ward Thonar auch ferner noch verehrt. Das sächsische Taufgelöbnis nennt Thuner als den ersten der drei grossen Heidenteufel , vor Wodan und Sahsnôt (S. 222). Auch bei den Hessen blühte im 8. Jhd. sein Kult; zwischen 725 und 731 fällte Bonifatius mit eigener Hand bei Geismar einen Baum von wunderbarer Grösse, der in der Sprache der Heiden Donars Eiche hiess. Eine grosse Menge von Heiden war zugegen, die den Feind ihrer Götter verfluchte und erwartete, dass der strafende Blitzstrahl des Gottes den Frevler zerschmetterte. Aber wie von des Christengottes allmächtigem Hauch angeblasen sank die Rieseneiche um, und an ihrer Stelle erhob sich ein Heiligtum des Petrus, der unter den christlichen Heiligen Donar am meisten zu entsprechen schien (V. Bonifatii). Also im heiligen Walde war die Eiche dem Donnergotte geweiht, und wie beim Nerthustempel der hlge. See lag, in dem die Göttin badete (Germ. 40), wie unter der goldenen Axt des Forseti ein Quell hervorsprudelte und ein Quell zu seinem Tempelgute gehörte (S. 301), so wird bei der Donareiche bei Fritzlar ein hlger. See gewesen sein; denn Geismar

Digitized by Google

(Sprudelquell; gîsan, mari) wird Opferquell bedeuten. Bonifatius erwähnt auch einen Priester des Donar (Ep. 25. 723). und muss für die Franken, Thüringer und Sachsen die Opfer des Donar und die Feier seines Festes nachdrücklich verbieten: „Alle Opfer und Beobachtungen der Vorzeichen von seiten der Heiden sind Entweihungen des Heiligen. Der Art sind Opfer für die Toten oder über den Gräbern, Amulette, Opfer auf Steinen, an Quellen und Bäumen für Donar, Wodan und die andern Götter der Heiden, denn sie sind sämtlich teuflische Mächte.“ In Hessen begegnet im 9. Jhd. ein Donaresbrunno, in Westfalen ein Donnersbrunnen, jetzt Petersbrunnen, Thoneresberg (869) in der Pfalz, Thuneresberg in Westfalen (1100) und Donnershaug; bei Oldenburg liegt ein Dorf Donnerschwe (Donars Heiligtum oder Weg); neben Thoneresfeld und Doneresreut finden sich in England þunresfeld und þunresléah. Nur wenige Personennamen sind mit Donar zusammengesetzt: Donarpercht, Donarpret, Donarad, Thunereulf, Albthonar.

Der hl. Eligius von Noyons († 659) hat seine Not mit dem zähen heidnischen Leben der getauften Franken und unternimmt auch Bekehrungsversuche bei den benachbarten Friesen; besonders eifert er bei den getauften Deutschen gegen die Heilighaltung des Donnerstages, namentlich im Mai, an dem das Volk nicht arbeiten wollte. Der Indiculus verbietet die Pflege der Heiligtümer des Wodan und Donar (Nr. 8 de sacris Mercurii vel Jovis; Nr. 20); ausser Bildern, Säulen und Altären wird an Haine und Wälder, Berge, Quellen und andere Kultusstätten und -Gegenstände zu denken sein, die diesen Göttern vornehmlich geweiht und durch allgemeinen, verstärkten Opferdienst ausgezeichnet waren. Zahlreich sind in den Bussbüchern des 7.—9. Jahrhunderts die Verbote, den Tag des Juppiter unthätig zu verbringen, den fünften Tag zu Ehren Juppiters nach der Heiden Weise auszuzeichnen. Selbst bei den spanischen Sueben ist es verboten, den Sonntag nicht zu feiern und dafür zu sagen, man feiere den Tag des Donar, des Wodan und der Frija (Martin von Bracara, Nr. 9). Der Donnerstag galt gewissermassen als der heidnische Sonntag.

Digitized by Google

der Ruhetag der alten Deutschen, und das spricht für die grosse Bedeutung des Gottes. Noch bis in unsere Zeit ist mancher Glaube am Donnerstage haften geblieben, der sich nur durch seine ehemalige Heilighaltung erklärt.

Die Alemannen am Zürichersee verehren ausser Wodan auch Donar; als die Bekehrer das Christentum bringen, geben die Heiden den ‚flammenden' Donar auf. In Schwaben war der Donarsberg bei Nordendorf ein besonders hochgehaltenes Heiligtum. Die Nordendorfer Spange trägt die Inschrift: Die Heirat ersiege, Wodan! weihe Thonar! Die alten Bewohner von Nordendorf müssen sich unter dem besonderen Schutze Donars gefühlt haben; denn in unmittelbarer Nähe liegt ein alter Donarsberg, von dem ein mittelalterliches Schloss Donrsperch seinen Namen erhielt, heute Donsbergerhof.

Wie die Sachsen in Deutschland, verehrten auch die nach Britannien gewanderten Angelsachsen den Thunar, auch bei ihnen wird Donar mit Juppiter wiedergegeben. Auffallend ist, dass Wulfila den Namen vermeidet, er übersetzt Donner (βροντή) mit þeihvô (Mc. 3_{17}. Joh. 12_{29}). Alle Germanen benannten nach Donar den fünften Tag der Woche; der ‚dies Jovis' heisst in Oberdeutschland Donarestac, in Norddeutschland Donresdach, bei den Friesen Thunresdey, bei den Ags. Thunoresdäg, engl. Thursday, im Norden þórsdagr, schwed. torsdag.

Donar fährt auf einem Wagen durch die Lüfte. In Ditmarschen umschreibt man das Gewitter mit den Worten: ‚der Alte fährt wieder einmal am Himmel da oben und schlägt mit der Axt an die Räder'. Die Ags. nannten das Gewitter Thunorrâd, d. h. Donnerfahrt oder Wagen. In Bayern fährt Gott und unsere liebe Frau beim Gewitter im Himmel spazieren; die Rosse schlagen mit ihren Hufen auf den Stein, dass die Funken sprühen. Nach ditmarsischer Sage fährt ein Riese auf einem Wagen, der mit Böcken bespannt ist, die sich verirren: ein Bild der hin- und herzuckenden Blitze. Auch in Tirol hat ein rotbärtiger, brüllender Riese einen goldenen Bockswagen.

In der Rechten schwingt der Gott einen steinernen Keil oder Hammer; beim grollenden Donner haut sich der Alte

Digitized by Google

mit der Axt ein Rad. Die Verwünschung ‚dass dich der Hammer schlag', darf freilich nicht herangezogen werden, denn der Hammer als eine Begleitung des Teufels beruht auf einer falschen Erklärung von Jeremja (50_{23}). Dass bei der römischen Interpretatio die Ähnlichkeit zwischen der Keule (clava) des Herkules und dem steinernen Hammer Donars mitgewirkt hat, lehrt eine Inschrift an einem Relief, das bei Obernburg am Main gefunden ist: *Herculi Malliatori*, dem hammerschleudernden Donar. Die Inschrift ist von einem oder von mehreren Soldaten geweiht, die zu Holz- oder Steinarbeiten abkommandiert waren. ‚Das walte der rothaarige Donner', fluchen die Nordfriesen noch heute.

Von altersher ist der Gott durch einen feuerroten Bart ausgezeichnet (S. 341, 345); rot ist die Farbe des Blitzes. Ein tubicen der untergerm. X. Legion widmete in der Zeit von Domitian bis Hadrian in den Brohler Steinbrüchen eine Inschrift *Herculi Barbato* dem langbärtigen Donar. Im Rollen des Donners, im Zucken des Blitzes tötet der Gott die Unholde, die das segnende Nass der Wolken zurückhalten wollen; dann schüttelt er grimmig den wallenden Bart und stösst in glühendem Kampfeseifer den Schlachtenruf aus. Darum nannten die Deutschen den Donnerruf ‚Donars Bartrede'. Daher ist er Schützer der Erde und auch Helfer der Krieger. Ihm, dem unbesiegten Gotte, wird ein Weihstein gesetzt (*Herculi invicto*), und Tacitus weiss, dass man ihn als den Ersten aller tapfern Männer besingt (Germ. 3). *Vihuz, der Kämpfer, ahd. Vigur war deshalb sein ehrender Beiname. Vermutlich einem Teilnehmer am Bataverkriege verdankt Tacitus seine Schilderung (Germ. 3): *„Dass auch Hercules bei ihnen gewesen sei, erwähnt man, und ihn besingen sie als den Ersten aller tapfern Männer, wenn sie in die Schlacht ziehen. Im Gegensatze zu den erwähnten Liedern auf Donar und doch als Kriegslieder zu ihnen gehörend, haben sie die allgemein bekannten Lieder (haec quoque carmina), durch deren Vortrag, bei ihnen barditus genannt, sie ihren Mut entflammen, wobei sie zugleich aus dem Schalle des Gesanges schon den Ausgang der bevorstehenden Schlacht*

Digitized by Google

ahnen: denn sie erregen oder hegen Furcht, je nachdem es in der Heeressäule schallt; und es scheint dies nicht sowohl Harmonie der Stimmen als der gemeinsame Schlag von Heldenherzen zu sein. Vorzüglich wird Rauheit des Tones erstrebt und stossweises Dröhnen, indem sie die Schilde vor den Mund halten, damit die Stimme durch den Widerhall desto voller an tiefer anschwelle." Mit hymnenartigen Liedern also, in denen vor allen Donar gefeiert wurde, zog man in die Schlacht: in ihnen verherrlichte man wohl den hilfreichen Donar und rief seinen Beistand auch für diese Stunde an, oder man pries in einem kurzen Liede mythischen Inhaltes irgend eine Heldenthat Donars und feuerte den Mut der Heeressäulen durch das ruhmwürdige Beispiel des Gottes an. Wie Donar beim Rollen des Donners brüllend in seinen Bart bläst, dass die Erde wankt, so ahmten nach Absingen des Donarliedes dann die Kämpfer die Donnerstimme des Gottes nach, indem sie die Schilde vor den Mund hielten und kräftig hineinschrieen.

Der Gesang, mit dem der Vormarsch anhob, ging also beim Sturmlauf in ein Schlachtgeschrei über, etwa unserm Hurra vergleichbar, und dieser kurze, aber mit voller Lungenkraft in die Wölbung der Schilde geschmetterte Ton mochte sich wohl wie das dumpfe Rollen des Donners anhören. Dem Hurraruf wohnt in der That, wie Tacitus berichtet und urteilt, eine fast zauberhafte Wirkung inne, der schmetternde Vollton siegbewusster Kühnheit reisst alles dahin und wirkt lähmend auf den Gegner, aber das schwache, der Angst entpresste, schwankende Gemurmel ist ein Zeichen der Verzagtheit und tötet alles frische Wagen. So kann man noch heute sagen, dass der Schall dem Kämpfer eine Weissagung für den Ausgang der Schlacht erscheint, und das donnernde Hurra benennt sich mit Recht nach dem Bartrufe des Gottes barditus (bard ‚Bart'). Diese Erklärung erscheint natürlicher als die Ableitung vom an. bard-Schild, Schildgesang; die Bestimmung, ‚indem sie die Schilde vor den Mund halten', ist bei Tacitus offenbar nebensächlich. Andere denken an afries. barja-rufen, jubeln, singen (es bedeutet aber ‚anklagen') oder

Digitized by Google

übersetzen barditus als Kampflied, Schlachtgesang; unmöglich ist die Deutung ahd. bar diet Tues d. h. den Eber (die keilförmige Aufstellung), Volk des Tius (gebildet)!

Als kraftvoller, starker Gott erscheint Donar auf römischen Inschriften, die Bataver oder stammverwandte Germanen geweiht haben; drei finden sich in Nordbrabant, eine am Hadrianswalle — ihr Stifter ist vielleicht ein Friese —, eine fünfte in Bonn, eine sechste unterhalb Deutz, eine siebente in Rom, gestiftet von batavischen Gardereitern. Die Inschrift nennt den *Hercules Magusanus*: das Beiwort ist ein germanisches Verbaladjectivum magusô, Dat. magusani, und gehört zur Wurzel magen = vermögen, kräftig sein. Der ‚starke' Hercules kann nur Donar sein.

Ein alter, noch nicht völlig aufgeklärter Spruch des 11. und 12. Jahrhunderts handelt von Donar, dessen alte, preisende Beinamen dutigo (der starkbrüstige, ahd. tutto Brust), dietewigo (der Faustkämpfer), dietmahtiger (der sehr kräftige) in der allitterierenden Eingangszeile erhalten sind: *Donar dutigo dietewigo* oder *dietmahtiger*) ist wahrscheinlich der Anfang eines alten Donarhymnus. In dem folgenden epischen Teile sind altheidnische und christliche Züge zusammengestellt:

Dô quam des tiufeles sun ûf Âdâmesburg gon unde scîteta einen stein ce wite. Dô quam der Âdâmes sun unde sluog des tiufeles sun zuo zeinero stûdon.

Der Teufelssohn ist Donar; er steht auf Adams Brücke und spaltet den Stein (d. h. die Brücke, die auf steinernen Pfählen ruht) nicht schwerer als ein Mann, der einen Baumstamm zu Brennholz scheitet. Christus aber, Adams Sohn, (vgl. Röm. 5_{14}) kommt dazu, schützt den Bau seiner Verehrer und treibt den Heidengott in den Wald zurück. Zu Grunde liegt ein wirklicher Vorfall aus der Zeit der Kämpfe zwischen Christentum und Heidentum. Die Christen legen über irgend einen Fluss eine steinerne Brücke. Die heidnischen Deutschen des jenseitigen Ufers fürchten, dass nach Vollendung der Brücke die neue Lehre und neue Kultur bei ihnen eindringe, dass ihre Wälder verwüstet und ihre Rechte und Einkünfte geschmälert werden, die an ihrer alten Fähre oder Furt hängen. Sie suchen daher den bereits angefangenen

Digitized by Google

Bau zu hintertreiben, ein Gewitter scheint ihren Anschlag zu unterstützen, indem der Blitz in die steinernen Pfähle oder Bogen einschlägt und sie zum Teil zerstört; d. h. in der mythischen Sprache: Donar will die Brücke durch seinen Blitz vernichten, aber der neue, mächtige Christengott erscheint und schlägt ihn in den Wald zurück, wohin er gehört. Bei dem Kampf um den Bau werden Donar und Christus von ihren Bekennern angerufen, sie greifen beide thätig ein und entscheiden ihn; der Ausgang hängt von der geringeren oder grösseren Kraft des alten oder des neuen Gottes ab. Auch in der Schlacht bei Noreja schleudern die Götter der Kimbern und Römer ihre Blitze in den Kampf der Männer.

Donar, der Schirmherr des Landes, ist als Schützer von Fähre und Furt gegen Feinde gedacht: ihm war der Frieden des Landes befohlen, während die Mannen auf Kriegsthaten umherschweiften. Brücken waren den alten Deutschen noch unbekannt, ein Ferge oder Furtmann vermittelte unter Donars Hülfe den Übergang. Die Brücke, die unsere Vorfahren zuerst von den Römern kennen lernten, und die ihnen später als ein Stück der vordringenden christlichen Kultur erschien, ward nunmehr als verbesserte Furt oder Fähre gleichfalls unter Donars Schutz gestellt, und so erscheint der Gott selbst als Stifter und Schutzgott von Brücken, die er als treuer Hüter zu verteidigen sucht.

Der Blitz spaltet die Wolken, und die himmlischen Wasser strömen zur Erde nieder; der Blitz fährt in den Erdboden, und der Quell springt hervor. Darum ward Donar der Quellenschöpfer; die Donnersbrunnen hat der Donnergott entstehen lassen (S. 344).

Der Hammerwurf als Entscheidung über eine Grenze ist bei den Deutschen allgemein bekannt. Erst nach und nach, mit dem Verschwinden des alten steinernen Streithammers ist dessen Wurf auch durch das Werfen mit anderen Gegenständen, wie Beil, Hufhammer, Pflugschar und Sichel ersetzt worden. Der Sinn des Vorgangs ist durchaus religiös: der Wurf hängt nicht vom Werfenden, sondern vom Willen des Gottes ab. Deshalb wurde die Handlung oft auf mancher-

Digitized by Google

lei Weise erschwert, um sie zufällig d. h. dem Willen der Gottheit zugänglicher zu gestalten. Der Ausfall des Wurfes hatte also die Bedeutung eines Loses. Wie der Hammerwurf aber bei der Anlage von Ortschaften praktisch angewendet wurde, ist nicht ganz klar. Ausser dem äussersten Punkte der Grenze zeigte der Fall des Hammers nur die Richtung an, nach der das zu erwerbende Grundstück sich ausdehnen sollte; die Grösse des Besitzstückes war dadurch nicht gegeben. Bei der Anlage von Ansiedelungen konnte jeder Berechtigte durch Hammerwurf nur bestimmen, nach welcher Richtung hin und bis zu welchem Punkte sein Teil liegen sollte. Der Ausdruck des Tacitus ‚sie verteilen die Äcker unter sich nach Ansehen und Würde' (Germ. 26) lässt vielleicht die Erklärung zu, dass ein Häuptling oder ein besonders angesehenes Familienhaupt zuerst nach seiner Wahl einen Teil übernehmen durfte. Aber die Mehrzahl der Gemeinfreien stand sich durchaus gleichberechtigt gegenüber. Die Entscheidung konnte also nur das Los ergeben. Zwar erwähnt Tacitus des Hammers weder in Kap. 10 (bei der Erforschung des Götterwillens), noch in Kap. 26 (bei der Ackerverteilung), aber vermutlich bestimmte die Lage des geworfenen Hammers die Auslosung. So erklären sich die ungleichmässigen Lagen und Abgrenzungen der ältesten Acker- und Feldeinteilungen.

Mit dem Hammer spaltet Donar das Erdreich und macht den Boden urbar. So wird er der Gott des Ackerbaues, der Beschützer der Heimat. Darum versammeln sich die Deutschen östlich der Weser in Donars heiligem Haine zum Schutze gegen röm. Angriffe (Ann. 2$_{12}$; S. 342); darum ziehen sie mit Liedern, die ihn preisen und an deren Schlusse sie des Donnerers Bartruf nachahmen, in die Schlacht. Darum wird bei Besitzergreifung eines neuen Landes der erworbene Boden ihm geweiht und die Grenze durch Hammerwurf bestimmt, das bezeugt der Ortsname Donnersmark. Der zuckende Blitz macht die Äcker fruchtbar, zugleich hat er sie von Anfang an geweiht, ihre Grenze mit Feuer umzogen. Bei den oberen Sachsen rief der umhergetragene Hammer die

Digitized by Google

Bevölkerung zum Gericht wie zum Kampfe; bei den Franken weihte der Hammer das Eigentumsrecht. Der Donnerstag ist neben dem Tage des Tius Thingsus (S. 282) Gerichtstag und wird noch im deutschen Kaiserrecht unter die Friedtage gesetzt.

Die Scheide zwischen Dorf- und Ackergemarkung war ein dem rotbärtigen Donnergotte geheiligter roter Faden; rot war auch die Farbe, die im Schmucke der Hochzeitsleute wie der geladenen Gäste überwog. Der Donnerstag war nicht nur Gerichtstag, sondern noch viel mehr Hochzeitstag, besonders bei den Friesen, in Holland, Ditmarschen und Pommern; im Lüneburgischen meidet man den Donnerstag. In Süddeutschland heisst es: Donnerstagsheirat, Glücksheirat! In Schwaben erfolgt die Einladung zur Hochzeit am Donnerstage der vorhergehenden Woche. In Holstein und Hessen reicht die Feier vom Donnerstage bis zum Sonntage; in der Mark gilt umgekehrt der Donnerstag für unglücklich. Am Niederrheine heisst es ‚man muss die Hühner gut füttern, wenn am Hochzeitstage gut Wetter werden soll'; Hähne und Hühner sind Donar geweiht, wegen der nahen Beziehung, in der sie zum Wetter stehen. Die geladenen Gäste spenden für die am Donnerstage stattfindende Hochzeit Hähne, früher in Wirklichkeit, in Mecklenburg heute einen aus Butter oder Thonerde geformten, mit Federn und Blumen gezierten Hahn. Zahlreicher Aberglaube, der an den Hochzeitstag knüpft, hängt mit dem Wetter zusammen. Wie das Wetter an ihm ist, so verläuft das eheliche Leben; ruhiges, stilles Wetter ist von guter Vorbedeutung. Während des Gewitters beim Brautzuge oder beim ersten Gewitter nach der Vermählung soll die junge Frau ein schweres Gewicht heben, das verleiht ihr Gesundheit und Kraft und erleichtert die Lasten des Ehelebens. Im bayerischen Walde gehört Bockfleisch auf den Hochzeitstisch. Das dem Donar heilige Tier wird von dem Dache eines Hauses herabgestürzt und von dem Metzger sofort abgestochen: es ist der Rest eines alten Tieropfers. In ältester Zeit wurde die Braut mit dem Blute des Bockes besprengt. Eine Erinnerung daran sind die das Blut vertretenden roten

Digitized by Google

Fäden um Stirn und Hals der Braut in den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Nach uralter Sitte wird das Paar von der Mutter des Mannes um den Herd geführt; die Braut setzt sich neben dem Herde auf einen Stuhl und bekommt Zange und Feuerbrand in die Hand, dann geht es zur Trauung (vgl. S. 227). Bei Dortmund ward während des Umführens um den Herd das Feuer entzündet; dabei sprach man vergessene Sprüche. Die Nordendorfer Spange beweist, dass Donar seit alter Zeit als Beschützer und Schirmer der Ehe galt (S. 335). Der Wind- und Sturmgott Wodan wird zur Ersiegung der Braut angerufen, denn er ist der Schnellste unter den Göttern, die göttliche Weihe erfolgt durch Donar (wigi Thonar!), vermutlich durch seinen Hammer, das Sinnbild des Rechtes wie der Fruchtbarkeit.

Treffend hat man den Donarestac den Sonntag der alten Deutschen genannt (S. 344); die Oberwalliser nennen ihn geradezu Frontag, Tag des Herrn. Seine Heilighaltung hat sich bis heute in manchen Gebräuchen erhalten. Bis ins 11. Jhd. wiederholen sich die Verbote der Donnerstagsfeier, und noch die Hexeninquisitoren des 18. Jhd. führen unter den Merkmalen, wodurch ein der Hexerei angeklagtes Weib zu überführen sei, das an, ‚wenn die Frau den Donnerstag vor andern Tagen feiert.' Besonders eifert die Kirche gegen die Feier des Donnerstages im Mai; an das Himmelfahrtsfest knüpfen sich noch heute Gebräuche und Meinungen, die in besonderen Zusammenhang mit dem Gewitter gesetzt werden. Wo zu Himmelfahrt gearbeitet wird, schlägt der Blitz ein. Man windet an ihm Kränze aus den kleinen Jmmortellen, den sog. Himmelfahrtsblümchen; sie sollen das Haus vor Gewitter schützen, deswegen lässt man sie bis zum nächsten Jahre hängen. Noch erfolgloser war das Eifern der Geistlichkeit gegen die Verehrung des Donnerstags überhaupt. Eine Aargauer Wetterregel sagt: am Donnerstage geht der Herrgott am meisten über Land; am Donnerstage sind die meisten Gewitter, sie machen das Gras wachsen. Alle Arbeit ist an ihm untersagt: kein Holz darf gehauen, kein Mist ausgeführt, abends nichts gesponnen werden; selbst die Vög-

Digitized by Google

ein tragen am Donnerstage nichts zu Nest. Andere wichtige Handlungen werden gerade an ihm vorgenommen. Der Landmann entwöhnt die Kälber, treibt die Stalltiere aus und besucht die Viehmärkte; unter dem Schutze des Flur- und Herdengottes steckte er an diesem Tage die ersten Hülsenfrüchte und säte das Korn ein; unter Donars Gedeihen wächst Fleisch und Korn: darum wird Donnerstags Schweinefleisch und statt des trockenen Brotes das Erbsengemüse aufgetischt. Der Berliner wie der Aargauer, der Niederdeutsche wie der Schwabe isst am Donnerstage Erbsen mit Speck. Wie alt die Sitte ist, am Donnerstage Fleisch zu essen, geht daraus hervor, dass Kaiser Otto III., der über so manche Missethat zu zittern hatte, und deshalb oft die ganze Woche fastete, am Donnerstage Fleisch zu sich nahm (Thietm. v. Merseburg 4_{30}).

Zur Abwehr von schlechter Witterung werden dem Wettergotte Hähne oder Eier als Opfer dargebracht.

Bei der Bestellung des Ackers sowie bei der Frühlings- und Maifeier opfert man ihm Eier oder Hähne, um von ihm gnädigen Schutz vor Hagelschauer und Wetterschlag zu erbitten, nach beendigter Aussaat ausserdem noch Böcke. Am Schlusse der Ernte galt es, besonders dem Wettergotte seine Dankbarkeit für den Ausfall der Ernte zu bezeugen. Mit Blumen, Bändern und Ähren geschmückt wird ein Hahn in feierlichem Zuge auf den Kornacker gebracht. Sobald die Schnitter mit dem Mähen der letzten Frucht fertig sind, sodass nur noch die für Wodan bestimmten Opferhalme dastehen (S. 322), wird der Vogel durch Hauptabschneiden getötet oder mit einem Dreschflegel erschlagen, mit einen Spiesse erstochen. Der Kopf ward der Gottheit geweiht, der Rumpf zubereitet und gemeinsam verzehrt; oder man hing den Hahn an geheiligter Statt in Haus oder Scheune auf, damit er dort als Talisman das Gehöft vor Unglück bewahre. Bei der nächsten Aussaat nahm man ihn herab und mengte seine Federn sowie die Körner der Opfergarbe unter das Saatgut, um so auch die Felder der Heilkraft des Opfers teilhaftig zu machen und ihre Ertragfähigkeit zu erhöhen. Nach dem Hahnopfer bei Ernteschluss ist in vielen Gegenden

Digitized by Google

das ganze Erntefest benannt: es heisst in Schwaben und im Lechrain der Schnitthahn, in der Schweiz Krählhahne, in Thüringen und Niedersachsen Erntehahn; noch heute darf hier unter den Gerichten der Erntemahlzeit der Hahn nicht fehlen. Die feierliche Opferhandlung des Hahntötens hat sich im Lauf der Zeit von den Erntegebräuchen losgelöst, unter dem Namen ‚Hahnschlagen, Hahngreifen' lebt sie noch heute bei Volksbelustigungen, ward von den Schützengilden geübt, nach ihren Verhältnissen und Bedürfnissen umgeformt und in das Vogelschiessen verwandelt (vgl. S. 179). Auch Bocksopfer am Schlusse der Ernte fehlten nicht, auch sie leben in Süd- und Mitteldeutschland als Volksbelustigung fort: ein mit Bändern geschmückter Hammel wird durch das Dorf geführt und dann ausgetanzt, ausgespielt, ausgekegelt oder ausgeschossen. Ehedem ward er zugleich mit der Darbringung der Opferhalme für Wodan durch Hauptabschneiden getötet, und sein Rumpf ward als Opfermahlzeit zugerichtet. Grosse Zauberkräfte schrieb man dem abgezogenen Felle des Bockes oder der Ziege zu, weil es nebst Haut und Knochen der Anteil der Gottheit war. Ein aus ihm verfertigter Mantel vermag dem Wetter zu gebieten. Fast über das ganze germanische Europa hin wird am Martinstage als Festgericht ein Gänsebraten verzehrt. Der Brustknochen der Gans ward und wird noch heute allgemein zu Wetterprophezeiungen gebraucht; wie sonst der Wetterhahn findet sich auch die Wettergans auf dem Kirchdache. Die Gans steht also in naher Beziehung zur Wettergottheit, sie wurde am Herbstdankfeste zu Ehren Donars geschlachtet, das Gänseopfer war den sonst dem Wettergotte eigentümlichen Hahn- und Bocksopfern gleichwertig. Dieselben Opfer wie bei der Frühlings-, Mai- und Erntefeier fielen Donar auch zu Mittwinter.

5. Balder.

Die Germanen verehrten die jugendlich schönen, streitbaren Söhne des Himmelsgottes Tius. Ihre Namen im Übergange des Göttermythus zur Heldensage bewahrt die aleman-

Digitized by Google

nische Sage von Baltram und Sintram (D. S. Nr. 219, S. 261). Baltram ist Balder unter heroischem Namen, während Sintram den Gefährten oder Nachfolger des Gottes bedeutet. Die Heldensage hat den Mythus von ihren Thaten und ihren ungleichen Schicksalen bewahrt, aber im Mythus selbst lebt später nur noch der eine der Dioskuren fort, Balder. Zwar sind die deutschen Zeugnisse über ihn spärlich, aber sie lassen Balder immerhin noch als lichtspendende, Heldenthaten verrichtende Gottheit erkennen.

Balder, altbayer. Paltar, langob. Paltari, ags. Bealdor, an. Baldr ist von der Wurzel bal mit betontem tṛ—Suffix gebildet und bezeichnet den leuchtenden, Licht verbreitenden (gr. φαλ-ός licht). Idg. bhaltos bedeutet sowohl hell schimmernd, glänzend, wie schnell, kühn; beide Bedeutungen sind vielleicht auch für Balder anzunehmen (der kühne Licht- oder Glanzspender); denn alle Lichtgottheiten sind zugleich tapfere Kämpfer gegen die Mächte der Finsternis. Die alten englischen Königsgenealogien nennen als Vodens Sohn Baldaeg oder Balder. Baldaeg = der helle Tag, Glanztag, ist ein Beiwort Balders und bestätigt das Wesen und den Namen des Gottes; vermutlich war auch *Dagaz (Tag) allein einer von Balders Namen. Auch aus dem westfränkischen Worte Baldrevert = der gleich Balder leuchtende ergiebt sich derselbe Name mit der gleichen Bedeutung.

Unsere Kenntnis vom Mythus des Gottes bei den hochdeutschen Stämmen beschränkt sich im wesentlichen auf den zweiten Merseburger Zauberspruch:

Phol und Wodan *ritten zu Walde.*
Da ward Balders Ross *sein Fuss verrenkt.*
Da besprach ihn Sinthgunt, *und Sunna, ihre Schwester,*
Da besprach ihn Frija, *und Volla, ihre Schwester,*
Da besprach ihn Wodan, *der es wohl verstand:*
so den Knochenbruch,
so die Trennung der blutenden Weichteile,
so die eigentliche Verrenkung:
Knochen zu Knochen, *Blut zu Blut,*
Glied zu Glied, *als ob sie geleimt seien!*

Dem Zauberspruche, der beim Stillen des Blutes und Verbinden der Wunde seine Wirkung ausüben soll, geht eine

Digitized by Google

kurze mythische Erzählung vorauf. Wie Wodans Spruch bei Balders Ross die Genesung erzielte, so soll es das (dreimalige) Hersagen des ganzen Liedes bei irdischen Pferden, die erkrankt sind; die Bemühung des Menschen wird unter göttlichen Schutz gestellt. Der erste Teil versetzt uns also auf mythischen Boden, der zweite enthält den eigentlichen Zauber, das Ganze dient zur praktischen Nutzanwendung.

Das Lied schildert einen Ritt der himmlischen Götter. Zwei Reiter, von vier Göttinnen begleitet, fahren zu Walde: Wodan und Balder, Sinthgunt und Sunna, Volla und Frija. Unterwegs erleidet Balders Fohlen einen Unfall. Die Göttinnen versuchen, dem Übel abzuhelfen; wie die germ. Frauen die Wunden des Kriegers verbinden, sind ihre himmlischen Gegenbilder heilkundig gedacht. Aber ihre Kunst ist hier umsonst; erst Wodan gelingt es.

Vier Hauptpunkte treten hervor: der Ritt Phols und Wodans nach dem Walde, die Verletzung von Balders Pferde, die vergebliche Besprechung des Schadens durch vier Göttinnen, endlich das helfende Eingreifen Wodans.

Die Vorstellung, dass die Lichtgötter ihren Weg reitend zurücklegen, ist uralt; auch Tius und seinen Söhnen wird ein Ross beigegeben (S. 259, 283). ‚Grüss dich Gott, du heiliger Sonntag, ich sich dich dort herkommen reiten', beginnt ein alter Segen, und ein anderer aus Schwaben: ‚Sei mir willkommen, Sonnenschein, wo reitst du hergeritten?' Wenn das Fohlen, das Balder besitzt, nicht einfach das Streitross bedeutet, so weist es auf eine jugendliche Lichtgottheit hin, eine Erscheinung des frühen Morgens. Das Straucheln des Pferdes hat also guten Sinn. Wenn der junge Lichtgott das Ende seines Weges erreicht, wird sein Ross lahm. Umgekehrt ist das Ross im Märchen, das die Sonne am Anfang ihrer Laufbahn reitet, schwarz, später grau, am Morgen dagegen weiss und glänzend.

Balder ist also nach dem Merseburger Spruche ein Lichtgott, mag man an das Zwielicht, das erste Aufleuchten des Tages oder an den Taggott selbst denken. Dann kann die Fahrt nach dem Walde, die Beinverrenkung des Pferdes und

Digitized by Google

dessen Heilung nur den täglichen Ritt des Lichtgottes zur Unterwelt, seinen Fall und seinen neuen Aufgang bedeuten. Es genügt nicht, die Götterfahrt als epische Beschreibung eines Jagdausfluges aufzufassen, sondern der Wald, der das gemeinsame Ziel ist, wird auch mythischen Sinn haben. Wie die Begräbnisplätze vom Walde begrenzt waren, dachte man sich das mythische Totenreich von Wäldern umgeben. Im mhd. bedeutet ‚in den Wald wünschen' soviel wie ‚von den Lebenden wegwünschen'. Aber nicht ins Innere des Waldes lenken die Lichtgötter ihre Rosse, sondern, wie es scheint, nur an seine Grenze.

Ursprünglich wird der Lichtgott Balder seinen Weg allein zurückgelegt haben, nachdem sein mythischer Zwillingsbruder in Vergessenheit geraten war; er verfiel der Unterwelt und kehrte nach längerem unterirdischen Aufenthalte unverletzt wieder. Sein himmlischer Vater Tius wird auf schnellem Ross herbeigeeilt sein und ihn wieder befreit haben. Für Tius ist Wodan, der ehemalige Nacht- und Windgott eingetreten; die Heilung wird zu einer That Wodans umgedichtet, der sich zum Hauptgott aufgeschwungen hat. Die auffallende Reihenfolge, dass Wodan an zweiter Stelle genannt wird, sowie das starke Hervorheben ‚der es wohl verstand' zeigen, dass er seinen Platz erst später in diesem Liede erhalten hat.

Fulla, die Üppige, ist eine Hypostase der Frîja, die Spenderin der Fruchtbarkeit; hier ist sie als Schwester aufgefasst. Sie war in der Urzeit die Gemahlin des Himmelsgottes Tius, bis der nächtige Stürmer Wodan ihn stürzte und sein Reich und seine Gattin an sich riss. Frîja-Volla muss also in dem Spruche als Wodans Gemahlin aufgefasst werden; mithin muss Sunna-Sinhtgunt in einem besonderen Verhältnisse zu Balder stehen. Sunna bedeutet die Sonne, die Sonnengöttin, eigentlich ist sie dieselbe wie Frîja; Sinthgunt, ihre Hypostase, ist gleichfalls als Schwester aufgefasst, zwischen Sunna und Sinthgunt muss ein Zusammenhang bestehen. Es ist unmöglich, zwischen den reitenden Tagesgottheiten sich eine Nacht- oder Mondgöttin vorzustellen, die Kampfjungfrau, die Nacht für Nacht wandelt (Sinnachtgunt), oder die streit-

Digitized by Google

bare Walküre, die vor der Thüre der Totenhalle ihren Posten hat. Sindgund ist die wandelnde, eilende Göttin, die Gefährtin der eilenden Sonnengöttin, wie Sintram, Baltrams Bruder, der Gefährte oder Nachfolger des Gottes ist; oder sie ist die Göttin, die ihren Weg erkämpfen muss, die zum Kampfe ausgeht; sie ist als Walküre gedacht, mit leuchtender Brünne bekleidet, darum heisst sie auch Brünhild. Aus den Eigenschaften der Frîja und Sunna sind also selbständige Göttinnen entstanden. Ist aber Sinthgunt-Sunna ursprünglich ein Wesen, wie Volla-Frîja, und gehört letztere als Gemahlin zu Wodan, so muss unbedingt ein mythisches Verhältnis zwischen Sinthgunt und Balder obwalten. Wie der Himmelsherr und die Himmelskönigin ein Paar bilden, so muss der junge Tag oder das Zwielicht und die Sonnengöttin zusammen gehören. Darauf deutet auch der sachliche Zusammenhang. Der Ritt der Götter erfolgt offenbar in einer gewissen Reihenfolge. Es kann nicht Zufall sein, dass Sinthgunt, die doch an Macht hinter Frîja zurücktritt, zuerst Balders Fohlen zu Hilfe eilt und an erster Stelle unter den vier Göttinnen genannt wird. Sie muss an Balders Seite reiten, wenn sie zuerst den Unfall wahrnimmt. Ihr folgt ihre Schwester Sunna, dann das Schwesternpaar Volla und Frîja und endlich Wodan. Dem Gattenverhältnis Wodan-Frija entsprechend muss Sinthgunt als Balders Gemahlin gedacht sein. Die Morgenröte oder die Sonnengöttin als Gattin des Zwielichtes ist eine dem Dioskurenmythus eigentümliche Auffassung. Als Reiter, streitbarer Glanzspender und Gemahl der Sonnengöttin offenbart Balder deutlich seine dioskurische Herkunft.

Ist aber Sinthgunt ein Beiname der Sunna, Volla ein solcher der Frija, so liegt es nahe, auch in Phol einen Beinamen des Gottes Balder zu sehen. Dass er nicht ein neuer Gott sein kann, zeigt der Zusammenhang. Er wird bei der Besprechung nicht weiter erwähnt, während doch Wodan, der schon in der ersten Zeile genannt war, noch einmal mit Namen auftritt. Das Beiwort ist lediglich aus metrischen Gründen für Balder selbst eingesetzt: Phol gab zu fuhren den fehlenden Stabreim.

Digitized by Google

Phol, germ. *pulaz (skr. bala Kraft, gr. *βέλ-τερος, βελ-τίων*, altbulgar. boliji der grössere) ist der Starke, Kräftige. Die mit Phol zusammengesetzten Namen zeigen, dass Phol und Balder sich durchaus entsprechen; ob als Brüder oder als Namen eines Gottes, mag dahin gestellt bleiben, der Merseburger Zauberspruch fasst sie jedenfalls als eine Gottheit auf. In Thüringen, unfern der Saale, finden wir Pholesbrunno, jetzt Pfuhlsborn; in der Rheinpfalz Baldebrunno (Baldersbrunno). Von Pfuhlsborn geht die Sage, dass dort ein dem Götzen Pful geweihter Tempel gestanden habe, der an der noch jetzt vorhandenen Quelle seinen Sitz hatte. Einem Baldenhain (Baldershain) entspricht vielleicht, einem Balderes lêg (Hain) bestimmt ags. Polesléah, jetzt Polsley: es gab also heilige Haine, die Balder-Pol geweiht waren. Ein Baltheresberghe wird 744 erwähnt; ein Polesworth liegt in Warwickshire. In einer zwischen 744—788 verfassten Urkunde wird ein bayer. Ort Pholesouwa erwähnt, jetzt Dorf Pfalsau bei Passau; ein Pfalsau liegt auch an der Melk (Niederösterreich); um 1138 wird ein Ort Pholespiunt genannt (piunt = eingehegter Garten oder Acker, Feldstück), jetzt Pfalzpoint an der Altmühl; in Pholeschirîchûn heisst es in den Urkunden von St. Gallen 855. In überrheinisch-pfälzischen Weistümern begegnet Pfultag— der 2. Mai— und Pholmânôt (Mai oder September). Die ahd. Pholinga, ags. *Polingas sind Verehrer des Phol oder Leute, die ihren Ursprung auf Phol zurückführten.

Die mit Balder-Pol und Brunnen zusammengesetzten Namen gestatten den Schluss, dass heilige, wunderthätige Quellen und Brunnen auf Balder zurückgeführt werden; wie das Pferd seines Vaters Tius wird auch Balders Ross sie aus dem Boden gestampft haben.

Neben dem Pferde scheint der Hirsch Balder heilig gewesen zu sein (S. 262). Der goldene oder auch der weisse Hirsch, dem der Gott des nächtlichen Dunkels nachstellt (S. 313), kehrt in Märchen und Sagen wieder; er wird ursprünglich einen göttlichen Reiter getragen haben, und Schicksale, die eigentlich den lichten Gott betreffen, werden von seinem

Digitized by Google

Tiere erzählt: seine Verwundung, seine Flucht in einen Berg (das Totenreich) und seine Wunderkraft (Quellenerweckung) (z. B. K. H. M. Nr. 11; D. S. Nr. 350. 528. 532). Nach dem Märchen ‚Brüderchen und Schwesterchen' wird das Hirschlein (der Lichtgenius) auf des Königs Befehl den ganzen Tag bis in die Nacht gejagt, allabendlich kehrt es aber von seiner Jagdlust ins Häuschen zur Schwester (Geliebten) zurück.

Nach nordischer Überlieferung findet Balder den Tod durch Loki, der den blinden Hodr auffordert, nach dem Bruder zu schiessen. In der Geschichte von Haeđcyn und Herebeald, die im Beowulf überliefert ist (2428—2471), glaubt man denselben Mythus wieder zu finden; aus den Kompositionsbestandteilen Haed (ahd. Hadu, an. Hǫđr, Krieg) und — beald (ags. Bealdor) in den beiden Namen und dem unglücklichen Pfeilschusse glaubt man es folgern zu dürfen: König Hrêđel hatte drei Söhne, Haeđcyn, Herebeald und Hygelâc. Dem ältesten ward durch den Bruder das Mordbett bereitet, da Haeđcyn beim Bogenschiessen durch einen unglücklichen Zufall, das Ziel verfehlend, mit dem blutigen Pfeile den Herebeald hinstreckte. Aber der greise Vater vermochte nicht das Leid zu bestrafen an dem eigenen Sohne, dem Lebensmüden, obwohl er ihn nicht mehr lieben konnte. In diesem furchtbaren Konflikte der Blutrache und der Liebe siechte er dahin. Die Harfe in der Burg verstummte; kein froher Sang tönte mehr durch die weiten Säle, öde war Haus und Hof. Einsam trauerte der König in seinem Schlafgemach, er mied Wohnstatt und Wiesen. So schied er, das Herz beschwert von Kummer, endlich aus dem Leben. Nach ihm übernahm Haeđcyn die Herrschaft. Er fiel im Kampfe und überliess das Reich seinem dritten Bruder Hygelâc.

Die Göttinnen.

Uralt ist die Anschauung, dass der sich über den Menschen wölbende Himmel und die alles erzeugende Erde gleichsam ein Vater und eine Mutter der Welt seien, deren Nachkommen die lebenden Geschöpfe sind, Menschen, Tiere und Pflanzen.

Digitized by Google

Im Frühjahre feiert das göttliche Paar seine Vermählung. Aber der Schoss, der alles Leben als grosse Mutter gebiert, nimmt auch alles Leben als grosses Grab wieder in sich zurück. Darum ist die Erdgöttin auch Totengöttin. Nachdem der Himmelsgott der Herrscher des lichten Tages geworden war, konnte auch die Erdgöttin nicht mehr seine Gemahlin bleiben; als Sonnen- und Wolkengöttin schwang sie sich zu seiner himmlischen Gattin empor. Wie sich vom germ. Himmelsgotte Tivaz die verschiedenen Erscheinungsformen loslösten, so tritt auch die deutsche Hauptgöttin Frîja, d. h. die Geliebte oder Gattin des grössten Gottes, unter vielen Namen auf.

Die Erdgöttin.

1. Die Mutter Erde.

Ein alter ags. Spruch, den die Engländer noch vom Festlande mit hinübergenommen haben, lautet:

Heil sei dir, Erde, Menschenmutter,
Werde du fruchtbar in Gottes Umarmung,
Fülle mit Frucht dich, den Menschen zum Nutzen!

Mit dem Gott, in dessen Umarmung die Erde empfängt und die Frucht hervorbringt, kann nur Tius gemeint sein. Der Segen soll gesprochen werden, wenn man den Pflug in Bewegung setzt und die erste Furche zieht. Diese Nachricht wird durch einen zweiten, gleichfalls ags. Spruch vervollständigt:

Ostwärts stehe ich, Hilfe erflehe ich,
Ich bete zu dem hehren Herrn, ich bete zu dem grossen Herrn,
Ich bete zu dem heiligen Wart des Himmelreiches;
Zur Erde bet' ich und zum Himmel darüber
Und zu der wahrhaftigen, heiligen Maria
Und zu des Himmels Macht und seinem Hochbau,
Dass ich vermöge durch des Herrn Gnade
Mit den Zähnen aufzureissen diesen Zauber durch mutigen Gedanken,
Zu wecken das Wachstum zum Nutzen der Menschheit:

d. h. ich bete, dass ich vermag, . . . durch meine Worte den über der Flur ruhenden Zauber zu vernichten.

Digitized by Google

Der erste Segen wurde bei der Beackerung und Aussaat gesprochen, der zweite dient zur Herstellung der Fruchtbarkeit solcher Äcker, denen ein Zauber angethan ist. Er ist von einem Mönche des 8. oder 9. Jhd. aufgezeichnet, der neben die uralte, heidnische Anrufung von Himmel und Erde ein Gebet an die hlge. Jungfrau Maria setzte. Auch die zum Gebet gehörenden Opfergebräuche sind erhalten. Man soll gen Morgen vor Sonnenaufgang (vielleicht in der Nacht, die dem Vermählungsfeste des Tius und der Erdgöttin voraufgeht) vier Rasenstücke aus den vier Winkeln des Ackers schneiden, da man stehet; dann soll man Hefe, von allen Viehes Milch, etwas von allen im Lande wachsenden Bäumen ausser den Hartbäumen (Eiche und Buche, die keine Besegnung nötig haben) und etwas von allen namhaften Kräutern ausser der Klette (Unkraut) auf die Rasenstücke legen, mit heiligem Wasser besprengen und dabei sprechen: Wachse, vermehre dich und erfülle die Erde! Dann soll das ganze Opfer, das die Tiere und Früchte umfasst, die dem Landmanne nützlich sind, zur Kirche getragen werden, sodass das Grüne gegen den Altar gewendet ist; vier Messen werden darüber gelesen und die Rasenstücke noch vor Sonnenuntergang wieder auf den Acker gebracht. Dann schneide man vier Stäbchen vom ‚Lebensbaume', ritze darauf die Namen der vier Evangelisten und das Zeichen des Kreuzes und lege unter jedes Rasenstück ein Stäbchen: Es ist offenbar ein heidnischer Runenzauber, durch christliche Namen und Zeichen ersetzt. Dann wende man sich gegen Osten, wo gerade die Sonne aufgeht, und spreche den erwähnten Segen.

In demselben Zusammenhange ist noch ein dritter Segen an die Erdgöttin bewahrt, der unmittelbar zu dem ersten gehört und sich ebenfalls auf die Beackerung und Aussaat bezieht:

Erce, Erce, Erce, Mutter der Erde.
Es gönne der allwaltende, ewige Herrscher,
Dass die Äcker wachsen und gedeihen,
Voll werden und sich kräftigen.
Er gönne ein Heer von Schäften (Getreidehalmen) und des Kornes Wachstum
Und der breiten Gerste Wachstum

Digitized by Google

Und des weissen Weizens Wachstum
Und aller Erde Wachstum.

Es gönne dir der ewige Herrscher, dass die Äcker gefriedet seien gegen aller Feinde Schädigung und geborgen gegen alles Böse.

Das Wort Erce, womit der Spruch beginnt, ist eine Weiterbildung von ero Erde, wie z. B. Funke von got. fôn Feuer. Da auch Attilas Gemahlin Erka heisst, mhd. Herche, war der Name auch den Goten bekannt, ist also sehr alt. Wenn auch dunkel ist, warum Erce Mutter der Erde genannt wird (die Göttin als Mutter des Erdreiches?), und ob die im Volksglauben fortlebende Herke, Arke zu ihr gehört, die als fahrende Mutter bezeichnet wird, so lässt sich doch mit Sicherheit sagen, dass in dem ganzen Brauche die vergötterte Erde mit Gebet und Opfer verehrt wird. In dem zuerst angeführten Segen wird die Erde selbst als Menschenmutter angerufen.

Dieser Ackersegen wird angewendet, nachdem folgende Gebräuche erledigt sind: Unbekannter, von Bettlern gekaufter Same wird genommen — denn gefundene, gebettelte oder gestohlene Dinge gelten für besonders heilsam —, das Ackergerät herbeigeholt, in einer Höhlung des Pfluges Weihrauch, Fenchel, geweihte Seife und geweihtes Salz verborgen, und auf den Pflug selbst der Same gelegt. Nachdem dann die erste Furche gezogen und gesprochen ist, ‚Heil sei der Erde, der Menschenmutter', wird der Mutter Erde ein Opfer gebracht. Man nehme Mehl von jeder Art, bilde daraus mit den Händen einen breiten Laib, knete ihn mit Milch und mit heiligem Wasser und lege ihn unter die erste Furche.

Ein Brotopfer vor Beginn des Pflügens war über ganz Deutschland verbreitet. Man vergrub nicht alles von dem heiligen Brotlaibe, etwas davon wurde den bei der Feldarbeit beschäftigten Männern und Frauen gegeben, damit sie auf diese Weise der wunderbaren Heilkräfte des Opfers teilhaftig würden. Auch machte man aus der Art und Weise, wie das Pflugrad den Opferlaib durchbrach, Weissagungen auf einen glücklichen oder unglücklichen Erfolg der Ernte.

Digitized by Google

Gegen Ende Februar, wenn die winterliche Macht dem neuen Frühling weicht, ward ein grosses Opferfest gefeiert; man wollte dadurch Gedeihen für die Wintersaat und überhaupt Fruchtbarkeit für das Jahr erlangen. Es galt, die über Himmel, Erde und Wetter waltenden Gottheiten gnädig zu stimmen. Blutige Opfer fielen der Erdgöttin bei der Frühlingsfeier, vor allem Schweine; sie galten als Symbole der Fruchtbarkeit und standen wegen ihrer erdaufwühlenden Natur in nächster Beziehung zur unterweltlichen Erdgottheit. Aus der Erde streckt der Flachs seine bläulichen Blüten hervor und, wie man sich die höchste Göttin als Spinnerin dachte, so werden zu Ehren der über das Gedeihen des Flachses waltenden Göttin feierliche Tänze aufgeführt und Speiseopfer dargebracht. Als Brunnen- und Quellgöttin gewährt die Erde die zum Gedeihen der Pflanzenwelt nötige Feuchtigkeit. Auch bei der Frühlingsfeier verehrte man sie an den Brunnen und Wassern und warf Opfer hinein, an die sich unmittelbar Prophezeiungen anschlossen: nach dem Stande des Wassers schloss man schon in ältester Zeit auf den Ertrag der Ernte.

Bei dem Einheimsen von Roggen, Weizen und Hafer tritt der Kultus der Erdgöttin naturgemäss hinter den des Himmels- und Wettergottes zurück. Aber die Opfer beim Flachsbau gelten ihr fast ausschliesslich. Unter Hersagen einer Segensformel ward die erste Handvoll von dem zur Aussaat bestimmten Leinsamen dargebracht. Sobald das Feld bestellt war, besteckte man es mit grünen Zweigen von Weiden und Hollunder, führte feierliche Tänze auf und rief die Göttin an, den Flachs hoch und üppig gedeihen zu lassen. Nach vollendeter Ernte liess man einen Flachsbüschel stehen, schürzte die einzelnen Stengel oben in einen Knoten zusammen, band ein Brod hinein, schmückte das Ganze mit Blumen aus und sprang schliesslich darüber hinweg, um Anteil an der Heilkraft des Opfers zu bekommen. Der Opferflachs ward entweder bis zum nächsten Jahre als Heiligtum aufbewahrt, oder man warf ihn in ein fliessendes Wasser. Während des Flachsbrechens im November führte man der Göttin zu Ehren dramatische Aufführungen und Tänze auf.

Digitized by Google

Man glaubte, dass sie jetzt überall umherzöge und nach dem Rechten sähe. Daher brach man zu einer bestimmten Stunde die Arbeit ab und sprach unter Beobachtung feierlicher Gebräuche auf einer Anhöhe ein Gebet. Das Festmahl fand erst in der Nacht statt, und als beständiges Gericht erschien der Hirsebrei. Auf einer besonderen Schüssel prangte als Glanzstück des Festes ein Flachsbüschel; ihm wurden allerlei glückbringende Kräfte zugeschrieben. Endlich brachte man um die Zwölften auch beim Spinnen des ersten Flachses von der neuen Ernte der Göttin ein Opfer. Das erste gesponnene Garn warf man für sie ins Feuer und legte einen Flachsbüschel mit frischem Gebäck am Brunnen für sie nieder.

Wie bei den Bittfesten im Frühjahre fielen auch bei dem Dankfeste im Herbst und zur Zeit der Wintersonnenwende ihr zu Ehren blutige Opfer; in die Quellen und Brunnen warf man Opfergaben.

2. Nerthus.

Das älteste geschichtliche Zeugnis für die Verehrung der Erdgöttin bei den Ingväonen bietet Tacitus (Germ. 40): *„Weiterhin von den Langobarden wohnen die Reudigner und Avionen, die Anglier und Variner, die Eudosen, Suardonen und Nuitonen, die alle durch Flüsse und Wälder geschützt sind. Bemerkenswert bei den einzelnen Völkern ist nur, dass sie vereint die Nerthus, das ist die Mutter Erde, verehren. Sie glauben, dass die Göttin eingreife in das Leben der Menschen und bei den Völkern einziehe. Es ist auf einer Insel im Ocean ein heiliger Hain, den niemand betreten darf, und in ihm ein geweihter Wagen, mit einer (weissen) Decke verhüllt. Nur einem einzigen Priester ist gestattet, ihn zu berühren. Dieser weiss, wann sich die Göttin im Allerheiligsten aufhält, und er begleitet sie, wenn sie auf ihrem von Rindern gezogenen Wagen umfährt, in frommer Haltung, unter Beobachtung heiliger Gebräuche und mit ehrfurchtsvollem Gebete. Frohe Tage giebt es dann und festlich geschmückte Orte, wohin die Göttin gastlich ihre Schritte lenkt.*

Digitized by Google

Die Waffen ruhen, des Krieges Stürme schweigen, alles Eisen ist verschlossen; Friede und Ruhe sind dann allein bekannt, dann allein geliebt, bis derselbe Priester die des Verkehrs unter den Sterblichen satte Göttin ihrem Heiligtume zurückgiebt. Dann wird der Wagen nebst den Tüchern und, wenn man glauben will, die Gottheit selbst im einsamen See gebadet. Sklaven versehen dabei den Dienst, die sogleich derselbe See verschlingt. Daher der geheimnisvolle Schauer und die heilige Unwissenheit, was das sei, das nur dem Tode Geweihte schauen." (D. S. Nr. 364).

Tacitus schildert den Kultus der seeanwohnenden Stämme; aus dem Mythus von Skeaf wissen wir, dass die Angelsachsen einen ganz ähnlichen oder denselben Kultus in ihre neue Heimat verpflanzt haben (S. 278). Tivas Ingvaz und Nerthus, der Himmelsgott und die mütterliche Erde, sind das göttliche Paar bei den Ingväonen. Wo die Gemahlin verehrt wurde, muss auch der himmlische Gatte verehrt sein; das Fest wird schwerlich der Göttin allein gehört haben.

Tacitus verdankt seinen Bericht, der allerdings das Fest des Gottes unerwähnt lässt, offenbar einem Römer, der selbst in diesen Gegenden die ihm merkwürdige Procession erlebte und mit ähnlichen Schaustellungen in der kaiserlichen Hauptstadt verglich. Die Schlussfolgerungen sind vom Schriftsteller selbst gezogen, er hat erst nach den Motiven der Handlung geforscht und sie sich nach seiner Geistesrichtung zurechtgelegt. Also nur das Thatsächliche des Berichtes ist der Wirklichkeit entnommen, alles übrige ist freie Reflexion. Aber auch so bleibt bei der Gedrängtheit des Stiles manche Ungewissheit und Unklarheit zurück.

Schon der Schauplatz des Festes ist nur im allgemeinen angegeben. Der Wohnsitz der sieben ingv. Völkerschaften, die sich zur gemeinsamen Verehrung der Nerthus zusammenfanden, liegt nördlich vom Stammlande der Langobarden, dem Bardengau. Wo aber im einzelnen die Stämme gewohnt haben, und wo der aus dem Meere aufragende Hain zu suchen ist, bleibt ungewiss. Der Name der Reudigner ist vermutlich wie der der Semnonen (S. 293), Nahanarvalen

Digitized by Google

(S. 263) und Asdingi (S. 260) ein hieratischer Kultname und bedeutet die ‚Ehrwürdigen' (got. gariups, gariudi, garindjô); sie sind die Nordnachbarn der Langobarden. Die Wohnsitze der Anglii und Varini (Participialbildung zu ‚war' = achten auf, sorgen für) sucht man im östlichen Schleswig und südlichen Jütland. Die Eudoses, *Eudusjôz sind die leiblichen, echten Sprösslinge (vgl. lat. uter) und wohnen in Jütland; auch die Namen der Variner, an die Warnitz und Warnans auf der Halbinsel erinnern, können hieratische Kultnamen sein. Die Suardones sind nach dem Schwerte benannt (S. 287) und wohnen in Lauenburg oder Mecklenburg; die Nuitones sind die ‚Zerreiber' (ahd. nûan) oder die Nutiones, *Nutjonez (got. nuts = nütze), die ‚Wohlthätigen', sie wohnen nördlich von den Suardonen oder auch in Jütland. Da das Festland bereits von den sechs anderen Stämmen eingenommen ist, bleiben für die Aviones nur die Inseln übrig; auch ihr Name bedeutet die ‚Inselbewohner', germ. *Awjones, got. *Aujans.

Höchst wahrscheinlich war der Nerthustempel auf Seeland gelegen, nicht auf Rügen, Fehmarn, Bornholm, Alsen (Als-ö Insel des Heiligtums), noch auf einer der friesischen Inseln der Nordsee. Es ist erklärlich, dass sich ein Teil der Ingväonen die erntespendende Erdmutter auf Seeland heimisch dachte, dem fruchtbarsten Lande, das sie von Hause aus besassen. Noch im 10. Jahrhundert wird berichtet, dass in Hleiðr (Lejre, Lederun) auf Seeland jedes neunte Jahr um die Zeit der Sommersonnenwende grosse Opferfeste gefeiert wurden, die erst Heinrich der Vogler 934 abschaffte (Thietmar von Merseburg 1_9). Und da der Ort auf einer Insel (Seeland) gelegen ist, sogar in der Nähe der See nicht fehlt (der Videsö, der weisse See bei Ledreburg), so wird hier das Stammesheiligtum zu suchen sein. Selbst der Name Hleiðr (vgl. got. hleipra Hütte, Zelt) scheint aus vordänischer Zeit zu stammen und die ingv. Bezeichnung für das Gebäude zu enthalten, in dem Wagen und Bild der Göttin bewahrt wurden.

Der römische Reisende, der Tacitus von diesem Feste Kunde gab, vernahm als den heimischen Namen der Göttin Nerthus, den er mit ‚terra mater' verdolmetschte. Nerthus

Digitized by Google

wird als die Kräftige, Hilfreiche erklärt (kelt. nerth Kraft, Macht), oder als die Gottheit, die guten Willen erzeugt, Wohlthaten erweist (*nertu guter Wille), aber diese Erklärung wird dem Wesen der Göttin nicht gerecht; auch hängt ihr Name nicht mit der Wurzel ner = tauchen zusammen, Nerþu-z, die aus dem Meere emporsteigende, denn dieser Zug ist nebensächlich. Als Gattin des Tius ist sie die Herrin der Erde, der Unterwelt; daher mag sie die ‚Unterirdische' sein (*νέρτεροι* Götter der Unterwelt, *νέρτατος* der Unterste). Da aber die höchste Göttin sonst schlechthin Frija und Haeva heisst, d. i. die Geliebte, die Gattin des obersten Gottes, so ist auch die Erklärung ‚Männin' nicht völlig abzuweisen (idg. *ner Mann, skr. nara Mann, Mensch, gr. *ἀνήρ*; mit Suffix-þ). Nerthus ist grammatisch Mask. und Femin. zugleich, mythologisch eine doppelgeschlechtige Gottheit (S. 223), ein Geschwisterpaar, das zugleich ein Ehepaar war. Der männliche Nerthus ist allein im Norden als Niǫrðr erhalten, seine Schwester und Gemahlin allein bei den Ingväonen. Die Bezeichnung ‚Mann und Frau' für den Himmelsgott und die Erdgöttin hat Anspruch auf höchstes Alter.

Auf dem Festlande war der schöne Mythus von Skeaf und Beowulf entstanden, der die Segnungen schildert, die der seeanwohnende Germane dem Ackerbau, der Garbe, dem Getreide und der höheren Kultur verdankt (S. 253). Aus unbekannter Ferne war ihm der Himmelsgott genaht, der darum Jngvio der Ankömmling hiess, und hatte sie gelehrt, den Verheerungen der Sturmfluten und den fiebererzeugenden Ausdünstungen der Sümpfe zu trotzen. Im Winter zog der Jahres- und Kulturgott wieder in fernes Land, aus dem er im Frühling heimkehrte (S. 246). Solange die holde Gegenwart des Gottes währte, glaubte man ihn anwesend und beging festlich seine Vermählung mit der Erdgöttin im Lenz. Auch die Göttin war dann den Menschenkindern sichtbar, in feierlichem Umzuge ward sie von der dankbaren Bevölkerung eingeholt. Sie wachte jedes Jahr von ihrem totenähnlichen Schlummer auf, sobald die ersten Lerchen schwirrten; beseligend war ihre Nähe, und Blumen und Früchte waren ihr

Digitized by Google

Gastgeschenk an ihre Verehrer. Aber wenn die Blüte bleicht, wenn eisig Schnee und Reif sich auf die Fluren legen, dann zog sie sich wieder in die Unterwelt zurück. Darum ward, wie Tacitus berichtet, nach beendigter Umfahrt der Wagen der Nerthus, die Tücher und die Gottheit selbst im einsamen See gebadet. Denn nunmehr verschwand sie in ihrem unterirdischen Reiche, dessen Eingang der See bildet. Aber wenn der Priester (harugari) in dem sonst von keinem Menschen betretenen Haine am Belauben des Waldes, am Erblühen der ersten Waldblume, vielleicht des Zeidelbastes (S. 283) oder am Erscheinen des ersten Käfers das Nahen des Frühlings, die Heimkehr des Gottes, wahrnahm, dann besuchte auch die Göttin in segnendem Umzuge ihr Volk. Die feierliche Umfahrt der Nerthus bedeutet also das Erwachen der Natur im Frühjahre; das Einholen des Maigrafen und der Maigräfin des Maikönigs und der Maikönigin ist durch dieselbe Anschauung hervorgerufen. Obwohl Tacitus nichts von dem göttlichen Gemahl erwähnt, so ist doch wahrscheinlich, dass das Fest zu Ehren der Vermählung des göttlichen Paares stattfand. Oder der Priester galt als der Vertreter des Gottes, denn Tacitus sagt ausdrücklich, dass nur einem einzigen Priester erlaubt war, den Wagen zu berühren, und die göttliche Ehe war schon vollzogen, wenn das erste Grün sich zeigte. Milde Witterung und Hoffnung auf gute Ernte brachte die Göttin; sie gestattete wieder die Schiffahrt und spendete stilles Wetter für die Fischerei. Aber mit der guten Zeit, wo Fruchtbarkeit herrschte, Handel und Schiffahrt blühte, ersehnte der Germane auch zum Schutze seiner blühenden Gefilde Frieden und Waffenruhe. Wenn auch im allgemeinen die religiöse Ehrfurcht eine Unterbrechung der verwüstenden Fehden wünschenswert erscheinen lassen musste, die Jngväonen waren unfraglich schon zu einer ruhigeren Lebensweise gedrungen als die beiden andern Stämme. Ein Volk, das die Segnungen der Kultur so tief empfand, wird auch seine höchsten Götter zu Schützern des Friedens gemacht haben. Was die Istväonen ersehnten, indem sie ihren Gott Siegfried nannten, hatte bei den Jngväonen schon feste Gestalt gewonnen. Nicht mehr

Digitized by Google

Kampf und Streit galt als die Krone des Daseins, sondern Friede und Fruchtbarkeit. Darum ruhten auch zur Zeit des Umzuges Wehr und Waffen verschlossen in der Halle.

Als der höchsten Göttin brachte man ihr auch das kostbarste Opfer dar, das die grausame Vorzeit kannte, Menschen. Nichts anderes kann der Ausdruck meinen ‚der See selbst reisst die dienenden Knechte in sich'. Schwierigkeiten macht nur, dass ein einziger Priester sie geopfert haben soll. Nur in entfernter Weise darf man an die Sklaven denken, die den Busentofluss nächtlich abgruben und nachher getötet wurden, damit der Ort geheim bliebe, wo der grosse Tote ruhte (D. S. Nr. 372). Vielleicht ist auch ihre Tötung als ein Opfer anzusehen (S. 50). Wie die Semnonen ihren Festkult begannen, indem von Staatswegen ein Mensch geopfert wurde (Germ. 39; S. 271), so brachten die ingv. Stämme die ertränkten Sklaven der Nerthus als Opfer dar, wenn sie in das Jnnere der Erde zurückkehrte.

Der Ausgangspunkt der Procession war ein Wald, der in stiller Abgelegenheit durch den Besuch der Menge nicht entweiht war. Dort stand der Tempel der Göttin und in ihm ein geheimnisvoller und darum mit Tüchern verhüllter Wagen. Beim Erwachen des Frühlings gab der Priester den Befehl, Rinder vor den Wagen zu schirren, und das Bild der Göttin ward auf den Wagen gehoben, der mit einem Tuche oder mehreren Decken bedeckt war. Während zu Ehren des Tius kriegerische Rosse aufgezogen und zu gottesdienstlichen Zwecken an den Wagen gespannt wurden (Germ. 10; S. 296), stehen die Kühe, das uralte idg. Symbol der Fruchtbarkeit, mit dem weiblichen Geschlecht der tragbaren Mutter Erde in Zusammenhang. Die Umfahrt auf dem Wagen reicht vermutlich in die älteste Zeit zurück, wo die Germanen noch als flüchtige Nomaden kein festes Haus, also kein bestimmtes Tempelgebäude kannten; der zweirädrige, von Rindern gezogene Karren, der auf niedrigen, massiven Holzrädern ruhte, war ihnen Wohnsitz und Tempel zugleich. Auf dem Wagen stand das (hölzerne) Bild der Göttin; es war verhüllt, um das Heiligtum bald der anbetenden Menge zu zeigen, bald

Digitized by Google

profanen Blicken zu entziehen. Die Annahme eines Tempels und eines aufrechtstehenden oder sitzenden Bildes ist unumgänglich nötig, trotzdem dass Tacitus sagt, die Germanen hielten es nicht der Grösse der Himmlischen für gemäss, die Götter innerhalb der Wände zu bannen oder dem menschlichen Antlitz ähnlich zu bilden (Germ. 9.). Aber er widerspricht sich selbst, wenn er sagt, dass nur dem Tode Geweihte (natürlich mit Ausnahme des Priesters) das göttliche Wesen sehen. Wie soll man sich sonst das Bad der Göttin nach vollzogenem Umzuge und ihre Zurückstellung in den Tempel denken? Diese ingv. Feier wird durch eine gotische bezeugt. Wulfila war vielen Gefahren unter den heidnischen Goten ausgesetzt, denn die Christen wurden von dem Gotenkönig Athanarich verfolgt († 382). Athanarich befahl, die Bildsäule des got. Gottes auf einem Wagen vor den Wohnungen aller des Christentums Verdächtigen herumzuführen; weigerten sie sich, niederzufallen und zu opfern, so sollte ihnen das Haus über dem Haupte angezündet werden (Sozomenos, hist. eccl. 6_{37}). Gemeint ist ein bedeckter, persischer Reisewagen mit Vorhängen, die man auf- und zuziehen konnte. Endlich ist beachtenswert, dass der Name des Ortes, wo der Nerthustempel stand, Hleiðr, durch das got. hleiþra = Zeltwagen seine Erklärung findet. Die Tücher waren vermutlich von weisser Farbe; zahlreiche abergläubische Gebräuche bekunden, dass die Leichen unter einem weissen Laken begraben wurden.

Wenn sich der Zug in Bewegung setzte, übte der Priester angesichts der herbeiströmenden, festlich gestimmten Menge feierliche Ceremonien aus und sprach heilige Gebete. Aber auch das Volk bethätigte seine Teilnahme an der Umfahrt. Wie bei den Goten das Götterbild von Haus zu Haus zog und Opfergaben in Empfang nahm, wie in Rom einzig und allein bei der Prozession der ‚Grossen Mutter' (mater magna) eine Kollekte der religiösen Körperschaft erlaubt war, so wird während des Umzuges von den einzelnen Häusern und Höfen eine Steuer eingesammelt sein, das geld, ahd. këlt, die hlg. Mahlzeit. Wie der Priester feierliche Gebete sprach,

Digitized by Google

so stimmte auch das Volk während der Fahrt des Götterwagens Lieder zu Ehren der wiederkehrenden Göttin an, unter deren Klängen Reigen getanzt und Aufzüge dargestellt werden. Dabei mögen wohl feierliche Hymnen gesungen sein, die, wenn auch nicht wörtlich, so doch inhaltlich dem ags. Liede entsprachen:

Heil dir Erde, Menschenmutter,
Werde du fruchtbar in Gottes Umarmung,
Fülle mit Frucht dich, den Menschen zum Nutzen!

Nach Beendigung der Festzeit wurde der Nerthuswagen mit dem Bilde der Göttin und den Decken ins Wasser gezogen. Ein uralter Rest aus längst vergangener Zeit mag in diesem Brauche fortleben, ein Regenzauber, durch den man hinreichenden Regen auf die frisch bestellte Saat herabzulocken wähnte. Der erste Pflug und die erste Egge wurden mit Wasser begossen oder in einen Bach und See gestürzt, beim Pflugumziehen wurde der Wagen mit den vorgespannten Mägden ins Wasser getrieben. Der eigentliche Festakt endete mit dem Opfern der Diener, indem man (der Priester?) sie in die Tiefe des Sees stürzte; aber dieses Menschenopfer sollte nicht die erhoffte Wirkung des Regenzaubers verstärken, sondern es wurde der höchsten Göttin dargebracht, die in ihr unterirdisches Reich zurückkehrte.

So mischen sich selbst im alten Nerthuskulte Vorstellungen und Gebräuche einer noch viel älteren, roheren und einer fortgeschritteneren Zeit. Wie die Frühlingsfeste sich geschichtlich weiter entwickelt haben, lehrt ein Zeugnis des 13 Jhd., das die niederländische Sitte schildert, eine Pfingstkönigin zu wählen (Ägidius). ‚Zur Zeit des Bischofs Albero von Lüttich († 1155) wählten Priester und Kleriker am Oster- und Pfingstfeste gemeinsam mit dem Volke aus den Weibern der Priester eine aus, schmückten sie mit Krone und Purpur, setzten sie auf einen Thron, verhüllten sie mit Gewändern und ernannten sie zu ihrer Königin. Dann stimmten sie den ganzen Tag hindurch unter Begleitung von Musikinstrumenten Lieder von ihr an und erwiesen, wie wirkliche Götzenanbeter, ihr wie einem Götzenbilde Verehrung.‘ Also noch im 12. Jhd.

Digitized by Google

verehrte man die auf einem Wagen herumziehende und durch Gardinen oder Schleier verdeckte Pfingstkönigin wie ein Götterbild und feierte sie mit Chorgesängen und Reigen.

Wie kam Tacitus oder vielmehr sein Gewährsmann dazu, die ingv. Hauptgöttin durch die römische ‚terra mater' zu verdolmetschen? Die Übereinstimmung zwischen dem Frühlingsfeste der Nerthus und der Cybele ist in der That auffallend. Am 22. März feierte man in Rom das Fest der phrygischen magna mater, der mater deûm. Im Pinienhaine der Cybele wurde ein schöner Baum ausgewählt, sein Stamm mit wollenen Binden umwickelt, die Äste mit Krummstab, Tympana, Flöten, Klapperblechen behängt und mit den ersten Blumen des Frühlings, mit frischen Veilchen geschmückt, und die Figur eines Jünglings, des entmannten und in eine Fichte verwandelten Attis, dazwischen gebunden. Der abgehauene Stamm wurde feierlich ins Allerheiligste der grossen Mutter gebracht. Vom 22. bis 24. März herrschte Fasten, Trauer und Klage, am 25. aber folgte Freude und Jubel, denn Attis war wieder zu neuem Leben erwacht. Am 27. fand ein feierlicher Umzug statt — der dazwischen liegende Tag war Ruhetag — und das Bild der Göttermutter wurde auf einem von Rindern gezogenen Wagen, umdrängt von der jubelnden und Lieder anstimmenden Menge, durch die Stadt nach der Mündung des Flusses Almo in die Tiber gefahren und dort dicht vor der Porta Capena mit dem Wagen gebadet. Bei der Rückkehr des Zuges in die Stadt wurden der Wagen und die Zugtiere mit Blumen bestreut, ein Priester und eine Priesterin phrygischer Abkunft hielten unter Flötenspiel und Paukenschlag und Absingen heiliger Lieder zu Ehren der göttlichen Mutter von einem Stadtviertel zum andern Umgang und sammelten Haus bei Haus Gaben ein. Es war die einzige in Rom erlaubte Kollekte.

Die Umfahrt der grossen Mutter auf dem von Rindern gezogenen Wagen und ihr Bad samt dem Wagen ist in beiden Feiern die Hauptsache; ein römischer Zuschauer des deutschen Festes musste mit Notwendigkeit dazu kommen, an den Kultus der mater zu denken und durch Erinnerung an das röm.

Digitized by Google

Fest das deutsche zu veranschaulichen. Hier wie dort umringt den Umzug die festlich gestimmte, dicht gedrängte Menge (Wer zählt die Völker, kennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?), hier wie dort begrüsst die Göttin auf ihrem Wagen feierlicher Gesang, frische Blumen werden gestreut, das Fahrzeug geschmückt und endlich findet in Rom wie auf Seeland die Einsammlung der Steuer von Haus zu Haus während der Procession statt. Die interpretatio romana geht also allein von dem äussern Hergange des Kultus aus. Das ist festzuhalten, um zu einem Verständnisse der Göttin Nehalennia zu kommen.

3. Nehalennia.

Von einer Göttin Nehalennia weiss man erst wieder seit dem 5. Januar 1647. Heftige Ost- und Nordostwinde tobten an der batavischen Insel Walcheren (an der Scheldemündung) und legten bloss, was Jahrhunderte lang unter dem Dünensande verborgen gewesen war. Bei Eintritt der Ebbe erblickten die Bewohner von Doomburg, einem Städtchen an der Nordwestküste, 45 Trümmer von Säulen, Altären und Statuen mit Inschriften und Darstellungen. Aus ihnen ging hervor, dass man die Reste eines Tempels der Nehalennia vor sich hatte. Von diesen Denksteinen sind 22 noch heute erhalten, die übrigen bei einem Brande verloren gegangen. Im Herbst 1870 wurde abermals bei Doomburg aus dem Flugsande des Strandes ein Altar der Nehalennia ans Tageslicht getrieben.

Zwar war schon im Jahre 1600 im alten Ubierlande, in Deutz, ein derselben Göttin geweihter Altar gefunden, aber nicht bekannt geworden; 1776 oder 1777 fand man in Deutz eine neue Inschrift.

Auf 18 Altären ist Nehalennia bildlich dargestellt, 4mal stehend, 4mal sitzend. Sämtliche Bilder zeigen die Göttin in einen weiten, mit einem grossen Kragen versehenen Mantel gehüllt, der durch eine Agraffe zusammen gehalten wird. Auf einigen trägt sie eine Kappe oder Flügelhaube, wie sie

Digitized by Google

noch im 13. und 14. Jhd. in ganz Deutschland üblich war und in den Niederlanden noch heute vorkommt. Auf 11 Altären sitzt, bald zur Rechten, bald zur Linken der Göttin ein Hund mit horchend zu ihr erhobenem Kopfe.

Fig. 9.

Auf 3 Altaren erscheint neben ihr ein Schiffsvorderteil, auf einem hält sie ausserdem ein Ruder in der Rechten: einmal ruht der linke Fuss der stehenden Göttin auf dem Steven, das andere Mal beide Füsse, auf dem 3. Stein stützt sie sitzend den linken Fuss auf den Kiel. Auf einem Doomburger Altare löst ein seefahrender Kaufmann der Göttin Nehalennia ein Gelübde für glückliche Errettung seiner Waren. Auf 10 Altaren, wo die Göttin sitzend dargestellt ist, trägt sie einen Korb oder eine Schale mit Äpfeln und andern Früchten. Auf 5 Steinen ist sie mit Füllhörnern abgebildet, die sich

Digitized by Google

nebst Bäumen und Reben auch öfters an den Seitenwänden finden. Auf einem Altar ist ein Jagdknecht abgebildet, an einem Stabe schreitend und auf dem Rücken einen erbeuteten Hasen tragend.

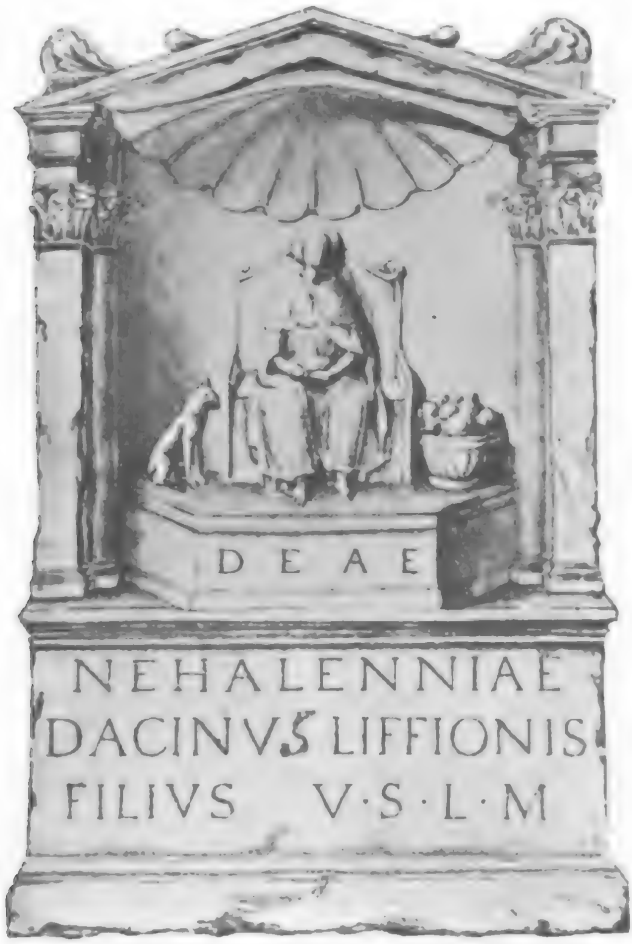
Die Verehrung der Göttin ist also für den Rhein und die Nordseeküste bezeugt. Dass die Inschriften von Deutschen herrühren, bezeugen die deutsche Kleidung der Nehalennia, der verhüllende Mantel, der deutsch gekleidete Jagdknecht, der einen Hasen am Stocke trägt, und das Vorkommen deutscher Namen auf den Altären: Ambacthius (ahd. ambaht Amt, Dienst, ambiht Diener), Hugdio (batav. Hugipeo, oder Koseform zu Hugdulfus, got. gahugds Verstand, ahd. hugu Gemüt), Dacinus (zu ahd. decchen, ags. gedeccean, oder Weiterbildung der Koseform eines mit Dag- skr. dah ‚brennen' gebildeten Vollnamens), Liffio (beharrlich, got. bileiban). Der röm. Soldatendienst, bei dem die lateinische Sprache gebraucht wurde, erforderte, dass die Germanen sich neben ihrem heimischen Namen auch einen römischen beilegten; aber an der Verehrung ihrer Götter wurden sie nicht gehindert.

Wie auf Seeland das Nerthusheiligtum der sieben ingv. Stämme gelegen war, so wird auf der Insel Walcheren ein Tempel der Nehalennia gestanden haben. Vielleicht ist dieses das Heiligtum, das der hl. Willibrord im Jahre 694 besuchte (V. Willibrordi, 14). Als der ehrwürdige Mann nach seiner Gewohnheit unterwegs war, um zu predigen, kam er an ein Dorf namens Walichrum, wo ein Götzenbild als Rest des alten Irrwahns geblieben war. Dieses zertrümmerte der Mann Gottes in seinem Eifer vor den Augen des Hüters dieses Götzen. Der aber schlug rasend vor Zorn, um die seiner Gottheit zugefügte Beleidigung zu rächen, in der Leidenschaft seines thörichten Sinnes mit dem Schwerte nach dem Haupte des Priesters Christi. Aber Gott verteidigte seinen Knecht, sodass er durch den Hieb nicht verletzt wurde. Als aber seine Gefährten das sahen, eilten sie herbei, um die frevelhafte Vermessenheit des gottlosen Menschen durch seinen Tod zu rächen. Aber der Mann Gottes befreite frommen Sinnes den Schuldigen aus ihren Händen und entliess ihn frei.

Digitized by Google

Auf Walcheren befand sich also noch im 7. Jhd. ein Tempel der Nehalennia mit einem Götterbilde; der Hüter des ‚Götzen' war der Gauvorsteher, der das Heiligtum und die Kultgegenstände vor frevelhafter Entweihung zu schützen hatte. Diesen

Fig. 10.



Versuch, den seiner Obhut anvertrauten Tempel gegen die christlichen Eindringlinge zu verteidigen, musste er fast mit dem Leben büssen; das Heiligtum selbst ward dem Boden gleich gemacht, kein Stein sollte mehr auf dem andern bleiben, die Überreste wurden ins Meer gestürzt. Aber etwa tausend Jahre später spülten dieselben Wogen die Denkmäler deutschen Glaubens wieder ans Land und gaben der Nachwelt die heiligen Schätze der Vorfahren zurück.

Digitized by Google

Der verhüllende Mantel der Nehalennia scheint auf eine Göttin der Unterwelt zu deuten. Auch der Hund, der fast beständig als ihr Begleiter erscheint, ist ein Symbol der Todesgottheit. Durch das Schiff, das Ruder und eine Inschrift wird sie als Beschirmerin der Schiffahrt und des Seehandels vor den Gefahren des Meeres bezeichnet, durch die Schale mit den Äpfeln als Göttin der Ehe und des Kindersegens, durch die Füllhörner und Früchte als Spenderin der Fruchtbarkeit gleich Nerthus. Im Gefolge der Frau Harke befinden sich ebenfalls Hasen. Nehalennia ist also eine Gottheit, die über das Reich des Todes herrscht, der gesamten Natur Fruchtbarkeit verleiht und den Menschen und seine Habe vor den Unbilden des Meeres schützt. Sie ist wie die kolchische Göttin in Grillparzers Gastfreund „Menschenerhalterin, Menschentöterin, die des Halmes Frucht und des Weidwerks herzerfreuende Spende giebt, das Feld segnet und den beutereichen Wald".

Nehalennia wird als die Unterweltsgöttin, die Erdgöttin erklärt (idg. neqos, zd. naçu, gr. νεκυς, germ. *nehal- und Suffix—innjo, Nehalinnjô) die ‚Töterin' oder die ‚Totenbergerin' (—halenî, Wurzel verhehlen); oder als die ‚Gewährende', Reichtum Spendende. Wegen ihres Abzeichens, des Schiffes, bringt man *Nealeni mit nêwa-lo (navalis; mhd. nâwe, naewe = Nachen) zusammen: die Göttin, die es mit den Schiffen zu thun habe. Aber der Name lautet überall Nehalennia, nicht Nealennia.

Schiff und Pflug, Wagen und Schlitten sind Symbole der germ. Frühlings- und Sommergöttin; bei ihren Festen wurden sie in feierlichen Aufzügen herumgeführt. Die wichtigsten Sagen der Frîja-Holda-Perchta erzählen von ihrer segensreichen Umfahrt auf einem der vier Fahrzeuge. Namentlich am Rhein und in Schwaben bedient sich Frîja bei ihrer Fahrt eines Schiffes und bringt im Frühjahre Fruchtbarkeit.

Etwa um 1133 wurde am Niederrhein ein lange Zeit vergessener Brauch wieder aufgefrischt; gegen den Willen der Geistlichkeit gestattete die Obrigkeit ein seltsames Fest und erzwang sogar die unmittelbare Beteiligung der Bevölkerung.

Digitized by Google

Im Frühjahr, als die Tage noch ganz kurz waren, zimmerte ein Bauer aus Inden im Jülischen (Cornelimünster) mit Hülfe seiner Gesellen im Walde selbst ein Schiff, das er unten mit Rädern versah. Vor dieses ‚Landschiff' wurden Weber gespannt und gezwungen, es an Stricken nach Aachen und Maastricht zu ziehen, wo Mast und Segel hinzukamen, und von da nach Tungern und Looz und weiter im Lande umher; von da sollte es über Löwen und Antwerpen auf die Schelde gebracht werden, vor deren Mündung die Insel Walcheren liegt. In Aachen ward das Schiff unter grossem Zulaufe von Männern und Frauen feierlich eingeholt. Den Städten, die der Umzug berührte, wurde das Eintreffen der Procession voraus gesagt, und wie dem trojanischen Pferde, heisst es in Rudolfs Chronik von St. Trond, wurden dem Schiffe die Thore geöffnet. Allabendlich bildete es den Mittelpunkt eines Reigentanzes, an dem beide Geschlechter, Frauen mit aufgelösten Haaren und losem Gewande, sogar Matronen trotz der halbwinterlichen Frühjahrszeit in bereits sommerlicher Kleidung teilnahmen; wenn der Reigen sich löste, ertönte Musik, Gesang, wie unsinniges Gejuchze und Jubelgeschrei. Es galt für schimpflich und unglücklich, das Schiff nicht weiter zu befördern; wo man hinkam, lösten die Weber des Ortes die Ziehenden ab; kamen sie zu spät, verfielen sie der Strafe. Auch sonst spielten die Weber bei dem Volksfeste eine besondere Rolle. Tag und Nacht mussten sie in vollem Waffenschmuck Ehrenwache bei dem Schiffe halten. Nur sie durften es berühren; wer es sonst anfasste, musste ein Pfand von seinem Halse geben oder sich durch beliebige Gabe lösen.

Der Geistlichkeit war dieser Umzug zuwider, und sie suchte ihn auf alle Weise als ein sündhaftes, heidnisches Werk zu hintertreiben. Sie nannte das Schiff ein Abzeichen böser Geister, ein Teufelsspiel; sie nahm an, dass es unter unheilvollen Wahrzeichen und in heidnischer Gesinnung aufgeschlagen sei, dass in ihm böse Geister herumzögen, ja, dass es ein Schiff des Neptun oder Mars, des Bacchus oder der Venus heissen könne, man solle es verbrennen oder sonst

Digitized by Google

wegschaffen. Allein die weltliche Obrigkeit hatte die Feier gestattet und schützte sie. Selbst als der Graf von Löwen, dem Geschrei der Pfaffen nachgebend, die Thore verschloss und die Fortsetzung des Umzuges mit Feuer und Schwert bedrohte, nahmen sich der Klostervogt von St. Trond und die Grafen von Duras der Volksfeier an. Ihre Truppen stürzten sich auf die Gegner und gaben deren Häuser und Kirchen den Flammen und dem Verderben preis.

Blosser Gesang und Tanz konnte den Geistlichen unmöglich solchen Ärger bereiten, selbst nicht, dass dabei Lieder gesungen wurden, die ihr anstössig erscheinen mussten. Sie sah in dem Umzuge offenbar einen Überrest aus heidnischer Zeit, der, Jahrhunderte lang eingeschränkt, nicht völlig hatte ausgerottet werden können. Auf den äussern Hergang der alten Feier kam die Lust des Volkes von Zeit zu Zeit wieder zurück und fand darum Verständnis und Unterstützung bei der Obrigkeit. Der Name der Gottheit war längst vergessen, nur die gelehrten Mönche witterten etwas von altem Heidentum. Es war offenbar eine altgermanische Frühlingsfeier, die in allen Hauptstücken an das Nerthusfest erinnert. Auch hier ist der Ausgangspunkt der Procession ein Wald; denn es ist sicher uralte Erinnerung, wenn das Schiff nicht auf der bequemen Werft in der Stadt, sondern im Walde gebaut wird. Auch hier wird der Grund derselbe sein: im Haine konnte man am frühesten die ersten Pflanzentriebe wahrnehmen. Wie der Umzug der Nerthus zuletzt am einsamen See endet, so soll das Schiff am Niederrhein an der Küste der Nordsee halten und von da nach der Insel Walcheren geführt werden; beidemal ist das Heiligtum auf einer Insel gelegen. Beide Umzüge sind von Gesang und Tanz begleitet. In dem Pfande, durch das man sich lösen musste, steckt offenbar ein altes Opfer, das man ehedem der Göttin dargebracht hatte, dessen Bedeutung sich aber im Laufe der Jahre verloren hatte. Wie die Weber jetzt dieses Opfer erhielten, so empfingen es einst die Priester. Bedeutsam erscheinen die Worte des Chronisten, es sei eigentlich wunderbar, dass man die Weber nicht gezwungen habe, vor dem Schiffe zu

Digitized by Google

opfern; vielleicht wirkt noch eine dunkle Erinnerung nach, dass dergleichen früher wirklich geschah. Wenn es heisst, dass nur sie das Schiff anfassen durften, so stimmt das genau zu den Worten des Tacitus: den Wagen der Nerthus zu berühren ist nur einem einzigen Priester gestattet. Auch in dem niederländischen Gebrauche lebte die Vorstellung fort, dass das ‚Landschiff' die Wohnung der Gottheit sei; es entspricht dem mit einem Tuche bedeckten Wagen der Nerthus. Beidemal erstreckt sich der im Frühling unternommene Umzug über einen grösseren Landstrich, berührt Dörfer und Städte und wird überall mit Jubel begrüsst; man ist versucht, auch am Niederrheine für die alte Zeit wie an der Ostseeküste eine Art Amphiktyonie anzunehmen. Da die Procession in derselben Gegend stattfindet, wo nachweislich die Nehalennia verehrt wurde, liegt der Schluss nahe, dass es sich um eine Frühlingsfeier der Nehalennia handelt; auch der Endpunkt der Fahrt soll die Insel Walcheren sein, wo im Altertume der Tempel der Nehalennia stand.

Wie im Mittelalter silberne Pflüge in die Kirchen geliefert, sogar als Abgabe gefordert wurden, so pflegt man noch heute in holsteinischen Dörfern, wo viele Schiffer wohnen, in den Kirchen kleine Schiffe aufzuhängen, die zur Zeit des Frühlings, wenn die Schiffahrt beginnt und der Acker bestellt wird, mit Blumen und Bändern geschmückt werden. In Oldenburg setzt man zuweilen während der Pfingstnacht kleine Schiffe auf einen Wagen, mit dem man am folgenden Morgen durch die Strassen fährt. Pflug und Schiff entsprechen einander. Am Rhein und im Frankenland sammelten die jungen Gesellen alle Tanzjungfrauen und setzten sie auf einen Pflug (1534. Seb. Franks Weltbuch, 51). Im Kopenhagener Nationalmuseum gehören zu den merkwürdigsten Funden dieser unvergleichlichen Sammlung ungefähr hundert aus dünnem Goldbleche gefertigte und in einander gesetzte Schiffe, die nur Opfergaben oder Votivsachen sein können.

Solche Abzeichen, wie ein leichtes Schiff geformt (signa in modum liburnae figurata) erwähnt auch Tacitus bei der suebischen Göttin, die er Isis nennt (Germ. 9). Die schwäbische

Digitized by Google

Überlieferung hat festgehalten, dass sich ihre Hauptgöttin Frija bei ihrer Umfahrt im Frühjahr eines Wagens oder eines Schiffes bedient. Ein Ulmer Ratsprotokoll von 1530 verbietet am Nikolausabend den Umzug des mit Masken in Fastnachtstracht besetzten Schiffes: es soll sich niemand mehr weder bei Tage noch bei Nacht vermummen, verkleiden, noch Fastnachtskleider anziehen, auch soll sich jeder des Herumfahrens des Pfluges und mit den Schiffen enthalten. Das Verbot des Ulmer Rates setzt also die Umfahrt des Schiffes und das Pflugumziehen einander gleich; beide sind eben Symbole der Fruchtbarkeit spendenden Frühlings- und Erdgöttin. Noch heute zieht man in den bayr. Donaugegenden Fastnachts (mhd. vasenahten d. h. ‚an den Tagen der Ausgelassenheit') Kähne auf Rollen durch die Ortschaften, die Maste mit Esswaren behängt, im Mastkorbe Feuer.

Auf schwäbischem Boden also, bei den Nachkommen der erminonischen Sueben, der alten Tiusverehrer, ist ein Umzug mit Schiff und Pflug bezeugt, ein Bittfest an die grosse Göttin, das im Lenze dem Landmanne reiche Ernte, dem Schiffer günstige Fahrt sichern sollte. Einen derartigen Umzug scheint Tacitus zu meinen (Germ. 9): *„Ein Teil der Sueben opfert auch der Isis. Von wo Grund und Ursprung diesem fremdem Dienste ward, habe ich nicht ganz ergründet; nur soviel weiss ich, dass ihr Kultus aus der Fremde übers Meer gekommen ist; das bezeugt schon das wie ein Nachen gestaltete Symbol der Göttin"*. Dass Tacitus an die germ. Hauptgöttin denkt, geht daraus hervor, dass er sie unmittelbar nach den drei Hauptgöttern Wodan, Donar, Tius erwähnt (Germ. 9). Seine Quellen berichteten ihm, die Sueben hätten einen mit dem Isisdienste übereinstimmenden Kultus. Den germ. Namen der Göttin gab er wegen ihres Symbols, des Nachens, durch die ägyptisch-römische Isis wieder. Im römischen Bauernkalender hiess der 5. März ‚Schiff der Isis' (navigium Isidis), es war das Frühlingsfest der Isis, ‚die zuerst den Menschen die Frucht gab', und in Deutschland fand der Schiffsumzug später zu Fasnachten, d. h. zu Beginn des Frühlings statt. Auch die Isisbilder sind den Darstellungen der Nehalennia

Digitized by Google

ähnlich; der Kopfputz der beiden Göttinnen bietet eine gewisse Gleichheit, auch der Hund, der Fruchtkorb, die Füllhörner und selbst das Schiff kehren wieder. Die Römer konnten daher leicht an ihre Isis erinnert werden. Wie die Gewährsmänner des Tacitus kein Bedenken trugen, das deutsche Frühlingsfest als ein Fest der Isis zu erklären, so trugen römische Kaufleute kein Bedenken, der Nehalennia als einer Erscheinungsform ihrer ‚tausendnamigen' Isis Dankopfer darzubringen; so erklärt sich, dass sich römische und germanische Namen auf den Nehalenniasteinen finden.

Dass die Sueben zur Zeit des Tacitus ihre Hauptgöttin Nehalennia nannten, ist natürlich nicht zu beweisen; aber mag sie Nehalennia oder Frija geheissen haben, die Gottheit ist dieselbe, die Erd- und Frühlingsgöttin, nur ihre Namen sind verschieden. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls ist es, dass unsere ältesten Quellen bei den seeanwohnenden Ingväonen der Ostsee die Göttin ihren Umzug in einem Wagen halten lassen, bei den Deutschen des Binnenlandes aber auf einem Schiffe; das auf Rädern gezogene Schiff am Niederrhein vereinigt beide Fahrzeuge.

4. Tanfana.

Bei den Istväonen waren die Marsen Hüter und Pfleger des Bundesheiligtums. Neben dem flammenden Himmelsgotte Tiwaz Istvaz verehrten sie seine Gemahlin, die Tanfana. Tacitus erwähnt nur das Fest und den Tempel der Göttin, wie bei der Beschreibung des ingv. Nerthusumzuges; aber er wie der röm. Feldherr erkannten die Wichtigkeit des Stammesheiligtums sehr wohl.

Nach dem Tode des Augustus drohte bei den unterrheinischen Legionen offene Empörung auszubrechen, die durch den aus Gallien herbeigeeilten Germanicus nur mit Mühe unterdrückt wurde. Patrouillen hatten ihm gemeldet, dass die Germanen um diese Zeit des Nachts ein frohes Fest begingen und bei feierlichem Mahle sich dem Spiele hingaben. Darauf baute er seinen Plan. Er wusste, dass, wenn

Digitized by Google

es ihn gelänge, die Festversammlung zu überfallen und das Heiligtum zu zerstören, er dem Stamme den durch Religion und Alter geheiligten Halt und Mittelpunkt nehmen würde. Er überschritt den Rhein, sandte auf beschwerlichen, aber vom Feinde unbewachten Umwegen den Cäcina mit den Leichtbewaffneten voraus, um dem Gros der Legionen den Weg zu bahnen, und rückte in sternenheller Nacht auf die Gehöfte der Marsen zu. Seine Berechnung, die Germanen mitten im Frieden des Festes zu überraschen, hatte ihn nicht getäuscht; froh hatten die Deutschen die Nacht bei Gelagen und fröhlichen Gesängen zugebracht. Wie bei der Nerthusfeier die Waffen ruhten, so waren hier nicht einmal die gewöhnlichsten Vorsichtsmassregeln getroffen, keine Nachtposten waren aufgestellt. Noch lagen sie sorglos ihren Rausch verschlafend auf Bänken und neben den Tischen umher, an denen sie geschmaust und gezecht hatten, als Germanicus hervorbrach. Um einen möglichst breiten Landstrich zu verwüsten, teilte er die Legionen in vier keilförmige Haufen. Zehn deutsche Meilen in die Runde zerstörte er alles mit Feuer und Schwert; Alt und Jung, Mann und Frau wurden niedergehauen, Gehöfte und Heiligtümer, auch der von diesen Völkerschaften am höchsten und heiligsten verehrte Tempel der Tanfana dem Erdboden gleich gemacht. Vergebens zogen die Bructerer, Tubanten und Usipeter zur Rache herbei und überfielen den Nachtrab des zurückmarschierenden Heeres, das sich langsam durch die Waldgebirge hindurchwand (Ann. 1_{51}).

Die Zeit des Überfalls muss der Spätherbst gewesen sein, die Zeit, wo die Sachsen ihr herbstliches Sieges- und Totenfest feierten und die Erminonen im heiligen Walde zusammen kamen (Germ. 39; 293). Um Tius und seiner Gemahlin, der Erdgöttin Tanfana, für die glücklich beendete Ernte zu danken, war das Volk aus allen Gauen zusammen geströmt. Galt die ingv. Nerthusfeier und das ermin. Isisfest dem Wiedererwachen des Frühlings, so fand das Tanfanafest Ende September oder Anfang Oktober statt, es fiel mit dem Ende und Anfang des Jahres bei den Germanen zusammen. Mit

Digitized by Google

der absterbenden Vegetation zogen sich die Geister der Abgeschiedenen in das Innere der Erde zurück. Toten- und Erntefeier war ein Fest, die Gottheit war Herr über Leben und Tod. Das heidnische Totenfest wurde in eine Kirchenfeier verwandelt, die in der sogen. Heiligen gemeinen Woche, d. i. der Woche, die mit dem Sonntage nach Michaelis beginnt, fast durch ganz Deutschland begangen wurde. Die ländlichen Erntefeste und Kirchmessen finden noch heute zu derselben Zeit statt. Der Oktober und November hiess bei den Angelsachsen und Schweden Opfermonat, bei den Niedersachsen, Friesen, Niederländern, Dänen und den istv. Völkern Schlachtmonat, ein junger Ersatz für Opfermonat.

Der Beiname der Erdgöttin, Tanfana, bedeutet die, Opfergöttin'; Tanfana = Tabana gehört zu ahd. zebar, ags. tiber, tifer, zur idg. Wurzel dap = teilen, verteilen (gr. *δεῖπνον*, *δέπας*, lat. daps) und ist gebildet wie *δάπανος*, *δαπάνη*. Wie der lateinische Landmann vor der Ernte zum Juppiter dapalis betete, so dankte der Deutsche nach der glücklich eingebrachten Ernte der Tanfana, die zu Ende des Winters beim grossen Erntefeste ihre Opfer empfing, wie die röm. Gottheit ihre daps. Die Übersetzung von Tanfana ‚Nahrung verleihend, Ernte spendend', ändert sachlich nichts. Liest man für das überlieferte Tanfana Thambana, so bedeutet das Beiwort ‚die Göttin der Fülle und des Reichtums, des Ackersegens' (aisl. þomb Schwellung, got. pamba Fülle, norweg. temba füllen, stopfen). Tamfena wird als die ‚Bändigerin, Allbezwingerin' erklärt, d. h. als Göttin des Todes, der ‚Töterin' Nehalennia entsprechend, (lat. domare, got. ga-tamjan, ahd. zam).

5. Hludana.

Am 15. August 1888 wurde in der niederl. Provinz Friesland bei dem Dorfe Beitgum der untere Rest eines Votivsteines aus der Römerzeit gefunden. Auf dem oberen Teile des Steines sind die Füsse und das herabhängende Gewand einer sitzenden Figur noch zu erkennen, die vermutlich in einer Nische dargestellt war. Unter der Gestalt steht in den schönen

Digitized by Google

Buchstaben, wie sie auf röm. Denkmälern gegen Ende des 1. Jhd. gefunden werden, die Inschrift: *„Der Göttin Hludana haben die Pächter des Fischfangs unter dem Obmann Q. Val. Secundus ihr Gelübde gern und schuldigermassen dargebracht."* Mit diesem Funde war auch für das alte Stammland der Friesen eine Göttin gesichert, die durch andere Inschriften bereits für das nordwestliche Germanien bekannt war.

Schon im 17. Jhd. hatte man bei Xanten einen Stein ausgegraben: *Deae Hludanae sacrum C. Tiberius Varus.* In Utrecht befindet sich eine bei Nijmwegen gefundene, aber verstümmelte Inschrift: *Hludanae sacrum.* Bei Münstereifel fand man eine Inschrift aus der Zeit des Alex. Severus (222—235): das dort garnisonierende Detachement der ersten Minervischen Legion errichtete für Errettung des Kaisers Alexander Severus und seiner Mutter aus einer drohenden Empörung der Legionen der Göttin Hludana einen Dankaltar.

Unter zahlreichen Beinamen wurde die Erdgöttin von den Deutschen verehrt, daher heisst sie Hludana, ‚die Vielgenannte, Vielnamige' (hluda — *κλυτός, Κλυμένη*). Sie waltet über das Meer und den Fischfang wie über die Wohlfahrt des Landes, sie sorgt für das Leben der Bewohner und für das des germ. Kriegsherrn, des Kaisers. Oder Hludana wird direkt durch ihren Namen als ‚Erdgöttin' bezeichnet (hlada aufladen, aufbauen, hlôd = Herd, der in der ältesten Zeit auch nur ein Erdhaufe war). Wie man Nerthus als Meeresgöttin und Nehalennia als Schiffsgöttin erklärt hat (S. 368, 378), so soll Hludana zur Wurzel kleu = spülen gehören (hlūdōn). Hlôdana, *Hlopawini wird als die ‚wohlwollende Freundin der Menschen' erklärt, wie Nerthus die Göttin sei, die Wohlthaten erweise (germ. *holpa hold).

6. Haeva.

Ein batavisches Ehepaar errichtete dem grossen heimischen Gotte, dem ‚starken' Donar (S. 348) und der Haiwô zum Danke für Kindersegen einen Altar, der in der Nähe von Nijmwegen aufgefunden ist: *„Herculi Magusano et Haevae Ulp*

Digitized by Google

Lupio et Ulpia Ammava pro natis votum solverunt libentes merito". Haiwô bedeutet wie Frija die ‚liebe, das Weib' (aind. çévas und çivás = lieb; lat. civis). Dass die Deutschen ihre Frija mit der lat. Venus verglichen, der Göttin der Liebe und Anmut, der Ehe und Fruchtbarkeit, bezeugt die Übersetzung des lat. dies Veneris in Frijutac. Die Annahme aber ist abzuweisen, dass Caesar durch die Ehe- und Totengöttin Aiwa, der die schwarzweisse Elster heilig gewesen sei, die Frau Ave in der flandrischen Tiersage heisst, an die röm. Luna oder Diana erinnert wurde (Caesar, b. g. 6_{21}; S. 218).

Die himmlischen Göttinnen.

1. Frija.

Die gemeingermanische Bezeichung für die oberste Göttin war Frija; urgerm. *Frijô gehört zu skr. prija, prijâ (Gattin, Geliebte); wie Hera die ‚liebe Gemahlin' des Zeus, so ist Frija die Geliebte oder Gattin des höchsten germanischen Gottes, des Tius. Das Eigenschaftswort ist zum Eigennamen geworden. Bei allen germanischen Stämmen ist nach ihr der Wochentag benannt, als noch vor der Bekehrung zum Christentum die römischen Tagnamen ins Deutsche übertragen wurden. Frija muss also von allen Germanen gleich hoch verehrt worden sein, überall in der Urzeit als Gattin des Tius gegolten haben.

Im Merseburger Zauberspruche lautet ihr Name Frîja (S. 355), bei den Langobarden Frea (S. 326), as. Frî, ags. Frîg, nd. Frie, Frée, Fricke, Frecke (kk = ggj = urgerm. jj), an. Frigg. Der nach ihr benannte Tag heisst nhd. Freitag, ahd. Frîatag, Frîjetag, mhd. vrîtac, ags. Frígedaeg, engl. Friday, afries. frîgendei, Freiendej, niederl. vrijdag, an. Frjádagr, Friggjardagr.

Als Tius an Wodan sein Reich und seine Macht verlor, eroberte der kriegerische Nacht- und Sturmgott auch seine Gattin. So lassen sich zwei Hauptabschnitte in Frijas Ver-

Digitized by Google

ehrung unterscheiden: in der ersten Periode war sie die Gemahlin des Tius, in der zweiten die Wodans. Wiederum als Gattin des alles überwölbenden und bedeckenden Himmels war sie die mütterliche Erde, als Gattin des lichten Tagesgottes die strahlende Sonnengöttin. Hatte ehedem der Himmelsgott um die Erde gefreit, so warb nunmehr der Gott des lichten Tages um die Jungfrau Sonne. Durch die Waberlohe, den rotflammenden Zaun der Morgenröte, dringt der Gott auf den ragenden Felsen, auf dem die Göttin schläft und küsst sie mit dem ersten Frührot wach (S. 249). Daun beginnt die Auffahrt des göttlichen Paares in dem goldenen Wagen, der von den lichten Sonnenrossen eilig dahingezogen wird; voran jagen die jugendlich schönen, starken, göttlichen Zwillinge, die Dioskuren (S. 264). Aber sie, die einst für den Vater um die holde Jungfrau geworben haben, entbrennen selbst in Liebe zu ihr; durch kostbares Geschmeide verführen sie die Göttin und erliegen mit der Geliebten der furchtbaren Rache des Himmelsherrn. Bestand ehedem der Reichtum Frijas in Tieren und Früchten (Germ. 15), so ward jetzt das Sonnengold als Schmuck, Schatz oder Hort aufgefasst. Wie der Germane seine Tochter nicht ungeschmückt und unbeschenkt aus dem Hause entliess, so stattete er die des Morgens am Himmel erscheinende Göttin mit einem grossen, leuchtenden Halsbande aus, dem Brisingamen, dem Sonnengolde. Von diesem Brustschmucke soll auf altem sächsischen Boden Dortmund seinen Namen haben (Throtmani, Throtmenni). Auf einem Votivsteine der germanischen Gardereiter, der von Trajan errichteten equites singulares, der am Lateran gefunden ist, steht die Inschrift: *Deae Menmanhiae Aurelius Placidus votum solvit libens laetus animo.* Der Name Menimani kehrt auf einer Mainzer Inschrift wieder. Menmanhia ist die Halsbandfrohe, (ahd. minnia, und menni das Halsband). Als Lichtgöttin bezeugen Frija auch ihre Hypostasen; sie wird im Merseburger Spruche Sunna (Sonne), genannt, Vulla ist dort ihre Schwester, und Sinthgunt wird ihr als Gefährtin beigegeben (S. 357 f.); auch Ôstra, Ostara bezeichnet die Lichtgöttin (lit. auszrà = Morgenröte).

Digitized by Google

Die zahlreichen, über ganz Deutschland verbreiteten Sagen von der Erlösung der weissen Frau haben, wenn auch oft entstellt und modernisiert, eine Erinnerung an die im Lenz aus ihrer Gefangenschaft erlöste Sonnenjungfrau bewahrt. Einige dieser Erlösungs- und Schatzsagen gehören gewiss dem Seelen- und Marenglauben an (S. 18, 76), eine dritte Gruppe aber stammt aus dem Naturmythus. Die Wohnung der Sonnengöttin ist auf einen Berg oder eine Burg verlegt; die Dämonen des Winters haben sie geraubt und halten sie hier in Gefangenschaft. Der Gott oder Held, der allen Gefahren trotzend sie erlöst, wird ihr Gemahl und Herr ihrer reichen Schätze, des Sonnengoldes und des sommerlichen Lebens; denn zwischen Licht und Wärme, Leben und Blühen besteht ein ursächlicher Zusammenhang (S. 213). Darum erscheint die verwunschene Jungfer alle Jahre zu Ostern oder am 1. Mai, zuweilen auch zu Johanni, und harrt ihrer Erlösung. Je mehr der Held sich der kühnen That gewachsen zeigt, um so lichter wird das Aussehen der Verzauberten, in den dunklen Winterwolken eingeschlossenen Jungfrau. Ihre schwarze Hülle sinkt, halb weiss, halb schwarz ist ihre Gestalt, wenn der Befreier das erste Abenteuer besteht. Aber noch gilt es, die schwerste Probe zu bestehen: sie verwandelt sich in eine hässliche Kröte oder in eine züngelnde Schlange — denn durch ihre lange Haft ist sie selbst fast zur Unterirdischen geworden und muss erst für das Leben im Lichte wiedergewonnen werden (S. 321; D. S. Nr. 9, 10, 13, 267. 281, 282).

Als Gemahlin Wodans, der mit seinem Heere durch die nächtlichen Lüfte zieht, erscheint Frija besonders als Totengöttin. Schon bei Burchard von Worms begegnet der Aberglaube, dass Frija holda mit der Schar der nächtlichen Geister in gewissen Nächten durch die Lüfte reite. Im 15. Jahrhundert sagt man, dass die Göttin Diana, im Volksglauben ‚die frawen unhold' genannt, in den zwölf Nächten mit ihrem Heere fahre. Eckehart zieht vor dem wütenden Heere mit Holda einher (D. S. Nr. 7), im Kyffhäuser ist die Königin Holle Wirtschafterin bei Kaiser Friedrich. Alle ungetauft

Digitized by Google

sterbenden Kinder kommen ins wütende Heer zu Holla oder Berchta.

War die Göttin dadurch von ihrer himmlischen Höhe herabgestiegen, dass Wodan ihr Gatte wurde, so errang sie mit dem allmächtigen Himmelsgotte Wodan auch bei einigen Stämmen ihre alte Stellung wieder. In der langobardischen Stammsage thront sie neben Wodan im goldenen Himmelssaale wie einst neben Tius und lenkt mit weisem Rate die Geschicke ihrer Verehrer (S. 326). Im Merseburger Zauberspruche erscheint sie als Göttin der Fülle, des Reichtums und des Wohlstandes, als Licht- und Sonnengöttin. Ein ags. Zeugnis nennt Wodan den obersten sächsischen Gott und Frea die mächtigste Göttin.

Der Freitag ist fast im ganzen Norden Deutschlands als Hochzeitstag beliebt; alles an ihm Unternommene gelingt; in der Altmark und im Hennebergischen ist er neben dem Dienstage der Hochzeitstag. Wo die christliche Anschauung überwiegt, dass der Heiland an einem Freitage den Kreuzestod erlitten habe, gilt er als der unseligste Tag, besonders in Westfalen und in der Oberpfalz. Die Feier des dies Veneris wird den spanischen Sueben streng untersagt (Mart. v. Bracara, 9).

Das Fortleben Frijas in der Volkssage.

In Pommern, auf Rügen, in der Uckermark und im Harz lebt Frija als Frie, Frée und Fricke in der Volkssage fort. Wenn sie bei ihrem Umzuge in den Zwölften den Wocken nicht abgesponnen findet, zerzaust sie die Mädchen und verunreinigt den Wocken; wie das wilde Heer mit lieblicher Musik einherfährt, so soll auch Fria Musik gemacht haben, zuletzt aber im Wasser verschwunden sein. In weissem, lang herabwallendem Gewande irrt Frau Frien weinend über Berg und Thal, um ihren Gatten zu suchen. Ein Bauer fährt spät am Abend heim; da hört er plötzlich ein gewaltiges Toben, und die alte Frick mit ihren Hunden kommt daher gestürmt. In seiner Angst schüttet der Bauer seine Mehlsäcke aus, gierig fallen die Hunde darüber her und fressen

Digitized by Google

alles auf. Aber am nächsten Morgen sind seine Säcke wieder alle wohlgefüllt. Wie Fru Fria gleich Nerthus in einem See verschwindet, so tragen verschiedene an Seen gelegene Orte den Namen Frickenhausen. Ein Vrekeleve, Fricksleben liegt bei Magdeburg; das altwestfäl. Stift Freckenhorst weist auf einen heiligen Hain der Frecka und erinnert an den heiligreinen Hain der Nerthus. In England hielten die Landleute zur Herbstzeit einen Umgang und führten vermummt den Riesentanz auf: den vornehmsten Riesen nannten sie Woden und seine Frau Frigga (S. 334). Wie das Zeugnis Burchards von Worms Frau Holde, Holle als ein ursprüngliches Beiwort Frijas erweist (Friga holda, S. 389), so bestätigt die älteste Nachricht von dem Namen Freke die Identität mit Holle: im sächsischen Volke wurde Fru Freke verehrt, der dieselbe Wirksamkeit zugewiesen wurde, die die oberen Sachsen ihrer Holda zuteilen (Eccard, de orig. Germ. 398).

Unter dem Namen Fru Wod, Frau Gode, Fru Gauden d. h. als Wodans Gattin erscheint die deutsche Hauptgöttin in der nördlichen Altmark, dem angrenzenden Lüneburgischen, in der Priegnitz, in Mecklenburg. Wie man Wodan beim Roggenmähen einige Halme stehen liess und ihm zurief, seinem Rosse Futter zu holen (S. 317), so sagte man noch im Jahre 1752:

Fru Gaue hâlet ju Fauer.
Dût Jahr up den Wagen,
Dat andere Jahr up de Kâre!

In den Zwölften hält Fru Gode ihren Umzug und sieht nach, ob in den Häusern alles in Ordnung ist. In einer rabenschwarzen Wolke zieht sie am nächtlichen Himmel herauf, und man hört Geheul wie von Hunden. Dann platzt die Wolke, und wo sie niederfällt, bricht die Pest aus. In der heiligen Zeit des Mittwinters darf nicht gesponnen werden, sonst verunreinigen ihre Hunde den Flachs auf dem Spinnrocken. Pflüge, Eggen, Wagen, überhaupt Ackergeräte, dürfen nicht draussen unter freiem Himmel bleiben. Wie Nerthus, Frau Holle und Perchte mit dem Wagen umziehen, so fährt Frau Gode mit einer ganzen Meute Jagdhunde bei ihrer

Digitized by Google

wilden Fahrt auf einem Wagen einher. Zuweilen zerbricht der Wagen der erlösten Sonnengöttin; dem Manne, der ihr die neue Deichsel ansetzt, befiehlt sie, die Spähne aufzusammeln — am Morgen findet er sie in Gold verwandelt. Von einem Bauern verlangt sie Opfergaben, Brot für ihr Pferd und für ihre Hunde und verheisst ihm zum Danke, dass er nie Mangel haben soll. Mit ihren 24 Töchtern, die in Hündinnen verwandelt sind, rauscht sie in wildem Zuge zwischen Himmel und Erde einher, um unaufhörlich zu jagen: es sind die kleinen weissen, scharf umgrenzten Wolken, die sich rasch, aber unsicher bewegen und sich endlich mit der Gewitterwolke vereinigen, an der sie als weisse Flocken haften. Wie der wilde Jäger eine Menschen-, Pferde- oder Rehkeule auf den Bauern wirft, der übermütig in das Hallo und Jagdgeschrei einstimmt, so fliegt einem Manne, der in das Gejuh mit einstimmt, als Fru Gode über sein Haus fortzog, ein Bein zum Fenster herein, an dem noch der Strumpf sitzt.

Aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammt folgende Mitteilung: „Dass von den Sachsen Hera verehrt wurde, geht daraus hervor, dass das Volk sagt, es hätte von den Alten gehört, zwischen dem Feste der Geburt Christi bis zum Epiphaniasfeste fliegt die Herrin Hera durch die Lüfte, da ja bei den Heiden die Luft für das Reich der Juno gehalten wurde. Und weil Juno zuweilen Hera genannt und mit Schellen und Flügeln abgebildet wurde, sagte das Volk in der angegebenen Zeit: *vrouwe Hera* oder mit verderbtem Namen *vro Here de vlughet*, und man glaubte, sie brächte ihnen die Fülle irdischer Güter". Ungefähr 100 Jahre später heisst es: „Bis heute noch pflegen alte Frauen zwischen dem Geburtstage des Herrn und Epiphanias zu sagen *‚vrouwe Here vlughet*', d. h. die Herrin Here fliegt durch die Luft; denn bei den Alten glaubte man, dass sich die Luft verändere, und man meinte, sie spendete ihnen die Fülle irdischer Güter."

Der deutsche Name Here liess die Chronisten an die griech. Hera, die röm. Juno denken; aber als Kern ihrer Mitteilungen bleibt, dass die Sachsen eine Göttin Here

Digitized by Google

verehrten, dass diese in den Zwölften umzog und irdische Güter verlieh. Gleichfalls auf sächsischem Boden war der Kultus der mütterlichen Erde, Erce ausgebildet (S. 362). Von einer Jagd- und Waldriesin Frau Herke, Harke, Arke, Harta weiss die Volkssage in der Mark, den südlich angrenzenden Strichen und selbst in Dithmarschen, an der Elbe, im Anhaltischen zu erzählen. Im Havelland lag der Harkenstein und Harkenberg, im Harz und in Westfalen ein Herkenstein, in Oldenburg und Mecklenburg findet sich Arkeburgen, in Dithmarschen Arkebek und Harkengrund.

Wie Nerthus zieht sie durch die Lande, meistens zur Zeit der Zwölften, bei Torgau schon um Bartholomäi (24. Aug.). Dann freuen sich die Landleute, denn sie wissen, dass ein fruchtbares Jahr folgt. Bei Halle fliegt sie als Taube durch die Luft, und wo sie sich niederlässt, grünt und blüht es im folgenden Sommer am schönsten. Nach ihrem Umzuge wird sie wie Nerthus das ganze Jahr hindurch nicht wiedergesehen. Auch das Schiff, das alte Symbol der Frühlingsgöttin, ist ihr Fahrzeug. Als himmlische Wolkengöttin erregt sie gleich Frau Holle Schnee und Wirbelwind, als Sturmgöttin hebt sie Eichen mit Ästen und Wurzeln aus, lässt im Rollen des Donners Berge aus der Schürze fallen und schleudert Steine, fährt mit der wilden Jagd durch die Lüfte und kehrt am Ende ihres Umzuges in den Berg zurück, aus dem sie ihre Umfahrt begonnen hat. Alle Abend treibt sie als Gattin des Nachtgottes die Sonnentiere, Schweine, Hirsche und Rehe in ihr unterirdisches Reich, am Morgen entlasst sie die Tiere wieder auf die Weide.

Über den grössten Teil Deutschlands ist die Volkssage von Frau Holle verbreitet; ihre Verehrung reicht im Norden bis an den Harz, im Osten bis Halle und Leipzig, im Südwesten bis Unterfranken, im Westen die Fulda und Werra entlang bis Münden; vereinzelte Spuren gehen bis Schlesien, Tirol und Siebenbürgen.

Frau Holde, Holle ist die ‚holde, gnädige', sie ist in ihrem Wesen völlig der oberd. Berchte gleich, ‚der glänzenden'; es ist nicht nötig, ihren Namen als die ‚Unterirdische', als die

Digitized by Google

Totengöttin aufzufassen (helan: Holle; bergan: Berchta, die Verborgene). Holle und Berchte sind die Führerinnen der Holden und Perchten, der elbischen Geister und der Seelen der Verstorbenen.

In der Main- und Taubergegend verkleideten sich die Mädchen am Weihnachtsabend in Frau Hulda, indem sie ein weisses Gewand anlegten. Holle selbst wird als ein Weib von wunderbarer Schönheit mit langem, goldgelbem Haar geschildert, der Leib ist weiss wie Schnee und in ein langes, weisses Gewand gekleidet: ein Schleier hängt über ihren Rücken oder verbirgt ihr Gesicht, zuweilen ist sie wie Nehalennia ganz in einen Mantel gehüllt. Die Kirche veränderte die lichte, holde, glänzende Göttin in ein wildes, unheimliches, gespenstisches Weib. Luther vergleicht die Gott widerstrebende Natur mit ‚fraw Hulde mit der potznasen'. Holde ist die mütterlich sorgende Göttin, die segnend über die Fluren schreitet, den Flachsbau und das Spinnen hütet. Faulen Spinnerinnen wirrt sie das Garn oder zündet den Flachs an, fleissigen schenkt sie Spindeln und spinnt selbst für sie in der Nacht, dass die Spulen des Morgens voll sind (D. S. Nr. 4. 5.). Frau Holle entlässt das Kind, das die Stiefmutter in den Brunnen gestossen hat, durch ein goldenes Thor, ein gewaltiger Goldregen fällt auf das Mädchen herab und alles Gold bleibt an ihm hängen. Die Stiefschwester aber, die ebenfalls in ihren Brunnen gesprungen war, entlässt sie durch das Pechthor, das einen ganzen Kessel voll Unrat auf sie herabschüttet (K. H. M. Nr. 24). Sie hilft den Mädchen, die zu schwer mit Gras, Streu oder Holz belastet sind, besonders ist sie schwachen und gebrechlichen alten Frauen geneigt. Als Wolkengöttin badet sie im stillen Weiher oder sonnt sich auf weissen Linnentüchern: ein Bild des Nebels und der Wolken, die an den Bergen und Wäldern streichen (S. 98). In ihrer Felsgrotte oder auf einsamer Bergeshöhe dreht sie das goldene Spinnrad, den irdischen Frauen ein leuchtendes Vorbild; wenn sie von den Fäden den Menschen schenkt, so nehmen diese nie ein Ende. Wie Frea als kluge, geschäftige Hausfrau bei Wodan im Himmel sitzt und auf das Treiben der

Digitized by Google

Menschen herniederblickt, so weilt Frau Holle bei Kaiser Friedrich im Kyffhäuser als seine Haushälterin und sorgt für alles, was er und die vielen hundert Ritter und Knappen bedürfen, die mit ihm um den grossen, steinernen Tisch sitzen.

Wie Nerthus fährt sie auf einem Wagen umher und spendet das schimmernde Saatengold; wie Frau Gauden und Berchte belohnt sie den Menschen, der ihr zerbrochenes Gefährt wieder herstellt (D. S. Nr. 8). Zur Zeit der Flachsernte schwebt sie über die blauen Flachsfelder, richtet geknickte Pflanzen auf und segnet das im Winde wogende Getreidefeld. Die Tiroler verdanken ihr die Einführung des Flachsbaues. Bei Göttingen liess man die letzte Handvoll Frucht ungeschnitten auf dem Acker stehen ‚vor Frû Holle'.

Als Wolkengöttin zieht Frau Holle nach dem Brocken, wenn es schneit; beim Schneefalle schlägt sie ihr weisses Gewand weit auseinander, oder sie macht dann ihre Betten oder pflückt die Gänse (D. S. Nr. 4). Als Regenspenderin trägt sie im Harz einen goldenen Eimer ohne Boden den steilen Berg hinauf, und das Wasser läuft aus dem Gefässe heraus (vgl. das bodenlose Fass der Danaiden). Wenn es nebelt, hat Frau Holle ihr Feuer im Berge angemacht (S. 136). Regnet es die ganze Woche — Frau Holle wäscht dann ihre Schleier —, so muss es zum Sonntage doch Sonnenschein geben, denn Frau Holle muss bis dahin ihre Schleier wieder trocken haben. Von den lichtweissen Lämmerwolken sagt man in der Mark: Frau Holla treibt ihre Schafe aus. Die ihre goldenen Locken auf hohem Felsen kämmende Göttin ist ein schönes Bild der hin- und herzitternden Sonnenstrahlen, das bei der Lurlei, der Lure des Elfenfelsens, wohlbekannt ist (S. 88). In dem Frau Hollenstein bei Fulda sieht man die tiefen Furchen ihrer Thränenströme, die sie um den verschwundenen Gatten geweint hat.

Wie Nerthus wohnt Frau Holle in einem Teiche. Zuweilen hat man sie um die Mittagsstunde im Frau Hollenbade baden sehen, aber nachts war sie wieder verschwunden (D. S. Nr. 4. 6). Der Frau-Hollenteich (südöstlich von Kassel)

Digitized by Google

der unter dem wilden Felsgerölle der Kalbe tief und heimlich in einer Schlucht des Gebirges gebettet ist, sonnig zugleich und vom Schatten hoher Bäume umgeben, von einem verwitterten Steindamme eingeschlossen, liegt in einer grünen Wiese. Von ihrer alten Kultstätte aus unternimmt sie zur Weihnachtszeit ihre Umfahrt und verleiht den Äckern Fruchtbarkeit; unter Musik und Tanz begingen noch vor kurzem die Bauern nach alter Sitte dort ein ländliches Fest. Das Mädchen, das von der Stiefmutter in den Brunnen gestossen ist, kommt unter dem Wasser zu einer schönen grünen Wiese, auf der Frau Holles Haus steht (K. H. M. Nr. 24). Wie sich die weisse Wolke aus der Höhe in den feuchten Waldgrund oder zum Flusse herabsenkt, so steigt Frau Holle von dem Berge zum Bade oder zum Waschen im Born oder Fluss; drunten in der Lutter wäscht sie nach Harzer Sage ihren Schleier. Eine Stelle im Main bei Hasloch heisst Huldas Badplatz. Aus einem Born in Oberhessen, der Frau Holle Loch geheissen, fährt sie mittags im Wirbelwinde heraus.

Aus ihrem Reiche, zu dem der See, Teich oder Born wie der Nerthussee den Eingang bildet, schickt sie die Seelen der Menschen in Kindesgestalt ins Leben und ruft sie wieder zu sich; sie bilden ihr Gefolge. Weiber, die zu ihr in den Frau-Hollenteich steigen, macht sie gesund und fruchtbar; die neugeborenen Kinder stammen aus ihrem Brunnen, und sie trägt sie daraus hervor (D. S. Nr. 4). Aber sie zieht auch die Kinder in ihren Teich, die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen.

Frau Holle waltet also über den Seelen der Menschen. Nach merkwürdiger uralter Überlieferung spinnt sie im Harz aus dem Flachs, den sie in den Zwölften auf dem Wocken findet, ein Netz und fängt als Totengöttin mit ihm die, die im nächsten Jahre sterben sollen (S. 161). Als Wodans Gemahlin führt sie die wilde Jagd an, das Heer der abgeschiedenen Geister (D. S. Nr. 4. 7). Sie reitet zuweilen wie der Schimmelreiter einen prächtigen Schimmel, der dabei nicht die Erde berührt, sondern fusshoch über dem Waldrande schwebt.

Digitized by Google

Der Frau Holle entspricht in Süddeutschland völlig Frau Berchta, Perchta, Berta. Sie trägt einen lang nachwallenden Schleier wie Holla, auf den ihre Dienerin treten muss, um ungenetzt mit der Herrin über den Fluss zu gelangen. Sie bewässert das Land, indem sie ihren Rocken hinter sich herschleift — das Bild einer aus der Ferne gesehenen Regenwolke, deren Erguss wie ein Schleppkleid auf die Erde herabhängt. Auf ihr Gebot müssen die Heimchen, die Kinderseelen, die Felder und Fluren der Menschen bewässern. Umgeben von weinenden Kindern setzt sie auf einem Schiff über die Saale, und die Kleinen schleppen einen Ackerpflug herbei. Zerbricht ihr Wagen oder Pflug in den Zwölften oder in der Perchtennacht, so lohnt sie den ihr helfenden Menschen mit Spänen, die sich in Gold verwandeln. Die Zeit ihres Umzuges ist die heilige Zeit des Mittwinters; der Perchtentag (5. Jan.) ist ihr heilig, dann kehrte sie in ihr Heiligtum zurück. Über die ganzen deutschen Alpen ist die Sitte des Perchtenspringens oder Perchtenlaufens verbreitet. Vom Perchtenabend an bis zum letzten Faschingabend fand eine Art Maskerade statt, die Vermummten hiessen Perchten. Sie trugen auf dem Kopfe eine grosse Schellenspitzhaube mit Glöckchen, oder auf dem Rücken eine grosse Alpenglocke, oder schwangen Kuhglocken, knallten mit Peitschen, führten lange Stangen und hatten vor dem Gesicht entstellende Masken. Sie sprangen und stürmten in wilder Lust tobend und rasend über die Gassen und in die Häuser, von Ort zu Ort. Von diesen Aufführungen erwartete man ein gutes Erntejahr, Missernte schrieb man dem unterlassenen Perchtenspringen zu. Durch das laute Lärmen wollte man die ungebetenen Gäste vertreiben, die feindlichen Geister, die immer und überall dem Menschen zu schaden suchten (S. 44). Die Vermummungen und Verkleidungen sollten die der Gottheit nahenden Personen nicht in ihrer wahren Gestalt zeigen, sie gewissermassen decken (s. u. Kultus).

Wie Frau Holle von den Holden, so ist Perchta von den Perchten umgeben und zieht an der Spitze des wilden Heeres, umgeben von Geistern und Seelen aller Art und aller Alters-

Digitized by Google

stufen. Mit den verstorbenen Kindern schreitet sie durch das Land oder eilt mit ihnen durch die Lüfte. In Kärnten reisst sie wie die wilde Jagd auch lebende Menschen zu sich empor und trägt sie in ferne Gegenden (S. 305). Schon aus dem 13. Jhd. ist bezeugt, dass die Leute der Percht in der Perchtnacht Essen oder Trinken stehen liessen. Im 15. Jhd. stellte man um dieselbe Zeit allerlei Lebensmittel und Getränke auf den Tisch für Perchta und ihr Gefolge. Diese Opfer leben in vielen Gegenden Deutschlands bis auf den heutigen Tag fort; die Gerichte, von denen Berchta einen Teil als Opfer empfängt, müssen aus Mehlspeisen oder Gemüse und Fischen bestehen: denn die Göttin gebietet über die Seen und befruchtet die Felder. In Oberbayern wurde am Christtage eine Pflugschar im Zimmer unter den Tisch gesteckt. In einem mhd. Gedichte heisst es:

Nâch wihen nehten aht tage . . .
Dô man ezzen wolt ze naht . . .
Dô sprach der wirt zem gesinde
Und zuo sîn selbes kinde:
Ir sült vast ezzen, daz ist mîn bete,
Daz iuch Berhte niht frete.

2. Ostara.

Die idg. Göttin des Frührotes *ausôs wurde bei den Indern als ušâs, bei den Griechen als ἠώς (=αὐσως), bei den Römern als aurōra (*ausôs-a), bei den Litauern als auszrà verehrt. Zwischen s und r entwickelte sich im urgermanischen der Übergangslaut t, so wurde aus idg. ausro germ. *aus-t-rô, Ôstra. Englands grösster und gefeiertster Lehrer, der Angelsachse Beda Venerabilis († 735), sagt: Der April hiess bei den Angelsachsen ‚eosturmonath' nach einer Göttin Eostre, der zu Ehren man in diesem Monate Feste feierte. — Da schon zur Zeit Karls des Grossen der April ôstarmânoth heisst, wird Ostara, Eastre eine Licht- und Frühlingsgöttin gewesen sein. Ursprünglich war die Morgenröte die Zeit, wo die reisigen Söhne des Himmelsgottes ihre Sonnenrosse vor den Wagen schirrten und die holde Göttin ihrem Vater zuführten,

Digitized by Google

in Deutschland aber ward ôstrûn (Gen. von ôstra, zu ergänzen ist dulþs Fest) das Fest der Göttin des wiederkehrenden Frühlings. Obwohl wir keine unmittelbaren Nachrichten von heidnischen Ostergebräuchen haben, liegt doch kein Grund vor, die Existenz der Göttin Ostara zu bezweifeln. Osterfeuer lodern noch heute, und auch Spiele und Tänze werden aufgeführt. Kränze und Sträusse werden ins Wasser geworfen, besonders begegnen Brot und Eier, Symbole der fruchtbaren Erdgöttin wie der Ostara. Dramatische Aufführungen unter dem Namen ôsterspil haben sich lange erhalten. In einem mhd. Frühlingsliede treten Friedebold und seine Gesellen, zur Zeit als Auen und Werder grünen, mit langen Schwertern auf und erbieten sich zu dem ôsterspil, einer Art Schwerttanz, der von zwölf Männern ausgeführt wird. Um dem Volke die traute Erinnerung an das Fest der Freude, des Scherzes und der Ausgelassenheit nicht gewaltsam zu zerstören, mussten die christlichen Priester auf der Kanzel ein Ostermärchen erzählen und ein ‚Ostergelächter' hervorrufen.

3. Baduhenna.

Im Jahre 28 n. Chr. zog der Proprätor von Germania inferior Lucius Apronius gegen die aufständischen Friesen zu Felde, die es seit Drusus mit den Römern gehalten hatten. Willig hatte die Bevölkerung Ochsen und Äcker hingegeben, selbst die Frauen und Kinder in Leibeigenschaft, aber als ihr trotz aller Beschwerden keine Erleichterung ward, ergriff sie erbittert die zur Tributerhebung abkommandierten Soldaten und schlug sie ans Kreuz. Auch die Reiter und Leichtbewaffneten des Propätors wurden zurückgeworfen, und ein Detachement von 900 Mann fiel bei einem Haine, den die Friesen ‚Hain der Baduhenna' nennen (Ann. 4_{73}).

Es ist nicht zu bezweifeln, dass von einem Heiligtume die Rede ist, das nach einer Gottheit benannt ist; hier stand vermutlich auch ein Tempel. Aber das Heiligtum war gewiss nicht dem Kampf- und Todesgotte geweiht (ahd. badu Kampf und germ. *hanjê der Vernichter; S. 321), sondern

einer Göttin. Baduenna ist nicht die Kriegs- oder Schlachtengöttin (baduinna, Femininbildung von badu), sondern ein Kompositum und bedeutet entweder die ‚Kampffreundin' (Baduwini) oder besser, der römischen Schreibung entsprechend, die ‚Kampfwütige' (badu-wennô, ahd. winna Streit, got. winnô Leidenschaft). Diese letzte Erklärung passt auch gut zu der berichteten Abschlachtung der 900 Römer. Da die Friesen als höchsten Gott den Tius-Mars verehrten (S. 274), wird Baduenna als seine Gemahlin aufzufassen sein, die nach Art der Walküren Lust an der männermordenden Feldschlacht hat und vielleicht selbst dazu anregt.

Auch auf den Monumenten der germanischen Gardereiter erscheint Tius-Mars ausschliesslich als Kriegsgott (S. 280), und wenn neben ihm als Gattin die Victoria genannt wird, so ist auch hier die höchste Göttin einseitig als Kriegsgöttin wiedergegeben. Die Beinamen Hariasa und Harimella, die auf Votivsteinen begegnen, werden der kriegerischen Gattin des Kriegsgottes Tius zukommen. *Dea Hariasa* lautet die Inschrift eines im Jahre 187 gesetzten Steines; *hari-jasa, *har-jasa ist die ‚Krieg erregende' Göttin, *Harjaza ist die ‚kriegführende, heerende' Göttin. Nördlich vom Hadrianswalle, in Birrens bei Middleby in Schottland wurde ein Stein gefunden: *Deae Harimellae*; er ist von Soldaten der zweiten Tungrischen Kohorte errichtet, die dort in Garnison lag. Harimella ist die im Heere, in der Schlacht glänzende oder die das Heer mit Mut erfüllende, dem Heere Sieg verleihende Göttin.

4. Walküren.

Auf dem Denkmale von Housesteads ist Tius mit einem Schwane abgebildet, dem Symbole der lichten sommerlichen Wolke (S. 276). Aber die Wolken konnten auch in menschlicher Gestalt gedacht werden. Göttliche Mädchen auf schnellen Rossen durcheilen im Sturmgebrause die Luft und stehen im Dienste des Himmels- und Wettergottes, vielleicht ursprünglich des Tius, später des Wodan. Wie die Wolken vom Sturme gejagt werden, gehören die Wolken- und Sturmweiber

Digitized by Google

dem Sturmgotte Wodan an und rauschen mit ihm durch die Lüfte (S. 314). Aber als Wodan zum Lenker der Schlachten emporstieg, legten die elbischen Wolkenfrauen kriegerische Rüstung an und wurden zu göttlichen Kampfjungfrauen, die auf die Walstatt reiten und die dem Walgotte gelobten Menschenopfer in Empfang nehmen; sie holen, in vollem Waffenschmucke prangend, von Blitzen umloht, vom Donner umtobt, die aus dem sterbenden Körper als Lufthauch entweichende Seele und führen sie Wodan zu. Die aus dem Wasser emporsteigende Wolke, der sich dem Waldsee entringende Nebel brachten die göttlichen Frauen mit den im Dunkel der Wälder sprudelnden Brunnen und mit den fliessenden Wassern in Verbindung. Als Gestaltung des weissen Nebels von See und Fluss und Weiher erscheint die liebliche Schwanjungfrau; sie legt ihr Schwanenkleid ab und badet im einsamen Waldsee oder am Strande des Meeres, schlüpft dann wieder in ihr schimmerndes Gewand und schwebt über Land und Wasser. Wolkengöttinnen und Schwanjungfrauen sind also eins und mit den göttlichen Quell- und Brunnfrauen verwandt. Das bezeugen auch die altdeutschen Frauennamen: Wolchangart und Suanagarda, Wolchanhart und Suanehard sind im Altgermanischen gleichbedeutend.

Wie lebendig und wie allgemein die Vorstellung der kriegerischen Wolkenfrauen war, bezeugen die alten Namen: Himilthrûd, Nordhilt, Sunthilt, Osterhilt, Westrât, die himmlische, nach Norden Süden, Osten und Westen ziehende Walküre. Göttliche Jungfrauen sind im Geleite des Morgens: Dagahilt, Dagathrûd, steigen in der Dämmerung auf: Themarhilt, stammen aus den Wolken: Wôlkandrût, sind der Sonne gleich: Sunnihilt, glänzen wie die Sonne: Solberta, fahren schnell hernieder wie der Blitz: Blicdrût, rauschen im Winde: Windbirg, Nebel geht vor ihnen her: Mistila; Rîmburg ist die Reifjungfrau, Sneoburg, die schneeweisse, schützende Jungfrau, Himilrât die vom Himmel gekommene Raterin. Noch heute glaubt das Volk, alte Weiber gegen Morgen, wenn die Mägde zum Melken gehen, auf schweisstriefenden Pferden quer über die Felder reiten zu sehen.

Digitized by Google

Wenn nicht alles täuscht, ist der Denkstein von Housesteads das älteste direkte Zeugnis für die Walküren. Die Inschrift ist dem Tius Thingsus und den beiden Alaisiagis Bede und Fimmilene geweiht. Die Alaesiagae werden als die ‚Allgeehrten', ‚Allrechtsprechenden', ‚Allrechtseherinnen' ‚die zum rechten Unterweisen Befähigten', oder als die ‚Erlenerschreckerinnen', die ‚Hilfreichen' gedeutet, vielleicht aber sind die *Al—aisgagjôn, die ‚gewaltig Einherstürmenden, die gewaltig Erregenden' (germ. Wurzel îs, urgerm. *aisjan, an. eisa eilen, stürmen; vgl. Ise S. 204, und nhd. Eisbein). Zu dieser gemeinsamen Bedeutung passen auch die einzelnen Namen. Fimmila ist die weibliche Personifikation des Windes (ahd. *fim—ila bezeichnet die Bewegung, besonders das Wehen des Windes); Beda ist die Personifikation des Wirbelwindes oder des Wetterschauers (idg. bhadh erschrecken). Die stürmende Fimmila und die schreckende Bêd sind also Wind und Wirbelwind, vergleichbar unserm Wind und Wetter. Der Himmels- und Wettergott entsendet die gewaltig einherfahrenden Alaisiagen, und wie Tius kriegerische Rüstung trägt, so sind die beiden Göttinnen als Siegspenderinnen, Viktorien, mit Kranz und Schwert dargestellt.

Das Idealbild der göttlichen Frauen hat sich direkt aus dem Leben entwickelt, umgekehrt traten menschlichen Frauen zur Zeit der Völkerwanderung als Walküren auf und suchten dem göttlichen Vorbilde nahe zu kommen. Leichenbestattungsfunde zeigen uns in den Gräbern der Broncezeit das Weib mindestens mit einem Dolche bewaffnet. Während der Schlacht standen die Mütter, Weiber und Kinder der Germanen hinter den Kämpfern. Sie schrecken nicht vor der blutenden Wunde zurück, verbinden sie, wie Hildegund in Walthariliede (1408) und bringen Speise und Ermunterung den im Kampfe Stehenden (Germ. 7). Sie sind die zuverlässigten und liebsten Lobspender, sie dienen dem Tapfern zur Anfeuerung, dem Feigen zur Beschämung. Vom Hurra der Männer und von dem ermunternden Geschrei der Frauen erbebte die Schlachtreihe im Aufstande des Civilis (Hist. 4_{18}). In der Schlacht bei Bibracte stellen die Germanen des Ariovist

Digitized by Google

die Frauen auf die Wagen und Karren; mit ausgebreiteten Händen und unter Thränen flehte diese die in den verhängnisvollen Kampf ziehenden Krieger an, sie nicht in die Knechtschaft der Römer fallen zu lassen (Caesar, b. g. 1_{51}). Als die Vandalen zur Entscheidungsschlacht schritten, liess König Gelimer die Frauen mit den Kindern und allen Schätzen in die Wagenburg mitten in der Aufstellung bringen, um die Seinen hierdurch zum äussersten Widerstande zu treiben (Procop, b. vand. 2_2). War deutsches Ungestüm der röm. Taktik unterlegen, so wurden einige Schlachten, schon sinkend und wankend, von den Weibern wieder hergestellt, indem sie die Brust entblössten und die Männer flehentlich aufforderten, sie lieber zu töten als dem Feinde preiszugeben (Germ. 8). Ergreifende Szenen schildert Plutarch aus dem Untergange der Ambronen und Kimbern. Als die Ambronen in der Schlacht bei Aquae Sextiae zurückwichen, traten ihnen die Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen, laut aufschreiend in fürchterlichem Zorn, und wehrten die Fliehenden wie die Verfolger ab. Bunt unter die Kämpfenden gemischt rissen sie mit der blossen Hand die Schilde der Römer herunter und griffen nach den Schwertern; Wunden und Verstümmelung ertrugen sie ruhig, ungebeugten Mutes bis in den Tod (Caes. 19). Als die Römer nach der Schlacht bei Vercellae den weichenden Kimbern bis an die Wagenburg nachdrängten, stand ihnen ein hochtragischer Anblick bevor. Die Weiber, in schwarzen Gewändern auf den Wagen stehend, töteten die Fliehenden, die ihren Mann, jene den Bruder, jene den Vater: die Weiber erwürgten sie mit der Hand und warfen sie unter die Räder und Hufe der Tiere, dann ermordeten sie sich selbst (27). Valerius Maximus erzählt von den Weibern der Teutonen, sie hätten den siegreichen Marius gebeten, er möchte sie den vestalischen Jungfrauen zum Geschenke schicken, wie jene würden sie sich unbefleckt halten. Als sie das nicht erlangten, erdrosselten sie sich in der folgenden Nacht. In dem Kriege Caracallas waren viele chattische und alemannische Frauen in Gefangenschaft geraten. Man stellte ihnen die Wahl zwischen Knechtschaft und Tod, viele zogen den Tod vor. Als sie aber

Digitized by Google

dennoch als Sklavinnen verkauft werden sollten, töteten sie sich und ihre Kinder (Dio Cass. 77_{14}). In dem Feldzuge Marc Aurels gegen die Alemannen fanden die Römer auf der Walstatt die Leichen bewaffneter Frauen (71_3). In Aurelians Triumphzug werden zehn Gotinnen aufgeführt, die in männlicher Rüstung kämpfend gefangen waren; weit mehr waren in der Schlacht gefallen (Flav. Vopiscus, V. Aurel. 34).

Neben den archäologischen und historischen Zeugnissen steht das der alten Namen. Die Namen, die man den Kindern gab, sollten ihnen das Ideal weisen, dem sie nacheifern sollten. Das Ideal des Mannes war der Held, das Ideal des Weibes ist in der Mythologie in den göttlichen oder halbgöttlichen Schlacht- und Schicksalsfrauen ausgebildet. Weil die Frau von der frühsten Zeit an dem Germanen als ein höheres Wesen erschien, in näherer Berührung mit der Götterwelt stand als der Mann, zeigen die altdeutschen Frauennamen weit mehr als die Namen der Männer unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorstellungen von göttlichen Wesen. Sie sind also eine wichtige Quelle für den Walkürenglauben. Zahlreiche Namen sind mit gunt und hilt (Krieg) zusammengesetzt, oder dem gleichbedeutenden hadu, wîc oder lauc (Kriegsbrand), leich (Kampfspiel); z. B. Mechthild, Mathilde ist die machtvolle, Chlothilde die berühmte, Kriemhilde die verhüllte Kämpferin, Kunigunde die für ihr Geschlecht kämpfende, Gudrun die Runen kundige Kampfzauberin, Hildegund, Baduhild, Haduwig, Hedwig die tüchtige Kämpferin, Thusnelda die Kraftkühne. Die Siegjungfrau bezeichnen z. B. Sigihilt, Siguwîf (Weib), Sigithrûd, Siginiu (Tochter des Sieges). Auf ihre Teilnahme am Heereszuge gehen die Namen mit heri und sint: Sinthgund, Herigilt (Priesterin des Heeres). Sie sind gerüstet und tragen einen Helm: Helmborg, Grimhilt; eine Brünne: Brunihild; einen Schild: Rantgund; einen Speer: Gêrdrûd, Gêrlind, Kêrpure, Gisalhilt; Baughild ist die Schildträgerin mit dem Ringe, Isanbirg, Isanburg die eisengerüstete Jungfrau. Darum ist ihr Ansehen strahlend, glänzend: Berahthild, Berahthrûd.

Ihr Erscheinen ist siegverkündend wie das der heiligen

Digitized by Google

Tiere des Kriegsgottes, Wolfhilt, Ebirhilt, Rosmôt. Sie haben von ihrem göttlichen Herrn den Auftrag, seine Günstlinge zu schirmen: die Namen mit birc, burg, munt drücken diese Aufgabe aus. Dann lächeln sie dem Sieger zu: Blîdhilda, Blîdthrûd; haben wohl selbst ihre Lieblinge unter den Streitern: Thrûdwin (S. 334); halten das fliehende oder feindliche Heer auf, wie auch der Merseburger Zauberspruch erzählt: Stillihere, wachen überhaupt vorsichtig über den ganzen Kampf: Gundwara, verleihen den Sieg: Gebahilt, schaffen den Frieden: Friduhilt; sie sind somit die Führerin in der Kriegsnot: Nôtharja, die starken auf dem Walfeld: Waledrût, opfern nach dem Siege das Heer der Feinde: Herigilt, und nehmen die Gefallenen auf.

Mit dem Verblassen der alten poetisch-mythologischen Vorstellungen wurden Züge aus dem Maren-, Truden- und Hexenglauben auf die Göttinnen übertragen. Aber die friesische Bezeichnung Walrîderske (S. 83) für den drückenden, den Menschen zu Tode reitenden Alp berechtigt noch nicht, die Gestalt der Walküren aus dem Seelen- und Marenglauben herzuleiten; der Walkürenname kann ebensogut lediglich zum Maren- und Hexennamen herabgesunken sein. Der allgemeine, urgerm. Name war ahd. itis, as. mhd. idis, ags. ides, an. dís. Die Idisi werden als die ‚weisen Frauen' oder die ‚Meerweiber' erklärt, oder besser als die ‚emsig schaffenden'. die überirdischen Frauen (an. iđ, iđn, iđja Arbeit). Neben der an. valkyrja findet sich in ags. Glossen walcyrge = Eurynis, walcrigge = Herinis, waelcyrre = Tisiphona, waelcyrige = Bellona, Allecto. Im ags. verstand man also unter Walküren unheimliche Gottheiten, die in das Geschick des Kampfes eingreifen. Kein einziger Grund lässt sich für eine Entlehnung aus dem Nordischen beibringen; im Gegenteil, dass bei den Westgermanen des Festlandes derselbe Name vorhanden gewesen sein muss, beweist der erste Teil des zusammengesetzten Namens walu, urgerm. *walaz. In allen germ. Dialekten bedeutet ahd. wal, ags. wael, an. valr den Haufen der Erschlagenen oder die Stelle, wo sie liegen; im nd., vom 13. Jahrhundert an bis heute bezeichnet Wall einen

Digitized by Google

Haufen z. B. Häringe (gr. *Ϝάλις* scharenweise, in Menge). Die Walküre ist also die Totenwählerin, die die Toten kiest, und obwohl das Kompositum für Deutschland nicht zu belegen ist, wird man doch den uns vertraut gewordenen Namen beibehalten dürfen.

Ein ags. Beschwörungslied gegen Hexenstich und Hexenschuss zeigt die bewaffneten Wolkenfrauen, wie sie Pfeile und Speere auf die Menschen schleudern:

Laut waren sie, ja laut, da sie über den Hügel ritten.
Sie waren hochgemut, da sie über Land (durch die Lüfte) ritten.
Schütze dich nun, willst du sicher vor ihrem Hass sein:
Heraus, kleiner Speer, wenn du drinnen bist! —
Ich stund unter der Linde, unter lichtem Schilde,
Da die mächtigen Frauen ihre Scharen ordneten
Und ihre gellenden Gere entsandten.
Einen andern will ich ihnen wieder senden,
Einen fliegenden Pfeil von vorn entgegen:
Heraus, kleiner Speer, wenn du drinnen bist! —
Es sass ein Schmied, schlug das kleine Messer,
. . . . . ein Schwert stark im Verwunden.
Heraus, kleiner Speer, wenn du drinnen bist! —
Sechs Schmiede sassen, Todesspeere schufen sie,
Heraus, Speer, sei nicht drin, Speer!
Wenn hier ist innen des Eisens Teil,
Der Hexen Werk, so soll es schmelzen! —
Wärst in die Haut du, ins Fleisch geschossen,
Oder wärst du ins Blut geschossen,
Oder ins Glied, nimmer sei dein Leben getroffen!
Wenn es sei der Asen Geschoss oder der Elbe Geschoss
Oder der Hexen Geschoss — nun will ich dir helfen:
Dies sei dir zur Heilung des Asen oder der Elbe Geschosses,
Dies für das Hexengeschoss. Ich will dir helfen.
Fliege hin in die Wildnis!
Sei am Haupte heil, es helfe dir der Herr!

Dem Liede liegt die Vorstellung zu Grunde, dass die Krankheit vom Geschoss der Geister verursacht sei. Die Hexen aber tragen das poesievolle Kleid der Dienerinnen Wodans. Zum Streite gerüstet, also mit Helm, Brünne und Speeren bewaffnet, laut jauchzend vor frohem Kampfesmut, reiten die mächtigen Frauen durch die Lüfte einher und senden sausende Speere und Pfeile auf den Feind. In der

Digitized by Google

epischen Einleitung erzählt der Entzaubernde diesen Hergang und sucht durch das Spell das Eisen aus dem Körper des Erkrankten wieder herauszutreiben. Zugleich hält er, unter einer Linde stehend, den Schild über ihn und berichtet, wie die Gegenwaffen geschmiedet werden. Für den Fall, dass das kleine Messer zur Gegenwehr nicht genügt, werden noch sechs Speere angefertigt. Bei der eigentlichen Beschwörung: ‚Wenn hier innen ist des Eisens Teil, so soll es schmelzen ... Fliehe hin in die Wildnis! Sei am Haupte heil!' wird eine heilende Salbe angewendet.

Auch der erste Merseburger Zauberspruch zeigt uns die göttlichen Frauen:

Einst setzten sich Idisi, setzten sich hierhin und dorthin,
[Vor Zeiten walteten Frauen, walteten hohe damals,]
Einige hefteten Hafte, einige hemmten das Heer (der Feinde),
Einige klaubten an den Fesseln (der vom Feinde Gefangenen) *herum,*
[Andere lösten, allerfahrene, die Fesseln]:
Entspringe den Haftbanden, entfliehe den Feinden!

Der epische Eingang beschreibt die Thätigkeit der Walküren auf der Walstatt. Sie kommen durch die Luft herangesaust und beteiligen sich zu Gunsten eines befreundeten Heeres am Kampfe, in drei Haufen geteilt. Ein solches Feld, wo sich die Schlachtgöttinnen niedergelassen hatten, hiess schon zu Tacitus Zeiten Idisiaviso (Ann. 2_{16}). Die einen fesseln die Gefangenen hinter dem befreundeten Heere, — der deutsche Namen solcher Walküren würde Hlancha (Kette) oder Herifezzara (Heeresfessel) sein — die andern werfen sich den feindlichen Scharen entgegen, indem sie selbst am Kampfe teilnehmen und ihre Speere schleudern, die dritte Gruppe hat sich hinter dem feindlichen Heere niedergelassen wo die Gefangenen aufbewahrt sind. Dort nesteln sie an den Fesseln und sprechen dabei die Lösungsformel: Entspringe den Haftbanden, entfliehe den Feinden! Wie hier durch die Hilfe der Idisi die Ketten springen, so hofft in ähnlicher Lage der Gefangene, dass ihr göttlicher Beistand bei Anwendung des Zauberspruches ihn befreien werde. In England war im 8. Jahrhundert der Volksglaube verbreitet, dass

Digitized by Google

Bande mit Hilfe gewisser Buchstabenzeichen oder Runen gelöst werden könnten (Beda 4_{22}).

Eine ähnliche Vorstellung von dem Lösen der Fesseln durch übernatürliche Mächte findet sich in der Odyssee; Odysseus erzählt von seinem Abenteuer bei den Thesprotiern (Od. $14_{345-349}$):

Jetzo banden sie mich im schön gebordeten Schiffe
Fest mit starkem Geflechte des Seils; dann selber entsteigend,
Nahmen sie schnell am Strande des Meers die bereitete Nachtkost
Doch mein fesselndes Band entknoteten selber die Götter
Sonder Müh.

Den germ. Walküren vergleichen sich die griech. Keren. Die Heere der Achäer und Troer haben ihre besondere Keren (Il. 8_{73}). Die Keren des schrecklichen Todes meide nicht einer der Sterblichen oder entflieht ihnen (Il. 12_{326}). Eine verwandte Situation wie in dem Merseburger Spruche wird in der Ilias geschildert (Il. $18_{534-540}$); die Keren erhalten den einen Kämpfer am Leben und sichern den andern vor Wunden, nur um die Toten streiten sie sich Bei Hesiod aber sind sie verderbliche, brüllende Würgeengel, mit knirschenden Zähnen und furchtbar grässlichem Blick, rot vom Blute der Erschlagenen, und alle gelüstet es gierig nach schwärzlichem Blut (Schild d. Her., 156—160. 248—257).

Auch den Angelsachsen waren, wie schon das Beschwörungslied gegen Hexenschuss zeigte, siegtreibende, schlachtfrohe Weiber bekannt:

Setzt euch Siegweiber, senkt euch zur Erde,
Wollet nicht wieder zum Walde fliegen!
Bleibt im Herzen meines Heils so eingedenk
Wie die Menschen männiglich des Mahls und der Heimat!

Auch hier kommen die Siegweiber durch die Luft geflogen, um sich zur Erde niederzulassen; ja der Anfang scheint geradezu aus einem sehr alten Walkürenspruch entlehnt zu sein, der dem Merseburger Spruche ähnlich war. Merkwürdig ist nur, dass der Ausdruck Siegweiber für schwärmende Bienen gebraucht wird, vermutlich weil man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr verstand und Bienenschwärme den ausziehenden Kriegern als gutes Wahrzeichen

Digitized by Google

galten (vgl. K. H. M. Nr. 62). Im Beowulf endlich heisst es: der Herr gab ihnen allda des Waffenglücks Gewebe, Erfreuung und Hilfe, dass sie ihre Feinde überwanden (697).

Das letzte Zeugnis für die Schlachtjungfrauen findet sich auf deutschem Boden um das Jahr 1000. Burchard von Worms spricht von dem Glauben, es könnten Weiber bei geschlossenen Thüren ausfahren und hoch in den Wolken einander Kämpfe liefern, Wunden erteilen und empfangen.

5. Schwanjungfrauen.

Walküren und Schwanjungfrauen sind Wolkenfrauen. Aber während die Walküren als Boten des Sturm- und Kriegsgottes ausschliesslich als Schlachtjungfrauen erscheinen, sind die Schwanenmädchen vor allem der Zukunft kundig. Das Walkürenideal ist in der Zeit entstanden, da die Germanen waffenklirrend in die Weltgeschichte dringen, die Gestalt der Schwanjungfrauen ist mit dem eigentümlichen poetischen Duft umwoben, der den stillen Waldsee mit seinen schattigen, grünen Ufern noch heute umgiebt. Diesem lieblichen Bilde entspricht naturgemäss mehr das stille, innerliche Wesen des Weibes als ihre im Drang der Zeit grossgezogene Amazonennatur. Die Angabe des Tacitus, dass dem ganzen weiblichen Geschlechte nach dem Glauben der Deutschen prophetische Gabe innewohne (Germ. 8), und die ehrfurchtgebietende Gestalt der Veleda zeigen, wie sich die Vorstellung entwickeln konnte, dass den Schwanenmädchen besonders der Blick in die Zukunft eigen war.

Wiederum sind die ahd. Frauennamen die wichtigste Quelle. In den Wäldern lassen sich die holden Jungfrauen nieder: Tanburg, Waldburg; sie tragen ein Schwanenhemd: Alpiz, der Schwan, ist ein Frauenname; wenn sie sich baden, legen sie ihr Gewand ab: Suanahilt, Swanburg, Swanegard ist die Schwanjungfrau; Swanaloug ist die Jungfrau, die sich wie ein Schwan badet, Triuloug ist die im Walde badende. An den sandigen Ufern der Flusse und Bäche werden sie gefunden: Sandhilt, oder auf feuchtem Boden: Wasahilt, auf

Wiesen: Wisagund (S. 156). Dass die Walküren zugleich Schwanenjungfrauen sein können, zeigen die kriegerischen Namen der badenden Frauen im N. L. Hadburc und Sigelind (s. u.).

Eins der ältesten Eddalieder, das auf niedersächsische Sage zurückgeht, erzählt: Von Süden her flogen einmal durch den Schwarzwald drei behelmte Jungfrauen, ihr Handwerk zu üben. Als sie müde waren, setzten sie sich zur Ruhe am Strande eines Sees nieder, weisses Linnen spannen die Weiber des Südens (d. h. sie wirkten das Schicksalsgewebe). Schwanweiss hiess die eine, Allwiss die andere, Olrun die dritte; sie stammten aus Walland (der mythische Name bedeutet ‚Land der Schlachtfelder'). Da überraschte sie Wieland mit seinen beiden Brüdern, sie nahmen ihnen die abgestreiften Schwanenhemden weg und führten die Jungfrauen als ihre Weiber heim. Sieben Winter sassen sie daheim bei ihren Gatten, doch im achten waren sie unruhig, im neunten konnte nichts mehr sie halten. Sie schwangen sich auf, zurück nach dem Schwarzwald, die behelmten Mädchen, um in den Dienst ihres göttlichen Gebieters zurückzukehren. Vom Weidwerk kamen die wegmüden Schützen, sie fanden die Häuser öd und verlassen, sie traten hinein und traten hinaus und suchten und spähten — fort waren die Frauen.

Die Handlung des Gedichtes spielt in Deutschland; der Schwarzwald, durch den die Schwanjungfrauen kommen, ist der saltus Hercynius, der ungeheure Urwaldsgürtel, der einst das mittlere Deutschland bis zu den Quellen der Weichsel durchzog. Darum heissen sie auch die südlichen Idisi, und Allwiss, Wielands Geliebte, ist die Tochter eines Königs, der den deutschen Namen Ludwig führt (S. 229).

Auf einem verloren gegangenen deutschen Wielandsliede oder auf mündlicher Überlieferung beruht das mhd. Gedicht von ‚Friedrich von Schwaben' (14. Jhd.). Es erzählt, dass der Held unter dem Namen Wieland seine Geliebte gesucht habe. Bei einer einsamen Waldburg sieht er drei Tauben zu einer Quelle fliegen, die sich darin baden wollen. Indem

Digitized by Google

sie die Erde berühren, werden sie zu Jungfrauen; eine davon ist die verschwundene Geliebte. Sie werfen ihre Gewänder ab und springen ins Wasser. Wieland, durch Hilfe einer Wurzel unsichtbar, nimmt ihnen die Kleider weg. Darüber erheben die Mädchen grosses Geschrei, aber Wieland, sichtbar hervortretend, erklärt sich nur dann zur Zurückgabe der Kleider bereit, wenn eine davon ihn zum Manne nehmen wolle. Sie entschliessen sich endlich, und Wieland wählt sein Weib, das mit Freuden in ihm den Friedrich von Schwaben erblickt.

Noch um das Jahr 830 ist dem Dichter des Heliand der Glaube an Walküren im Schwanengewande durchaus vertraut. Bei der Schilderung der Auferstehung Christi erscheint der Engel im Federgewande vom Himmel fliegend (5799).

Mit Sausen kam des Allwaltenden Engel aus heiterer Höhe
Im Federkleid gefahren, dass das Feld erbebte,
Die Erde ertönte und die tapfern Wächter
Den Mut verloren.

Es ist der rauschende Flug einer auf den Wolken fahrenden Wolkandrût, der hier auf den Engel übertragen wird, um den Sachsen das Imposante der Engelserscheinung durch die Erinnerung an ähnliche Erscheinungen aus dem Kreise der ihnen geläufigen Vorstellungen nahe zu legen.

Gudrun und Hildeburg sind von der wölfischen Gerlind an den Strand geschickt, damit durch niedrige Mägdedienste ihr stolzer Sinn gebrochen werde. In grauer Frühe beim rauhen Märzenwinde waschen die Königstöchter in den eiskalten Wogen die Leinwand. Da sehen sie einen Schwan über die Meeresflut heranrudern. ‚O weh, schöner Vogel, ruft Gudrun, du thust mich erbarmen, dass du einhergeschwommen auf der Flut kommst'. Aber in menschlicher Stimme giebt ihr der hehre Gottesengel Antwort und verkündet den Heimatlosen die nahe Ankunft der Freunde (1166 ff.) Aus der Schwanenjungfrau ist ein Engel geworden, der die Gestalt eines Vogels angenommen hat.

Schwanenjungfrauen sind auch die weisen Meerweiber des Nibelungenliedes (1473 ff; S. 162). Die Nibelungen sind

Digitized by Google

unangefochten bis an die Donau gekommen. Der Strom ist angeschwollen, kein Fährmann noch Fahrzeug zu sehen. Während die Scharen sich lagern, macht sich Hagen gewappnet auf um einen Schiffersmann zu suchen. Da hört er Wasser rauschen, zu lauschen hob er an: in einem schönen Brunnen baden Meerweiber. Leise schleicht er ihnen nach; aber als sie den Helden sehen, entrinnen sie ihm schnell und schwimmen wie die Vögel schwebend auf der Flut. Aber wie Wieland hat ihnen Hagen das Gewand geraubt. Da verspricht ihm die eine der weisen Frauen, Hadburg, wenn er ihnen die Gewänder wiedergebe, ihm zu verkünden, was er auf der Reise bei den Hunnen erleben werde. Hagen kennt die geheimnisvolle Gabe der Schwanjungfrauen, und gerne glaubt er Hadburgs doppelsinnigen Worten, dass die Fahrt in Etzels Land hohe Ehren bringen werde. Darum giebt er ihnen ihre Kleider zurück. Als sie aber ihr ‚wunderbares' Gewand wieder angelegt haben, sagt die andere Jungfrau, Sigelind, ihre Schwester habe aus List also geweissagt; noch sei es Zeit, wieder umzukehren, ihnen allen sei der Tod bereitet; nur der Kaplan des Königs käme wieder heim in König Gunthers Land.

Sagen und Märchen bis in die neueste Zeit schildern diese anmutigen Gebilde deutschen Glaubens übereinstimmend: sterbliche Männer rauben ihnen ihr Schwanengewand, nackt in göttlicher Schönheit stehen die Frauen vor ihnen und geben sich ihnen auf einige Jahre zu eigen, bis sie wieder in ihr lichtes Wolkenreich entschweben. Oft hat sich das aus dem Marenglauben bekannte Motiv der verbotenen Frage und Nachforschung an diese Erzählungen angeschlossen (S. 87). Eine Braut geht unfern von Donsum mit ihrem Geliebten am Ufer, sieht Schwäne auf dem Wasser, erkennt in ihnen ihre Schwestern und fliegt plötzlich als Schwan mit den andern davon. Ein Knabe zu Wimpfen erblickt auf einem See drei Schwäne, fährt auf einem Brette zu ihnen hinüber, versinkt aber und findet unter dem Wasserein Schloss mit drei schönen Jungfrauen, bei denen er solange bleibt, bis ihn die Sehnsucht nach der Oberwelt ergreift. Als sie

Digitized by Google

ihm aber die Rückkehr erlauben, stirbt er, wie sie ihm angedroht haben. Die Schwanenhemden kehren im Märchen als weissseidene Hemdchen wieder, die die Stiefmutter den Kindern überwirft; kaum haben sie den Leib berührt, so verwandeln sich die Kinder in Schwäne und fliegen über den Wald hinweg. Als die Sonne untergeht, setzen sie sich auf den Boden, blasen einander an und blasen sich alle Federn ab, und ihre Schwanenhaut streift sich ab wie ein Hemd (K. H. M. Nr. 49; D. S. Nr. 292, 295, 534, 540).

Göttinnen, die nur inschriftlich bezeugt sind.

Am 5. November 1812 wurde in der Nähe von Stuivezand zwischen den Dörfern Rysbergen und Groot-Zundert, in Nordbrabant ein Altar gefunden, der jetzt im Museum von Leyden steht: *Deae Sandraudigae cultores templi.* Etwa 30 Jahre später stiess man an derselben Stelle auf die Überreste eines Gebäudes, auf Steine, Dachziegel, Nägel, Haken, irdenes Geschirr und Münzen von Vespasian und Antoninus. Vermutlich hatte hier ein Tempel der Sandraudiga gestanden. Vor allem förderte man eine grosse Menge von Zähnen und die Kinnladen von Rindern und Schafen zu Tage, Überreste von alten Opfern. An der Schmalseite des Altars befindet sich je ein Füllhorn wie bei den Nehalenniasteinen. Sandraudiga ist vermutlich ein Beiname der Erdgöttin und bedeutet die wahrhaft und wesentlich reiche und glückliche Göttin, die den Feldern Fruchtbarkeit spendet, wie die Füllhörner zeigen, und die Herden schützt, wie vielleicht die Befunde von Opferresten bestätigen.

Drei Steine bezeugen den Kult einer Göttin Vagdavercustis. In Geldern, dem ehemaligen Gebiete der germ. Cugerni hat ihr ein Decurio eine Inschrift geweiht. Eine sichere Deutung des Namens ist noch nicht gefunden, man weiss nicht einmal, ob Vagdaver. Custi zu lesen ist oder Vagdavercusti. Custis wird als die (Toten) Wählerin erklärt, urgerm. *wagdô die Bewegung, *werô die Hemmerin, man sieht also eine Totengöttin in ihr. Vagdavercustis deutet man als die Bewirkerin der lebenden Kraft, die Lebenskraft

Digitized by Google

wirkende und fasst den Namen als ein Beiwort der Erdgöttin auf (Wurzel wag bewegen, Vercustis die Bewirkerin).

Auf einer Brunnenschale aus Ernstweiler bei Zweibrücken, also im alten Nemetergau, und auf einer Inschrift aus Bertrich an der Mosel kommt eine Dea Vercana vor. Vercana hängt mit Vercustis zusammen, beidemal kehrt der Stamm ‚werk' wieder. Westgerm. *Vercanu entspricht genau dem Beinamen der Athene *Ἐργάνη*, der Beschützerin künstlicher Arbeiten. Auch der Umstand, dass sich die Inschrift am Rande einer Brunnenschale befindet, kann in Beziehung zum Geschäfte des Handwerkers stehen, der sie herstellte. Möglich ist aber auch, dass Vercana eine Brunnengöttin ist.

Im Sommer 1893 wurde zu Lanchester, einer Station an der wichtigen Römerstrasse nach Nordengland ein Altar aus Sandstein gefunden, den ein suebisches Detachement der Göttin Garmangabis um 238—241 errichtet hat. *Garmanagabi wird als die erwünschte, willkommene Geberin erklärt, als die bereitwillig begabende, oder als die bereit liegenden Reichtum besitzende, aus der immer bereiten Fülle des Reichtums spendende. Der Reichtum der Göttin ist der Erntesegen, das suebische Beiwort käme also der Erdgottheit zu, der ermin. Isis-Nehalennia (S. 388).

Ein bei Xanten, also auf kugernischem Boden, gefundener Denkstein trägt die Inschrift: Alateiviae und nennt als Stifter einen Arzt Divo. Alateivia ist die Allleuchtende, *Πανδία-Σελήνη*. Vielleicht stimmt Alaiteivia nicht nur dem Namen, sondern auch ihrer Wirksamkeit nach mit dieser überein und ist wie Diana eine Mondgöttin. Beziehung zur Geburtshilfe und zu Heilzauber verschiedenster Art gehört zum Wesen alter Mondgöttinnen; so erklärt sich auch, dass der Stein von einem Arzte gesetzt ist. Nur wissen wir sonst gar nichts von einer deutschen Mondgöttin; an die Luna Caesars zu denken (b. g. 6_{21}), ist ebenso wenig wie bei der Göttin Haeva statthaft (S. 386).

Digitized by Google

Dritter Teil.

Der Kultus.

Das Christentum schlug den heidnischen Germanen gegenüber ein doppeltes Verfahren ein. Das unduldsame Wort des Bischofs Remigius von Rheims bei der Taufe des Frankenkönigs Chlodovech (496): ‚Beuge dein Haupt in Demut, stolzer Sigamber, und verehre von nun an, was du bisher verbranntest, und verbrenne, was du bisher verehrtest!', darf als vorbildlich für die spätere Zeit gelten, in der die heidnischen Götter sämtlich für teuflische Mächte erklärt wurden, und die christlichen Missionare sich beeiferten, die Heiligtümer zu vernichten und den heimischen Glauben und Brauch auszurotten. Zwar leugnete die Kirche die persönliche Existenz der für Götter gehaltenen Wesen durchaus nicht, aber auf Grund biblischer Stellen (wie Psalm 96_5, I. Kor. $10_{21\,-\,22}$) wurden sie als Dämonen bezeichnet. Ihre Verehrung wurde Teufelsdienst; die deutschen Götter wurden direkt als böse Geister bezeichnet. ‚Entsagst du den Unholden?' fragt das ostfränkische Taufgelöbnis des 7. Jhd., und der Täufling antwortet: ‚ich entsage.' Die Opfer, die er seinen Götten gebracht hatte, musste er aufgeben; aber ihre Namen nennt die Taufformel nicht, sie wären eine Entweihung: sie sind nicht den Menschen hold, sondern unhold. In der sächsischen Taufformel von 772 wird allen Werken und Worten des Teufels entsagt, dem Donar, Wodan und Saxnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind (S. 222). So ist die Gestalt des Teufels, wie sie im Volksglauben lebt,

Digitized by Google

reich an Zügen entstellten deutschen Heidentums. Namentlich in Norddeutschland ist die Kirche mit furchtbarer Rücksichtslosigkeit vorgegangen. Unerbittliche Strenge spricht aus den Verordnungen Karls des Grossen vom Jahre 787/8: die capitula, quae de partibus Saxoniae constituta sunt, setzen auf Mord von Priestern Todesstrafen, ohne das Wergeld (Manngeld) zuzulassen, ebenso auf Menschenopfer, Bündnisse mit Heiden, Raub und Zerstörung von Kirchen, ja auf Verweigerung der Taufe, Verharren im Heidentum, Leichenverbrennen und Fastenbruch. Aber noch um 700 war in Bayern Kirchendiebstahl nicht höher gestraft als Diebstahl aus einem andern öffentlichen Gebäude, wie z. B. einer Mühle. In acht Artikeln zum Schutze des Christentums kehrt der schaurige Refrain wieder: ‚der soll des Todes sterben'. In einem besonderen Verzeichnisse werden auf das Sorgfältigste alle heidnischen Gebräuche und Opfer aufgezählt, deren völlige Unterdrückung durchgeführt werden soll. Dieser Indiculus superstitionum et paganiarum (Verzeichnis heidnischer und abergläubischer Gebräuche und Meinungen) aus der Zeit Karls des Grossen reiht in knapper Fassung 30 Punkte nebeneinander und scheint zum Amtsgebrauche der königlichen Sendboten oder Bischöfe für ihre Visitationsreisen gegeben zu sein. Aber trotz Feuer und Schwert gelang es nicht, die alten heiligen Gebräuche gänzlich auszurotten. Oft genug erweist sich das, was niemals aufgeschrieben ist und sich nur in mündlicher Überlieferung erhalten hat, durch Heranziehen ethnologischer Parallelen als Rest uralter Zeit.

Hundert Jahre nach der Taufe Chlodovechs spricht der römische Bischof Gregor der Grosse ein anderes, geradezu entgegengesetztes Wort über das Verhalten der Kirche dem germ. Heidentum gegenüber. Auch er hatte anfangs die ags. Missionare angewiesen, die Götzentempel der Bekehrten zu zerstören, aber er war zu der Überzeugung gekommen, dass es besser wäre, behutsam zu Werke zu gehen und den christlichen Glauben soviel wie möglich an deutsch-heidnische Vorstellungen anzupassen.

Der Brief, den Gregor an den Abt Melittus von Canter-

Digitized by Google

bury geschrieben hat, lautet: „Sagt dem Augustinus, (der mit 40 Benediktinern in England gelandet war, 596), zu welcher Überzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Angelsachsen gekommen bin. Man soll die Götzenkirchen bei jenem Volke ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darinnen vernichten; man mache Weihwasser und besprenge damit die Tempel, man errichte Altäre und lege Reliquien hinein. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muss man sie vom Götzendienste zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen den Irrglauben ablege, den wahren Gott erkenne und um so lieber sich an den Stätten versammele, an die es gewöhnt war. Und weil die Angelsachsen bei ihren Götzenopfern viele Stiere zu schlachten pflegen, so muss auch diese Sitte zu irgend einer christlichen Feierlichkeit für sie umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnistage der heiligen Märtyrer, deren Reliquien bei ihren Kirchen niedergelegt werden, aus Baumzweigen Hütten um die ehemalige Götzenkirche machen und sollen so den Festtag bei kirchlichem Mahle feiern, so dem Teufel keine Tieropfer mehr bringen, sondern sie sollen zum Lobe Gottes die Tiere zum Essen schlachten und dem Geber aller guten Gaben für ihre Sättigung danken; denn wenn ihnen einige äusserliche Freuden bleiben, werden sie um so geneigter zu den innerlichen Freuden (der Bekehrung) werden. Den rohen Gemütern auf einmal alles abzuschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, weil auch der, so auf die höchste Stufe steigen will, durch Schritt und Tritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt.“ Diesem weisen Verhalten Gregors, das klug den deutschen Volksgeist schonte und so die neue Lehre volkstümlich machte, ist es zu verdanken, dass uralte Kultustrümmer der heidnisch-deutschen Gottesverehrung heute noch als Volksfeste und Volksbelustigungen erhalten sind und als unzertrennliche Begleiter der kirchlichen Feste auftreten.

Zur Bezeichnung dessen, das unter dem Banne der Gott-

Digitized by Google

heit steht oder die engere Zugehörigkeit zu dieser ausdrückt, dient das urgerm. Adjectivum hailagas. Heilig gehört zu heil und bezeichnet etwas, was dauernd heil und unversehrt, was unverletzt und unverletzlich ist. Unverletzlich war nach germ. Vorstellung nur das von den Göttern Geschützte, und somit drückt heilig den Gegensatz zum Profanen aus. Es scheint, dass ‚heilig' seine eigentümliche Prägung erst durch den Gottesglauben erhalten hat und ursprünglich nicht zur Bezeichnung dessen verwendet wurde, das auch den Seelen und Geistern gehörte.

Die deutschen Götter gelten durchaus als mächtige Helfer und weise Lenker. Da das Opfer dem Menschen die Gnade der Götter gewinnen soll, ist die überragende Mehrzahl Bittopfer; es findet von der Gemeinde vor allem nach beendigter Aussaat, wie beim Beginne der Ernte statt. Ein Abart ist das Sühnopfer. Bei einem Viehsterben oder bei grossen Landplagen gilt es, den mächtigsten Gott, der ganze Landstriche durch die von ihm zur Strafe gesandten Seuchen verheert, durch Opfer zu versöhnen; man hofft, durch einen Akt seiner verzeihenden Gnade Segen und Glück wieder zu erhalten. Das germ. Kriminalrecht ruht in seinem letzten Grunde auf der religiösen Idee der Sühnung. Hat die Gemeinde die Huld des Gottes wieder erlangt, so vergisst sie nicht ihm abermals zu nahen, in feierlichem Dankopfer. Es ist ein bedeutungsvoller Zug des deutschen Volksgeistes, dass er nach empfangener Wohlthat sich dankend an die Gottheit wendet und sich nicht mit dem nackten Erfolge begnügt.

Ihren Höhepunkt erreichen die Opfer im blutigen Menschenopfer. Sie sind die fürchterlichsten, aber in gewissem Sinne auch die tiefsinnigsten Opfer des Heidentums; um die Götter zu gewinnen, verzichtet der Opfernde auf das, was ihm selbst als das Wertvollste erscheint, auf das eigene Leben, dann auf das der ihm zunächst Stehenden (wie der Kinder, Verwandten, Fürsten), und schliesslich gibt er gewissermassen als Ersatz das Leben der Gefangenen hin.

Dieser Ersatz an Stelle des Besten und Wertvollsten ist ein Zeichen des sinkenden Heidentums. Wohl wird noch

Digitized by Google

ein Leben für das andere hingegeben, aber eins von geringerem Werte als das bedrohte. An Stelle der Könige und Fürsten, die für ihr Volk fielen, treten bei den Deutschen kriegsgefangene Feinde, erkaufte Knechte oder schwere Verbrecher; Bonifatius klagt die christlichen Händler an, den Heiden Sklaven zu Opferzwecken verkauft zu haben. Wie an Stelle des höheren Lebens das niedere tritt, wie sogar das Opfer eines Tieres ein menschliches Leben ersetzen kann, so wird es ganz gebräuchliches Verfahren, den Teil für das Ganze hinzugeben. Die Gottheit erhält nicht mehr das ganze Opfertier, sondern nur bestimmte Stücke, oft solche, die der Mensch selbst nicht verwerten kann. Schliesslich bleibt von dem Opfer nur noch die bildliche Nachahmung übrig. Man brachte Nachbildungen von den erkrankten Gliedern dar, als Bittopfer vor der Heilung oder als Dankopfer nach derselben. Die Kirche hatte die heidnische Sitte zu bekämpfen, in Holz geschnittene Glieder zur Hebung der Krankheit vor einem heilkräftigen Idole aufzuhängen. Oder man ahmte die geweihten Opfertiere aus einem Mehlteige nach und opferte sie als symbolische Ersatzmittel. Wenn das Wasserhuhn an der Bode in Thale am Harz pfeift, muss ein Mensch ertrinken; aber dann werfen die Müller dem Nickelmann ein schwarzes Huhn ins Wasser, um das Opfer abzulösen. Ja die Wassergottheit begnügt sich mit einer Nachbildung des Menschen, sie verlangt nur die Anerkennung ihres Rechtes. Die Stroh- und Lumpenpuppe, die am Sommer- oder Totensonntage (Laetare) in Franken, Thüringen, Meissen, Lausitz und Schlesien ins Wasser geworfen wird, ist nur ein Ersatz für einen lebenden Menschen, der beim Frühlingsbeginn für die Fruchtbarkeit des Jahres geopfert wird. Auch der deutsche Frühlingsgebrauch der Laubbekränzung eines Knaben oder Mädchens, die in das Wasser geworfen werden, geht auf ein Menschenopfer zurück, das der fruchtbaren Wasser- und Regengottheit gebracht worden ist (S. 296; s. u. 422). Uralt und weitverbreitet ist der Brauch, an geweihter Stätte ein Stück des Gewandes niederzulegen oder aufzuhängen. Häufig war es nur ein Dank- oder Bittopfer (vgl. Horaz Od. 1_5). In Oberösterreich wirft

Digitized by Google

man alte Kleider und Esswaren in den Fluss, um vom Wassermanne Frieden für das Jahr zu erhalten. Im Erzgebirge sucht man das Leben eines im Zeichen des Wassermanns geborenen Kindes dadurch zu retten, dass man dem Wassermanne ein getragenes Kleid des Kindes in den Fluss oder Teich wirft. Nicht als Opfer, sondern als mysteriöses Mittel der Heilung dienen die Kleidstücke, die sich an Quellen finden; auf die Lappen oder Fetzen soll die Krankheit übertragen werden. Die Gewänder wurden befeuchtet und in der Nähe des Wassers an einem Baume oder Strauche aufgehängt, wo sie blieben, bis sie zerfielen; wer solches Opfer gebracht, durfte sich beim Weggehen nicht umschauen.

1. Gottesdienst, Gebet und Opfer.

Über die Art und Weise des germanischen Gebetes fehlen genauere Nachrichten. Das einzige erhaltene Gebet, das allerdings in die älteste Zeit zurückreicht, ist der ags. Flursegen: ‚Zur Erde bet' ich und zum Himmel darüber. . .' (S. 361), ‚Erce, Erce, Erce, Mutter der Menschen' (S. 362). Zu vergleichen ist der Brauch, dass in Mecklenburg am Ende des 16. Jahrhunderts die Schnitter mit entblösstem Haupte um die Ähren im Reigen tanzen und dazu singen: ‚Wode, hole deinem Ross nun Futter! Nun Distel und Dorn, aufs andere Jahr besser Korn!' (S. 317, 391).

Das ags. Gebet ward stehend gesprochen, das Gesicht gen Osten, gegen die aufgehende Sonne gerichtet, unter deren belebenden Strahlen die Fluren gedeihen. Boiocalus blickt zur Sonne empor und ruft die übrigen Gestirne an, als wären sie gegenwärtig, ob es ihr Wille sei, auf leeren Boden niederzuschauen (Ann. 13_{55}). Der Priester und der Hausvater flehten beim Erforschen der Zukunft zu den Göttern und blickten dabei gegen den Himmel auf (Germ. 10). Andererseits schauten die betenden und opfernden Deutschen auch gen Norden; ja dies scheint überwiegend der Fall zu sein. Nach dem Norden wurde der Wohnsitz des Teufels verlegt, und die Neubekehrten mussten mit gerunzelter Stirn und

Digitized by Google

zorniger Geberde, nordwärts gerichtet, dem alten Glauben entsagen. Mit gebeugtem Rücken beteten die Langobarden zu Wodan, als sie ihm ein Ziegenopfer darbrachten (S. 328). Uralt ist die Sitte der Entblössung des Hauptes und vielleicht auch der Füsse. Nur die Priester bei den Goten trugen während des Opfers Hüte, das übrige Volk aber stand unbedeckt (Jord. 5, 11). Auch von den Schnittern in Mecklenburg heisst es ausdrücklich, dass sie ihre Hüte abnahmen, während sie Wodan oder seine Gemahlin anriefen. Den durch uralte Gottesfurcht geheiligten Hain des Tius durfte man nur gefesselt betreten (Germ. 39); wer ihn betrat, war der Gottheit preisgegeben und legte als sichtbares Zeichen die Fessel an. Auch der Chattenkrieger stellte sich durch den Eisenring symbolisch unter die Gewalt des mächtigen Herrn über Leben und Tod, um sich zu erniedrigen wie ein Verbrecher, bis er durch Thatkraft die Manneswürde bewährt hatte (Germ. 31). Beim Nerthusfeste nahte die Gemeinde unbewaffnet dem Hain und Tempel (Germ. 40). An dem Brunnenrande kniete man nieder und schöpfte schweigend das Wasser vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang; auch auf dem Gange zu der Quelle war Schweigen geboten. Nach dem Tranke des heilkräftigen Wassers oder nach der Waschung ward der Born dreimal unter Gebet umschritten. Unter feierlichem Schweigen wurden von keuschen Jünglingen beim Notfeuer trockene Hölzer durch Reibung in Brand gesetzt Stillschweigen wird durch die Priester bei der Volksversammlung geboten (Germ. 11)

In der ältesten Zeit, von der keine geschichtliche Kunde uns meldet, war bei den gottesdienstlichen Handlungen, durch die die Gnade der Gottheit, ihr Segen für das Leben in Menschen, Tieren und Gewächsen, ihr Schutz gegen feindliche Kräfte und Wesen errichtet werden sollte, völlige Nacktheit des Bittenden und Opfernden erforderlich. Losgelöst von dem unreinen, gewöhnlichen Leben sollte der Mensch vor die Gottheit treten, wie ein vom Leben noch nicht befleckes Kind. Auch die Götter waren ja in der Urzeit noch unverhüllt gedacht (S. 207). Wer eine über menschliche Kraft

Digitized by Google

reichende Handlung vollziehen, den Göttern gleich wirken wollte, musste wie sie nackt erscheinen. In den volkstümlichen Gebräuchen, die auf einen Einblick in die Zukunft und die Erkenntnis geheimnisvoller Erscheinungen zielen, ist die Nacktheit geboten; allerdings ist meistens die Entblössung des ganzen Leibes auf einen Teil, z. B. die Füsse beschränkt. Noch im 10. Jahrhundert ward bei Regenmangel ein Mädchen ausgewählt, nackt ausgezogen und zu einer Stelle ausserhalb des Dorfes geführt, wo Bilsenkraut wuchs. Dort musste das nackte Kind eine Bilsenpflanze mit dem kleinen Finger der rechten Hand entwurzeln, die darauf an die kleine Zehe des rechten Fusses gebunden wurde. Zweige in den Händen haltend führte man die Kleine in den nächsten Bach, besprengte sie mit den ins Wasser getauchten Zweigen, sang dazu Zauberlieder und führte rückwärts gehend das nackte Mädchen wieder ins Dorf. So hoffte man Regen zu bekommen (Burch. v. Worms). Ursprünglich wurde natürlich das Mädchen getötet als ein Opfer des Gottes, von dem das Gedeihen von Feld und Weide, also Regen und Sonnenschein abhing. Noch heute wird in vielen Gegenden ein Jüngling oder Mädchen in Laub, Schilf und Blumen gekleidet und durch das Dorf geführt, auch wohl ins Wasser geworfen. Der älteste Bericht hebt die völlige Nacktheit des Regenmädchens bei diesem Regenzauber hervor (vgl. auch S. 56). Die Umhüllung des ursprünglich nackten Menschen mit Laub und Kräutern ist die Bekränzung des Opfers. – In der heiligen Zeit der Wintersonnenwende suchen durch ganz Deutschland die Mädchen ihren künftigen Gatten im Schattenbilde zu schauen; wesentlich dabei ist die Nacktheit, die bis in die Gegenwart hinein noch häufig vorkommt. An Stelle der völligen Nacktheit ist bei den kimbrischen Priesterinnen die Barfüssigkeit getreten (Strabo $7_{2,3}$). Im deutschen Hexenglauben haben sich alte Kulterinnerungen erhalten, nicht nur der zum Opferfeste gehörige Reigen, der Hexentanz, und die Opfermahlzeit, sondern auch die für die Zauberhandlungen notwendige Nacktheit (S. 64). Wie Hera, als sie sich zu der Buhlschaft mit Zeus vorbereitet, sich in ihrem geheimen

Digitized by Google

Gemache einschliesst, den ganzen Leib einsalbt und dann über Meer und Länder wie ein Vogel zu ihm stürmt, so salben sich die deutschen Unholden den nackten Körper und fahren dann entweder in Weibsgestalt, oder in Vögel oder rasche Vierfüssler verwandelt nach dem Festplatz.

Als mit der steigenden Kultur der Mensch sich seiner Nacktheit schämte und gewahr wurde, dass er nackend war, machte er sich wie das erste Menschenpaar nach dem Sündenfalle Schürzen. Man wagte nicht mehr in seiner wahren Gestalt der Gottheit vor die mächtigen Augen zu treten, sondern suchte sich gewissermassen durch Unkenntlichmachen vor ihr zu decken und zugleich feindliche Dämonen zu schrecken (S. 397). Uralte Gebräuche, die noch heute bei den Tänzen und Festspielen der Naturvölker geschehen, lassen sich auch für Deutschland vom Altertum her durch das Mittelalter bis in die Gegenwart bei Ernte- und Frühlingsfeiern, am heidnischen Neujahrsfest, aber auch bei Hochzeiten verfolgen. Wie man den überirdischen Wesen Gestaltenwechsel zuschrieb, namentlich von ihrer Fähigkeit fest überzeugt war, sich in Tiere zu verwandeln, so vermummten sich die Teilnehmer an Aufzügen bei gottesdienstlichen Festen in Tiermasken, besonders von Hirschen und Kühen. Ja, es scheint, dass diese Maskierungen wie die Nacktheit stattfanden, um den Göttern gleich zu erscheinen und gleiche Wirkungen auszuüben. Die Kirche befiehlt im 7. Jahrhunderte (Cäs. v. Arles; Eligius): „niemand begehe an den Kalenden des Januars die Abscheulichkeit und Abgeschmacktheit, dass er eine junge Kuh, einen Hirsch oder einen Riesen spiele“ (iotticos, al. ulerioticos; etwa = vellerios ticos ‚zottige Ziegen‘?) Vor allem richteten sich die Verbote der Kirche gegen die Vermummungen bei der deutschen Neujahrsfeier. „An den Tagen der Kalenden des Januar — heisst es in Predigten des 6. und 7. Jahrhunderts — kleiden sich die Heiden mit Umkehr der Ordnung der Dinge in unanständige Missgestalten, . . . diese elenden Menschen, und was noch schlimmer ist, einige Getaufte nehmen falsche Gestalt und monströse Gesichter an, worüber man sich

Digitized by Google

schämen, dann aber vielmehr betrüben muss. Denn welcher Vernünftige sollte es glauben, dass Menschen, die bei Besinnung sind, sich, indem sie den Hirsch spielen, in das Wesen von Tieren umwandeln wollen? Andere kleiden sich in die Felle ihres Viehes, andere setzen sich Tierhäupter auf, darüber sich freuend und ergötzend, dass sie sich so in die Gestalten wilder Tiere umgewandelt haben, dass sie nicht Menschen zu sein scheinen." „Was ist so verrückt, wie sich in wilde Tiere zu verkleiden, der Ziege oder dem Hirsch ähnlich zu werden, auf dass der Mensch, zum Ebenbilde und Gleichnis Gottes geschaffen, das Opfer der Dämonen werde?" „Wenn ihr daher ihrer Sünden nicht teilhaftig werden wollt, so gestattet es nicht, dass der Hirsch oder die Kuh oder irgend ein Ungetüm vor euer Haus komme" (wo man Gaben einsammelte). Die Christen werden aufgefordert, die von den Ihren zu züchtigen, von denen sie wahrnehmen, ‚dass sie noch jene höchst schmutzige Schändlichkeit mit der Hindin und dem Hirsche treiben'. Aber die Deutschen rechtfertigten sich, wie Bonifatius 742 an Papst Zacharias schreibt, damit, dass sie Ähnliches in Rom in der Nähe der Peterskirche gesehen hätten, wo man es ruhig geschehen liesse; auch dort gingen jedes Jahr am Tage oder in der Nacht vor den Kalenden des Januar Umzüge mit Gesang durch die Strassen und liessen heidnische Jubeltöne und unchristliche Lieder erschallen. Wie wenig die Verbote nützten, geht daraus hervor, dass sie im 11. Jahrhundert wiederholt werden mussten. Als Schwärzung des Gesichtes, Verkleidung in allerlei seltsame Trachten und Anlegen von Tiermasken hat sich der Brauch bis heute erhalten, namentlich zu Martini und in der Fastnacht.

Zu den Vermummungen gehören auch die Verstellungen der Männer in Weiber und der Weiber in Männer. Auch dagegen eifert die Kirche bereits in der ältesten Zeit: „Wie schändlich ist aber auch, dass die als Männer Geborenen Frauenkleider anziehen und in den schändlichsten Verkleidungen durch Mädchenanzug die männliche Kraft weibisch machen; sie, die nicht erröten, die kriegerischen Arme in Frauenkleider zu stecken; bärtige Gesichter tragen sie zur

Digitized by Google

Schau, und doch wollen sie für Weiber gelten" (Eligius). Noch im 17. Jahrhunderte verbietet eine brandenburgisch-kulmbach'sche Polizeiverordnung die Fassnachts-Vermummungen, wobei die Frauen in Mannes-, die Männer sich in Frauenkleidung verstellten. Dieser Kleidertausch der Geschlechter, namentlich bei den Mai- und Pfingstaufzügen, findet noch heute in Schwaben, Thüringen und der Altmark statt. Im Elsass wird bei der Beendigung der Weinlese auf einem mit Trauben beladenen Wagen ein ganz russiger Mensch umhergefahren, der alle Begegnenden mit seinen russigen Händen schwarz zu machen sucht. Den Wagen umgeben die übrigen Arbeiter, wobei sich die Männer als Weiber, die Weiber als Männer aufputzen.

Die gemeingermanische Bezeichnung für das Gebet ist verloren gegangen; auch der heidnische Ausdruck für Opfer musste dem von der Kirche gebrauchten Fremdworte weichen. An Stelle des got., ags. blôtan, an. blóta, ahd. pluozan ‚Gott durch Opfer verehren', trat in Oberdeutschland ahd. opfarôn, mhd. opfern, aus kirchenlat. operari = Almosen spenden, in Niederdeutschland as. offrôn, engl. to offer, auf lat. offerre = darbieten zurückgehend.

Ahd. kelt, as. geld, ags. gield, nhd. Geld ‚die Spende' bezeichnet sowohl Zahlung, Steuer, wie Opfer. Zu dem gemeinschaftlichen Opfermahle wurden die Steuern in Form von Lebensmitteln eingesammelt, wobei das Heiligtum von Haus zu Haus herumgeführt wurde (S. 371). Eine solche Einigung zum religiösen Mahle bildete nach altgermanischem Begriff eine Gilde; auch Tacitus spricht von den festlichen Schmausereien bei dem Erntefeste der Tanfana (Ann. 1_{50}; S. 384). Von diesen alten Opferschmausen und Gelagen führen die Gilden ihren Namen (S. 371). Festliche Gelage erwähnt Tacitus auch an einer anderen Stelle (Ann. 1_{65}). Der römische Feldherr Caecina war von den deutschen Truppen unter Armin in Wald und Sumpf gelockt worden. Während die Römer um trüb qualmende Wachtfeuer lagen, erfüllten die Deutschen die Thäler in der Tiefe und die wiederhallenden Waldhöhen mit wildem Getöse und fröhlichen Gesängen

beim festlichen Mahle. Aber allzufrüh hatten sie sich der Siegesfreude ergeben und dem schwertführenden Kriegsgotte zu früh ihren Dank dargebracht; denn am dritten Tage gelang den Kohorten ein unvermuteter Ausfall aus den Lagerthoren, und die Deutschen wurden im Rücken und in der Flanke überfallen. Die Briefe des Bonifatius erwähnen einen Priester des Donar, der Opferfleisch genoss (S. 344). Unmöglich konnten natürlich bei den grossen Festen der religiösen Genossenschaften alle Teilnehmer im Tempel Platz finden. Tacitus erwähnt, dass beim Überfalle des Germanicus der Tempel der Tanfana dem Erdboden gleich gemacht wurde und die feiernden Massen auf ihren Gehöften niedergemacht wurden (Ann. 1_{50-51}). Also nur ein Teil feierte im Heiligtume selbst, der andere in derselben Weise unter freiem Himmel oder in den nächsten Höfen. Aus dem Schreiben Gregors an Melittus geht hervor, dass die Teilnehmer während der Festzeit sich in Laubhütten bei der Kultusstätte aufzuhalten und für sich zu feiern pflegten (S. 417). Aber es wurde nicht allein zu Ehren der Götter gegessen, sondern auch wacker getrunken. Welche Augelassenheit dabei herrschte, kann man daraus ersehen, dass die Germanen in Spätherbste des Jahres 14 nicht einmal die erforderlichen Vorsichtsmassregeln getroffen und für das Aufstellen von Nachtposten nicht Sorge getragen hatten. Der übermässige Genuss von Speise und Trank konnte dem Gläubigen nicht schaden, sondern nur Vorteil bringen. Je mehr er ass, um so sicherer war er, des Segens der Gottheit teilhaftig zu werden, der auf das ihr geweihte Mahl überging, und je mehr Becher er ihr zu Ehren leerte, um so stärker und schöner musste er werden. Feierte die Gemeinde ein grosses Fest nach glücklich eingebrachter Ernte oder zur Zeit der Wintersonnenwende, so durfte sich niemand vom Opferschmaus und Gelage zurückziehen. Selbst der vorüberwandernde Fremdling ward gastlich in den feiernden Kreis gezogen. Gregor von Tours spricht von der Überfüllung mit Speise und Trank, der sich die Barbaren im Opferbezirke bis zum Erbrechen ergeben hätten (vitae patr. 6). Die Langobarden wollten 579 bei einem Siegesfeste 400 gefangene Christen

Digitized by Google

zwingen, Wodan anzubeten und vom Opferfleische zu essen (S. 328).

Aus dem mit Silber oder anderem Metalle beschlagenen Becher brachte man von dem Biere, das die Priesterinnen bei den öffentlichen Feiern bereitet hatten, oder von dem Met, den die Frauen durch Aufguss auf Honigwaben gewonnen, den Göttern ein Trankopfer dar. Wie man der Verstorbenen beim fröhlichen Mahle gedachte und zur Erinnerung an sie ‚Minne' (d. h. Gedächtnis) trank, so war es Sitte, auch der Götter nicht zu vergessen, man liess sie den feierlichen Trank mitgeniessen (Gregor, a. a. O.). Dankwart stürmt mit Blut bedeckt, das blosse Schwert in der Faust, in den Saal und verkündet laut den treulosen Überfall in der Herberge. Da springt der grimme Hagen auf, heisst ihn die Thüre schliessen und bricht in die entsetzlichen Worte aus: „Nu trinken wir die minne und gelten s küneges wîn" (N. L. 1897) d. h. „nun trinken wir die Minne und opfern des Königs Etzel Wein"; dabei schlägt er Kriemhilds Sohn das Haupt ab. Wie man beim Mahle einen Becher leerte als Gedächtnis für die Toten, so denkt Hagen in furchtbarer Ironie des erschlagenen Siegfried; der Trank aber ist Blut und die Becher sind die Schwerter; des Königs Wein ist das Opfer, das Blut seines Sohnes und seiner Mannen. Der heilige Columban traf auf ein alemannisches Wodansfest; in dem mächtigen Opferkessel stand aus 26 Scheffeln Getreide gebrautes Bier; sie wollten auf die Minne ihres Gottes trinken (S. 323). Auch Liutprand erwähnt, dass die Deutschen des Teufels Minne getrunken hätten; an welchen heidnischen Gott zu denken sei, lässt sich nicht erkennen. Der Indiculus enthält das Verbot de potando (memoriam oder amorem) quod boni vocant sanctae Mariae d. h. nicht über das Minnetrinken zu Ehren der Maria, sondern über das Trinken zum Andenken an heidnische Götter (No. 19).

Im heiligen Festrausche liess man sich zu Gelübden kühner Thaten hinreissen. Tacitus scheint von solchen gehört zu haben: „beim Gelage beraten sie über die Gewinnung von Hauptlingen und über kriegerische Unternehmungen, und am

nächsten Morgen überlegen sie, wie sie das Gelübde ausführen können; handelte es sich um Angelegenheiten der Gemeinde, so konnte das Gelöbnis nur in voller Volksversammlung zum Beschluss erhoben werden" (Germ. 22).

Feierliche Lieder zum Preise der Götter erklangen beim Opferfeste. Die ags. Verse: ‚Heil sei dir Erde, Menschenmutter' (S. 361) sind ein uralter heidnischer Frühlingshymnus. Auch der Eingang eines alten Donarhymnus ist erhalten (S. 348). Gesänge, die die Germanen allzu siegesgewiss an den Kriegsgott richteten, erwähnt Tacitus (Ann. 1_{65}; S. 426). Als die Bataver unter Civilis bei castra vetera die Kohorten und Schwadronen des Cerialis geschlagen haben, bringen sie die Nacht unter Gesang und Jubel zu (Hist. 5_{15}). An beiden Stellen sind Opferleiche beim Siegesfeste gemeint. Bei einem Siegesfeste 579, wobei die Langobarden Wodan ein Ziegenopfer darbringen und im Kreise umtanzen, weihen sie es ‚mit einem verabscheuungswürdigen Liede' dem Gotte (S. 328). Auch in Mecklenburg tanzten die Schnitter um die Ähren im Reigen und sangen: Wode, Wode, hole dynem Rosse nu Voder (S. 317). In diesem Volksbrauche sind noch alle Teile der germanischen Opferfeier enthalten: mit der Opferspende — ein Büschel Getreide bleibt für den Gott, sein Ross und seine Hunde ungeschnitten — verbindet sich unter Entblössung des Hauptes Gesang und Tanz. Ahd. Ansleicus, ags. Óslâc, Leich für die Götter, bedeutet einen solchen Hymnus auf die Götter, wie sie an hohen Festen angestimmt wurden. Keins von diesen alten ehrfürchtigen Liedern ist auf die Nachwelt gekommen, aber ihren Inhalt und die Gelegenheit können wir vermuten, bei der sie erklangen. Vor der Schlacht und nach errungenem Siege pries man die Thaten des Tius, der im Frühjahr über die Dämonen des Winters triumphiert, oder Wodans, der an der Spitze der Walküren seinem Liebling Schwert und Sieg verleiht, oder Donars, der als erster der Kämpfer den steinernen Hammer auf die Feinde des Ackerbaues schleudert. Zur Zeit der ersten Tag- und Nachtgleiche feierte man die Wiederkehr des lichten Sommer- und Sonnengottes, seine Vermählung mit der Sonnenjungfrau oder der

Digitized by Google

bräutlichen Erde. Wenn die Tage kürzer wurden, erschallten wehmütige Lieder von der Trennung und Irrfahrt des Gottes, von der Bedrängung der Göttin durch freche Buhler. Noch im 12. Jahrhunderte nahmen an dem niederländischen Schiffsumzuge Männer und Frauen teil; unsinniges Gejuchze und Jubelgeschrei ertönte, selbst Matronen drehten sich im wirbelnden Reigen, auch Musik und der Geistlichkeit anstössige Gesänge fehlten nicht (S. 379). Nicht nur bei den grossen Festen der Amphiktyonien erklangen heilige Lieder, bei keinem Opfer, das die Gemeinde darbrachte, fehlte der weihevolle Sang. Gerade diese religiösen Volksgesänge erschienen der Geistlichkeit gefährlich; sie bezeichnete sie als ‚Teufelslieder', nannte sie ‚schimpflich, albern und unanständig'; die Kapitularien verboten Tänze und Gesänge in den Häusern, auf den Strassen oder einem anderen Orte als Überbleibsel des Heidentums. Bei Kirchweihen und den Festtagen der Heiligen, den alten heidnischen Festtagen, strömte das Volk nach wie vor zusammen, aber statt zu beten oder auf die psallierenden Geistlichen zu hören, sang es heidnische Lieder zur Begleitung der Reigentänze, und diese wurden besonders von Frauen ausgeführt. (Koncil von Châlons 639—654). Bei den neu bekehrten Sachsen verbietet der Indiculus diese die Heiligkeit der Kirche entweihenden Missbräuche (Nr. 5: de sacrilegiis per ecclesias): eine Folge der anfänglichen milden Bekehrungspraxis und ein Beweis für das Festhalten unserer Vorfahren an Opfergelagen mit Spiel, Gesang und Tanz. Also nicht einmal von den Kirchen waren die heidnischen Festfeiern mit ihren Liedern und Tänzen fernzuhalten, wie viel mehr mussten sie in Wald und Flur fortleben!

Zum Opferfeste gehörten ausser Schmaus, Gelage und Gesang auch heilige Opfertänze. Dieser Reihentanz hat sich Jahrhunderte lang als Bauerntanz erhalten, und als der Bauer ihn aufgab, setzte ihn das Kind bis heute fort, und dunkle Erinnerungen an heidnische Gebräuche leben in den verderbten Versen weiter, mit denen sie begleitet werden. Die altgermanische Bezeichnung für diese Verbindung von Lied, Melodie und Tanz ist *laikaz, got. laiks, ags. lâc, ahd.

Digitized by Google

leih, Leich (mhd. leichen = hüpfen). Da das Wort in allen germanischen Sprachen wiederkehrt, muss es uralt sein, und wenn lâc im ags. auch ‚Opfer' und ‚Gabe' bedeutet, so muss Tanz, Musik und Gesang zur urgermanischen Opferfeier gehört haben. Wiederum bietet Tacitus den ältesten geschichtlichen Beleg (Ann. 1_{50}); denn die Worte bei der Schilderung des Festes der Tanfana „Die Germanen begingen diese Nacht festlich und weihten sie bei feierlichem Mahle dem Spiele", zwingen an die mit Schmausen, Singen und Tanzen verbundenen Opferfeste zu denken.

Bei Beginn des Frühlings, bei der Aussaat, im Mitsommer, bei der Ernte wie zur Weihnachtszeit, beim Anrücken gegen den Feind wie nach erfochtenem Siege, aber auch bei der Hochzeit und der Totenfeier ertönten heilige Lieder teils heitern, teils ernsten Inhaltes, aber alle Gesänge waren teils von den lebhaften Windungen des Reigentanzes begleitet, teils in feierlich abgemessenem Schritt vorgetragen. Der Gesang ist zugleich Bewegung, Wort und Weise zugleich Tact. Eine Beschreibung des Schwerttanzes giebt Tacitus (Germ. 24; S. 288). Ein gotisches Weihnachtsspiel stammt aus dem 6. Jahrhundert (S. 291). Von den Ditmarschen wissen wir, dass sie die Lieder zum Tanze sangen, die sie in ihren Fehden und Kriegen dichteten.

Lied und Reigen begleiteten auch die Processionen, bei denen das Götterbild in festlichem Zuge unter Leitung des Priesters vorangetragen wurde; die festlich geschmückte Gemeinde, Blumen und Kränze im Haare, Weidenzweige in der Hand, oder in allerlei Vermummungen, führte unter Gesang, Spiele und Tänze auf. Noch heute ist ‚begehen' die übliche Bezeichnung für die Feier eines Festes und besagt nichts anderes wie ‚einen feierlichen Umzug' halten. Wie die Götter selbst zu bestimmten heiligen Zeiten durch das Land zogen, um Segen zu spenden, so ahmte man auch ihre Umzüge nach und führte ihre Bilder oder Symbole mit, der festen Hoffnung, dass auch diese dasselbe wirken würden wie jene selbst. Der Priester schirrte das Gefährt der Nerthus an und begleitete die Göttin. Das Volk zog ihrem Wagen festlich

Digitized by Google

entgegen, begrüsste ihn feierlich mit Spiel und Gesang, nahm ihn in geordnetem Zuge in die Mitte und führte ihn zu sich heim; während die Göttin auf den Fluren der Gemeinde weilte, brachte man ihr Opfer dar, und wenn sie weiter zog um die nächsten Felder zu beglücken, gab man ihr das Geleite (Germ. 40). Das auf Rädern gehende Schiff der Nehalennia wurde unter allgemeiner Beteiligung der Bevölkerung von Ort zu Ort gezogen. Allabendlich bildete es den Mittelpunkt eines ausgelassenen Reigentanzes, den halbnackte Frauen tanzten, auch Lieder und Gesänge ertönten (S. 379). In dem Gebot Athanarichs, vor dem umhergefahrenen Bilde eines gotischen Gottes niederzufallen und zu opfern, ist noch ausdrücklich davon die Rede, dass der Gottheit während ihres Verweilens Opfer dargebracht wurden; die übrigen Züge der germanischen Festfeier fehlen (S. 371).

Umzüge fanden zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken statt (vgl. S. 288). Besonders im Frühling, wo das Korn im vollen Wachstum steht und wo am leichtesten Gefahr durch Wind und Wetter, Regen und Sturm, Schlossen, Hagel und Dürre droht, wurden feierliche Umzüge durch die Felder abgehalten. Wie man die Heiligtümer mit Binsen und Laub bestreute, so schmückte man die Wohnungen mit Birkenreisern; zur Abwehr schadenfroher Geister besprengte man sie mit Weihwasser oder zog zu ihrem Schutze Furchen um sie (Indic. Nr. 23: de sulcis circa villas). Am Abend vor der Feier versammelte man sich an heiliger Kultusstätte, hielt das Opfermahl, wozu jeder beisteuerte, unter Tanz und Gesang ab und zog am andern Morgen vor Sonnenaufgang um die Saatfelder in langer Procession, voran die Priester, in der Mitte die Götterbilder in weisser Umhüllung und am Schluss die zum Opfer bestimmten Tiere. Unter den heiligen Eichbäumen oder am heiligen Quell machte der Zug Halt, der Priester segnete die Feldfrüchte und flehte, gegen Sonnenaufgang das Antlitz gerichtet, die Götter um Schutz und Schirm vor Unwetter, Hagel und Misswachs, um Segen für Saat und Vieh an. Bei der Rückkehr wurde das Götterbild an den altheiligen Ort zurückgeführt, in den Tempeln oder an heiligen

Digitized by Google

Bäumen aufgehängt oder auf Baumstämmen aufgestellt, das gemeinschaftliche Opfer gebracht und das Opfermahl gehalten. Der Gottheit wurden Tiere geschlachtet, Brot, Eier, Pflanzen und Früchte des Feldes geopfert und Feuer angezündet. Unter dem Singen feierlicher, alter Weisen tanzte man jauchzend und jubelnd um den brennenden Holzstoss, steckte verglimmte Scheite des Opferfeuers gegen Hagel und Blitz in die Felder oder streute die Asche darauf. Noch im 10. Jahrhundert verlief der Flurumgang in dieser Weise; die entworfene Schilderung ist unter Heranziehung alter Gebräuche im wesentlichen eine heidnische Rückübersetzung einer Verordnung der Äbtissin Marcsuith vom Kloster Schildesche bei Bielefeld (940). Nr. 28 des Indiculus handelt von dem Götterbilde, das sie durch die Fluren tragen (de simulacro, quod per campos portant). Da es der Kirche nicht gelang, diese Feld- und Flurbegänge auszurotten, verwandelte sie diese mit Beseitigung des Anstössigen und Umdeutung der einzelnen Teile in Litaneien und Rogationen. An Stelle des Gottes trat der Patron der Kirche, an die Stelle der Opfergaben Almosen zum Besten der Armen, an die Stelle der Opfer und Lieder Vigilien und heilige Gesänge.

Der Aufzug und das Spiel wie die begleitenden Reden und Gesänge verschmolzen zu einer eigentümlichen Kunstgattung, in der wir die ersten rohen Behelfe dramatischer Kunst, den Anfang des deutschen Schauspiels zu sehen haben. Man besang nicht bloss die Thaten der Götter im feierlichen Liede, sondern stellte sie mit verteilten Rollen dramatisch dar; der Inhalt des Liedes wurde beim Feste wirklich vorgeführt. Ein dramatischer Wettkampf zwischen Sommer und Winter wird noch heute in manchen Gegenden veranstaltet.

Der Sommer tritt auf, in Epheu, Singrün, oder weisse Gewänder gekleidet, der Winter in Stroh und Moos oder Pelz vermummt. Unter dem Zurufe des Volkes, das gleichsam den zuschauenden Chor abgiebt, beginnen beide einen Streitgesang, dann kämpfen sie mit ihren Holzstangen, bald werden sie handgemein und ringen so lange mit einander, bis der Winter niederliegt. Dem zu Boden geworfenen Winter wird seine

Digitized by Google

Hülle abgerissen, zerstreut und ein sommerlicher Kranz oder Zweig umhergetragen. Die in den Worten des Chores

‚Stab aus, Stab aus, Stecht dem Winter die Augen aus!'

enthaltene grausame Sitte ist gewiss ein Rest aus uralter Zeit. — In der Frühe des Maitages zog man in den Wald, um den Sommer einzuholen, zu empfangen oder zu begrüssen. Die Rolle des Sommers pflegte dabei der sog. Maikönig oder Maigraf zu spielen, der sich seine Königin oder Gräfin wählte. (S. 369.) In Moos gekleidete Personen, die letzten Nachzügler des Winters, wurden dabei verfolgt und vertrieben (S. 166). Das geschmückte, in Laub und Blumen verkleidete Paar wurde unter Jubel und Gesang aufgesucht und hielt dann fröhlichen Einzug im Dorfe, oder feierte auf dem Saatfelde das Brautlager. Auch die Rückkehr des vertriebenen Sommergottes in unscheinbarer Gestalt, seine Kämpfe mit den Freiern, die Erweckung der Sonnenjungfrau, Donars Kämpfe mit den Riesen werden den Stoff für kleine dramatische Aufführungen geboten haben. Merkwürdig und noch nicht aufgeklärt ist eine Nummer des Indiculus (Nr. 24: de pagano cursu quem yrias nominant, scissis pannis vel calciamentis). Die zerrissenen Gewänder und Schuhe können auf die Wiederkehr des Jahresgottes als Bettler gehen oder auf einen Umzug, bei dem die Teilnehmer den in Auflösung begriffenen Winter darstellten und über Feld und Flur gescheucht wurden. Dürfte ‚yrias,' ein noch nicht gedeutetes Wort, in frias geändert und frîas als ein alter Genetiv (got. Frijôs) aufgefasst werden, so wäre mit dem ‚cursus paganus Frîas' eine chorische Vorstellung der endlichen Vereinigung Wodans (oder Tius) mit Frija gemeint, und die — gewissermassen — scenische Bemerkung, mit zerrissenen Schuhen und Kleidern' gäbe guten Sinn.

Was dem Menschen selbst Freude machte, das musste nach alter kindlicher Auffassung auch den Göttern Freude bereiten. Nicht nur die Opfergaben stimmten die Himmlischen gnädig, sondern auch die Spiele, die ihnen zu Lust und Ehren veranstaltet wurden. Je mehr man seine Geschicklichkeit und Gewandtheit zeigte, um so huldvoller mussten die Götter

Digitized by Google

dareinschauen. Ein heldenhaftes Volk findet Gefallen an kriegerischen Vorführungen, an Spielen, die Mut und kühnes Wagen offenbaren. Wie bei den Griechen, so gehörten auch bei den Deutschen Wettläufe und Wettrennen als heilige Kulthandlungen zu den Frühlings- und Erntefesten; aber auch bei den bedeutenden Ereignissen des öffentlichen und häuslichen Lebens fehlten sie nicht. Die Bestimmungen der ags. Synode von 747 „die Litaneien an den drei Tagen vor der Himmelfahrt Christi mit Fasten und Messopfern zu begehen, aber ohne eitle Nebendinge, wie sie oft geschähen, z. B. Spiele, Pferderennen, Mahlzeiten" werden durch religiöse Gebräuche auf deutschem Boden erklärt. Der Wettlauf und das Wettrennen, letzteres von den Rosshirten abgehalten, reichen in eine Zeit zurück, wo die Deutschen noch überwiegend von der Viehzucht lebten, wenn sie auch längst daneben Ackerbau trieben. Durch das Abhalten dieser Spiele wollte man den Göttern dafür seinen Dank abstatten, dass Weide und Wiese, Feld und Flur wieder in grüner Pracht standen und Hirten wie Herden reiche Nahrung boten. Zu Fuss und zu Ross veranstalteten die Hirten und Bauern ein Wettrennen bei dem grossen Dankfeste, das der segenspendenden Gottheit geweiht war. Das Ziel des Laufes war im Frühling der Maibaum oder Maibusch, ein junger grüner Laubbaum (Birke, Buche) oder eine hohe Baumstange mit grünem Wipfel, der mit Blumen, Tüchern und Bändern geschmückt war, das Abzeichen des sommerlichen Himmelsgottes (effigies oder signum, Germ. 7), im Sommer die letzte Garbe, das Opfer zu Dank und Bitte für gegebene und zukünftige Ernte. Der glückliche Sieger wurde zum Führer des feierlichen Umzuges bestimmt, der das Bild des Gottes oder sein Wahrzeichen durch die Fluren leitete und in sein Heiligtum zurückstellte. Die Wettläufe oder Wettrennen im Mai oder zu Pfingsten eröffneten also die feierliche Festhandlung, an sie schlossen sich dann Opfer, Schmaus, Gelage, Spiel und Tanz an. Der Sieger behauptete seine führende Stelle das ganze Jahr hindurch, ausser der Würde wurde ihm ein Preis in Gestalt eines Kranzes als Zeichen seiner Herrschaft überreicht. Wie

Digitized by Google

beliebt diese Wettläufe in der Osterzeit waren, beweist ihre Einfügung in das deutsche Osterspiel des 14. und 15. Jahrhunderts; der Gang des Petrus und Johannes zum Grabe des Herrn ist in ihnen in einen komischen Wettlauf ausgeartet. Aber der Wettlauf am Frühlingsfeste hatte noch eine andere, grausame Bestimmung. In der Urzeit wollte man dem Regen und Segen spendenden Tius auch ein Menschenopfer bringen. Wer von der Gemeinde zum Heile des Ganzen sein Leben hergeben sollte, ward durch das Los oder gleichfalls durch ein Wettrennen entschieden: es war der Unglückliche, der zuletzt ans Ziel gelangte. Ursprünglich nackt, später in Birkenlaub gehüllt und bekränzt wie ein Opfertier ward er in dem Zuge, an dessen Spitze der Sieger ritt, am Schlusse mit aufgeführt und von der Brücke in das Wasser geworfen. Reste dieses uralten Menschenopfers am Frühlingsfeste des schwäbischen Ziu, des bajuvarischen Eru, haben sich unter dem Namen des Wasservogels in Schwaben und Bayern bis heute erhalten (S. 422). In Norddeutschland war neben dem Maibaume der Knochen- oder Galgenbaum das Ziel: ein Opferbaum, meist eine mit Knochen behängte Tanne, woran die Hirten die Gebeine und Schädel des den Göttern dargebrachten Opfertieres aufhängten. Bei dem grossen Siegesfeste, das die Deutschen nach der Varusschlacht feierten, wurden die Schädel der gefallenen Rosse an die Bäume genagelt (Ann. 1_{61}). Die Gebeine und die Schädel vermochte die Gottheit stets wieder zu beleben, sobald kein Knochen verletzt war. In ganz ähnlicher Weise fand dasselbe Spiel an den beiden andern Hauptfesten statt, zur Zeit der Sonnenwende, wo der Sommer seine vollste Pracht entfaltet, und zur Zeit der Wintersonnenwende, wo das Gedeihen der neuen Jahreshälfte den Göttern durch grosse Opfer empfohlen wurde. Im Sommer war das Ziel die letzte Garbe und der Preis der dem Wettergotte Donar heilige Hahn. Der sog. Hahnentanz ist noch jetzt ein beliebtes ländliches Fest. Im Norden und Süden Deutschlands wurden von den Bauern Wodan oder Balder zu Ehren Wettrennen abgehalten; dadurch erhoffte man von ihnen Gedeihen für die Pferde und Schutz gegen alle Schäden, namentlich

Digitized by Google

gegen Hexen. Auch bei dem Grenzbegange, der zur Sicherung der Marken in bestimmten Zeiträumen gehalten wurde, spielte der Wettlauf oder das Wettrennen eine Rolle. Die rührende Sage vom Streite der Bewohner von Uri mit denen von Glarus um die Landesgrenze bewahrt die Erinnerung daran (D. S. Nr. 287). Beim Hochzeitsfeste rief man Tius, seine göttlichen Zwillingssöhne, Wodan und Donar, um Segen und Gedeihen des jungen Paares an und brachte ihnen Spiele und Opfer dar. In den verschiedensten Arten wurde der Wettlauf am Vermählungstage abgehalten; bald lief das Brautpaar, bald die geladenen Gäste (S. 270). In festlichem Zuge wurde die Braut von ihren Freunden und Gespielen in das Haus des Bräutigams geführt. Die Menge stimmte frohe Lieder an, die behendesten Burschen im Zuge legten die Fussbekleidung ab und begannen das Spiel des Wettlaufes, dessen Ziel das Heim der Neuvermählten war. Der Sieger wurde von der Braut und den Brautjungfern beschenkt und tanzte barfüssig mit ihnen. Die Barfüssigkeit der Läufer mitten im Winter geschah nicht nur der Leichtfüssigkeit wegen, sondern ist eine Abschwächung der kultischen Forderung der Urzeit, dass die Bittenden und Opfernden der Gottheit nackt nahen sollten (S. 421).

2. Opferspeise.

Die älteste Opferspeise waren die wichtigsten Erzeugnisse der Ackerwirtschaft wie der Viehzucht; der Krieger wird blutige Opfer, der Hirt und Ackerbauer wird Vieh und was die Herde, der Acker, das Feld und der Haushalt bietet, darbringen: Milch, Butter, Eier, Körnerfrüchte, Honig, Pflanzen, Blumen, Brot und Wein. Mit unblutigen Opfern musste sich der einzelne begnügen, blutige Opfer, die an den grossen Jahresfesten fielen, wurden von der Familie oder der Gemeinde dargebracht.

Die Früchte des Feldes wurden in die gen Himmel steigende Flamme oder in den brausenden Wind gestreut, oder man liess einen Teil von ihnen zum Gebrauche für die Götter

Digitized by Google

auf der Flur stehen, oder stellte ein aus ihnen bereitetes Gericht für sie bei Seite. Blumenschmuck durfte selbst bei dem Opfern von Tieren und Menschen nicht fehlen. Wenn am grossen Frühlingsfeste die Gunst der Gottheit für fruchtbares Wetter zum Sommer durch ein Menschenopfer erwirkt werden sollte, oder bei Dürre und Seuche zum Wohle der Gesamtheit ein Mensch sein Leben verlieren musste, ward ein Jüngling oder ein Mädchen in Laub, Schilf und Blumen gekleidet und zur Erweckung des Frühlingsregens als Opfer des Regen spendenden Tius getötet (S. 435). Bevor die weissagenden Priesterinnen der Kimbern den Gefangenen die Gurgel durchschnitten, bekränzten sie diese (Strabo 7_2). Die bei den Gemeindefesten zum Opfer bestimmten Tiere wurden mit Blumen bekränzt und mit bunten, farbigen Bändern geschmückt, den Kühen und Böcken die Hörner vergoldet. Selbst die Teilnehmer waren festlich mit Blumen und Kränzen geziert. In den Kräutern und Gräsern waren heilbringende Kräfte enthalten; dankbar erblickte man in ihnen kostbare Geschenke der Götter, und in kindlicher Einfalt wusste man sie nicht besser zu vergelten, als dadurch, dass man die heilkräftigsten Blumen bei dem Opfer den Himmlischen darbrachte.

Zu den unblutigen Opfern gehören auch die bildlichen Opfer, die eine Nachahmung des blutigen Ritus sind. Nr. 26 des Indiculus handelt vom Götzenbild aus geweihtem Mehle (de simulacro de consparsa farina). Für die Opfer und die sich anschliessende Mahlzeit kneteten die Frauen Götzenbilder aus Teig, in der Form eines Gottes oder eines seiner Symbole oder eines der ihm heiligen Tiere. Diese wurden mit Öl bestrichen, an geweihter Stätte von den Frauen gebacken und teils den Göttern dargebracht, teils verzehrt. Obwohl diese Brote, Fladen oder Kuchen nur ein Ersatz für das wertvollere Tieropfer waren, glaubte man doch, dass durch den Segen des Priesters die geheimnisvolle, göttliche, sündentilgende oder segenbringende Kraft in sie eindrang und auf den Geniessenden übertragen wurde. Zahlreiche Spuren dieser Opferbäckereien haben sich bis heute erhalten. Noch vor kurzem bildete zu Ulten in Tirol die Hausmutter aus dem letzten,

Digitized by Google

vom Teigbrette zusammengescharrten Brotteige eine unbestimmte Figur, die ‚der Gott' hiess. Die verschiedenen Backwerke zu Ostern, Martini und Weihnachten: die Osterwölfe, Osterwecken, Hedwige (= heisse Wecken), der Pflaumenmann, der Pfefferkuchenreiter, die Pferde und Schweinchen am Weihnachtsbaume sind nichts weiter als alte Opferkuchen; das Martinshorn stellt die langgebogenen Hörner eines Ochsen oder einer Kuh vor; in England schenkte man sich sogar übergoldete Martinsringe von Kupfer zu Martini (11. Nov.).

Bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts können wir ein anderes, unblutiges Opfer verfolgen: man opferte das Abbild und gleichsam das Ersatzmittel des erkrankten Gliedes oder Körperteiles in Holz, Metall oder Wachs, um Heilung zu erlangen (S. 418). Wer an einem Gliede ein Gebrechen trug, brachte ein hölzernes Abbild als Weihgeschenk in den Götterhain oder stellte es an der Wegscheide auf (Greg. v. Tours. vitae patr. 6). Eligius befahl: „Verbietet die Nachbildung von Füssen, die sie an Kreuzwege stellen, und verbrennt sie mit Feuer, wo ihr sie antrefft; durch keine andere Weise könnt ihr gesund werden, wie durch Anrufen und das Kreuz Christi." Der Indiculus verbietet das Aufstellen oder Aufhängen von Armen und Beinen (Nr. 29: de ligneis pedibus vel manibus pagano more). Diesen Brauch, gegen den die Kirche anfangs eiferte, gestattete sie bald selbst. Im 10. Jahrhunderte mischte sich heidnischer Glaube seltsam mit christlicher Zuthat: man brachte die Abbildungen nicht mehr vor die Götterbilder, sondern an die Kreuze, die an Scheidewegen errichtet waren; unter christlicher Form verbarg sich so heidnische Kultusstätte und heidnischer Aberglaube (Burch. v. Worms).

Dieselbe Sitte wurde von menschlichen Krankheiten auch auf die der Tiere ausgedehnt, besonders in Bayern und den benachbarten deutsch-österreichischen Landschaften. Ein Hufeisen des kranken Pferdes wird angenagelt, kunstlos aus Eisen geschmiedete Abbildungen von Tieren wurden in ganzer Figur aufgehängt, oft waren es nur die erkrankten Glieder. Anstatt des Tieres, das man zur Beschwichtigung der Seuche

Digitized by Google

unter die Schwelle der Stallthüre lebendig vergrub, wurde auch ein metallenes Abbild eingegraben.

Diesen unblutigen Opfern stehen die kräftigeren blutigen zur Seite. Blut ist ein ganz besonderer Saft. Uralt ist der Glaube, dass zur Sühne Blut fliessen muss: das blutige Opfer Abels, der als Hirt von den Erstlingen der Herde opfert, gefällt Jahve besser als das des Ackerbauers Kain, der die Früchte des Feldes darbringt. Bei den Deutschen waren nur untadeliche, meistens männliche Haustiere und Wild opferbar, nicht Raubtiere. Für Tius und Wodan wurden Rosse auserlesen, für Wodan Rinder, Ziegen, Hunde, für Frija Kühe und Schweine, für Donar Böcke, Hähne und Gänse. Donar und Tius versöhnen sie mit den erlaubten Tieropfern, sagt Tacitus (Germ. 9). Diese erlaubten, d. h. ausgewählten und geheiligten Tiere wurden Ziefer genannt (ahd. zëbar, ags. tifer; Ungeziefer = ‚schlechtes Getier'; portug. Zebra). In den ältesten Zeiten galten besonders Pferdeopfer als wohlgefällig: in den heiligen Hainen und Waldtriften wurden weisse Pferde gehalten (Germ. 10). Die Hermunduren opferten die Pferde der besiegten Chatten (Ann. 13_{57}). Ihr Fleisch wurde bei den Mahlzeiten gegessen; im got. hat sogar der Dornbusch, womit das Rossopfer angezündet wurde, davon den Namen Rosszünder (aihvatundi). Den Thüringern wurde noch zur Zeit des Bonifatius das Verbot eingeschärft, Pferdefleisch zu essen, und selbst 1272 wurde ein Gesetz veröffentlicht, das den Genuss des Pferdefleisches aufs strengste untersagte. Bei den Franken und Alemannen war das Ferkel als Opferspeise beliebt; ahd. friscing (Frischling) übersetzt geradezu lat. hostia, victima, holocaustum.

Die Wahl der Opfertiere überliess man dem Willen der Gottheit. Bei den Notfeuern wurde das Vieh geopfert, das zuerst durch die heilige Flamme sprang, oder man bekränzte das Tier von einer jeglichen Gattung, das nach dem Willen der Götter als letztes die zur Feier des Tages besonders abgesteckte Festweide betrat, mit Blumen und bestimmte es dadurch zum Opfer; oder man erkor auch selbst die stärksten und schönsten Stücke der Herde. Alsdann brachte man sie

Digitized by Google

auf den Weideplatz zurück, schlachtete sie und richtete aus ihrem Fleische den Opferschmaus an, an dem sich die ganze Gemeinde als solche beteiligte. Oder man leitete in feierlichem Zuge die mit Feldblumen bekränzten Opfertiere dreimal um das Heiligtum oder im Kreise der Versammlung herum und rund durch die Bänke. Unter der Weihe heiliger Segensformeln oder Lieder und unter Tänzen wurde das herabrinnende Blut in einer Grube oder in Opferkesseln aufgefangen; in diese tauchte man Wedel, um das Volk zu besprengen oder Altäre und Götterbilder damit zu bestreichen. Haupt, Haut, Eingeweide und Knochen kamen den Göttern als Opferanteil zu und wurden verbrannt, die Häupter auch an die Baumstämme des Opferhaines genagelt. Das Übrige wurde gesotten, wie es scheint, aber nicht gebraten, durch die Priester unter das Volk verteilt und gemeinschaftlich verzehrt. Am Schlusse des Festes sammelte man sorgsam die übrig gebliebenen Reste, z. B. das geronnene Blut der Opfertiere, und nahm sie mit nach Hause, wo sie als heilkräftige Talismane in den verschiedensten Nöten Verwendung fanden.

Das höchste und feierlichste Opfer war das Menschenopfer. Natürlich konnte sich an ein Menschenopfer der Opferschmaus nicht unmittelbar anschliessen, vielleicht fand er dann überhaupt nicht statt, oder es wurden auch Tiere geopfert, die das Fleisch zur Mahlzeit gaben.

Die älteste Nachricht von Menschenopfern bei den Deutschen findet sich bei Strabo (7_2). Die weissagenden Priesterinnen der Kimbern traten den Kriegsgefangenen mit Schwertern in der Hand im Lager entgegen, bekränzten sie und führten sie an einen ehernen Kessel, der etwa 20 Mass fasste. Dann bestieg eine von ihnen einen Tritt und durchschnitt, über einen Kessel gebeugt, dem Gefangenen, der über den Rand emporgehoben wurde, die Gurgel; aus dem Blute, das in den Kessel strömte, weissagten sie. Andere schnitten ihm den Leib auf, durchsuchten die Eingeweide und verkündeten den Ihrigen den Sieg. Auch die Scharen des Ariovist opferten die Gefangenen; nur dem glücklichen Fallen der Lose verdankte Procillus seine Rettung (Caesar, b. g. 1_{53}). In

Digitized by Google

bestimmten Fristen halten sie auch Menschenopfer zu bringen für frommes Recht (Germ. 9); in diesen Worten des Tacitus liegt eine leise Entschuldigung der Menschenopfer, es ist nicht Grausamkeit, sondern religiöse Verirrung. Aber der Zusatz, ‚in bestimmten Fristen' zeigt, dass solche Menschenopfer nicht ausnahmsweise stattfanden, sondern ein durchaus fester und regelmässiger Brauch waren. Im Frieden wie im Kriege fielen Menschenopfer.

Wenn Nerthus in ihr unterirdisches Reich zurückkehrte, wurden die Sklaven als Opfer im heiligen See ertränkt (Germ. 40). Der Umzug des Wasservogels und des laubbekränzten Regenmädchens sind Reste eines grossen Frühlingsfestes, das den für das Wachstum nötigen Regen durch Darbringung des Höchsten, eines Menschenlebens, vom Himmelsgotte erwirken sollte. Auch bei den Herbstfesten wurde ein Mensch geopfert, um die himmlischen Mächte zu erfreuen und zu stärken, die das Wachstum, das Sonnenfeuer und das befruchtende Himmelswasser schaffen. Ein lebendiger Mensch ward in der Urzeit begraben — heute in volkstümlichen Gebräuchen zum Schein oder als Ersatz nur ein Strohmann; oder er ward, in Erbsenstroh gehüllt, verbrannt — heute nur noch das Stroh, womit er umwickelt ist; oder er ward im Wasser ertränkt — heute wird ein ‚Butz' hineingeworfen. Beerdigen, Verbrennen, Ertränken, das waren die verschiedenen Arten des Menschenopfers am Herbstfeste.

Menschenopfer sind an den Quellen selten gefallen, wohl aber an Strömen und Seen, also an fliessendem Wasser und an tieferen, grösseren Wasserbecken. Das furchtbare Menschenopfer, das der Frankenkönig Theudebert 539 brachte, als er mit seinem Heere über die alte Pobrücke zog, war zwar ein ‚Erstlingsopfer des Krieges' (Procop. b. g. 2_{25}), aber zugleich ein Opfer an den Flussgott (S. 295). Bis in die Gegenwart erhielten sich die Spuren des Brückenopfers. Die Sagen von der notwendigen Einmauerung eines lebenden Menschen in den Brückenbau bewahren die Erinnerung an die Brückenopfer aufs zäheste. Unzählige Flüsse, Seen und Teiche stehen in dem Rufe, Menschenopfer als Recht zu

Digitized by Google

fordern; wenn die Stunde gekommen, lockt der Wassergeist durch seinen Ruf oder durch Pfeifen, durch gellendes Lachen oder auch durch einen glockenähnlichen Klang aus der Tiefe den zum Tode bestimmten Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich. Meist zu Johannis (24. Juni), am Mitsommerfeste fordert das Wasser sein Opfer. Am Sonnenwendtage, der hochheiligen Zeit der blühenden und reifenden Natur, hat das Wasser ganz besondere Kräfte; aber es war auch der Tag, an dem die Wassergeister besondere schädliche Macht hatten und ein Menschenopfer verlangten. Ihnen, die das sommerliche Gedeihen wesentlich gefördert hatten, wurde ein Menschenopfer gebracht.

Die Angabe des Tacitus, dass nur dem höchsten Gotte Wodan das höchste Opfer, der Mensch, falle (Germ. 9) ist nicht richtig. Selbst den niederen Naturmächten wurden in sehr alter Zeit Menschenopfer gebracht.

Feiglinge und Lüstlinge wurden in einen Sumpf versenkt, um sie den Augen der Gottheit zu entziehen (Germ. 12). Das Hängen der Verräter und Überläufer verlangte der Windgott Wodan (S. 320). Beim feierlichen Opfer mehrerer zu einem Tempelbezirke gehörenden Gemeinden wurde ein Mensch von Staatswegen geopfert, bei den Erminonen im Semnonenwalde zu Ehren des Tius Irmino (Germ. 39; S. 293). Tempelschänder wurden bei den Friesen an den Strand geführt, in den Kies vergraben, den das hereinflutende Meer bedeckt, ihnen die Ohren aufgeschlitzt, sie selbst entmannt und so den Göttern geopfert, deren Heiligtümer sie entweiht hatten. Vor der Heimkehr von einem Raubzuge von der gallischen Küste wählten die Sachsen den zehnten Teil der erbeuteten Gefangenen durchs Los und töteten diese in religiöser Handlung, um von den Göttern gute Reise zu erlangen (Apollinar. Sidon. Epist. 8_6). Das Paderborner Capitulare gebietet (785): Wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischer Sitte den bösen Geistern als Opfer darbringt, soll des Todes sterben. Papst Gregor macht Bonifatius zur Pflicht, gegen die Schändlichkeit der Christen vorzugehen, die ihre Knechte den Heiden zum Opfer verkauften (Bonif. Ep. 25).

Digitized by Google

Die Sachsen, Franken und Eruler glaubten, dass durch das Opfern eines Menschen ihre Götter versöhnt würden, und dass ihre Götter nur dann gnädig seien, wenn Menschenblut flösse; sie vertrauten, dass der Zorn der Himmlischen schwände, wenn unschuldig Blut vergossen würde: darum schlachteten sie zu ihren Ehren ihre Verwandten; als besonders besänftigende Opfer wurden Leute priesterlichen Standes geopfert (Ennodius, V. Antonii). Alljährlich pflegten die Schwaben zu Ehren ihrer Götter zwölf Christen zu schlachten und durch diesen schändlichen Brauch diese sich zu versöhnen. Der Christengott liess darauf eine fürchterliche Hungersnot ausbrechen. Um ihr zu entgehen, beschloss man: wer mehrere Söhne hätte, sollte alle ausser einem töten, damit, je kleiner die Zahl der Einwohner wäre, um so weniger die Not das Volk bedrücke (de origine gentis Suevorum).

Wenn bei dem Auftreten von Hungersnot, Seuche oder Misswachs die mit dem Notfeuer verbundenen Sühnopfer vergeblich gewesen waren, so brachte das Land als solches zur Versöhnung der Götter Menschenopfer dar. Besonders dem Kinderopfer schrieb man grosse Wirkung zu, denn man glaubte, dass die erzürnte Gottheit am besten durch Darbringung eines völlig reinen Geschöpfes versöhnt werden könnte. Noch im Mittelalter wurden bei Grundsteinlegungen von Burgen, Stadtmauern, Brücken, Flusswehren sowie beim Bau von Deichen Kinder, manchmal auch Erwachsene, lebendig eingemauert, um dem Bau Dauer und Glück zu verschaffen. War die Not am höchsten gestiegen und zeigte sich keine Aussicht auf Hilfe mehr, so verschonte man selbst die geheiligte Person des Königs nicht. Die Könige waren für alle Unfälle verantwortlich, die das Land trafen. In den meisten Sagen ist die Person, die vom Himmel als Opfer verlangt wird, dem höhern Stande angehörig. Deutlich kehrt die Vorstellung des Sühnopfers in dem geschichtlichen Berichte wieder, dass im 4. Jahrhunderte der König bei den Burgunden nach alter Sitte sein Amt niederlegen muss, wenn sich das Kriegsglück gegen ihn erklärt hat oder der Boden eine reiche Ernte verweigert hat (Ammian. Marcell. $28_{5,14}$).

Digitized by Google

„Weder mit dem Tode noch mit Fesseln noch selbst mit Schlägen zu strafen, ist irgend einem gestattet ausser den Priestern, und auch diesen nicht wie zur Strafe oder auf Befehl des Herzogs, sondern gleichsam auf Befehl des Gottes, der nach ihrem Glauben bei den Kämpfern ist. Holen sie doch Bilder und gewisse heilige Zeichen aus den Hainen, wo sie gewöhnlich aufbewahrt werden, hervor und nehmen sie in die Schlacht mit" (Germ. 7). Aus diesen Worten des Tacitus geht hervor, dass der Krieg eine heilige Handlung, ein furchtbarer Opferdienst war. Der Anmarsch gegen den Feind glich den feierlichen Umzügen, bei denen das Bild der Götter vorangetragen, heilige Lieder angestimmt und weihevolle Opfer dargebracht wurden. Der Krieger fühlte sich im Dienste seines Gottes; fiel er, so wusste er, dass sein Tod vom höchsten Gotte bestimmt gewesen war, und dass der Gott ihn als sein Opfer gezeichnet hatte, um ihn teilnehmen zu lassen an seiner Herrlichkeit (S. 320). Daher stammte die den Tod verlachende Tapferkeit der germanischen Krieger. Von den Vorbereitungen zur Schlacht an bis zur Niederlage der Feinde war der Krieg durch gottesdienstliche Gebräuche bestimmt. Unter dem Gesetze desselben Gottes, der über den Streit der Schwerter waltete, stand der Friede wie das Recht, und wie die Ding- oder Malstätte dem Schutze des Himmelsgottes Tius übergeben ward, so ward im Altertum der zur Walstatt auserlesene Platz mit Haselstecken umgrenzt, und wie man vor Gericht den Gegner an eine bestimmte Stätte am bestimmten Tage lud, so forderte man auch den Feind zur Entscheidung durch die Waffen auf ein bestimmtes Feld zur bestimmten Zeit. Diesem altgermanischen Kriegsbrauche folgte Boiorix, der König der Kimbern. Er ritt mit wenigen Begleitern an das römische Lager heran und forderte Marius auf, er möchte Tag und Ort bestimmen, wann und wo er sich stellen und mit ihm um den Platz kämpfen wollte. Der dritte Tag ward zum Schlachttage, die Ebene von Vercellae zum Walplatze festgesetzt (Plutarch, Marius 25). Zum Zeichen, dass der Kriegsgott selbst bei den deutschen Völkern gegenwärtig war, standen seine Bilder und

Digitized by Google

Symbole bei den Heeressäulen: der Adler oder das Schwert des Tius, die Lanze Wodans, der Hammer Donars. Tacitus erwähnt, dass die Bilder der wilden Tiere den Hainen entnommen wurden, wie es bei jedem Stamme Brauch sei, in den Krieg zu ziehen (Hist. 4_{22}); es waren Bilder von Drachen, Wölfen, Ebern, Adlern und Raben. Ein eherner Stier war das Feldzeichen der Kimbern (Plut., Mar. 23). Im Frieden schwebten sie an den heiligen Bäumen der geweihten Waldplätze über den Opferfesten der Gau- und Volksgemeinde, wo auch die eroberten Feldzeichen der Feinde hingen (Ann. 1_{59}). Jetzt nahm sie der Priester, dem es allein gestattet war, herab, unter feierlichem Gebete, dass der Gott unter sein Heer kommen wolle (vgl. Germ. 40.: nur dem Priester ist es gestattet, den Wagen der Nerthus zu berühren). Darum erinnerte Civilis vor der entscheidenden Schlacht am Rheine seine Scharen daran, dass der Rhein und Deutschlands Götter ihnen vor Augen stünden, unter ihrem Segen sollten sie den Kampf beginnen (Hist. 5_{17}).

Die Priester waren auch während der Schlacht Träger und Hüter der heiligen Feldzeichen, und deshalb war auch die Handhabung der Kriegszucht nicht Sache des Herzogs, sondern Pflicht des Priesters (Germ. 7). Ehe die Schlacht beschlossen ward, forschten die Deutschen nach dem Willen des Gottes: er ward befragt, ob er dem Kampfe günstig sei oder nicht. Die im Lager des Ariovist befindlichen Hausmütter mussten aus Los und Weissagung verkünden, ob es rätlich sei, eine Schlacht zu liefern oder nicht; sie sagten: es sei nicht der Götter Wille, dass die Deutschen Sieger blieben, wenn sie vor dem Neumonde eine Schlacht schlügen (Cäsar, b. g. 1_{50}). Fielen die Zeichen ungünstig, so schob man den Kampf auf oder liess sich auf Friedensverhandlungen ein (Amm. Marc. 14_{10}). Als trotz des Abratens ihrer Seher die Alemannen die Schlacht gegen Narses begannen, wurden sie besiegt (Agathias 2_6). Weissagende Frauen, vor allem die westfälische Veleda waren von grösstem Einflusse auf die kriegerischen Unternehmungen (Hist, $4_{61, 65}$ $5_{22, 25}$. Germ. 8). Mittel zur Erforschung des göttlichen Willens waren das ein-

Digitized by Google

fache Loswerfen, das der Oberpriester des Volkes im Kriege wie bei allen öffentlichen Angelegenheiten vollzog (Germ. 10), die Beobachtung der Eingeweide und des rinnenden Blutes der Opfer (Strabo 7_2, S. 440), das Horchen auf verschiedene Stimmen, das schwellende Schlachtgeschrei (barditus, Germ. 3, S. 346), sowie das Wiehern der Tempelrosse und endlich der Zweikampf (Germ. 10). Die Deutschen stellten einen Gefangenen aus dem feindlichen Volke, einen auserlesenen Krieger des eigenen Stammes, jeden mit seinen heimischen Waffen ausgerüstet, gegenüber und nahmen den Sieg des einen oder anderen als Vorentscheidung. Als die Vandalen und Alemannen sich im Felde gegenüberstehen, weil ihre Wohnsitze zu nahe bei einander lagen, sagte der Alemannenkönig: ‚Wie lange soll denn der Krieg das ganze Volk heimsuchen? Lasst doch nicht so viel Volks auf beiden Seiten umkommen, sondern zwei von uns mögen mit ihren Kriegswaffen auf den Kampfplatz treten und die Sache unter sich ausfechten. Wessen Kämpe dann siegt, der nehme das Land ohne Streit.' Alle stimmten dem bei, die Partei der Vandalen unterlag, und Geiserich gelobte, die Grenzen Spaniens zu verlassen (Greg. v. Tours. F. G. 2_2).

Waren die Vorbedeutungen günstig ausgefallen, so wurden der Gottheit Opfer dargebracht, um sie zu versöhnen, falls sie etwa einen alten Grimm gegen das Volk hätten. Die gegen Drusus verbündeten Völker der Sueben, Cherusker und Sugambrer verbrannten 20 römische Centurionen, gleichsam als Bundesopfer (Florus 4_{12}; S. 295). Um den göttlichen Zorn zu besänftigen, musste menschliches Blut fliessen. Mit diesem Sühnopfer war das Gelübde verbunden, die Erstlinge des Krieges und die furchtbaren Früchte des siegreichen Walfeldes den Göttern als Dankopfer zu bringen: antheiz hiess bei den Oberdeutschen solch Gelöbnis und Opfer. Vor der Schlacht bei Idisiaviso stellte Armin die Römer als den zürnenden Göttern verfallen dar (Ann. 2_{53}). Auch die Verwünschungsformel, die Civilis die Seinen nachsprechen liess, hatte religiöse Bedeutung und gelobte den Göttern das feindliche Heer (Hist. 4_{15}). Als die Franken 539, wo sie schon

Digitized by Google

Christen waren, aber an heidnischen Opfern und Losungen noch festhielten, die letzten Goten treulos überfielen, opferten sie an der Pobrücke die eingefangenen gotischen Kinder und Frauen als Erstlinge des Krieges und warfen ihre Leichname in den Fluss (Procop. b. g. 2_{25}; S. 441). Das Blut aller Christen gelobte der heidnische Gotenkönig Radagais seinen Göttern bei dem Zuge nach Italien 405, wenn sie ihm den Sieg gäben (Isidor, chron. got.). Die Goten verehrten den Tius besonders als den Herrn des Krieges, der durch Menschenopfer versöhnt werden müsste (Jord. Get. 5). Auch bei den Erulern waren Menschenopfer üblich (Procop, b. g. 2_{14}).

Standen sich die Heere gegenüber, so ward ein Speer über die feindlichen Reihen geschleudert. Aus seinem Fluge ergab sich ein Wahrzeichen über den Ausgang des Kampfes (S. 311) Noch in christlicher Zeit war es Sitte, vor der Schlacht einen Speer mit Verwünschungsformeln über das feindliche Heer zu schleudern. Der Gerwurf geschah aber zugleich als eine Opferhandlung für den Totengott, der der wilde Kriegsgott geworden war, für Wodan. Erfolgte dann der Ansturm selbst, so erbrausten wie bei den festlichen Umzügen zur Friedenszeit heilige Gesänge, in denen die Heldenthaten der Götter zur Nacheiferung gepriesen wurden (Germ. 3, S. 347). Unter wildem Gesange rückten die auf Seite des Vitellius kämpfenden Germanen vor (Hist. 2_{22}). Im thracischen Aufstande jagt die Sugambrische Kohorte dem Feinde Schrecken ein durch ihren brausenden Schlachtgesang (Ann. 4_{47}). Im Befreiungskampfe der Bataver unter Civilis rücken die Römer ganz still, die Germanen aber unter Gesang und Geheul der Weiber vor (Hist. 4_{18}). Als die Römer 377 den Goten schlachtbereit in Thracien gegenüberstanden, erhoben sie ihr Kriegsgeschrei, barritus mit Namen, das leise anfing und immer lauter anschwoll, dadurch stärkten sie ihren Mut; die Westgoten aber antworteten mit Gesängen auf ihre Götter, von denen die germanischen Völker und Königsgeschlechter abstammten, die Anses (Amm. Marc. 31_7).

Vor Beginn der Schlacht war den Göttern gelobt worden, ihnen für den errungenen Sieg die Feinde zu opfern. Dem

Digitized by Google

Gelübde musste die Erfüllung folgen. Nach dem grossen Siege über die Römer bei Arausio (105) warfen die Kimbern das erbeutete Gold und Silber ins Wasser, zerrissen die Gewänder, zerhieben die Rüstungen, zerstörten die Reitzeuge, ertränkten die Rosse im Flusse, und henkten die lebenden Gefangenen an die Bäume (Orosius 5_{16}). Ein anderes furchtbares Bild solcher Opferstätte bot das Walfeld des Varus, wie es Germanicus sechs Jahre später antraf (15). So wie die Römer gefallen waren, lagen die Gebeine unbestattet, samt den Waffenresten und Pferdegerippen; an die Baumstämme waren die Pferdeschädel genagelt, das eigentliche Opfer für die Götter. In den nahen Wäldern standen die Altäre, an denen die Tribunen und Centurionen ersten Ranges geopfert waren. Die anderen Gefangenen hingen an Galgen oder waren in Gruben lebendig begraben worden (Ann. 1_{61}). Ebenso opferten die Hermunduren nach ihrem Siege über die Chatten am Salzflusse alles dem Tius und Wodan, was an lebenden Menschen und Tieren in ihre Hände gefallen war (Ann. 13_{57}). Die Sachsen bestimmten aus den Kriegsgefangenen durchs Los den zehnten Mann und opferten sie (Sid. Apoll. 8_6; (S. 442).

3. Opferfeuer.

Das Feuer im Gottesdienste beförderte vor allem die Spende zu den Göttern. Zu ihren himmlischen Höhen sandte man ihnen mit dem emporwirbelnden Rauch und der aufsteigenden Flamme die Opferspeise hinauf, und der liebliche Geruch des verbrannten Opfertieres lockte sie an, sich dem Menschen huldreich zu nahen. Zwar nicht jede Spende wurde dem Feuer übergeben; in den heiligen Quell warf man ein mit Blumen geschmücktes Gebäck als Opfergabe hinein, streute Körner in die Luft oder liess Früchte des Feldes für sie stehen, aber im allgemeinen bildete das Feuer den wesentlichsten und wichtigsten Bestandteil des deutschen Opferfestes.

Dieses Opferfeuer, der Bote zwischen der göttlichen und menschlichen Welt, ist natürlich verschieden von den grossen

Digitized by Google

Feuern, die an bestimmten Festtagen, besonders an denen der Tag- und Nachtgleiche und der Sonnenwende sowie bei ungewöhnlichen Gelegenheiten, auf Bergen und Höhen und Feldern aufflammten. Die Erzeugung der reinen Flamme und Darbringung des Sühnopfers war das heiligste Opferfest für den höchsten Gott. Denn er war es, der ganze Landstriche durch Seuchen verheerte, er allein konnte, durch Opfer versöhnt, die Landplagen wieder fortnehmen und Gedeihen der Herde, Fruchtbarkeit des Feldes, Wohlstand des Hauses zurückkehren lassen. In dem Feuer verehrte man gewissermassen das Symbol des Himmelsgottes, auch bildete man sein Abzeichen, das leuchtende Sonnenrad nach, indem man Räder mit Stroh und anderen leichten brennbaren Stoffen umwickelte, dann anzündete und die brennenden Scheiben von einer Höhe ins Thal rollte. Bis in die idg. Urzeit reichen diese Feuer zurück. Denn als man schon längst eine bequemere Art der Feuerbereitung gefunden hatte, wurde noch bei den Indern, Griechen, Römern und Germanen das sühnende Feuer in der ursprünglichsten Art hergestellt und durch Drehung gewonnen, indem ein Stab entweder in einen anderen gebohrt und so hin- und hergedreht wurde, oder ein solcher durch eine Scheibe, Tafel oder die Nabe eines Rades gebohrt wurde. In Deutschland werden diese Feuer urkundlich im 8. Jhd. erwähnt. Die unter Karlmann 742 unter dem Vorsitze des Bonifatius abgehaltene Synode gebot den Bischöfen und Grafen, gottlose Feuer zu unterdrücken, die sie „niedfyr" nennen. Auch der Indiculus handelt de igne fricato de ligno i. e. nodfyr (Nr. 15). Ignis fricatus ist die wörtliche Übersetzung von Notfeuer, ahd. hnotfiur (niuwan, nûan reiben). Andere leiten nôtfiur aus Not ab (necessitas), weil das Feuer gleichsam genötigt werde, zu erscheinen oder das Vieh, die Glut zu betreten, oder weil seine Bereitung in Zeiten der Not, der Seuche, erfolgte.

Wenn unter dem grossen und kleinen Vieh eine böse Seuche ausbrach und die Herde dadurch bereits grossen Schaden erlitten hatte, oder wenn ein grosses Sterben die Bevölkerung fortraffte, wurden die Bewohner schlüssig, ein

Digitized by Google

Notfeuer herzurichten. Nachdem alle andern Feuer im Hause und auf dem Herde ausgelöscht waren und die Gemeinde früh vor Sonnenaufgang auf den für die heilige Handlung bestimmten Platz gezogen war, wurde nach uralter, mühevoller, aber darum um so ehrwürdigerer Art neues Feuer geweckt. Unter feierlichem Stillschweigen, das der Priester der Opferversammlung, wie nach Tacitus (Germ. 11) der Volksversammlung, gebot, setzten zwei keusche Jünglinge zwei trockene Hölzer, vom Eichbaume, vom roten Erlenholz, oder von verschiedenen Holzarten durch Aneinanderreiben in Brand. Mit dem so gewonnenen Feuer zündete man den Holzstoss an, zu dem aus jedem Hause Stroh und Buschholz darzugebracht war. Dann jagte man das Vieh, Kühe, Schweine, Gänse, nebst den Pferden mit Stecken und Peitschen zwei- bis dreimal durch die Flammen und trieb es dann wieder in den Stall oder auf das Feld. Unter Gesang alter Lieder umtanzte man darauf den Holzstoss, warf Gaben hinein, um durch die Opfer die Gottheit geneigt zu machen, sprang über die Flammen und schwärzte sich dabei gegenseitig das Gesicht mit den heilkräftigen Kohlen, riss brennende Scheite aus der Glut heraus und beräucherte damit die Felder, Wiesen und Fruchtbäume. Sodann ward der zusammengebrachte Holzstoss wieder zerstört, aber zuvor nahm jeder Hausvater einen Brand mit sich, um das erloschene Herdfeuer damit wieder anzuzünden, löschte ihn daheim und legte ihn in die Krippe; denn er erhoffte davon Gedeihen für das Vieh. Die Asche des Notfeuers wurde sorgfältig gesammelt als Heilmittel bei Krankheiten oder als Mittel gegen Raupenfrass und Misswachs auf die Felder zerstreut.

Auch mancherlei Weissagungen stellte man bei dem Notfeuer an: Nahm der Rauch seinen Weg nach der Kornflur, so galt es für ein Zeichen, dass das Korn wohl geraten würde, und soweit der Rauch zog, konnte das Wetter der Feldflur keinen Schaden bringen. Oder man glaubte, in derselben Richtung, von der während des Feuers der Rauch wehte, würde er den Sommer hindurch wehen. Waren in der Nacht viele Sterne am Himmel sichtbar, hoffte man auf ebensoviele

Digitized by Google

Kornkasten. Soweit das Feuer leuchtete, würde im kommenden Jahre das Korn gut stehen und keine Feuersbrunst ausbrechen. Je besser das aus dem Holzstosse gerissene Scheit brannte, um so mehr Glück bedeutete es für den Träger. Kurz, aus dem Aufsteigen des Rauches und seiner Farbe, aus der Helligkeit und den Bewegungen der Flamme, aus den gleichzeitigen Himmelserscheinungen weissagte man auf die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres in Feld und Flur, auf das Gedeihen der Herden, auf die Witterung, den Gesundheitszustand der Menschen, ja selbst über Liebe, Ehe und Tod.

Die Art und Weise, wie bei einer Seuche zu Ehren der Gottheit das Opfer dargebracht wurde, war verschieden. Gewöhnlich wurde das Tier beim Notfeuer gewählt, das als erstes in die Flamme gesprungen war, während sonst das Tier zum Opfer bestimmt wurde, das durch Zufall am Tage des Festes als letztes hinter den andern auf dem Wege zum Weideplatze zurückblieb. Entweder wurde der erzürnten Gottheit bei Viehseuchen durch Eingraben eines Tieres ein Sühnopfer gebracht, oder man schnitt ihm für das Wohl der ganzen Herde das Haupt ab. Dieses wurde dann als Pfand der Versöhnung zwischen Gottheit und Mensch an heiliger Statt unter der Dachfirst aufbewahrt und galt als sicheres Unterpfand des Wohlwollens der Götter und als Schutz vor Krankheiten. Die in Deutschland weit verbreitete Sitte, die Giebel der Häuser mit zwei roh geschnitzten Pferdehäuptern oder anderen Tierschädeln zu zieren, hängt damit zusammen. Der Glaube lag nahe, dass selbst hölzerne Abbildungen der heil- und wunderkräftigen Opferhäupter zum Schutze der Gehöfte dienen würden. Die Sitte des Hauptabschneidens beim Opfer reicht bis in die ältesten Zeiten des germ. Heidentums zurück; auf dem Schlachtfelde des Varus sahen die Soldaten des Germanicus an den Baumstämmen angenagelte Schädel (Ann. 1_{61}). Die Alemannen schnitten Pferden, Rindern und anderen Tieren die Köpfe ab und riefen die Götter an (Agathias 28_5). Gregor ermahnt die Frankenkönigin Brunihild, die Franken zu verhindern, dass sie bei den Häuptern von Tieren verruchten Opferdienst trieben (Epist. 7_5). Im

Digitized by Google

Märchen wird das Haupt des treuen Pferdes Falada über das Thor genagelt, und die Königstochter führt mit ihm Gespräche (K. H. M. Nr. 89). Als die Sühnopfer alljährlich wiederkehrten und mehr zur Vorbeugung dienten, warf man die Opferschädel zur Erhöhung der reinigenden Kraft des Feuers in die Flamme. Haut, Knochen und Eingeweide des Rumpfes der geköpften Opfertiere wurden gleichfalls in dem Opferfeuer zu Asche verbrannt Darin lag keine Missachtung der Götter, denn sie vermochten aus dem, das dauernd Zeugnis ablegte für das geopferte Tier, also aus den bleibenden Gebeinen stets neues Leben zu erwecken (S. 435). Später wurde ein Baum auf dem Opferplatze errichtet und die Äste mit den gesammelten Knochen besteckt. Die Spitze des Opferbaumes oder Knochengalgens zierte ein Pferdeschädel. Das Fleisch der Tiere diente der Opfergemeinde zum Schmause; wie alle deutschen Opferfeste schloss auch das Sühnopfer mit Gelage, Minnetrinken, Tanz, Spiel und Ausgelassenheit.

4. Opferzeiten und Opferverbände.

Zur Sühne und Abwehr brannten Notfeuer, ehemals nur bei wirklich eingetretenen Seuchen, später ständig. Der Hirt wollte, zumal im Hochsommer, von vornherein den Viehseuchen vorbeugen, der Landmann wollte die das Wachstum gefährdenden Mächte verscheuchen und die über Himmel, Erde und Wetter waltenden Gottheiten durch Bittopfer gnädig stimmen, durch Sühnopfer versöhnen, dass nicht Gewitter und Hagel die schweren Ähren knickten und die goldenen Körner vernichteten.

Schon bei der Bestellung des Ackers hatte der Landmann ein dreifaches Opfer dargebracht: ein Brotopfer, wenn der erste Pflug in den Acker geführt wurde, für die mütterliche Erde, ein Körneropfer bei dem Ausstreuen der ersten Handvoll Saatkorn für den Himmelsgott Tius oder Wodan, und nach vollendeter Bestellung des Saatfeldes ein Hahnopfer für Donar, um von ihm Schutz vor Hagelschaden und Wetterschlag zu erbitten. Auf den Höhen und auf der

Digitized by Google

Heide loderten Feuer auf, und durch die vermittelst Reibung entzündete Flamme sprang man hindurch, um rein zu werden vom Makel der Sünde. Die Teilnehmer an der heiligen Handlung, sowie die beim Pflügen und Eggen benutzten Zugtiere erhielten Stückchen von den dargebrachten Gaben zum Genusse, damit auf sie selbst die Heilkraft des Opfers überginge. Den Schluss des Festes bildete ein feierlich abgehaltenes ländliches Mahl.

Jedes Zeichen des neuerwachenden Lebens ward freudig begrüsst. Der Priester, der Hüter des heiligen Waldes, nahm an dem Ergrünen des ersten Laubes, am Erblühen der ersten Waldblume das Nahen des Frühlings-gottes wahr (S. 283), und freudig begrüsste alles Volk die Boten des Lenzes, den ersten Käfer, die erste Lerche, den ersten Storch. Die Burschen schmückten mit grünen Maien das Haus der Geliebten und durchzogen in grüner Verkleidung die Dörfer. Heitere Spiele auf dem Anger stellten die Verfolgung und Austreibung der in Moos gekleideten winterlichen Dämonen dar, das Aufsuchen und den Einzug eines in Laub und Blumen geschmückten Paares. Von Haus zu Haus streifte die Jugend, um von jedem Mitgliede der Gemeinde Holz und Stroh zum Festfeuer, Milch, Korn und Eier zum Festmahl einzusammeln. Dann zog man hinaus auf die Wiese oder auf den Hügel vor dem Dorfe, brachte Rinder, Pferde und Korngabe dem Tius oder Wodan dar, Schweine, Flachs und Speisen der grossen Mutter Erde, Hähne, Gänse und Böcke dem Wettergotte Donar. Auf dem Scheiterhaufen thronte der winterliche Dämon oder die Hexe in Gestalt einer Strohpuppe, und während die Flamme den Holzstoss prasselnd verzehrte, zog man mit entblösstem Haupte feierlich um ihn herum, bis die allgemeine Lust in Jubel und frohen Tanz ausbrach. Die jungen Burschen entzündeten an dem Feuer lange Strohfackeln und schwarmten damit larmend, mit Peitschen knallend, mit kleinen Schellen lautend, über die Felder, um die Geister zu verscheuchen. Soweit das Feuer leuchtete, teilte es der Flur seine heilende Kraft mit, und darum gedieh soweit das Korn gut.

Digitized by Google

Aber frommer Glaube wollte dem Frühlings- und Sonnengott unmittelbar zu Hilfe kommen. Wenn um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche die deutsche Feier des Frühlingsanfangs stattfand, schleuderte man feurige Geschosse in die Luft, um die feindlichen Gewalten abzuwehren, die die Macht der segensreichen Sonne hemmen wollten. Holzscheiben, die in der Mitte durchlöchert und an den Rändern rotglühend gemacht waren und so ein Bild der aufsteigenden Gestirne darstellten, wurden an Stöcken in die dunkle Luft geworfen. Ihr Emporschnellen vertrieb die Wetterdämonen, half der Sonne und unterstützte das Wachstum. Wenn aber die Sonne auf ihre höchste Stelle kam und sich langsam wieder zum Abstieg wendete, rollte man brennende Reisigbüschel über die grünende Saat oder trieb mit Stroh umflochtene und dann angezündete Räder die Anhöhe hinab in die Felder und in den Fluss. Das heilige Feuer selbst, der Umlauf mit Fackeln, das Scheibenschlagen, die Umwälzung eines brennenden Rades bildeten also einen Teil des deutschen Frühlingsfestes; aber während das Aufwärtsschleudern der feurigen Scheiben beim Frühlingsfest im März ein Symbol der aufwärts steigenden Sonnenbahn ist, galt das abwärts gerollte Rad zu Johanni als Symbol der abwärts steigenden Sonne.

Von besonderer Bedeutung waren die Frühlingsfeuer und die dabei geschlagenen Scheiben noch für Liebespaare und junge Eheleute. Durch die lodernden Flammen musste der junge Bursch mit der Geliebten springen. Das Feuer war dem Himmelsgott heilig, der durch die Waberlohe der Morgenröte zum bräutlichen Lager eilt; aus dem Flammenwalle wird die Walküre von Siegfried geholt. So ahmte das menschliche Liebespaar das göttliche Vorbild nach und stellte sich damit unter den Schutz und Segen der himmlischen Mächte (S. 250). Jünger, aber verwandt ist die Sitte, dass der Bursch für sich und sein Mädchen die im Frühlingsfeuer angezündete Scheibe vom Schleuderstocke hoch im Bogen in die Luft entsendet und den Wurf mit Sprüchen und Segenswünschen begleitet: er wollte damit der Geliebten den vollen

Digitized by Google

Sonnenschein des Glückes ins Haus wünschen. Aus der Art, wie die Scheibe brannte uud wie sie flog, zog er Schlüsse über ihr Schicksal im kommenden Jahre. Aber nicht nur für die Geliebte, auch für die Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde wollte man in dieser Weise die Zukunft erforschen. So wurde das Scheibenschlagen eine Art Orakel, und wie man in der Flamme des Geburtstagslichtes oder am Sylvesterabend in den schwimmenden Kerzchen das Lebensschicksal geliebter Personen vorgebildet sieht, so zeigte der schöne, weite Bogen, den die Scheibe in der Luft beschrieb, das Glück der Person an, der sie gewidmet war.

Im Frühjahr oder zur Sommersonnenwende fand auch ein Brunnenfest statt. Ihm ging die Reinigung der Quellen als Einleitung in der Nacht vor dem Festtage voran. Die Reinigung vollzogen die Jungfrauen des Ortes unter Gebet und Gesang; kein Mann durfte zugegen sein, vielleicht war daher ursprünglich die Nacktheit der Mädchen bei dieser heiligen Handlung gefordert (S. 421). Bis Sonnenaufgang mussten sie die Reinigung beendet haben. Der Brunnen wurde dann bekränzt, der Festplatz geschmückt, die Gemeinde versammelte sich, Opferschmaus, Tanz und Spiel folgte. Reicher Wasserfluss durch das ganze Jahr war der Dank der Quellgöttin. Um die Brunnen gegen feindliche verderbliche Dämonen zu schützen, versenkte man Hufeisen in sie. Denn Hufeisen galten als Glück bringende Talismane, als ein Schutz gegen Truden, Hexen und alle bösen Geister; deshalb wurden sie auch an die Thüren von Häusern und Ställen, an Masten und an Grenzsteine angeschlagen. Auch Lichter wurden an den Quellen angezündet. Karl der Grosse verbot in seinem Capitulare von 789, Bäume und Quellen zu beleuchten, und bei Burchard von Worms lautet eine Beichtfrage, ob man ein Licht oder eine Fackel zur Verehrung an Quellen oder Steinen oder Bäumen angezündet habe.

Zu der Zeit, wo ein heftiger Hagelschauer, ein Hochgewitter die schönsten Hoffnungen des Landmanns auf eine reiche Ernte zu vernichten drohte, wurden zum Frommen des Viehbestandes der Hirten die Johannis-Notfeuer angezündet

Digitized by Google

Das Fest der Sommersonnenwende, die hochheilige Zeit der blühenden und reifenden Natur hatte also eine ungemein hohe Bedeutung; die Dorfgemeinde, die sich aus Hirten und Ackerbauern zusammensetzte, beging dann das wichtigste und grösste Sühn- und Bittopfer des ganzen Jahres.

Bei dem Dankfest im Herbste (Okt. oder Nov.) fielen, wie bei den Bittfesten im Frühjahre, den drei Gottheiten, die über Himmel, Erde und Wetter walten, blutige Opfer, aber mit dem Danke für die vollendete Ernte vereinigte sich die Bitte um gnädigen Schutz für die Wintersaat, ein Bittopfer für neuen Erntesegen. Von dem bei dem heidnischen Erntefeste aufflammenden Feuer rühren noch heute in einzelnen Ortschaften und Landstrichen die sogen. Martinsfeuer her. In die Erntefeuer warf man Getreidekörner und Garben. Feierliche Aufzüge fehlten nicht; Wodans Schimmel und Donars Bär erscheinen noch heute im mittleren und nördlichen Deutschland, eine Erinnerung an die umgetragenen Wodans- und Donarsbilder.

Das grosse Gemeindeerntedankopfer ward zu Anfang Winter gefeiert. Finsternis und Kälte galten als die Keimzeit des warmen, lichten Lebens. Im Spätherbste nach der Ernte des Jahres 14 feierten die Deutschen das Tanfanafest (Ann. 1_{51}; S. 384); Germanicus benutzte den Festfrieden zu einem Streifzuge und machte den Tempel der ‚Opfer empfangenden' Göttin dem Erdboden gleich. Es war vermutlich dieselbe Zeit, wo bei den Semnonen das Fest des Tius Irmino, des Herrn über Leben und Tod gefeiert wurde (Germ. 39). Als die Sachsen bei Scheidungen einen grossen Sieg über die Thüringer erfochten hatten, errichteten sie dem Tius Irmino eine mit dem Symbole des Adlers geschmückte Siegessäule, die gegen die aufgehende Sonne blickte (Widukind 12; S. 272). Drei Tage lang, vom 1. Oktober an, währte die Sieges- und Totenfeier. Das herbstliche Siegesfest der Sachsen zu Ehren des Tius war gewiss zugleich eine Erntefeier und eine allgemeine Totenfeier. Die Jahreswende war nicht nur eine Zeit der Lustbarkeit, sondern auch der Klage. Darum hiess es auch bei den Deutschen das Mikkel, d. i.

Digitized by Google

das grosse Fest. Vielleicht war Sisetac eine andere Bezeichnung des Totenfestes, das die Gemeinde beging; der Name Sisetag erklärt sich aus ahd. sisesang = Trauerlied und bedeutet Tag der Klagelieder. Noch im 8. Jahrhunderte hiess der 28. September oder St. Michaelisabend in Augsburg so, auf ihn fiel von Alters her die Augsburger Kirchweih, und er wurde durch nächtlichen Umritt mit vorgetragenen Lichtern, Tanz, Pfeifenspiel und Zechgelage gefeiert.

Die Sonnenwende im Winter war, wie die im Sommer, eine hochheilige Zeit der Germanen und erhielt ihre Bedeutung namentlich dadurch, dass von hier das Aufwachen des erstorbenen Naturlebens beginnt. Die Zeit der Zwölften, der Untermächte, wie sie im Vogtländischen heissen, weil sie zwischen Weihnachten und Epiphanias liegen, ist auch die Zeit, wo die Tage wieder länger werden und die Hoffnung des kommenden Sommers, seiner Sonne und der langen, hellen Tage wieder wach wird, die frohe Zeit des wiedergeborenen Lichtes. Wihen nahten d. h. in den heiligen (12) Tagen war das Fest der Wiedergeburt des Lichtgottes, der den Beinamen *Jiuls = neu, jung, neugeboren hatte (S. 292). Es ist möglich, dass auch das nordische, englische und niederdeutsche Julfest damit zusammenhängt, und dass Julfest eine altgermanische Benennung war. Andere Erklärer stellen zu Julfest ags. hveól, engl. wheel, fries. yule, an. hvel Rad und denken an die Sonnenräder. Denn in der That wurden zur Zeit der Wintersonnenwende Feuer angezündet, die, wie alle Festfeuer, Bezug zur Sonne hatten; das beweisen schon die Räder, die Sinnbilder der Sonne. Diese Deutungen verdienen den Vorzug vor denen, die das Julfest als das heitere Fest, das fröhliche, lustige Fest (lat. ioculus Scherz, Spass, frz. joli, urgerm. *jehwela) oder die Schlachtzeit erklären (lat. iugulare), weil im December nach dem gewöhnlichen Vieh auch das Zuchtvieh geschlachtet wäre. Aber alle Indogermanen begingen um die Mitte des Winters ein Fest, um die Wiedergeburt des Sonnenlichtes und der Natur zu feiern. Bei den Germanen, die um diese Zeit die wärmenden Strahlen des Himmelsgestirnes weniger fühlten, trat der Gedanke an das

Digitized by Google

Aufleben der Natur mehr in den Vordergrund, und daher war Weihnachten neben dem erwachenden Himmelsgotte auch den chthonischen Gottheiten heilig, die im Schosse der Erde das Wachstum der Saat, der Felder und der Wiesen fördern. Holda, Perchta, aber auch Wodan in seiner ältesten Gestalt waren chthonische Gottheiten; Wodan, der Herr der Unterwelt, der Nacht und des Todes, war auch Erntegott (S. 322). Darum treiben noch heute im Volksglauben zur Zeit der winterlichen Sonnenwende vor allem Wodan, Holda und Perchta ihr Wesen. Sie dachte man sich zur Zeit der zwölf Nächte wieder in ihr Land einziehend. Darum heisst es von Wodan und Frija geradezu, sie zögen besonders in den Zwölften, und die Erinnerung an ihren Einzug oder Umzug hat sich in den Strafen erhalten, die der Aberglaube dem androht, der die heilige Zeit durch Arbeit bricht. Ahnung und Weissagung lag über der ganzen Zeit, jeder Tag war bedeutungsvoll, und in das Dunkel der Zukunft suchte man durch Zauber und Losspiele zu dringen. Noch heute knüpft an diese Tage zahlreicher Aberglaube, der sich wie in der Vorzeit mit den beiden ursprünglichsten Fragen des menschlichen Lebens beschäftigt, dem Vorwärtskommen im Besitz und dem Finden einer passenden Ehehälfte. Nicht eine ausgelassene Festzeit also war es, sondern eine geheimnisvolle, geheimen Schauder erzeugende.

Es war eine Art Vorfrühlingsfest, und wenn auch der wirkliche Einzug der sommerlichen Gottheiten erst später stattfand, so sprach die Vorfeier zur Wintersonnenwende doch die feste Hoffnung aus, dass die Sonnenwesen, die tot schienen, in Bergen und Höhlen schliefen oder in der Fremde umherirrten, von neuem erwachen und dem Menschen wieder gnädig nahen würden. Darum flammten die heiligen Feuer auf, die Symbole des leuchtenden Himmelsgottes, Feuerräder rollten und Fackellauf breitete die heilige Glut über die Felder aus. An der reinen Flamme des Wintersonnwendfeuers wurde das zuvor sorgfältig ausgelöschte Herdfeuer wieder entzündet. Schon im 12. Jahrhunderte wird urkundlich im Münsterlande die Sitte erwähnt, einen schweren Klotz

Digitized by Google

aus Eichenholz, den Christ- oder Julblock im Feuerherde einzugraben; wenn das Herdfeuer in Glut kommt, glimmt dieser Klotz mit, doch ist er so angebracht, dass er kaum in Jahresfrist verkohlt. Sein Rest wird bei der Neuanlage sorgfältig herausgenommen, zu Staub gestossen und auf die Felder gestreut: das soll die Fruchtbarkeit der Jahresernte befördern. Während im Johannisfeuer ein Baum ganz verbrannt wird als Bild der versengenden, Laub und Gras verzehrenden Glut des Hochsommers, wird der Baum im Weihnachtsfeuer nur angekohlt, ein Bild der mit Mittwinter beginnenden, langsam Blätter, Blüten und Früchte hervorbringenden Sonnenkraft.

Dass bei diesem wichtigen Opferfeste Umzüge, Verkleidungen, Gesang und Spiel nicht fehlten, zeigt der Brief des Bonifatius an Papst Zacharias (742; S. 424). Für die ags. Kirche war bereits im 6. Jahrhunderte bestimmt: „Wenn jemand an den Kalenden des Januar sich in eine Hirschhaut oder Kalbshaut steckt, d. h. als wildes Tier verkleidet und sich in die Felle von Haustieren vermummt und Tierköpfe aufsetzt, — wer sich so in Tiergestalt verwandelt, der soll drei Jahre Busse thun, weil das dämonisch ist.“ Im 11. Jahrhunderte erzählt Burchard von Worms, dass man sich in der Neujahrsnacht, mit dem Schwert umgürtet, auf das Dach des Hauses gesetzt habe, um zu ergründen, was der Schoss der Zukunft für das neue Jahr Gutes oder Schlimmes berge. Dieselbe Frage wie 400 Jahre vorher bei Eligius kehrt wieder: ob man zur Neujahrsnacht nach heidnischem Brauche den Tisch in seinem Hause zugerichtet (d. h. geopfert) und auf den Strassen Tänze und Gesänge aufgeführt habe, in dem Wahne, für die Zukunft Nutzen davon zu haben; ob man Kuchen (Weihnachtsstollen) gebacken und aus ihrem Aufgehen Glück für das kommende Jahr geschlossen habe; ob man sich an einem Kreuzwege auf eine Rindshaut gesetzt habe, um gleichfalls Weissagungen anzustellen. Eine gewöhnliche Rindshaut wird es nicht gewesen sein, sondern das Fell eines Opferrindes, das dadurch Zauberkraft erhielt, dass es der den Göttern gebührende Anteil beim Opfer war. Mit dem Schwerte, das ja

Digitized by Google

der freie Mann stets bei sich trug, musste man bewaffnet sein, um sich der feindlichen Dämonen erwehren zu können. So stimmen die wenigen geschichtlichen Zeugnisse durchaus mit den heutigen Volksbräuchen überein, und noch heute erscheint neben den drei Königen aus dem Morgenlande und dem Geschenkeverteilenden Bischof Nikolaus der heilige Martin an Wodans Stelle auf dem Schimmel oder Wodan selbst, zwar nicht in göttlicher Macht und Pracht, sondern als Knecht Ruprecht (Hruodperaht), aber sonst unangetastet vom christlichen Einflusse: der ruhmglänzende, gütige Gott.

Wie sich die Hirtenopfer mit den Bauernopfern zu einer gemeinsamen Feier verschmolzen, so gingen aus den Gemeindeopfern zur Wintersonnenwende, zu Frühlingsanfang, zur Sommersonnenwende und im Herbste die grossen Volksopfer hervor, wo die zerstreut wohnenden Mitglieder der Landesgemeinde zusammen kamen, der mitanwesenden, mitfeiernden Götter gedachten, Gericht hielten und tausch-, kauf- und verkauflustig ihre Waren ausstellten. Aus Opfer mit Schmaus und Tanz, Markt, aber auch zugleich aus Gericht, Waffenmusterung und Beratung über bevorstehende Feldzüge. Gelöbnissen liebender Paare aus fremden Gemeinden bestanden die grossen altgerm. Volksfeste.

Unter freiem Himmel oder unter dem Schutze eines grossen heiligen Baumes tagte die Landgemeinde. Das germ. Wort Thing bezeichnet die öffentliche Versammlung, die Gerichtsstätte war zugleich Opferstätte und stand unter dem Schutze der Götter, vor allem des Tius, der darum den Beinamen Thingsus führte (S. 276), aber auch des Donar und Wodan. Die Landgemeinde ist zugleich Heeresversammlung und dient zur Musterung der waffenfähigen Schar (Caesar, b. g. 6_{35}. Germ. 11. 13. 22. Hist. 4_{64}). Sie entscheidet über Ackerverteilung, Krieg und Frieden, über Verbrechen, durch die man sich den ganzen Stamm und seine Götter zu Feinden macht, über Landesverrat, Übergang zum Feinde und Feigheit. Die Gerichtsstätte war von der Umgebung durch einfriedende Haseln ausgeschieden. Die Hasel war dem Gott des Waffen- und Rechtsstreites Tius heilig, mit

Digitized by Google

ihr wurde der zur Walstatt wie zum Thing bestimmte Platz eingehegt. Die Haselung war das äussere Zeichen der Weihung des Feldes, der Übergabe in den Schutz des grossen Himmelsgottes. Die Stecken wurden durch heilige Bänder verbunden, und der Priester vollzog dann die Heiligung der Stätte.

Nach feierlichem Eingangsopfer, wobei in der Regel Menschenblut floss, forderte der vorsitzende Richter den Priester auf, die Lose zu fragen, ob die Beratung den Göttern genehm sei (Germ. 10), und liess durch ihn feststellen, ob die Förmlichkeiten der Einhegung gehörig erfüllt seien. Darauf gebot der Priester im Namen des Gottes, dem das Thing geheiligt war, Stillschweigen (Germ. 11) und verkündete den Thingfrieden. Die Schweigen auferlegende Opferformel, die im griech. *εὐφημεῖτε*, in Rom favete linguis lautete, war: ich gebiete Lust und verbiete Unlust (as. hlust zu ahd. hlosên, bayr. losen = lauschen, zuhören).

Nach Caesar (b. g. 6_{23}) und Tacitus (Germ. 12) sprechen die Häuptlinge das Recht, aber die Strafe erteilt im Namen der Gottheit der Priester, er vollstreckt körperliche Züchtigungen und die Todesstrafe, aber nicht eigentlich zur Strafe noch auf Befehl des Häuptlings, sondern auf der Gottheit Geheiss (Germ. 7). Die Todesstrafe hatte also sakralen Charakter, sie war ein Opfer. Gewaltthaten gegen einzelne, Raub, Körperverletzung, selbst Mord konnten als ‚leichtere Verschuldungen' (Germ. 12. 21) durch Übereinkunft mit einer Anzahl von Pferden, Rindern oder Schafen gebüsst werden; aber staatsgefährliche und entehrende Verbrecher, die die ewigen unverbrüchlichen Gesetze der Gemeinde- und Familienordnung verletzt, die sich damit als Feind der Götter und des Volkes gezeigt hatten, wurden mit dem Tode bestraft. Verräter und Überläufer wurden mit einem Weidenstrang erdrosselt und an laublosen, dürren Bäumen oder an Galgen aufgehängt (Germ. 11). Dieselbe Strafe traf Kriegsgefangene, oder sie wurden in Gruben lebendig begraben (Ann. 1_{61}), oder am Altare geschlachtet (Ann. 1_{61}), oder verbrannt (Caes. b. g. 1_{53}). Feiglinge, Kriegsflüchtige und Unzüchtige wurden in Moor und

Digitized by Google

Sumpf versenkt und Flechtwerk darüber geworfen (Germ. 11). Von den Heeresflüchtigen bestimmt noch ein Gesetz Karls d. Gr.: qui herisliz fecerit, vitae periculum incurrat. Tempelschänder wurden bei den Friesen ertränkt (S. 442). Die Franken pflegten einen rückfälligen Dieb den Göttern zu opfern.

Die zweite Art, Verbrecher zu strafen, erscheint auf den ersten Blick weniger grausam, war aber nicht minder furchtbar. Nicht der Mensch selbt vergriff sich an ihm, (in der Regel vergönnte man dem Verurteilten Zeit zur Flucht), er bestimmte nur im Namen der Gottheit das Urteil und überliess den strafenden Göttern, wie sie Sühne für begangene Missethat nehmen wollten. Das heilige Gericht, das die Friedlosigkeit ausgesprochen hatte, sollte nicht entweiht werden. Ein Wunder war es, wenn der Verfehmte in den Wäldern sein verlorenes Leben nicht sofort einbüsste. So war die Friedlosigkeit geradezu ein Todesurteil. Auf feiger Heeresflucht stand nicht immer unmittelbare Todesstrafe, Tacitus erwähnt auch (Germ. 6), dass den Schandbeladenen, die den Schild verloren und dadurch die allergrösste Schmach begangen hatten, verwehrt war, bei den Opfern zu erscheinen oder in die Volksversammlung zu kommen; viele hätten daher, obwohl sie dem Kriege entronnen wären, solcher Ehrlosigkeit durch den Strick ein Ende gemacht. Zwar nennt Tacitus weder in Kap. 6 noch in Kap. 12 der Germania die Friedlosigkeit und Verfehmung der Ausreisser, aber nur diese Strafe kann gemeint sein. Der schändliche Mann, der den Frieden verwirkt hat, heisst noch im Gesetze des Frankenkönigs Chilperich: ein Mensch, der durch die Wälder irrt. Eine gemeinsame Bezeichnung des Friedlosen war warc, warg: der Würger, der Wolf. Dem Dichter des Heliand ist der Verräter Judas, der sich entleibt, warag (5170). Der Friedlose soll wolfsfrei sein, wie der Wolf als allgemeiner Feind von jedermann erschlagen werden kann und soll.

Friedlosigkeit traf besonders den, der gegen die eigene Familie gefrevelt, sich gegen den heiligen Frieden der Sippe vergangen hatte. Die Stiftung der heiligsten Gemeinschaft, des Blutsverbandes der Familie, war das Werk der Götter,

Digitized by Google

ihre Verletzung daher ein Religionsfrevel. Ein Verbrecher, der den Göttern selbst zur Bestrafung preisgegeben wurde, konnte nur durch sie selbst wieder begnadigt werden. Vielleicht galt seine Freveltat als gebüsst, wenn er neun Jahre das Elend der Wildnis überstanden hatte.

Der Gründer der Familie wie der Schutzherr der Lebensordnung war Tius, gegen seine ewigen Satzungen hatte sich der Friedensstörer vergangen, in seinem heiligen Walde kam man zusammen, im Gotteswalde sollte er, friedlos gelegt, sein elendes, gehetztes Leben führen, die feierliche Thingstätte des Tius war auch die grausigste Opferstätte.

Bei der Urteilsverkündigung war der Zorn und die Feindschaft der göttlichen Mächte dem Verhassten und Verachteten in feierlicher Formel angesagt: wehrlos, ehrlos, friedlos soll er sein, soweit Feuer brennt und Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit und Mutter Kind gebiert, soweit Schiff schreitet, Schild blinkt, Sonne den Schnee schmelzt, Feder fliegt, Föhre wächst, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind steht unter seinen Flügeln, soweit Himmel sich wölbt, Welt gebaut ist, Winde brausen, Gras grünt und Blume blüht. Sein Gut wird dem Verfehmten abgeurteilt, jeder ist berechtigt, es ihm zu nehmen und zu vernichten, er wird arm und elend gelegt, alle Freude ihm zerstört. Über sein Haus und Hof wird Brand und Bruch verhängt; auf seine Felder soll kein Tau fallen, das Stall- und Waldvieh soll ihm entlaufen; Sonne und Mond soll dem Verurteilten nicht mehr scheinen, selbst die freie Luft und der reine Wassertrunk wird ihm als Labung versagt. Erbenlos fahre er dahin, sein Geschlecht erlösche mit ihm; Schiff und Schwert und Ross sollen in der Not versagen, kein günstiger Segelwind ihm wehen, kein Mensch ihn fürder sehen! Gebrechen und Leiden, Krankheit und Mühsal soll sich an seine Fersen heften, ihn schwachen, quälen und schliesslich vernichten! Unbestattet liege der Leichnam draussen auf weiter Heide, den Wölfen und wilden Vögeln zum Fraass! — Furchtbar klingen diese Flüche und Verwünschungen noch heute unserem Ohr. Aus zornigem, in seinem Heiligsten verletzten Gemüte sind sie herauf-

Digitized by Google

gestiegen, wie Pfeile und Speere wollten sie sich in das Mark und Bein des Frevlers bohren. Sie waren von dem Glauben an ihre Macht getragen, und der Glaube auch derer, die sie treffen sollten, an ihre Macht machte sie so furchtbar.

Dem Opferakte ging die Anwendung eines Gottesurteils, eines Ordals voraus (ags. ordal = Urteil). Die allwissenden Götter, denen nichts verborgen ist, offenbarten ihre Macht auch bei gewissen heiligen Handlungen: man befragte die Elemente des Feuers oder des Wassers, das Los und den Kriegsgott im Zweikampfe. Der Kriegsgott Tius war zugleich Gott des Gerichtes, von seinem Willen hing der Ausgang des Kampfes ab. Nach bayerischem Rechte werden die Kämpen vor Beginn des Ordals den Parteien durchs Los zugewiesen. War der Verbrecher bereits überführt, so suchte man den Willen der Götter zu erkunden, ob der Verbrecher oder der gefangene Feind ihnen genehm sei. Nur dem günstigen Ausfalle der Lose hatte Caesars Freund Procillus das Leben zu verdanken; dreimal war in seiner Anwesenheit das Orakel befragt worden, ob er sofort den Feuertod erleiden oder für später aufbewahrt werden sollte (Caes., b. g. 1_{53}). König Radbod warf über den gefangenen Willibrord dreimal an drei Tagen hintereinander das Los; aber nur einen von seinen Gefährten traf das Todeslos (V. Willib. 12). Auch der heilige Willehad war zum Tode verurteilt worden, weil er die heidnischen Götter gelästert hätte. Aber man wollte erst das Los befragen, ob er leben oder sterben sollte. Die Götter wiesen sein Leben zurück — sagten die Heiden; das Todeslos fiel nach Gottes Willen nicht — frohlockten die Christen (V. Willeh. 3). Zur Zeit des heiligen Wolfram hatte einen friesischen Knaben das Los getroffen, dass er den Göttern geopfert werden sollte. Als Wolfram ihn sich von Radbod ausbat, antwortete dieser: es sei, wenn Christus ihn vom Tode errettet. Als sie ihn zum Galgen schleppten, betete Wolfram; da zerriss der Strick, der Knabe fiel zur Erde und stand unverletzt (V. Wulfr. 6. 8; D. S. Nr. 447) Fielen die Lose zu Gunsten des Verbrechers, oder bestand er unversehrt das Gottesurteil, so verkaufte man ihn in die Knechtschaft oder vertrieb ihn

Digitized by Google

ausser Landes. War das Ergebnis des Ordals ungünstig, so war die Tötung nur Erfüllung des göttlichen Willens und konnte nicht die unmittelbare Vollziehung eines auf Todesstrafe lautenden Urteils sein.

Zu den wichtigsten Ordalien ausser dem Zweikampfe gehört der Kesselfang. In einem Kessel wird Wasser zum Sieden gebracht, und der Beweisführer greift mit blossem Arm hinein, um einen Ring oder Stein herauszuholen. Erschienen nach einer bestimmten Frist Hand und Arm heil, so war das Ordal gelungen; wenn nicht, so wurde der Beklagte lebendig in einem Sumpfe versenkt. Wie dieses Ordal auf der Anschauung beruht, dass Wasser und Feuer die bösen Geister vertreibt, so ist die Bahrprobe ursprünglich ebenfalls aus dem Glauben hervorgegangen, dass die Seele fortlebt und die Macht hat, den Mörder kund zu geben. Erst später ist das Bahrgericht ein echtes Gottesurteil geworden. Der Beweisführer musste nackt an die Bahre treten, einen Unschuldseid schwören und den Leichnam durch Auflegen der Finger berühren. Als Siegfrieds Leiche im Münster ausgestellt ist, heisst Kriemhild Gunther und Hagen zur Bahre treten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; vor Hagen flossen die Wunden so stark wie je vorher (N. L. 984 ff; vergl. D. S. Nr. 353). Bei der Eisenprobe musste ein glühendes Eisen mit blosser Hand getragen werden, oder der Beweisführer musste nackten Fusses über geglühtes Eisen oder Pflugschare schreiten. Bei der Wasserprobe, die später besonders als Hexenprobe im Gebrauche war, wurde der Beweisführer mit gebundenen Händen, ein Seil um den Leib, auf den Wasserspiegel gelegt. Verweigerte die reine Flut, ihn aufzunehmen, galt er für schuldig; sank er unter, galt er für unschuldig.

Auch beim Ablegen des Eides wurden die Götter zu Zeugen angerufen. Den Göttern ist die Vergangenheit bekannt; wer die Unwahrheit aussagt, ruft die göttliche Vergeltung auf sein Haupt herab. Man legte den Schwur beim Haupte des Opfertieres ab, oder auf einen Eidringe, der in das Blut des geopferten Tieres getaucht war, oder in den meisten Fällen auf das Schwert des schwertfrohen Himmelsgottes (S. 288).

Digitized by Google

Das Koncil von Orleans (541) setzte Bussübungen und Strafen für den Christen fest, der nach heidnischer Sitte beim Haupte eines Haustieres oder eines wilden Tieres einen Eid leiste und obendrein noch die Gottheiten anriefe.

Von höchster Feierlichkeit waren die Opfer, zu denen sich die religiösen Verbände des Stammes vereinigten. Wie in Griechenland die rings um ein Heiligtum liegenden Nachbargemeinden (Amphiktyonien) sich zusammenthaten, um Opfer, Feste und Wettspiele gemeinsam zu begehen und im Frühling und Herbste bei den Bundesheiligtümern zusammenkamen, so nahm auch bei den Germanen die ursprünglich rein religiöse Vereinigung der Sakralverbände politischen Charakter an. Der gemeinsame Hauptkultus hielt die verschiedenen kleinen Staaten zusammen. Sie verehrten eine Stammesgottheit, von der sie abzustammen glaubten, den Gott sahen sie als den Vater und Gründer ihres Geschlechtes an, die Göttin als ihre Mutter. Einem Stamme ward die Pflege und Bewachung des Bundestempels anvertraut, hier strömten sie alljährlich zusammen und erneuerten bei blutigem Opfer ihre Zusammengehörigkeit. Tacitus erwähnt solche Opferverbände bei den Erminonen (Germ. 39), den Istväonen (Ann. 1_{51}), den Ingväonen (Germ. 40) und den vandilischen Stämmen (Germ. 43). Zum Zielpunkte seines ersten planmässigen Eroberungszuges nach Sachsen wählte Karl d. Gr. das nach der Irminssäule benannte Heiligtum in Engern, in der Mitte des Landes. Denn da es das sächsische Nationalheiligtum war, hatte es auch eine hervorragende politische Bedeutung (Annales Laurissenses). Der friesische Haupttempel des Forseti lag auf Helgoland (S. 299), ein anderer, der Nehalennia geweiht, auf Walcheren (S. 381), als dritter wird ein Hain der Baduhenna erwähnt (Ann. 4_{73}; S. 399).

Wie es einen Gott geben musste, zu dem die Kultverbände gemeinsam aufsahen, und eine Opferstätte, gross genug, die zahllosen Scharen zu fassen, so muss es einen bestimmten Leiter gegeben haben. Er wird aus dem Stamme genommen sein, der das Bundesheiligtum unter seiner Obhut hatte, er wird priesterliche, richterliche und weltliche Macht in sich vereint haben, also dem vornehmsten Adelsgeschlechte

Digitized by Google

entstammt sein. Der Alcispriester bei den Nahanarvalen gehörte dem vandilischen Königsgeschlechte der Asdinge an.

5. Der Götterdienst des Einzelnen im täglichen Leben.

Religiöse Gebräuche begleiteten das Leben unserer Vorfahren vom Augenblicke der Geburt an bis zur Todesstunde. Fühlte die junge Mutter die schwere Stunde herannahen, so rief sie die Schicksalsfrauen um gnädigen Beistand an. Das kaum geborene, schwache und hilflose Kind war mit der Mutter vor allem den Angriffen der nächtlichen Unholde ausgesetzt. Gegen die Hexen, Druden, Maren und Elbe, die das Kind zu rauben oder gegen einen Wechselbalg zu vertauschen suchen, brannte nachts das abwehrende Feuer. In die Wiege ward zum Schutze gegen Unheil ein Runenzauber eingeritzt; in Süddeutschland malt man noch heute den Drudenfuss gegen die Hexen daran. Um das kleine Wesen vor dem Alp zu sichern, forderte man ihn in Beschwörungsformeln auf, den Sand, die Sterne, alle Wege zu zählen, oder man stellte einen Kessel siedenden Wassers neben das Lager. In der Hand der geheimnisvollen Schicksalsfrauen lag es, ob das Kind wirklich ein Mensch werden oder die Fähigkeit der Seele behalten sollte, den Körper nach Belieben zu verlassen und zu wandeln. Darum stellte man Speise und Trank für sie auf den Tisch, um sie gastlich zu bewirten.

Vom Willen des Vaters hing es ab, ob das neugeborene Kind in die Familie aufgenommen oder ausgesetzt werden sollte. Die Angabe des Tacitus (Germ. 19), dass es als Schandthat gälte, die Zahl der Kinder zu beschränken oder eins der nachgeborenen zu töten, ist nur zum Teil richtig. Die Grossmutter des heiligen Liudger wollte ihre Enkelin töten, weil ihre Tochter nur Mädchen, keine Söhne hatte. Sie befahl, dass die Tötung erfolge, bevor das Kind Milch von der Mutter genossen hätte; denn solange ein Kind noch keine irdische Speise berührt hatte, war sein Tod gestattet. Der damit beauftragte Sklave brachte das Mädchen zu einer Wanne, um es darin zu ertränken; aber durch Gottes Erbarmen

Digitized by Google

hielt es sich mit seinen Ärmchen am Rande der Wanne über Wasser, bis ein aus der Nachbarschaft hinzukommendes Weib es den Händen des Sklaven entriss, in ihr Haus brachte und ihm Honig einflösste. Die rasende Grossmutter schickte Gerichtsdiener nach dem Kinde in das Haus der mitleidigen Frau, aber sie sagte ihnen, das Kind hätte bereits Honig genossen und zeigte ihnen dessen Lippen. Nach heidnischem Brauche war es nun nicht mehr gestattet, das Kind zu töten. Aber erst nach dem Tode der wütenden Grossmutter konnte die Mutter ihr Kind zu sich nehmen (V. Liudg. 6. 7).

Der entscheidende Akt, durch den ein Kind völlig zu seinem Rechte kam und als Person anerkannt wurde, war die Namengebung. Von der Zeit an, wo dem Kinde ein Name beigelegt war, galt Aussetzung als unerlaubt. Die Namengebung pflegte binnen neun Nächten nach der Geburt zu erfolgen und war schon in heidnischer Zeit bei allen Germanen mit Wassertaufe oder Wasserbegiessung verbunden. Von da an trat das Kind in sein volles Wergeld ein, während es vorher nur durch ein halbes Wergeld geschützt war. Der Volksscherz von den blinden Hessen oder Schwaben bewahrt noch eine Erinnerung an die alte Rechtsordnung, die den Neugeborenen bis zu dieser Frist dem Ungeborenen gleichstellte. Vermutlich ward das Kind bei der mit der Wasserweihe verbundenen Namengebung mit dem Hammer, dem Symbole Donars, geweiht. Die langobardische Sage, dass Wodan auf Freas Geheiss, weil er ihnen den Namen Langbärte gegeben habe, ihnen als Namensgeschenk den Sieg verliehen habe, zeigt, dass ein Geschenk der Namengebung folgen musste. Der Hausvater verrichtete selbst die Taufe des Neugeborenen; erst durch sie ward die Körperlichkeit des jungen Menschen befestigt.

Schon Aristoteles kennt bei vielen Barbaren die Sitte, die Neugeborenen in kaltes, fliessendes Wasser unterzutauchen, und der Arzt Galenus im 2. Jhd. n. Chr. sagt ausdrücklich, dass die entsetzliche Sitte, die Neugeborenen, heiss vom Mutterleibe wie glühendes Eisen in kaltes Flusswasser zu tauchen, bei den Germanen herrsche. Aus dem 4. Jhd.

Digitized by Google

stammt die griechische Fabel, dass der Rhein den nordischen Barbaren zur Kinderprobe diene, weil er die unechten sinken lasse. Der alte Name für die Wasserweihe war daupjan tauchen; Wulfila übersetzt damit die christliche Taufe, das *βαπτίζειν*. Auch die Westgermanen behielten dôpjan, toufan dafür nach ihrer Bekehrung und liessen es durch kein kirchliches Wort verdrängen, wie bei andern heiligen Handlungen. Als der getaufte Sohn des Frankenkönigs Chlodwich stirbt, ruft er: Wäre der Knabe im Namen meiner Götter getauft gewesen, gewiss lebte er noch; aber er konnte nicht leben, weil er im Namen eures Gottes getauft ist! (Greg. v. Tours. 2_{29-31}). Die christliche Taufe übt also nach der Ansicht des Heiden nicht die der heidnischen Weihung zustehende Kraft, des Kindes Körperlichkeit zu festigen. Die Kirche sah daher in der heidnischen Taufe einen gefährlichen Nebenbuhler und ein teuflisches Werk. Bonifatius schreibt 732, die von den Heiden Getauften müssen von neuem im Namen der heiligen Dreieinigkeit getauft werden. Wenn eine von Heiden vollzogene Taufe (d. h. die germanische Wasserbegiessung) für ungültig erklärt wird, muss sie also bestanden haben.

In den Namen, der dem Kinde gegeben wurde, legte man die Fähigkeiten und Charakterzüge hinein, durch die es sich, erwachsen, nach dem frommen Wunsche des Gebers auszeichnen sollte: er sollte das ideale Vorbild sein, dem das Kind nachstreben sollte. War es der Name eines Gottes, so sollen dessen Thaten und Empfindungen Muster und Beispiel werden. Zugleich sollte dadurch ein gewisses Schutzverhältnis zwischen dem Gott und dem seinen Namen tragenden Menschen erfleht werden. Mit Wodan, Donar, Balder zusammengesetzte Eigennamen finden sich wiederholt für deutsche Männer, selbst als einfache menschliche Namen kommen sie vor. In Answalt, Oswald, Ansgar, Reginbirin (Kind der ratenden Götter) sind die alten Bezeichnungen der Gottheit, in alb, hûn, thurs, Mimi sind dämonische Namen enthalten; auf die den kriegerischen Gottheiten geweihten Tiere weisen arn, hraban, swan, ebur und wolf. Bei den Frauen überwiegen in der ältesten Zeit Walkürennamen. Aber auch nach

Digitized by Google

den Wald- und Wasserfrauen und den Elbinnen ward das Mädchen benannt. Häufig deutet der Name auf priesterliche Thätigkeit hin, auf die Heiligtümer: alah, wih, die Opfer: gelt (gildi), auf Zauber und Weissagung: rûn.

Das Kind ist herangewachsen, das Mädchen zur blühenden Jungfrau, der Knabe zum starken Manne. Trat der Sohn aus der Gewalt des Vaters heraus, so schnitt ihm der Vater, der dabei wieder Priesterdienste verrichtete, das Bart- oder Haupthaar ab: das Haar, das Symbol der Fruchtbarkeit, war der Gottheit des Wachstums geweiht, oder es war ein stellvertretendes Opfer für den Menschen selbst.

Die frohen Zeiten der erwachenden Natur sind auch die Feste der Liebe. Alter Brauch am 1. Mai war es, dass das Mädchen den Hut des Geliebten mit grünen Blumen schmückte, und dass der Bursch ihr einen Maien, das Zeichen des Frühlingsgottes, vor der Thür aufpflanzte. Durch das Oster- und Johannisfeuer sprangen die jungen Paare, um Segen für den Besitz und für sich selbst zu erlangen. Bei dem Scheibenschlagen warfen die Burschen das brennende Rad zu Gunsten der Erkorenen: das leuchtende Sinnbild des aufsteigenden Sonnengottes soll ihnen Glück bringen. Zur Wintersonnenwende befragte man nach uralter Sitte das Schicksal nach dem Geliebten oder schaute nach dem künftigen Gatten.

Erst spät, wenn die Glieder gross und gestählt sind, können sich die Liebenden vereinigen (Caesar, b. g. 6_{21}. Germ. 20). Bei der Eheberedung sind Eltern und Verwandte gegenwärtig (Germ. 18: vgl. N. L. 1617—24). Handschlag besiegelte nach alter Sitte den Vertrag. Hochzeit, hôhe zît, hiess der festliche Tage der Heirat. Die Hilfe der Götter wurde für das junge Paar erfleht, heilige Gebräuche weihten ihn ein. An dem heiligen Tage des Gottes, unter dessen besondere Huld man die Ehe stellen wollte, ward die Hochzeit begangen, am Tage des Tius, Wodan, Donar oder der Frija.

Am Tage zuvor ward die Braut durch ein reinigendes Bad entsühnt, um die feindlichen Geister abzuwehren, sie gegen den Zorn der göttlichen Mächte zu schützen und ihre Gunst ihr zu sichern. Auch ein Sühnopfer ward dargebracht;

Digitized by Google

der dem Donar heilige Bock ward geschlachtet und mit seinem Blute die Braut besprengt (S. 351). Auch die Verhüllung der Braut weist auf alten Opferdienst für die unterirdischen, Fruchtbarkeit spendenden Mächte. Ein zwar aus älteren Quellen nicht belegter, aber uralter Brauch war, am Vorabende der Hochzeit, dem sogen. Polterabend, allerlei Geschirr zu zertrümmern: die schädlichen Unholde sollten durch den Lärm vertrieben werden.

Als Herdgott und Schutzgott des Hauses ward der Gewittergott Donar besonders angerufen. Das junge Paar umwandelte dreimal den Herd, auf dem ein frisches Feuer angezündet war; hier brachte die Neuvermählte auch den Hausgeistern ein Opfer dar. Auf der hochzeitlichen Tafel fehlte auch des Wettergottes heiliges Tier, der Brauthahn, nicht. In feierlichem Gebete lud man die Gottheit zum Hochzeitsmahle ein; in der ältesten Zeit genossen die Ahnen, die Hausgeister, die hauptsächlichste Verehrung bei der Vermählungsfeier, für sie und neben ihnen traten später die himmlischen Götter als anbetungswürdige Vorbilder der Feiernden oder als Festteilnehmer und Ehrengäste ein. Besonders dachte man sich die Schicksalsfrauen bei der Hochzeit weilend.

Tanz und Spiele gehören zu den alten religiösen Festen, auch bei der Hochzeitsfeier fehlten sie nicht. Die Festgenossen begleiteten den Brautzug wie eine feierliche Procession, Männer kleideten sich wie Frauen und umgekehrt, schwärzten die Gesichter und stellten allerlei Tiergestalten dar, um die feindlichen Dämonen zu schrecken, aber auch aus ehrfurchtsvoller Scheu. Lieder erklangen, und selbst kleine dramatische Scenen fehlten nicht. Durch die Spiele wollte man die eingeladenen Götter erfreuen, oder man ahmte himmlische Vorgänge in einfachen Handlungen nach. Wie sich die leuchtenden Zwillingssöhne des Tius die strahlende Braut im Wettlauf ersiegt und auf den funkelnden Sonnenwagen genommen hatten, so war bei der deutschen Hochzeitsfeier die Braut das Ziel des Wettlaufes. Auch der Auszug zur Einholung der Braut ward oft als wildes Wettreiten

Digitized by Google

ausgeführt. Oder die geladenen Gäste begannen nach uraltem, heiligem Brauche barfüssig den Lauf. Aber auch Braut und Bräutigam unternahmen den Wettlauf, die Braut bekam einen Vorsprung, und am Ziele der Bahn ward ihr der Kranz abgenommen. Auch Siegfried erringt für Gunther im Wettlaufe die Walkürenbraut (N. L. 435_4 437_2). Als der schnellste und siegreichste unter allen Göttern ward Wodan zum Beistande des Bewerbers angerufen; aber die göttliche Weihe der Vermählung erfolgte durch Donar. Selbst das sühnende Feuer fehlte bei der Hochzeit nicht. Wie beim Frühlings- und Mittsommerfeste ward nach vollzogener Vermählung ein mit Stroh umwundenes Rad angezündet, die Gäste tanzten um das Feuer, und das junge Paar sprang über die heilige Lohe.

Mit den neuen Pflichten und Rechten, die der junge Hausvater übernommen hatte, verband sich für ihn die selbständige Ausführung der religiösen Gebräuche. Er vollzog fortan die Losungen und Gebete für sein Haus, brachte kleine Opferspenden und Gelübde an Bäumen, Felsen, Quellen, den Gräbern der Verstorbenen dar, beging den Wechsel der Jahreszeiten nach altem heiligem Brauche, liess Feuer auf den Bergen auflodern und in feierlichem Umzuge ein Götterbild um das Feld tragen, versäumte nicht die täglichen Opfer für die Hausgötter und Hausgeister und brachte abwehrende Opfer bei der Erkrankung einzelner Stücke der Herde, Bittopfer bei der Bestellung der Äcker, Dankopfer bei der Ernte. Bei den religiösen Gebräuchen des Einzelnen hat sich der Seelenkult am längsten erhalten, aber die grossen Götter des Volkes wurden keineswegs vernachlässigt. Nur waren seine Opfer naturgemäss ärmlicher und dürftiger als die grossen Gemeindeopfer, deren Vorstufe sie sind. Nur geringe Gabe an Brot, Körnern und Eiern konnte der einzelne den Erd-, Himmels- und Wettergottheiten darbringen, bescheiden war das anschliessende Opfermahl; Rosse, Rinder, Schweine und Böcke musste er sich versagen, selbst Gänse und Hühner werden kaum geopfert sein. Bilder der höheren Götter waren gleichfalls nicht im einzelnen Hofe anzutreffen. Nr. 27 des

Digitized by Google

Indiculus handelt von Götzenbildern, die aus Zeuglappen gemacht sind (de simulacris de pannis factis). Es sind Bilder von Haus- und Herdgöttern, Geistern und ähnlichen Wesen, die sich der Einzelne zu privatem Gebrauch im Hause anfertigte. Schon der geringwertige Stoff, aus dem sie bestanden, und ihre gewiss kunstlose Form zeigen, dass ihre Herstellung und Anschaffung auch dem einfachsten und ärmsten Manne möglich war. Am Herde werden sie ihren Platz gehabt haben.

Geburt, Leben und Tod stand in der Hand der höheren Mächte. Der Tod war das Werk der Schicksalsgöttin, der Wurd, die nicht weiterhin auf dieser Welt Wonne geniessen lässt. In den Schoss der mütterlichen Erde, dem alles Sein entsprosst, kehrte der Mensch zurück. Der Sterbende, der Tote ward gewaschen, die Leiche und der Sarg mit Weihwasser besprengt. Durch das Weihwasser reinigte man den Verstorbenen von schweren Sünden und versöhnte die Götter. Neun Tage währte die dem Totenkulte gewidmete Sühn- und Trauerzeit, sie schloss am neunten Tage mit einem Opfer, das den unterirdischen Gottheiten galt. Zugleich reinigten sich auch die Hinterbliebenen von der Befleckung durch den Toten. Zu dem Totenmahle lud man die Seele des Abgeschiedenen ein; was bei dem Schmause gegessen und getrunken wurde, kam dem Toten ‚zu gute'.

Kurz darauf erfolgte der Antritt des Erbes. Zwar wird ein feierliches Opfer für die mächtigen Gottheiten nicht gefehlt haben, die Haus und Hof, Feld und Flur, Wald und Weide schirmen, aber das Erbbier hielt man vor dem leeren Hochsitze des Verstorbenen, trank des Toten Minne, und der Haupterbe nahm den Ehrensitz ein. Die Geister der Vorfahren weilten als Schutzgeister der Familie im heiligen Herdfeuer, und der Hausvater brachte ihnen täglich und zu bestimmten Zeiten Opfer dar. Alle Jahre am Todestage erschien die Seele wieder an der Grabstätte, um die vorgesetzte Speise als Opfer hinzunehmen. Bei jedem grossen Opferfeste der Gemeinde trank man ihr Gedächtnis. Von seiten der Gemeinde oder der grösseren Verbände wurde den

Abgeschiedenen alle Jahre an dem grossen Herbstfeste ein dreitägiges Totenfest gefeiert, wenn mit dem Ersterben der Vegetation die Seelen sich in das Innere der Erde zurückziehen. Zur Zeit der Wintersonnenwende, in den zwölf Nächten, wenn die Götter aus ihren Schlummer erwachten, kamen auch die Seelen wieder hervor, und Speise und Trank setzte man für sie zurecht.

Das Priesterwesen.

1. Priester.

Keine der deutschen oder nordischen Benennungen für Priester ist mit einem gleichbedeutenden Worte der anderen idg. Sprachen verwandt, jede ist etymologisch leicht zu erkennen, mithin kann der gesonderte Begriff für Priester, für ein deutlich von anderen Ständen geschiedenes Priestertum nicht allzuweit in die Urzeit zurückreichen. Wie der Hausvater für die Sippe das Gebet verrichtete, opferte und weissagte, so war für die Heiligtümer der Dorfgemeinde, des Gaus, des Stammes, der Angesehenste, der Häuptling, der König Leiter der gottesdienstlichen Handlungen. Ganz richtig bemerkt Caesar (b. g. 6_{21}), dass es bei den Deutschen eine Priesterkaste nach Art der gallischen Druiden nicht gebe. Die Deutschen kannten keinen besonderen, erblichen Stand, der allein den Zutritt zu den himmlischen Mächten gewähren konnte. Wenn somit auch niemand, der den Göttern nahen wollte, eines Mittlers bedurfte, so war doch bei grösseren Festen ein Priesterstand notwendig, d. h. man bedurfte Männer, die mit der Verwaltung der heiligen Bräuche vertraut waren. Der König, der seinen Ursprung von den Göttern ableitete, war der oberste Priester des Landes, er war Hüter und Pfleger des Heiligtums. Auch bei der kleineren Vereinigung der Gemeinde oder des Gaus war der leitende Beamte zugleich der Priester. Das in Thing und Heer versammelte Volk befehligte und weihte im Namen des obersten Befehlshabers, des machtvollen Tius, der König oder Häupt-

Digitized by Google

ling. Wie eine ahd. Glosse lehrt, war die Bezeichnung cotinc (tribunus), die auf die Stellung des Priesters zu den Göttern geht (gud; minister deorum sagt Tacitus, Germ. 10), ganz zur Bezeichnung einer weltlichen Würde geworden. Während einige von den Häuptlingen den Heerbann in die Schlacht führten, mussten andere den Göttern für den Sieg opfern, die heiligen Feldzeichen hüten, deren Gegenwart das Dasein der Gottheit und damit den heiligen Frieden bezeugte, der über den bewaffneten Scharen ruhte, und jede Verletzung der religiösen Weihe durch Handhabung der Kriegszucht ahnden. Die Behörden, die nach Caesar (b. g. 6_{23}) gewählt werden, mag ein Stamm angreifen oder sich verteidigen, in deren Händen die Leitung des Krieges steht, und die Gewalt über Leben und Tod haben, können nur Priester sein.

Der erste männliche Priester, dessen Name sich geschichtlich nachweisen lässt, der Priester der Chatten, Libes, war ein solcher Häuptling im priesterlichen Amte; er war im Jahre 15 als Opferpriester des chattischen Heeres gefangen genommen und wurde im Triumphzuge des Germanicus neben Segimuntus, dem Sohne des Segestes, Thusnelda, der Gattin Armins und anderen namhaften Feinden mitaufgeführt (Strabo 7_1). Auch Segimuntus war ein Priester und zwar bei den Stammesheiligtume der Ubier (Ann. $1_{57, 39}$). Als er von dem Aufstande seiner Stammesgenossen hörte, zerriss er — nach römischer Ausdrucksweise — die Priesterbinden und entfloh zu seinen Landsleuten. Hierbei erfahren wir, dass er durch Wahl Priester geworden war. Auch die Einheit des Stammes wurde durch einen Häuptling im priesterlichen Amte und durch das Heiligtum repräsentiert, das er verwaltete (sacerdos civitatis, Germ. 11). Solche Priester waren beim Heiligtume der Nerthus (Germ. 40) und bei den Alcis (Germ. 43). Darum konnte auch die Einheit des Kultes leicht eine politische Einheit werden. Die einstigen Leiter des vandilischen Stammeskultes verwandelten die Festversammlung wieder in das Heer. Bei den Burgunden löste sich die priesterliche Thätigkeit des Königs von dem geistlich-weltlichen Amte los. Neben dem Könige, der bei einem Unglück im Kriege oder

Digitized by Google

bei Misswachs als Sühnopfer den Göttern geweiht ward, später aber nur noch abgesetzt wurde, findet sich ein Oberpriester unter dem Titel der Älteste (sinistus); er hat sein Amt auf Lebenszeit und ist nicht jenen Zufällen unterworfen wie die Könige (Ammian. Marc. 28_5; S. 443).

Neben dem Opfern und Befragen der Lose hat der Priester noch eine andere Thätigkeit. Wo das Volk als Ganzes versammelt ist, sind die Götter gegenwärtig. Die Priester wahren den göttlichen Frieden. Über den Ruhestörer im Thing wie den Brecher der Disciplin im Kriege haben sie das Strafamt, denn ein Vergehen gegen den heiligen Frieden, der über Thing und Heer schwebt, war ein religiöses Verbrechen. Sie sind die Bewahrer und Hüter des göttlichen Gesetzes, des Rechtes, daheim wie im Felde. Diese doppelte Thätigkeit des altgermanischen Priesters lassen bereits die Angaben des Tacitus erkennen. Bei Beginn des Thinges (si publice consultetur, Germ. 10) bringt der mit diesem Amte für immer oder nur diesmal betraute Priester das Opfer dar, stellt fest, dass die Förmlichkeiten der Einhegung erfüllt sind, und fragt die Götter durch das Los, ob ihnen die Beratung genehm sei. Dann erheischt er Schweigen (S. 461), gebietet den Thingfrieden und steht bei der nunmehr beginnenden Rechtsverhandlung als Êwart mit seiner Rechtskenntnis, kundig des Willens der Götter, dem Herzoge zur Seite. Er vollstreckt auch die Strafe, aber sie wurde nicht als solche angesehen, nicht wie ein Befehl des Herzogs, sondern wie ein Verhängen der Gottheit (Germ. 7).

Nach seiner gesetzgebenden und gesetzschirmenden Thätigkeit heisst der Priester ahd. êwart, êwarto (Wart der Ê, ahd. ê, êa, êwa Ehe; dieses ê ist unser leider vergessenes Wort für ‚religio': Pfleger, Hüter des Gesetzes) oder ahd. êsago, êsagari, as. êsago, afries. â-sega (sega Sager: Gesetzsager, Gesetzsprecher, Richter); in Friesland bedeutet Asega noch im 12. Jahrhunderte Priester. Denn das Recht erschien den alten Germanen als göttlich, wie es auch mit dem Götterglauben eng zusammenhing. Der Gott, der es geschaffen, der allwaltende Tius kennt es allein vollständig, er lehrt es seine

Digitized by Google

Diener, die Priester, nach der fries. Sage die 12 Asegen (S. 300).

Die andere Seite, seine Thätigkeit als Leiter des Opfers, hebt die ostgerm. Benenung (got. gudja), die skandinavische gode (guđi, goði) hervor, die mit guđ Gottheit verwandt ist, also die Zugehörigkeit zur Gottheit aussagt (minister deorum Germ. 10; S. 475). Dem ostgerm. gudja, das schon Wulfila für ἱερεύς gebraucht, entspricht die ahd. Glosse cotinc (tribunus) = goding; es lässt sich ein einfaches Coto annehmen, mit der Bedeutung Priester und Richter. Als gemeinsamer Name für alle germ. Völker wird daher *Gotjo anzusetzen sein. In Deutschland hat sich vielleicht das Wort goto, gote in der eingeschränkten Bedeutung des Tauf- und Firmpaten erhalten, der und die Göte, in der Schweiz heisst jeder Priester Herr Götti; in alten Urkunden kommt der Eigenname Godjo vor, er hat sich in Goethe erhalten. Ahd. harugari bedeutet den Hüter des von einem Steinzaune umschlossenen Heiligtums, des Tempels; paraw-ari ist der Vorsteher des gehegten Haines, pluostrari hiess der Priester, insofern er opferte. Der burgundische Titel ‚der Älteste' (Sinistus, vgl. Siniskalk, der Altknecht, lat. senex) hebt die wirkliche Macht des Priesters hervor. Sinistus ist wie der arabische Scheik nicht der den Jahren nach Älteste, sondern der Vornehmste, aus altem Adelsgeschlecht entsprossene. Aus dem Adel wurden bei den Goten Priester und Könige gewählt (Jord. 5); die Vornehmsten und Weisesten wurden Priester (Jord. 11). Wegen dieser engen Verbindung des Priestertums mit dem Adel richteten die Missionare ihre Bekehrungsversuche immer zunächst an den Adel; denn sobald dieser für das Christentum gewonnen war, hörte der Widerstand des Volkes auf. Noch Jahrhunderte lang nach dem Übertritte zum Christentum gelangen mit seltenen Ausnahmen nur Adelige in den Besitz der Bistümer und der höheren geistlichen Stellen; auch hier nahm die Kirche Rücksicht auf das gemeine Volk, bei dem ein Priestertum ohne Adel keine Achtung gefunden hätte. Als später diese Beweggründe fortfielen, erhielt sich die üblich gewordene Sitte. In der Slavenschlacht am 18. Juni

992 fiel Thiethard, der Fahnenträger der Deutschen, ein Diakon der Verdener Kirche, und am 22. August desselben Jahres der Bremer Priester Halegred ebenfalls mit der Fahne der Deutschen (Annalista Saxo ad a. 992).

Die Amtstracht war ein lang herabwallendes Gewand, bei den Goten von weisser Farbe (Jord. 10). Bei den Nahanarvalen waren sie mit weiblich wallendem Haar ausgestattet (Germ. 43); als Männer im Frauenhaar kennzeichnet sie ihr Name hazdingôs. Die got. Priester trugen wie die Edeln Hüte auch während des Opfers (Jord. 5. 11). Den ags. Priestern war es verboten, Waffen zu tragen und auf Pferden zu reiten (Beda h. e. 2_{13}); auch die weissen Pferde des Himmelsgottes, die in den heiligen Wäldern und Hainen aufgezogen wurden, durften durch keine irdische Dienstleistung befleckt werden (Germ. 10). Gemeingermanisch war die Sitte, dass der Priester bei öffentlichen Handlungen, besonders bei den Thingen, die er hegen sollte, einen Eidring am Arme trug; beim Opfern wurde dieser in das Blut des Tieres getaucht, auf ihn wurde auch der Eid abgelegt.

Die Einkünfte der Priester bestanden aus Opfergaben, die er am Vorabende des kommenden Festes einforderte, teils als Opfergaben für die Götter, teils zu seinem eigenen Unterhalte. Es geschah im Namen der Gottheit, deren Fest gefeiert werden sollte, unter dem Absingen von Liedern.

2. Wahrsagerinnen und Priesterinnen.

Der Glaube an eine höhere Würde und Weihe der Frauen wurzelte tief im deutschen Gemüte (Germ. 8). Grauenhaft ist noch das Bild, das Strabo von den weissagenden Priesterinnen der Kimbern entwirft, die sie auf der Heerfahrt begleiteten (7$_2$). Es waren grauhaarige, barfüssige Weiber in weissen Gewändern, mit Mänteln von feinstem Linnen und ehernem Gürtel. Sie holten die Kriegsgefangenen mit Schwertern in den Händen aus dem Lager ab, bekränzten sie wie Opfertiere und führten sie an einen hohen ehernen Kessel. Dann bestieg eine von ihnen einen Tritt und durchschnitt, über den Kessel

Digitized by Google

gebeugt, dem über den Rand emporgehobenen Gefangenen die Gurgel. Aus dem Blute, das in den Kessel rann, weissagten sie. Andere schnitten ihm den Leib auf, durchsuchten die Eingeweide und prophezeiten daraus den Ihren den Sieg. Während der Schlacht trommelten sie auf Fellen, die über die geflochtenen Wagendecken gespannt waren, und machten damit gewaltigen Lärm, der die bösen Mächte abwehren sollte. Caesar erzählt, dass die deutschen Hausmütter im Heere des Ariovist aus Los und Weissagung die Zeit bestimmten, wann ein Sieg zu hoffen wäre (b. g. 1_{50}, Cass. Dio 38_{48}); nach Plutarch diente ihnen statt des fliessenden Blutes der wirbelnde, strudelnde Fluss (Leben Caesars 19). Die berühmteste altgerm. Priesterin war bei den Bructerern in Westfalen Veleda. Ihr Name war ein blosser Ehrenname: Wohlwollen, Gnade (vilida, got. vilitha zu viljan, velle) oder eine Bezeichnung ihres Standes: weise Frau, Seherin (urkelt. *velet = Seher, Dichter). Ganz besonders ausgezeichnete Seherinnen hielten die Deutschen für göttliche Wesen, und dieser Nationalaberglaube (Hist. 4_{61}) steigerte sich bisweilen so sehr, dass sie geradezu für Göttinnen galten. Auch Veleda wurde für eine Göttin angesehen (Germ. 8), denn sie hatte eine den Batavern günstige Wendung und die Vernichtung der röm. Legionen vorausgesagt (Hist. 4_{61}). Sie erteilte weit und breit Befehle und wohnte auf einem hohen Turme. Die umwohnenden Stämme schickten freiwillig Geschenke zu ihr, aber sie von Angesicht zu sehen, oder sie anzureden, war keinem gestattet; einer aus ihrer Verwandtschaft überbrachte Fragen und Antworten, wie ein Götterbote. Von ihrer Entscheidung machten die Ubier das Schicksal Kölns abhängig; ein erbeutetes Römerschiff wird ihr als Geschenk die Lippe hinaufgeführt (Hist. 5_{22}). Die Römer schätzten den Einfluss einer solchen Priesterin ganz richtig und suchten sie durch Versprechungen und Drohungen zu bewegen, dem Kriege ein Ende zu machen (Hist. $5_{24\ 25}$). Unter Vespasian ward sie gefangen genommen, und Tacitus sah sie wahrscheinlich in Rom bei dem Triumphe über die Bataver mit eigenen Augen (Germ. 8; Statius, Silvae $1_{4,\ 90}$).

Tacitus bemerkt ausdrücklich, dass man auf viele Frauen mit gleicher Ehrfurcht blickte (Hist. 4_{61}), und nennt gleichsam als die Chorführerin einer grossen Schar weiser Frauen aus der Zeit vor Veleda die Albruna (Germ. 8). Sie trat zur Zeit der Kriege des Drusus und Tiberius auf. Anstatt des handschriftlichen Aliruna, Aljaruna = die anders, unverständlich Redende ist Albrûna zu lesen, das mit der Runenkraft der Elbe, das mit Zaubermacht und Weissagung begabte Weib. Zu den von Tacitus ungenannt gelassenen weisen Frauen gehört die semnonische Ganna, zur Zeit des Domitian (Dio Cassius 67_5); sie kam mit dem Semnonenkönige Masva zum Kaiser nach Rom und wurde von ihm ehrenvoll aufgenommen, da Domitian jedem Aberglauben zugänglich war. Auch ihr Name, der ‚Zauberkunst' bedeutet, ist ein Ehrenname. Auch an das Weib mag Tacitus gedacht haben, das von mehr als menschlicher Grösse dem Drusus im Jahre 9 v. Chr. entgegentrat und sprach: ‚Wohin eilst du, unersättlicher Drusus? Das Geschick hat dir nicht bestimmt, alles zu schauen. Kehre um! denn deiner Thaten und deines Lebens Ende ist nahe herbeigekommen.' Drusus kehrte eilends um und starb, bevor er an den Rhein gelangte (Cassius Dio 55_1. Sueton., Claudius 1). — Auf Vitellius lastete der Verdacht, seine Mutter getötet zu haben; während ihrer Krankheit soll er verboten haben, ihr Speise zu reichen. Denn eine chattische Frau, deren Worten er unbedingt wie Orakelsprüchen glaubte, hatte ihm prophezeit: nur dann könnte er eine sichere und lange Herrschaft haben, wenn er seine Mutter überlebt hätte (Sueton., Vitell. 14). Bei den Winnilern nahm die Stelle der Veleda die Seherin Gambara ein, ‚die Scharfblickende, Kluge'; sie wandte sich an Frija und betete um den Sieg ihres Stammes über die Vandalen (S. 326). Bei den Goten kommen noch während der Völkerwanderung Priesterinnen neben Priestern vor. Als die Westgoten in das röm. Reich einbrachen, führte jeder Stamm die Heiligtümer aus der Heimat mit sich, samt den Priestern und Priesterinnen (Eunapius). Chlodwigs Mutter, die Thüringerin Basina zeigte in einer Vision ihrem Gemahle die Zukunft des Merovinger-

Digitized by Google

hauses (Fredegar, Hist. epitom .; (D. S. 420). Der Frankenherrscher Gunthram sandte 577 zu einem Weibe; die hatte, wie man meinte, den Geist der Wahrsagung, so dass sie alles vorhersagte, was geschehen sollte. Sie hatte ihm vordem nicht nur das Jahr, sondern auch Tag und Stunde vorhergesagt, wo sein Bruder, König Charibert starb. Jetzt verhiess sie ihm, dass König Chilperich noch in diesem Jahre sterben, und dass er selbst fünf Jahre lang das Herzogtum bekleiden und hochbetagt als Bischof von Tours sterben würde. Wenn jemand einen Diebstahl oder sonst irgend einen Schaden erlitt, zeigte sie sogleich an, wohin der Dieb entwischt sei, wem er das Gestohlene gegeben oder was er damit gemacht habe. Sie brachte täglich viel Gold und Silber zusammen, und im Volke meinte man, sie wäre ein göttliches Wesen (Greg. v. Tours 5_{14}). Noch gegen die Mitte des 9. Jhd. war in Alemannien und Franken die Weissagerin Thiota berühmt; ihr Name hängt vielleicht mit ihrem Geschäfte, dem Deuten und Auslegen zusammen.

Das Amt der Priesterinnen ist im Vergleiche zu dem der Priester sehr beschränkt, vor allem fehlt ihnen jeder Einfluss auf das Rechtsleben. Ihre prophetische Gabe tritt um so deutlicher hervor. Darum ist ihnen das Weissagen besonders anvertraut; aus dem Fallen der Lose, den Erscheinungen im Opferblute verkünden sie das Künftige, und darum vollziehen sie, selbst bei Staatsangelegenheiten, das Opfer. Die kimbrischen Priesterinnen befragen die Götter über den Verlauf des Krieges, während die Priester jene Häuptlinge sind, denen der grosse Opferdienst oblag, unter dessen Hut die Götterbilder während der Schlacht weilten (Germ. 7), und die den Gottesfrieden zu wahren hatten. Alle mit rûn zusammengesetzten Frauennamen bezeichnen Weiber, die Weissagung und übernatürliche Kräfte üben, z. B. ahd. Paturûn Kundrûn, Hiltirûn, Rûnhilt ist die mit Runenkraft begabte Walküre, Ortrûn kennt Schwertrunen, Fridurûn wirkt durch runische Kraft für den Frieden, Sigirûn für den Sieg, Alarûn ist aller Runen mächtig; die Namen mit gand und sisu weisen auf Zauber und Weissagung, die mit heil beginnenden auf heilbringende Vorbedeutung.

Digitized by Google

Uralte Gebräuche, bei denen die Weiber mit Losung, Segnung und Zauber beschäftigt sind, dauern bis heute fort. Bei der Erforschung der Zukunft suchte man auf die Wendung der Dinge durch göttliche Kraft einzuwirken. Aus den fortlebenden abergläubischen Gebräuchen geht hervor, dass in einer wilden, prähistorischen Zeit die Opfer- und Weissagepriesterinnen nackt ihres Amtes walteten. Vom Andreasabend (30. Nov.) über Christ- und Sylvesterabend bis zur Bekehrung Pauli (25. Jan.) und Matthiastag (25. Feb.) suchen Mädchen das Bild des Zukünftigen durch seltsame Gebräuche herbeizulocken; Bedingung ist stets, dass die Losbefragerin von keiner irdischen Hülle umgeben ist. Die orgiastische Natur der Hexenfeste geht auf alte heidnische Opferfeste der Weiber zurück, die von der Volkserinnerung festgehalten sind. Im Saalfeldischen umtanzen nackte Mädchen die Flachsfelder, damit er hochwachse: eine Erinnerung an eine Opferhandlung der Frauen zum Gedeihen des ihnen besonders werten Flachses. Wenn in der Oberpfalz das Mädchen in der Thomasnacht die Späne aufhebt und dann auf das Geräusch horcht, das den künftigen Gatten zeigt, so liegt darin eine deutliche Erinnerung an den zum Losen gebrauchten Span. Kräuter, von denen die Kühe reichlich Milch bekommen, müssen am Walpurgistage von nackten Weibern gepflückt werden. Wenn sie diese heimgebracht haben, setzen sie ein Stühlchen an den Herd, besteigen es nackt und beschwören jedes Kräutchen. Wie Veleda vom hohen Turme herab, so erteilten in der Vorzeit die weissagenden Frauen den zu ihr Herantretenden ihre Orakel in nächtlicher Stille von einem besonderen Sitze aus, (daher ahd. liodersâza Niedersitzen zu Orakelzwecken, ags. hléodorstede Orakelplatz) und kleideten oft ihre Antwort in Verse. Albrûna und andere in den ersten Römerkriegen, Veleda und Ganna später hätten nicht das Ansehen erlangt und die Wirkung auf die Gemüter ausgeübt, wenn sie nicht gewaltige Liedsprecherinnen gewesen wären. Die weisen Frauen des Ariovist schauten in die Wirbel der Ströme, merkten auf die Kreise und das Rauschen der Bäche und sangen daraus die Zukunft (Plutarch, Caes. 19).

Digitized by Google

Für die Stellung der Frauen beim Opfer und Tempeldienste geben die alten Namen Aufschluss; Râtwina z. B. ist die durch Rat sich freundlich Erweisende. Andere Eigennamen deuten teils auf den Stand (gelt und wih), teils auf die einzelnen Thätigkeiten der Priesterinnen, so Wigedis, Wihagdis: priesterliche Mädchen. Im wesentlichen scheint ihr Amt dem der Priester zu entsprechen. Der Nerthuspriester badet das Bild der Göttin im See; auch Frauen übten diesen Brauch: Wihlaug, die das Heiligtum badende oder waschende Jungfrau. Wichbirg ist die das Heiligtum oder Opfer hütende, Wihdiu die Dienerin des Heiligtums. Herigilt ist die Priesterin des Heeres nach Art der kimbrischen grauhaarigen priesterlichen Wahrsagerinnen, oder sie ist die, die das Heer der Feinde opfert. Wie der Priester der Nehalennia sein Schwert gegen den heiligen Willibrord zückt, als er das Bild der Göttin zertrümmert (S. 376), so scheut auch die Priesterin für ihre Heiligtümer Kampf und Streit nicht: Alahgunt ist die für den Tempel kämpfende Jungfrau.

3. Das Erforschen der Zukunft.

Als Mittel zur Erforschung des göttlichen Willens bei den Deutschen nennt Caesar ‚Losorakel und Prophezeiungen' (sortes et vaticinationes; b. g. 1_{50}), Tacitus ‚Götterzeichen und Losorakel" (auspicia et sortes, Germ. 10). Beim Los wurde die Gottheit nach ihrem Willen gefragt, im anderen Falle erfuhr man ihn aus gewissen Vorzeichen. Die Wahrsagekunst scheint mehr Aufgabe der Frauen gewesen zu sein, Los und Weissagung stand jedem freien Manne zu; nur bei Angelegenheiten, die den Staat betrafen, lagen sie in der Hand des Priesters. Im häuslichen wie im öffentlichen Leben aber waren sie mit Gebet und Opfer verbunden. Los (ahd. hluz, got. hlauts, gr. *κλάδος* Zweig) ist das, mit dessen Hilfe geweissagt wird, das Opferblut; Losen (ahd. hliozan) bedeutet aus Zeichen oder durch Werfen bezeichneter Gegenstände und deren Fallen weissagen oder bestimmen, und dann überhaupt das Schicksal befragen.

Digitized by Google

Tacitus beschreibt das Verfahren beim Losen folgendermassen (Germ. 10): *„Man zerlegt die Zweige eines fruchttragenden Baumes (Erle und Buche mit ihren Eckern, Hasel, Hollunder und Wachholder) in kleine Stäbchen, die durch gewisse Zeichen unterschieden sind und streut sie aufs Geratewohl und wie es der Zufall fügt, über ein weisses Laken. Alsbald nimmt, wenn in öffentlicher Angelegenheit das Los befragt werden soll, der Ewart der Gemeinde, wenn in häuslicher, bloss das Haupt der Familie nach einem Gebet an die Götter, den Blick gegen Himmel gerichtet, dreimal je ein Stäbchen auf und deutet aus den vorher eingeschnittenen Zeichen nach den Regeln der Weissagekunst und infolge übernatürlicher Eingebung den durch die Lose ausgesprochenen göttlichen Willen. Wenn die Zeichen dawider sind, so findet über dieselbe Sache für denselben Tag keine Befragung mehr statt: gestatten sie es aber, so ist noch die Bestätigung durch Götterzeichen erforderlich.“*

Obwohl Tacitus dies Verfahren leicht nennt und sich redlich Mühe giebt, es in leichtem Ton auseinander zu setzen, bleiben doch zwei Punkte unklar: 1. lautete die Antwort Ja und Nein, oder gab sie einen förmlichen Orakelspruch? 2. wie waren die eingeritzten Zeichen beschaffen?

Die Antwort der germanischen Frauen im Heere des Ariovist, dass ein Sieg vor Neumond wider den Willen der Götter sei (Cäs. 1_{50}), setzt unbedingt einen eigentlichen Spruch voraus. Nach einem ags. Gedichte sendet der Herzog Ascanius nach denen über Land, die sich auf das Teufelswesen verstehen, um zu erfahren, ob das zu erwartende Kind ein Knabe oder Mädchen sei. Sie werfen ihre Lose und finden an der Kraft des unheilvollen Liedes, dass ein Knabe zur Welt kommen werde (Layamons Brut). Hier kann an ein einfaches Ja oder Nein gedacht werden. Bei Cäsar wie bei Tacitus kehrt die Dreizahl wieder: dreimal wird über den Procillus das Los geworfen, ob er sogleich verbrannt werden oder einstweilen am Leben bleiben sollte: hier wurde nur Ja oder Nein erwartet (Cäsar, b. g. 1_{53}), und je dreimal wirft König Radbod über den gefangenen Willibrord und

Digitized by Google

seine Genossen an drei Tagen hinter einander das Los: es ward für jeden einzelnen dreimal täglich die Frage auf Ja oder Nein gestellt, und nur einmal entschied das Los ungünstig (V. Wilibr. 10; S. 464). An dieses dreifache Verfahren ist aber bei Tacitus nicht zu ‚denken; er sagt nicht, dass aus der hingeworfenen Menge der Stäbchen nur einige aufgegriffen und ausgelegt wurden, sondern soviele Stäbchen wurden bei der Losung gebraucht, wie Zeichen vorhanden waren, und jedes Zeichen hatte eine bestimmte Form und Gestalt. Unvollkommen sind die Orakel, bei denen es nur auf ein Ja oder Nein hinausläuft, reichen Aufschluss aber boten die drei gezogenen Stäbe. Jedem Stabe wurden zwei oder drei Worte mit dem Anlaute des Stabes gesucht, dessen Zeichen er enthielt; auf alle Worte mit gleichem Anlaute konnte das Zeichen gedeutet werden. Der Orakelspruch war somit ein allitterierender Vers, zu dem die Stabreime durch das Los gesucht wurden. Die Zusammenstellung, die sich durch den Zufall ergab, und ihre Ausdeutung wurde als Erklärung des göttlichen Willens angesehen. Denn der alten Zeit galt, was Schiller seinem Wallenstein in den Mund legt:

> Es gibt keinen Zufall,
> Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
> Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Der stehende Ausdruck für die Befragung der Götter durch das Los war rûnô (gr. ἐρέϝω, an. reyna prüfen, erforschen, raun Versuch). Dann verstand man unter Runen die geheimnisvollen, der Deutung bedürftigen Zeichen (notae, Tac.), durch die die göttliche Antwort erfolgte. Die Rune bezeichnet das ‚Geheimnis des Dinges', das eigentliche Wesen, nach einem feinsinnigen Worte das etwa, was Kant ‚das Ding an sich' nennt. Jegliches Ding und jeglicher Mensch hat seine Rune; wer sich ihrer bemächtigt, hat das Ding selbst in Besitz, den Menschen selbst in der Hand. Da endlich das Orakel in Versen abgefasst war, heisst rûna auch Zauberlied, und aus der Bedeutung ‚Geheimnis' (ahd. rûnên = raunen, heimlich flüstern) ergiebt sich, dass das Zauberlied geflüstert wurde. Das Stäbchen, worauf die Zeichen standen,

hiess got. tains, an. teinn, afries. tên, ags. tân, ahd. mhd. zein, mittelniederl. teen.

Neben dieser eigentlich divinatorischen Losung, deren Zweck eine Entscheidung durch Ja oder Nein, oder durch einen ganzen Orakelspruch war, gab es noch eine andere, die Tacitus nicht erwähnt. Die Losung vermittelst des Stäbchens (zein) dient auch zur Feststellung einer oder mehrerer Personen aus einer grösseren Menge, z. B. zur Entdeckung eines Verbrechers, Bestimmung eines Opfers. Das Los entschied über Schuld und Unschuld eines Angeklagten, wie über Mein und Dein. Auch hierbei gab es zwei verschiedene Arten der Auslosung. Entweder zeichnete jeder seinen Losstab mit einem Zeichen, nach Art der Hausmarken, deren sich der norddeutsche und nordische Landmann zur Bezeichnung seines Eigentums an Tieren und Geräten noch heute bedient, und mit denen die Merkzeichen der Steinmetzen, Künstler und Kaufleute zusammenhängen: dann entschied das zuerst gezogene oder zuletzt übrig bleibende Los. Oder die Zahl der Stäbe entsprach der Menge der Personen, aus denen einer oder mehrere herausgelesen werden sollten, und ein Stab darunter oder mehrere waren mit einem entscheidenden Zeichen versehen. Den ersten Fall erläutert folgendes Beispiel: In dem friesischen Rechtsbuche, das unter Pippin verfasst wurde, ist ein durchaus heidnisches Verfahren aufgezeichnet, das ganz äusserlich auf christliche Verhältnisse übertragen ist. War bei einem Auflauf ein Mensch getötet und der Thäter nicht zu ermitteln, so sollten durch den Kläger sieben des Mordes angeklagt werden, und jeder von den sieben konnte sich mit zwölf Eideshelfern freischwören. Darauf wurden sie in die Kirche geführt, zwei Stäbchen geschnitten, von denen das eine mit dem Zeichen des Kreuzes versehen, das andere unbezeichnet war, und diese, mit weisser Wolle umwickelt, auf den Altar oder die Reliquien gelegt. Der Priester, und, war dieser nicht zugegen, ein unschuldiger Knabe, hob nach einem Gebete eins von den Losen auf: das mit dem Kreuz bezeichnete sprach den Angeklagten frei; kam aber das andere heraus, so wurden sieben neue Lose geschnitten, und jeder

Digitized by Google

Beschuldigte ritzte in ein solches seine Marke, so dass er und die Umstehenden erkennen konnten, dass es sein Stäbchen war. Die sieben Stäbchen wurden nach demselben Brauch umwickelt, vom Knaben sechs Lose nach einander aufgehoben und jedem das zugestellt, das er als das seine erkannte: das zuletzt übrig gebliebene bezeichnete den Schuldigen und verurteilte ihn zur Zahlung des Wergeldes. — Das andere Verfahren müssen die Sachsen beobachtet haben. Wenn sie nach einem Raubzuge in Gallien beutebeladen und mit ihren Gefangenen wieder zu Schiffe gingen, brachten sie zuvor aus diesen jeden zehnten den Göttern zum Opfer dar und liessen dabei das Los entscheiden. Sie versahen unter einer der Menge der Gefangenen entsprechenden Anzahl von Losen je das zehnte mit dem Todeszeichen und liessen dann alle nach einander, so wie die Gefangenen einzeln vorgeführt wurden, unter Anrufung und Beschwörung der Götter und anderen Weihegebräuchen durch einen Priester aufnehmen (S. 442). Auf dieselbe Weise wurden auch die friesischen Knaben zum Opfer ausgelost, die der heilige Wulfram errettete (S. 464). ‚Der Zein ging über ihn', war gewiss die alte Formel, die von dem durch das Los gewiesenen Opfer galt. Die Rune, die das bestimmte Todeszeichen gab, war vermutlich das Zeichen des Kriegs- und Todesgottes Tius: T ↑, das einen Speer oder Pfeil vorstellt.

In dem friesischen und altgermanischen Gebrauche kehrt wie bei Tacitus das Gebet an die Götter wieder; die Erzählung vom Herzog Askanius aber bezeugt ausdrücklich die Anwendung von Zauberliedern bei der Losung (S. 484). Weissagung und Zauber stehen mit dem Opferwesen im nächsten Zusammenhange. Die Opferschau setzt regelmässig die Losung voraus. Aus dem im Opferbecken aufgefangenen Blute weissagten die greisen Frauen der Kimbern. Die Alemannen legten 354 die bereits gegen Konstantin erhobenen Waffen nieder, sei es, dass ihre Wahrsager nicht einig waren oder dass sonst die Autorität ihrer Opfer sie daran hinderte, sich auf eine Schlacht einzulassen (Ammian. Marc. 14_{10}). Obwohl die Franken 539 bereits Christen waren, behielten sie doch viele

Digitized by Google

ihrer heidnischen Gebräuche bei, wie Menschenopfer und andere abscheuliche Opfer, die sie zwecks ihrer Orakel anstellten (Procop. b. g. 2_{25}). Als Bonifatius 722 zu den Hessen kam, opferten diese heimlich Bäumen und Quellen, andere thaten es ganz offen; einige wiederum betrieben teils offen teils im Geheimen Seherei und Losungen, Wunder und Zauberformeln; andere dagegen beobachteten Zeichen und Vogelflug und pflegten die verschiedensten Opfergebräuche (Wilibaldi V. Bonif. 6). Diese Aufzählung lässt die ursprüngliche Vereinigung aller dieser Geschäfte beim heidnischen Opfer erkennen. Auch die Alemannen, die Gallus bekehrte, verehrten die Götzenbilder mit Opfern, beobachteten Zeichen und Losungen und befolgten viele abergläubische Gebräuche (V. Galli). Nr. 14 des Indiculus handelt von der Weissagung im allgemeinen und von deren vorzüglichsten Art, dem Loswerfen (de divinis et sortilegis).

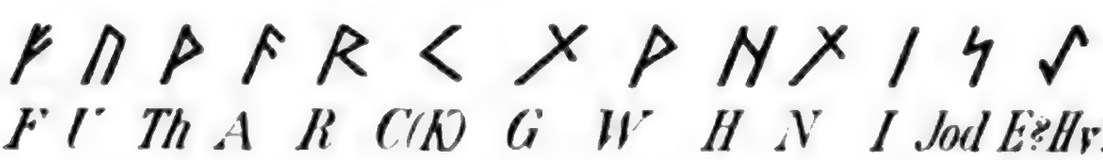
Die Losung war demnach noch später die gewöhnlichste Art der Weissagung, wie schon zur Zeit Caesars und Tacitus. Wie aber waren die Kennzeichen beschaffen, die nach Tacitus auf die Bucheustäbe geritzt wurden und zur Weissagung dienten? waren sie Buchstaben? kannten die Germanen schon eine Schrift? Die Worte des Tacitus (Germ. 19) „geheime Liebesbriefe sind Männern wie Frauen gleich unbekannt", können sich nur auf den Abgang heimlichen Briefwechsels unter den beiden Geschlechtern beziehen; über die Frage, ob die Deutschen die Buchstabenschrift gekannt haben, ergiebt sich nichts daraus. Ebensowenig ergiebt sich aus der Nachricht, dass Marbod einen Brief an Tiberius, und der Chattenfürst Adgandester an den röm. Senat einen solchen geschrieben habe (Ann. $2_{63.\ 88}$); denn sie werden lateinisch geschrieben haben. Aber der Name der einen weisen Frau, den Tacitus überliefert hat, Albrûna, ‚die den Elfenzauber Kennende' ist ein entscheidendes Zeugnis für das Alter der Runen. Seit alter Zeit ferner wird runa in Namen von Frauen angewendet, die dadurch als im Besitze höherer Weisheit befindlich gekennzeichnet werden sollen. Wenn mithin Caesar und Tacitus als das gewöhnlichste Mittel, den Willen der Götter zu

Digitized by Google

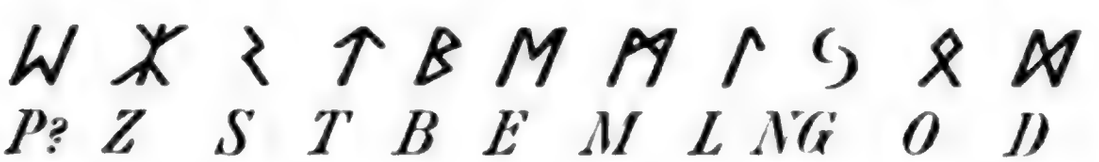
erfragen, die Losung kennen, müssen seit ältester Zeit dabei Runen gebraucht sein.

Zur Beantwortung der Frage, ob Buchstaben oder nur geheime mystische Zeichen in Anwendung kamen, ist es nötig, sich die vermutliche Entstehung der ursprünglichsten und einfachsten Losrunen klar zu machen. Nicht der Mensch schaffte sie sich in der Urzeit, sondern der Gott bot sie ihm als Frucht des Baumes. Zweiglein von bestimmter Form sind die ältesten Runen. Späterhin wurden sie nachgeahmt, indem der Priester eine Rute in mehrere Zeine zerlegte; ursprünglich aber musste man sie finden. Bei der Weissagung für das Volk können sie dann unverändert geschüttelt und gedeutet werden; bei zauberischer Anwendung auf bestimmte Personen musste der Hauptstab mit persönlichen, bestimmten Kennzeichen belebt werden. Zu dieser Auffassung passt das Zeugnis der runischen Technik: ein Grundstrich oder ein oder zwei Schrägstriche von halber Länge machen die Runen aus; ein Winkel aus zwei Halbstrichen ersetzt den Bogen. Eben diese einfachen Figuren entstehen, wenn die Reiser auf den Boden fallen oder auf dem Tuche geschüttelt werden (Germ. 10): Stäbchen und Winkel.

Am Ende des 2. oder Anfang des 3. Jahrhunderts, vielleicht noch früher, ist über das Gesamtgebiet der Germanen ein runisches Alphabet verbreitet, das aus 24 Teilen besteht, und das man nach den ersten sechs Buchstaben als Fupark bezeichnet. Dieses germanische, historische Alphabet sah folgendermassen aus:



F U Th A R C(K) G W H N I Jod E? Hv?



P? Z S T B E M L NG O D

Dass das lat. Alphabet die Quelle dieses Runenalphabets ist, zeigen Gleichungen wie = lat. F; = lat. R; =

Digitized by Google

lat. C; ᚻ = lat. H; ᛊ = lat. S. Die Anordnung ist aber offenbar ohne Kenntnis des lat. und griech. Alphabetes zustande gekommen. Die Runen, die aus lat. Buchstaben nicht abgeleitet werden können, müssen auf eine ältere Runenschrift zurückgeführt werden; zu ihr gehören etwa die Zeichen für þ, n, w, p, ng, o und die dreizehnte Rune Da sich die Rune ᛜ Ing auf den Stammvater der Ingväonen. bezieht, wird ihr Name bei den ingv. Stämmen an der Ostseeküste aufgekommen und dieses urgermanische Runenalphabet im deutschen Flachlande in der Nähe des Meeres erfunden sein. Die germ. Runen des 2. und 3. Jahrhunderts sind also z. T. nur die Fortsetzung der urgerm. Runen, aber vermehrt durch Nachbildungen von römischen Schriftzeichen. Alte, noch lebensfähige Glieder des früheren Systems wurden in das neue aufgenommen, und diese Erfindung eroberte dann in raschem Siegeszuge das gesamte vielgeteilte Volk der Germanen. Dürfen wir also mit grösster Wahrscheinlichkeit für die Zeit des Tacitus die Kenntnis der Runen voraussetzen, dann ist auch der Gedanke nicht völlig abzuweisen, dass die vermeintlich griechischen Buchstaben auf den Grabdenkmälern (Germ. 3; S. 256) Vorrunen gewesen seien. Indes müssen wir mit dem kritischen Römer wiederholen: ‚nach seiner Neigung mag ein jeder den Glauben verweigern oder gewähren'.

Runen wurden ursprünglich nicht ‚gemalt' (malen setzt schon Tinte und Pergament voraus) oder ‚geschrieben' (lat. scribere), sondern ‚eingeritzt'. Das lehrt der altgermanische Ausdruck für ‚Schreiben', dessen erste Anwendung die auf die Runenschrift ist, as. ags. writan, engl. to write, ahd. rizzan, got. vreitan, an. rîta, ritzen, reissen (Reissbrett, Reisszeug, Riss, Grundriss, Abriss eines Baues). Auch der Ursprung des Wortes ‚Buchstabe' geht in die älteste Zeit zurück: ahd. buohstab, ags. bôcstæf, an. bôkstafr. Buchstabe gehört zu Buche, und wenn Tacitus (Germ. 10) von einem fruchttragenden Baume überhaupt spricht, so mag aus irgend einem Grunde die Buche den Vorzug gehabt haben. Auch sie trägt ja Früchte, die Bucheckern waren in alter Zeit sehr geschätzt. Vom Brauch der Losrunen gehen auch die drei

germanischen Bezeichnungen für ‚Lesen' aus: ahd. as. afries. lesan, an. lesa; ags. rædan, engl. to read; got. siggvan. Die deutsch-nordische Bezeichnung hält sich an das Auslesen und Aufnehmen der Runenstäbe, die englische an das Raten und Deuten; die gotische (siggvan) meint den feierlichen Vortrag des Orakelspruches, des Liedes, das den Runenzauber umschreibt. Erst durch den Spruch, der über sie gesprochen, empfingen die Zauberrunen ihre Kraft. Bei der Losung sollte der Zufall die Stäbe geben eines von den Göttern im Gebet oder ‚an der Kraft eines unheilvollen Liedes' (S. 484) erflehten Ausspruches. Jedem Stabe wurden zwei oder drei Worte gesucht mit dem Anlaute, dessen Zeichen er enthielt. Diese Worte bildeten die Säulen, über denen das Versgebäude sich erhob. Runen und Vers hängen so eng zusammen, dass der Kundige aus den Runen den Vers selbst bilden konnte. Der Runenstab ward gesprochen oder gesungen zum Versstab. Poetische Begabung und Thätigkeit war also bei der Auslegung erforderlich. Das Gebet und die Deutung dessen, der die Lose warf, fand in gestabten Worten statt, und die Ratschläge und Antworten der Veleda können gar nicht anders wie gestabt gedacht werden. Sie wurden mit pathetischer Stimme in halbsingendem Tone langsam und feierlich gesprochen, und die Stimme wurde dem Geheimnisvollen und Wunderbaren der Situation entsprechend gedämpft.

Über die andere Art und Weise, die Zukunft zu erforschen, über die Götterzeichen und Prophezeiungen sind wir besser unterrichtet als Tacitus. Er fährt fort (Germ. 10): *„Der Vögel Stimmen und Flug zu befragen ist auch den Deutschen bekannt; aber eigentümlich ist es ihnen, auch der Rosse ahnendes Wiehern und Mahnungen auszuforschen. Sie werden von der Gemeinde in Waldtriften und Hainen gehalten, ganz weiss und von keiner irdischen Dienstleistung entweiht. Sie werden an den heiligen Wagen gespannt, und der Priester und der König oder der angesehenste Mann des Stammes begleitet sie und beobachtet ihr Wiehern, Schnauben und Stampfen. Und keinem Vorzeichen wird grösserer Glauben beigemessen, nicht nur beim Volke, sondern auch bei*

den Vornehmen; denn die Priester halten sie nur für Diener (Werkzeuge) der Götter, die nicht eingeweiht sind in deren geheimnisvollen Willen, die heiligen Pferde aber für Vertraute." Die dritte Art der Götterzeichen, die sich auf die Erforschung des Kriegsglückes beschränkt (Germ. 10. a. E.), ist bereits besprochen (S. 446).

Tacitus spricht nur von den Vorzeichen, die in Verbindung mit den Kultgebräuchen von solchen Leuten beobachtet und erbeten werden, die sich berufsmässig damit beschäftigen. Aber diese Götterzeichen greifen im Unterschiede zum Losen, das Sache des Priesters oder Hausvaters ist, in alle Verhältnisse des Lebens ein, und ihr Befragen war jedermann möglich. Durch die zauberhaften symbolischen Handlungen, die auf dem Boden des Seelenglaubens erwachsen sind, suchte der Mensch von den Geistern gleichfalls einen Einblick in die Zukunft zu erlangen, aber es war ein Zwang, den man auf sie ausübte, sodass sie das Geschick offenbaren mussten. Bei den Vorzeichen im Götterdienst aber zog die Gottheit freiwillig für einen Augenblick den Schleier vor dem Unbekannten fort und deutete das bevorstehende Verhängnis an, abwehrend oder anspornend. Man muss zwischen gesuchten, von der Gottheit erflehten Vorzeichen unterscheiden, und zwischen solchen, auf die der Mensch zufällig und wider Erwarten stösst; die ersteren werden mehr grössere Verbände, die letzteren mehr den einzelnen beschäftigt haben.

Der Indiculus verbietet das abergläubische Beobachten von Vorzeichen, die am Herde oder bei Beginn eines Unternehmens angestellt werden (Nr. 17 de observatione pagana in foco vel in inchoatione rei alicuius). Der Flamme und dem Rauch auf dem Herde schrieb man heilende, schützende Kraft zu, aus der Farbe und Richtung des Notfeuers und der andern Opferfeuer zog man Schlüsse für Witterung, Fruchtbarkeit und Gedeihen von Mensch und Vieh (S. 450). Frauen stiegen aufs Dach und weissagten daselbst aus einem brennenden Holzscheite. Jede Begegnung, nicht bloss von Vögeln und Tieren, wurde für bedeutungsvoll angesehen, unwillkürliche Handlungen, wie Straucheln und Niesen (Indic.

Digitized by Google

Nr. 13), Tages- und Mondzeiten, einzelne Wochen-, Monats- und Jahrestage wurden beobachtet. Träume zu bestimmter Zeit galten als Boten der Götter, deren Willen man zu befolgen hatte. Wolf und Bär hatten guten Angang, d. h. ihre Begegnung war von glücklicher Vorbedeutung, Hasen und Elstern hatten übeln Angang. Allgemein gelten Kometen als Vorboten von Landesunglück, Krieg, Pest und Teuerung. Noch heute achtet man auf die verschiedensten Wahrzeichen aus der Himmelswelt, von Tieren und Pflanzen, Menschen und dem Hause, dem Familien- und Geschäftsleben. Alle diese Zeichen finden sich auch bei den entlegensten Völkerstämmen und beruhen auf uralter Überlieferung. In die ferne Vorzeit, weit über Tacitus hinaus, reichen die Augurien und Losungen, die sich an die Quellen und die Gewässer überhaupt knüpften. Plutarch bereits erzählt, dass die germ. Seherinnen durch Beobachtung des Drehens und Rauschens der Stromwirbel die Zukunft erforschen (Caes. 19), und noch im 6. Jahrhunderte wird von den Alemannen hervorgehoben, dass sie die Strudel der Flüsse verehrten (Agathias 1_7). Papst Gregor III. verbietet 731 in seinem Erlass an die Fürsten und an das Volk der germanischen Provinz die Quellen-Weissagungen. Diese waren mannigfacher Art. Die Bewegungen der Wellen, die Töne, die man zu hören glaubte, der hohe oder niedere Wasserstand, das Aussetzen des Zuflusses der Quellen auf kürzere oder längere Zeit in den zahlreichen sogenannten Hungerquellen (D. S. Nr. 102, 103, 104), dann die eigentliche Losung durch Pflanzen, Kränze, Stäbe, Steine und andere Dinge boten viele Mittel, um den Ausgang wichtiger Sachen, Lebensdauer, Zeit der Verheiratung oder sonstige Ereignisse zu erkunden (D. S. Nr. 104, 111). Doch auch zur Erforschung der Wahrheit, wie beim Kesselfang (S. 465) und der späteren Hexenprobe musste das Wasser dienen. Uralt sind auch die Weissagungen aus dem Speer- und Hammerwurf, aus dem Opfer, dem Opferfeuer, der Witterung beim Opfer, mit Hilfe von Opferresten (die zauberkräftige Rindshaut; S. 459).

Es mag genügen, auf einige Belege des 8. Jahrhunderts

hinzuweisen. Es wird als heidnisch verboten, der Begegnung eines Mönches oder dem Aufbruche vor Hahnenschrei Unheil zuzuschreiben; die Tagwählerei und Beobachtung der Mondphasen für verschiedene Unternehmungen, wie bei Antritt einer Reise, bei der Bestellung des Ackers, besonders am Neujahrstage ist heidnischer Aberglaube (Homilia de sacrilegiis § 11—13, Burch. v. Worms. 19_{92}. 137).

Die Weissagung aus der Stimme oder aus dem Fluge der Vögel, dem Schnauben und Wiehern der Rosse, die Tacitus erwähnt, verbietet der Indiculus (Nr. 13: de auguriis vel avium vel equorum vel bovum stercora [Rinderkot] vel sternutationes [Niesen]). Weniger aus der Richtung des Vogelfluges als aus dem Vogelgeschrei, ja wohl aus dem Schall und den Tönen überhaupt, die der an einsamem Orte Beobachtende wahrnahm, entnahm man das Orakel. Das Befragen des Fluges der Vögel bei Tacitus ist mehr von dem Erscheinen gewisser Vögel zu verstehen, das wie der Angang der Tiere überhaupt, Heil oder Unheil verkündete. Ahd. fogilrartôd = Vogelrede, Vogelstimme (got. razda Stimme) steht für augurium und auspicium. Als Attila schon lange die Stadt Aquileja belagerte und sein Heer zu murren anfing und er selbst bereits überlegte, ob er abziehen oder bleiben sollte, bemerkte er, wie weisse Vögel, Störche, ihre Brut aus der Stadt schleppten und ganz gegen ihre Gewohnheit über die Felder davontrugen. Da bekam er sogleich eine Ahnung der Zukunft und sagte: „Seht da, wie diese Vögel, die die Zukunft voraussehen, die zum Untergange bestimmte Stadt verlassen. Haltet das nicht für bedeutungslos, für ein unsicheres Zeichen, die Furcht vor dem Kommenden verändert durch die Vorahnung desselben die Gewohnheit". Aquileja fiel bald darauf (Jord. 42; D. S. No. 381). Eine wenig bekannte Erzählung bietet Josephus (Jüdische Altertümer 18_{6-7}): Agrippa, ein jüdischer Prinz aus dem Fürstenhause des Herodes, war wegen einer unvorsichtigen Äusserung in einer Villa bei Tusculum in Ketten gelegt. Als er, mitten unter vielen Gefesselten, in tiefer Niedergeschlagenheit sich an einen Baum vor dem Palaste lehnte, setzte sich ein Uhu darauf,

Digitized by Google

und ein Germane, der dies bemerkte, fragte, wer der im Purpurkleide wäre, trat dann dicht vor Agrippa hin und sagte: „Bei den Göttern meiner Heimat beschwöre ich dich, glaube meinen Worten. Ich halte es für recht und billig dir, auch mit eigener Gefahr zu enthüllen, welche Zukunft dir die Götter offenbaren. In kurzem wirst du aus diesen Ketten befreit werden und zu der höchsten Höhe der Ehre und Macht emporsteigen. Wenn du aber diesen Vogel wieder erblickst, wird binnen fünf Tagen dein Ende kommen. So wird es geschehen, denn so verkündet es die Gottheit, die dir diesen Vogel gesandt hat.“ Durch diese Prophezeiung erschien der Germane dem Agrippa damals so lächerlich, wie er sich in dem späteren Verlaufe bewunderungswürdig erwies. Denn Caligula befreite ihn bei seinem Regierungsantritt und erhob ihn zur Königswürde. — Hermigisel, König der Warner, erblickte über Feld reitend einen Vogel (einen Raben oder eine Krähe) auf einem Baume und hörte ihr Krähen. Auf Vogelsang sich verstehend, sagte der König zu seinem Gefolge, es werde ihm sein Tod nach 40 Tagen geweissagt (Procop, b. g. 4_{20}). ‚Wer Sperlinge und gewisse Vögel oder das Gebell von Hunden beachtet, ist kein Christ, sondern ein Heide‘, (Homilia de sacrilegiis § 9). Auf unheilkündenden Angang der Krähe zu achten, verbietet im 11. Jahrhundert Burch. v. Worms.

Das zweite Vorzeichen, das der Indiculus gleichfalls hat, ist nach Tacitus das wichtigste unserer Vorfahren und wird noch im 9. Jahrhundert erwähnt (Rud. v. Fulda, Translatio S. Alexandri). Kriegern galt das Wiehern als ein Vorzeichen des Sieges, und wenn sich die Rosse ihrer freudigen, mutweckenden Stimme enthielten, der Niederlage. Da man die Entscheidung der Gottheit selbst überliess, welches Stück sie sich aus der Herde aussuchen wollte (S. 439), liegt die Annahme nahe, dass man auch die Rosse gehen liess, wohin sie wollten. Die Beobachtung der von ihnen eingeschlagenen Richtung war für die Weissagung mitbestimmend, darum gingen Priester und Fürst nur nebenher, ohne den Wagen zu lenken, und darum heissen die heiligen Pferde Mitwisser

der Götter (Germ. 10). Vielleicht ist ein gleiches Verfahren auch für die Kühe zu vermuten, die den heiligen Wagen der Nerthus zogen, und auch hier heisst es vom Priester nur, dass er die Göttin begleitet (Germ. 40).

Der dritte Punkt des Indiculus (Nr. 13: bovum stercora) ist unklar. Wir wissen zwar, dass die Rinder Verehrung genossen, dass Kühe vor den Nerthuswagen geschirrt wurden, und dass die Kimbern über einem ehernen Stiere schwuren, aber Kot der Rinder dient im späteren Aberglauben mehr zur Abwehr von Zauber als zum Entnehmen von Vorzeichen.

Aus dem Gehirne von Tieren zu weissagen, verbietet endlich No. 16 des Indiculus (de cerebro animalium). Die greisen Frauen der Kimbern weissagten aus dem Blute der geschlachteten Kriegsgefangenen. Gregor I. verbietet den Franken, Götzenopfer, in Tierköpfen bestehend, den Göttern darzubringen (Ep. 9_{11}, 7_5). Vor der Ausfahrt zerschmetterten die Normannen die Schädel der geopferten Menschen, legten das Gehirn bloss und weissagten. Wie die Köpfe von Tieren und Menschen, so spielt auch das Gehirn bei Opfer und Weissagung eine grosse Rolle. Im Gehirne, wie im Blute sah das Altertum den Sitz des Lebens.

Ort der Götterverehrung.

Um den häuslichen Herd versammelte sich die Familie zum Opfer und Gebet. Der Hausvater war der Priester, der Herd der Altar, das Haus der Tempel. Aber auch ausserhalb der Behausung, in der freien Natur nahte sich die Gottheit dem Menschen und nahm Verehrung, Spende und Gelübde an. Für den einzelnen, wie besonders für die grösseren Verbände lagen Opferstätten im Walde, unter Bäumen, auf Auen und Wiesen, an Brunnen, Quellen, Teichen und Flüssen, auf Bergen und Hügeln, bei grossen Steinen und Felsen. Je zahlreicher die Versammlung besucht wurde und je länger die Beratung dauerte, um so mehr machte sich das Bedürfnis nach einem festen Gebäude geltend, das die Menge vor der Unbill des Wetters schützte. Und wie im

Digitized by Google

Laufe der Zeiten eine bestimmte Person mit der Leitung des Thinges und des damit verbundenen Götterdienstes betraut wurde, so gestaltete sich das Thinggebäude zum Tempel um. Der Gott des in Thing und Heer versammelten Volkes war Tius Thingsus; ihm waren vermutlich die ältesten Tempel geweiht. Aber auch bei den Kultcentren werden sich bald Tempel erhoben haben. Ursprünglich waren die Tempel ganz einfach angelegt, vielleicht aus Holz und Zweigen zusammengefügt, dann aber auch aus Steinen errichtet. Die Worte Gregors ‚sind die ags. Tempel gut gebaut, so weihe man sie zu christlichen Tempeln um' (S. 417), lassen an einen festen Bau denken. Die kleineren Tempel, die zum Privatgebrauch einzelner, wie für die kleineren Dörfer dienten, waren natürlich kunstloser angelegt; in einem hüttenartigen Häuschen stand das Götzenbild oder hingen die Symbole und wurden die Opfergeräte aufbewahrt. Ahd. plôstarhûs, plôzhûs bezeichnet ein solches Opfergebäude, und mancher, der den Christenglauben nur äusserlich angenommen hatte, suchte es noch heimlich auf. Darum verbietet der Indiculus solche kleine Tempelchen (No. 4: de casulis id est fanis). In jedem Dorfe, als dem Centrum der Dorfmark, war der zur ‚Sprache' der Gemeindeangelegenheiten geeignete Platz (Mal = Sprache, Beredung; Malstätte) zugleich die Kultusstatt oder der Tempel des Ortes, der mit Bäumen, meistens mit Linden umsäumt war. In diesem heiligen Baume des Dorfes wohnte die schützende Gottheit; darum ward er bei festlichen Gelegenheiten feierlich geschmückt und umtanzt. Noch heute finden sich solche heiligen Bäume in der Nähe von Kirchen, und Wirtshäuser daneben tragen noch oft den Namen ‚Zur Linde', ‚Zur Tanne' u. s. w.

Opferquellen erwähnt der Indiculus (Nr. 11: de fontibus sacrificiorum). Die gallischen und spanischen Koncile verboten im 6. 7. 8. Jhd. in formelhaften Erlassen den heidnischen Götzendienst in Wäldern und an den Wassern. Karl der Grosse wiederholte sie (Capitul. von 775/90. 789), und Gregor III. fordert die deutschen Fürsten auf, die Gebräuche in den Wäldern und an den Quellen zu verhindern (731;

S. 493). Rückfall ins Heidentum ist es, wenn jemand an einer Quelle betet (Homil. de sacril.), und bei Burchard von Worms fehlt die Beichtfrage nicht, ob jemand an Quellen, Bäumen, Steinen oder Kreuzwegen gebetet, Brot oder irgend ein Opfer zu den Quellen gebracht oder dort gegessen habe. — Die Franken brachten beim Poübergange grosse Menschenopfer dar (Procop. b. g. 2_{25}; S. 447), die Alemannen verehrten Bäume, Flüsse, Hügel und Schluchten, denen sie Pferde, Stiere und unzählige andere Tiere opferten (Agathias 1_7). Die Sachsen widmeten den Laubbäumen und Quellen Verehrung (Rud. v. Fulda), und die Bewohner des Gau Faldara in Holstein, die nur dem Namen nach Christen waren, erwiesen den Wäldern und Quellen abergläubischen Dienst (Helmold, Chron. Slav. 1_{47}). Nur schweigend schöpften die Friesen das Wasser aus der dem Forseti geheiligten Quelle, sie war zugleich das Amphiktyonenheiligtum, und ein Tempel erhob sich neben ihr. Heilig, geweiht und heilbringend waren alle Quellen, besonders die nie versiegenden, wasserreichen, die auch im Winter nicht zufroren und als heilsam für Gesunde und Kranke galten. Manche Brunnen heissen noch heute Heiligenbrunn, Wihborn. Eine Quelle gehörte zu der Stätte des Gottesdienstes, die gewöhnlich unter Bäumen oder ganz im Walde lag, oft genug mag sie der Ausgang der heiligen Anlage gewesen sein. Oft wird auch ein kleiner Holzbau, zur Reinhaltung der Quellen und Brunnen, über dem Wasserspiegel errichtet sein. Bei den grossen Jahresfesten warf man mit Blumen geschmücktes Gebäck in die Quelle, schrieb ihr sühnende, heilende und weissagende Kraft zu und trank schweigend von dem heilawâc d. h. dem zu bestimmten heiligen Zeiten geschöpften Wasser. An den Ufern des Flusses, am Rande der Quelle stellte man Opfergaben hin und zündete hauptsächlich abends und nachts Lichter an, nicht nur um durch die in der Flut scheinende Flamme den Schauer der Anbetung zu erhöhen, sondern die Fackeln und Kerzen an Bäumen und Quellen sollten die himmlische Scenerie nachahmen, die von Blitzen durchleuchteten Wolken. Karl der Grosse nahm das Verbot der Beleuchtung von

Digitized by Google

Bäumen und Quellen in das Capitulare von 789 auf, und bei Burchard von Worms wird der Beichtende gefragt, ob er ein Licht oder eine Fackel zur Verehrung an Quellen oder Steinen oder Bäumen angezündet habe (S. 455).

Auf den Bergen lassen sich die Wolken nieder, aus ihnen bricht der Wind hervor, mit ihnen vermählt sich der Donnergott im Gewitter. Die Wolkengöttin, der Windgott Wodan und Donar genossen hier besondere Verehrung (z. B. Wodensberg, Donnersberg u. s. w.; S. 318, 344). Berge sind von alters her bei allen Völkern beliebte Opferstätten; auf ihnen glaubt die kindliche Vorstellung der im Himmel thronenden Gottheit näher zu sein. Unter den Felsen wohnen die Elbe und Zwerge, hausen die Seelen der Verstorbenen. Das Verbot des Eligius, die Opfer betreffend, wiederholt der Indiculus (Nr. 7: de sacris quae faciunt super petras), und noch im 11. Jhd. eifert Burchard gegen die Gelübde an Steinen.

Aber als die wichtigsten Kultstätten galten die heiligen Haine. Bei Griechen, Römern und Germanen findet sich der Glaube an das Leben des Baumes, die Baumseele (S. 27). Der Baum wächst, trägt Früchte, verwelkt, stirbt wie der Mensch. Darum vergleicht ihn kindlicher Glaube den lebenden Wesen. Viele Bäume bluten wie die Menschen, wenn sie der Schlag der Axt trifft. Wald und Hain beleben sich mit Waldgeistern und Wildfrauen. Darum suchte man auch den Sitz der unsterblichen Götter in den Bäumen. Wälder und Haine sind die Tempel, die die Natur selbst den Göttern errichtet hat. ‚Hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht', ruft Johanna aus, deren empfänglichem Gemüte ‚in der Eiche Schatten' die Mutter Gottes erschienen war. Scheffel singt: ‚Ehre und Preis sei dem Bauherrn der Welt, der sich als Tempel den Wald hat bestellt!' Auch die Sprache lehrt, dass Tempel zugleich Wald ist; die ältesten Bezeichnungen dafür können sich von dem Begriffe des heiligen Haines noch nicht loslösen und schwanken zwischen lucus und fanum. Ahd. paro, ags. bearo Hain gehört zu altslav. boru Fichte; der Bedeutungsübergang ist derselbe wie bei ‚der Tann' und ‚die Tanne'; der Wald aus der betreffen-

Digitized by Google

den Holzart erweitert sich dann zum Wald überhaupt. Ahd. lôh (lichte Stelle im Hain), lat. lucus und forst bedeuten Wald und Heiligtum zugleich; ahd. haruc wird in Glossen mit nemus, fanum, ara wiedergegeben. Im Hoyaschen lag ein Heiligenloh, ein Heiligelo bei Alkmaar in Holland, ein Heiligenforst bei Hagenau, Heiligenholtz bei Zwiefalten. Mit ‚Forst' bezeichnete man in christlicher Zeit zunächt die königlichen Bannwälder; diese hängen wohl auch sachlich mit den alten heiligen Wäldern zusammen und leiten von ihnen ihren ersten Ursprung ab. Einzelne kleine isolierte Waldstücke haben sich bis auf die Gegenwart unter dem Namen Loh erhalten. Ahd. wih, we, as. wih, ags. vih, veoh, an. vé bezeichnet einen geheiligten Platz, speciell die Kultusstätte und als solche ursprünglich den Hain, was noch die Gleichung ‚forst edo haruc edo wih' einer ahd. Glosse wiederspiegelt. Dann bezeichnet wih auch einzelne Gegenstände und Symbole, die unter dem Schutze der Gottheit standen oder zur Ausübung heiliger Handlungen dienten, die Banner und Feldzeichen. Denn als Standarten dienten die Bilder und Abzeichen, die in den Hainen aufbewahrt und bei Kriegszügen oder Processionen als die Symbole der anwesend gedachten Götter der Menge vorangetragen wurden. Daher stammen die ahd. Eigennamen Oswig, Eberwih, Beranwih, Hundwig, Wolfwig, Arnwig.

Die Zeugnisse des Tacitus für den Waldkultus der Germanen sind die ältesten und die zahlreichsten. Das Werfen mit Baumlosen wird unter den Baumorakeln als eine der ältesten Formen anzusehen sein (Germ. 10). Romanhafte Träumerei ist freilich die idealisierte Schilderung in Germ. 9: „*Die Götter in geschlossene Räume zu engen oder einem menschlichen Antlitz ähnlich nachzubilden, halten sie nicht der Grösse der Himmlischen für angemessen. Haine und Wälder weihen sie ihnen und bezeichnen mit dem Namen der Götter jenes Geheimnisvolle, das sie allein durch fromme Anbetung schauen.*" Dieselbe Stimmung flössen ihm in Italien die Haine und Wälder und die Abgeschiedenheit ein: der Geist zieht sich zurück in seine unbefleckten Räume und

Digitized by Google

erfreut sich eines geweihten Aufenthaltes (de orat. 12). Dasselbe sentimentale Gefühl kehrt bei seinen röm. Zeitgenossen wieder. Seneca schreibt: ‚Betrittst du einen Wald von alten, ungewöhnlich hohen Bäumen, in dem dir das Durcheinander von Ästen und Zweigen den Anblick des Himmels entzieht: weckt nicht die Erhabenheit eines solchen Haines, die Stille des Ortes, der wunderbare Schatten dieses freien und doch so dichten Gewölbes in dir den Glauben an ein höheres Wesen?' (Ep. 41). Bei Plinius heisst es: ‚Die Bäume waren der Gottheit Tempel, und die ländliche Einfalt weiht nach altem Brauch einen stattlichen Baum noch heute einem Gotte, und nicht grösser ist die Andacht, mit der wir zu Götterbildern flehen, die von Gold und Edelsteinen strahlen, als die, mit der wir die Haine und in ihnen das tiefe Schweigen selbst anbeten' (H. N. 12_1). In den Gewölben gotischer Dome hat man die Laubdächer des alten Kultus wiederfinden wollen.

Aus den Hainen werden die Tierbilder und Götterzeichen von den Priestern hervorgeholt und dem Heere in der Schlacht vorangetragen (Germ. 7. Hist. 4_{22}). In einem Walde, der durch den Weihedienst der Vorfahren und durch uralte Gottesfurcht geheiligt ist, versammeln sich die Abgeordneten der Sueben (Germ. 39); niemand geht anders denn gebunden in den Tiushain. Auch in der Edda wird ein ‚Fesselhain' erwähnt, und noch aus den Verboten der Kirche im 11. Jahrhunderte geht hervor, dass man einen heiligen Wald ohne vorherige Weihung nicht betreten durfte; ein geweihter Baum durfte nach heidnischem Glauben seines Laubes oder seiner Zweige nicht beraubt noch umgehauen werden (Koncil von Nantes 895; Burch. v. Worms). Auf der Nerthusinsel befindet sich ein unentweihter Hain (Germ. 40), aber auch ein Tempel, bei den Nahanarvalen wird ein Hain mit altem Gottesdienst gezeigt (Germ. 43). Vor der Schlacht bei Idisiaviso kommen die verbündeten Stämme in Donars heiligem Walde zusammen (Ann. 2_{12}), 900 Römer werden im Haine der Baduhenna, der Gattin des Tius, von den Friesen niedergemacht (Ann. 4_{73}). Nach der Schlacht im Teutoburger Walde wurden die röm.

Offiziere an den Altären in den nahen Hainen hingeschlachtet, an den Baumstämmen bleichten die Schädel der geopferten Rosse (Ann. 1_{61}), in einem nahen Haine war auch der Adler einer der Legionen des Varus vergraben (Ann. 2_{25}). In einem heiligen Haine ruft Civilis die Grossen des Volkes und die Entschlossensten der Menge zusammen (Hist. 4_{14}). Die Alemannen verehren Bäume (Agathias 1_7; S. 493), und die Franken machten sich Bildnisse an Wäldern und Quellen, aus Vögeln und wilden Tieren und anderen Elementen, verehrten sie göttlich und brachten ihnen Opfer dar (Greg. v. Tours 2_{10}).

Lange Jahrhunderte hindurch, auch nach der Einführung des Christentums hielt der Gebrauch an, die Gottheit in heiligen Bäumen und Wäldern zu verehren. Bonifatius fällte die ungeheuere Eiche, den Donarsbaum, bei Geismar. Die Bestimmungen zahlreicher Koncilien, Kapitularien und Bussbücher verbieten, an Quellen, auf Bergen, in Wäldern Opfer darzubringen, besonders Tiere und Früchte, Opfermahlzeiten zu halten, Lichter anzuzünden, Gelübde zu thun oder durch Aufhängen von künstlich nachgebildeten erkrankten Gliedmassen Heilung zu suchen. Von Waldheiligtümern handelt der Indiculus (Nr. 6: de sacris silvarum, quae nimidas vocant). Ein von den Franken schwer verwundeter Sachse liess sich nach dem Treffen bei Notteln 779 heimlich aus seiner Burg in einen heiligen Wald tragen, der dem höchsten Gotte geweiht war, um hier sein Leben auszuhauchen. Der Landtag zu Paderborn 785 bedroht den mit Strafen, der an Quellen, Bäumen oder in Hainen Gelübde thäte oder nach heidnischer Sitte opferte. König Knut d. Gr. (1014—35) verbot in England die Verehrung jeder Art von Waldbäumen, die eiteln Gebräuche mit Hollunder und manchen anderen Bäumen. Erzbischof Unwan von Bremen liess die Haine, die die Marschbewohner seines Sprengels in thörichter Verblendung besuchten, niederhauen und davon die Kirche neu bauen (Adam. Brem. 2_{46}).

Digitized by Google

1. Tempel.

In offenbarem Widerspruche zu seiner eigenen Angabe (Germ. 9; S. 500) erwähnt Tacitus selbst Tempel bei den Deutschen. Das hochberühmte Heiligtum der Tanfana, das dem Erdboden gleich gemacht wird, kann nach dem Ausdruck und dem Zusammenhange nur ein Tempel gewesen sein (Ann. 1_{51}). Ebenso muss die geweihte Stätte der Nerthusvölker ein Tempel sein (Germ. 40; S. 371). Das allerdings mag richtig sein, dass zur Zeit des Tacitus die Verehrung der Götter in der freien Natur noch überwog, aber schon vorher gab es bestimmte Tempel. Im Laufe der Jahrhunderte werden die Zeugnisse für feste Tempelbauten immer häufiger, bei Franken und Alemanen, Burgundern und Langobarden, Sachsen, Angelsachsen und Friesen. Auch die zahlreichen Ortsnamen, die von got. alhs, ahd. as. alah, ags. alh, ealh (lat. arx sicherer Ort) abgeleitet sind, beweisen, dass auch in Deutschland die Tempel häufiger geworden sind: Alahstatt in Hessen, in der Wetterau, mehrere Alstädde in Westfalen, Allerstädt bei Wiehe in Thüringen, (in alter Schreibung Alahstetti), Alahdorf bei Schwäbischhall, (jetzt in Altdorf entstellt), Alahesfelt in Hessen, Alsheim (Alahesheim) bei Worms und Speyer, Ahlberg bei Grebenstein in Hessen. Hierher gehört der Name des Gotenkönigs Alarich, der ags. Alachred und die alte Benennung der Zuidersee fries. Almere = Alemar: Tempelmeer; der Alah oder Tempel, nach dem die Zuidersee hiess, stand in Stavern. Bei den Franken war ein Tempel mit mannigfachen Zierraten angefüllt, worin die Barbaren ihre Opfer darbrachten und sich dem Genusse von Speise und Trank bis zum Übermass hingaben (Greg. v. T. V. patr. 6); aus Holz geschnitzte Abbildungen von erkrankten Gliedern waren in ihm aufgehängt. Ein Gehege umgab bei den Ags. die Opferstatte, in der Mitte stand ein Altar (ags. vigbed, veobed, wihabiuda: Tempeltisch). Einen mit Runeninschriften bedeckten Altar erwähnt Tacitus (Germ. 3). Segimuntus war Priester am Altare der Ubier (Ann. $1_{39\text{-}57}$). Auf dem Altare brannte das heilige Feuer, ein grosser Kessel

Digitized by Google

diente zum Auffangen des Blutes der Opfer bei den kimbrischen Priesterinnen. Die Sueben hatten einen anderen Opferkessel, eine Kufe, die 26 Mass Bier, etwas mehr oder weniger enthielt. In das Blut wurde der Eidring und der Opferzweig getaucht, der als Sprengwedel und zur Losung diente. Im Innern des Tempels standen die roh geschnitzten Götterbilder und schwebten ihre heiligen Symbole, die in späterer Zeit sicherlich nicht mehr ausschliesslich in den Hainen aufbewahrt wurden. Hierhin wurden auch die erbeuteten Waffen und Trophäen gebracht. Die Sitte, Banner und Fahnen bei Trauerfeierlichkeiten und bei Siegesfesten in den Kirchen aufzuhängen und um den Altar aufzustellen, ist ursprünglich heidnisch.

Die Bekehrer setzten eifrig das Beil an die heiligen Bäume und legten Feuer unter die Tempel. Die kleinen Privatheiligtümer wurden wohl ausnahmslos vernichtet, die grösseren nach Gregors Rat in christliche Kapellen umgewandelt. Im Anfange des 5. Jahrhunderts hatten Westgoten, Burgunder und vielleicht schon soweit eingedrungene Alemannen in den Engpässen des Juragebirges einen Tempel errichtet. Unweit des Rheines lag ein fränkischer Tempel. Als die thüringische Königstochter Radegund († 587), die Gemahlin Chlotars auf der Reise von ihrer Heimat nach Frankreich an ihm vorüberkam, liess sie ihr Pferd anhalten und befahl Feuer in den Tempel zu werfen. Obwohl sich die Heiden mit den Waffen widersetzten, wurde der Hof doch niedergebrannt. Karls d. G. Capitulare (785) erwähnt Tempel von geringerem Umfange (fana). In einem Tempel stand auch die Irminsäule, die Karl 772 zerstörte. Verschiedene Tempel werden bei den Friesen erwähnt. Als Bonifatius 719—722 in Utrecht dem Willibrord zur Seite stand, zerstörte er die Tempel im Lande, und 755 bei seinem Zuge von der Zuidersee nach Dokkum ist er überall beflissen, die Heidentempel zu zerstören und christliche Kirchen dafür zu bauen. Das ist es, das die Friesen antreibt, den zum Sterben für seinen Glauben bereiten Mann zu töten. Die Schüler des heiligen Willehad zerstörten 779 im friesischem Gau Drenthe die in der Umgegend zerstreuten heid-

Digitized by Google

nischen Tempel und vertilgten sie auf alle Weise, bis die wutentbrannten Heiden mit Knütteln über sie herfielen (V. Willeh. 4). Albrich, Bischof von Utrecht, entsandte Liudger mit anderen Dienern Gottes, um die Tempel der Heidengötter zu zerstören und die Verehrung verschiedener Götzenbilder bei den Friesen abzuschaffen. Diese gehorchten dem Befehl und brachten ihm einen grossen Schatz mit zurück, den sie in den Tempeln gefunden hatten. Davon erhielt Kaiser Karl zwei Teile, den dritten überliess er Albrich (V. Liud. 16). Willibrord zerstörte den Tempel der Nehalennia auf Walchern und zertrümmerte ein Götterbild von ihr vor den Augen des Hüters dieses Götzen. Um die Beleidigung seines Gottes zu rächen, schlug er mit dem Schwerte nach dem Haupte des Heiligen, aber ohne ihn zu verletzen (V. Willib. 14). Derselbe fromme Prediger kam an der Grenze zwischen den Dänen und Friesen zu einer Insel, die nach dem Gotte Fosite Fositesland benannt wurde, weil auf ihr Tempel dieses Gottes standen. Der Ort wurde von den Heiden mit solcher Ehrfurcht betrachtet, dass keiner von ihnen etwas von dem dort weidenden Vieh oder von anderen Dingen zu berühren wagte, noch aus der Quelle, die dort sprudelte, das Wasser anders denn schweigend sich zu schöpfen erlaubte. Willibrord aber verachtete die Scheu vor der Unantastbarkeit dieses Ortes und fürchtete den wilden Sinn Radbods nicht, der jeden Verletzer dieses Heiligtums dem grausamsten Tode zu weihen pflegte. Er taufte drei Menschen in dieser Quelle und liess von dem heiligen Vieh zu seinem Bedarfe schlachten. Als dies die Heiden sahen, glaubten sie, dass er entweder in Wahnsinn verfallen oder durch plötzlichen Tod zu Grunde gehen würde. Radbod gedachte die Beleidigung seines Gottes zu rächen. Drei Tage lang warf er, immer dreimal nach seiner Gewohnheit, das Los; aber nur einer von seinen Gefährten wurde durch das Los bezeichnet und mit dem Martyrium gekrönt (V. Willib. 10). Als Liudger später dorthin kam, fand er die Kirche zerstört, die sich über dem Nehalennia-Heiligtum erhoben hatte (V. Liud. 22).

2. Tempelfrieden.

Todesmutig kämpften die Friesen für Erhaltung ihres Rechtes und Glaubens. Das wilde kühne Volk, durch Jahrhunderte langes Ringen mit den gewaltigen Wogen der grimmen Nordsee gestählt, war bis 677 durchweg dem Heidentum ergeben und verehrte in alter Weise seine altüberkommenen Götter, deren Tempel sich überall im Lande erhoben, fest davon überzeugt, dass die Götter jede Verachtung ihrer Grösse unmittelbar mit Tod oder Raserei straften. Die ganze Insel Helgoland mit allem auf ihr ist dem Tius Forseti geheiligt. Das Schlachten der dem Gotte gehörenden Tiere und das unheilige Berühren seiner Quelle galt als Verletzung der Güter des Gottes und wurde ohne Verzug mit den härtesten Todesstrafen bestraft. Darum holten sie auch durch das Los den Willen des Gottes ein, und er, der jede Schuld kennt, bestimmte den Tod eines der Gefährten des Willibrord, gestattete aber, ihn und die anderen abreisen zu lassen. Wer Tempel erbricht oder dort von den Heiligtümern etwas nimmt, bestimmt altes friesisches Recht, der wird an den Meeresstrand geführt, seine Ohren werden aufgeschlitzt auf dem Sande, den die Flut des Meeres zu bedecken pflegt, er wird entmannt und den Göttern geopfert. Der Platz, wo der Tempel sich erhob, war eine gefreite Statt, eine Freistatt, wo der Verfolgte Zuflucht fand, weil er hier unter dem Schutze der Götter war. Hierauf weist schon der Name Friedhof (ahd. vrîthof, mhd. freithof), und im Heliand heisst der Tempel zu Jerusalem auch friduwîh (513). Heiliger Gottesfriede herrschte innerhalb des ganzen Volksgebietes in der Zeit der grossen Götterfeste; schon Tacitus erwähnt ihn bei der Umfahrt der Nerthus (Germ. 40). Heiliger Friede herrschte auch in den Volks- und Gerichtsversammlungen, die ja unter dem Schutze der Götter tagten, und im Heere, das mit den Bildern und Symbolen der Gottheit in den Kampf zog. Religiösen Ursprungs ist auch der Marktfriede und scheint auch der höhere Friede zu sein, den die Person des Königs und der Ort geniesst, wo er sich aufhält.

Digitized by Google

3. Tempelschatz.

Das den Göttern Geweihte, dem Menschen Heilige und für sie Unverletzliche wurde durch das Wort ‚heilig' bezeichnet, es bedeutet sacrum und sacrosanctum (S. 418). Heilig war das Kultusgerät wie der Tempelschatz. Bewegliches und unbewegliches Gut war den Göttern eigen. Unter dem Schutze der Götter stand und ihnen gehörte der Kult- und Stammesbesitz; seine Verwaltung und Aufbewahrung kam den Königen und Priestern zu.

Bei Pietroassa in Rumänien wurden 1837 22 Goldgefässe und Schmuckgegenstände des wertvollen westgotischen Tempelschatzes aufgefunden. Als die Goten am Ende des 4. Jahrhunderts dem vereinigten Ansturme der Hunnen und Alanen unterlagen und sich nach Westen zurückzogen, verbargen sie den heiligen Schatz unter einem Felsblocke. In einen mit Edelsteinen geschmückten Ring ritzten sie die Runen ein: *Gutanio wi hailag,* d. h. ‚das gotische unverletzliche Tempelgut'.

Fig. 11.

Die Inschrift sollte den Finder daran mahnen, dass er es mit geheiligtem Gute zu thun habe, das als solches unantastbar sei, und dessen Verletzung die Götter an ihm strafen würden. Sie war nicht nur für den Ring, sondern für den ganzen Goldschatz bestimmt. Durch Unredlichkeit der Finder aber und durch wiederholte Diebstähle sind nur noch 12 Gegenstände davon erhalten, die im Museum

zu Bukarest aufbewahrt werden; die Edelsteine sind ganz geschwunden, und der Ring selbst ist zerhackt.

Auch bei den Sachsen und Friesen werden Tempelschätze an Gold und Silber erwähnt. Karl d. Gr. zerstörte 772 die Eresburg an der Diemel und die (bei Altenbeken stehende) Irminsul, die in einem Tempel innerhalb eines heiligen Haines stand. Nachdem er drei Tage lang die Zerstörung fortgesetzt und die in dem Tempel aufbewahrten Schätze von Gold und Silber erbeutet hatte, gelobten ihm die Sachsen Frieden. Liudger wird 778 aus Utrecht abgesandt, um die Tempel der fries. Götter zu zerstören, und nimmt aus dem von ihm zerstörten Tempel reiche Schätze.

Neben dem Tempelgute erwähnt bereits Tacitus die schneeweissen Rosse in den heiligen Hainen und Waldtriften (Germ. 10). Wie diese durch keine irdische Arbeit entweiht werden dürfen, so weiden bei dem Heiligtume des Forseti heilige Herden, die niemand anrühren darf. Heilige Bäume und Wälder, Fluren und Felder, Gold und Silber, Herden, Quelle, Teich und Tempel gehören zum altgerm. Heiligtum. Im Nerthushaine neben dem Tempel der Göttin rauscht der geheimnisvolle See, in dem die zum Opfer bestimmten Menschen ertränkt werden (Germ. 40). Bei der heiligen Donarseiche sprudelt ein Quell (S. 344). Auf der dem Forseti geheiligten Insel quillt ein Born, aus dem man nur schweigend das Wasser trinken darf: als der Gott seine Axt aufs Land warf, wo er die Friesen das Recht lehren wollte, sprang der Axeborn hervor (S. 301). Brunnen und Baum treffen wir auch bei den christlichen Kirchen und Kapellen an (vgl. S. 498).

4. Götterbilder.

Tacitus war gewohnt, im römischen Lande kunstvoll hergestellte Götterbilder im Überflusse zu sehen. Um so mehr fiel ihm bei den Deutschen die Dürftigkeit ihrer Baukunst und ihrer Götterbilder oder die völlige Bildlosigkeit ihrer Verehrung auf. Zwar legt er der Abwesenheit von Tempeln und Bildsäulen allzu edle Motive bei (S. 500), zwar betont er

Digitized by Google

ausdrücklich, dass es im heiligen Haine der Nahanarvalen keine Bildnisse der göttlichen Söhne des Tius giebt (Germ. 43), zwar erwähnt er kein nach menschlicher Gestalt geformtes Bild germanischer Götter (simulacrum), aber ohne Frage kannten die Römer wenigstens bei den zunächst wohnenden Stämmen germ. Götterbilder. Sie erschienen ihnen nur im Vergleiche zu ihren Kunstwerken zu roh und unbedeutend, als dass sie diesen Namen verdienten. Übrigens widerspricht sich Tacitus selbst. Wenn er von der Nerthus sagt, die Gottheit wird im See gewaschen (Germ. 40), so ist doch an eine bildliche Darstellung zu denken; die Worte ‚wenn man es glauben will', sollen nur das Geheimnisvolle und Schaurige seines Berichtes erhöhen. Und was sind die von Priestern in die Schlacht getragenen Symbole der Götter anders denn Bilder und Zeichen ihrer Gegenwart? ‚Signa' sind die Attribute der Götter, Waffen, wie das Schwert des Tius, die Lanze Wodans, der Hammer Donars. Die ‚effigies', Symbole, sind verschiedener Art; anders waren die im Kriege, anders die im Frieden gebräuchlichen. Das Symbol der Gottheit, die im Frühjahr ihren Einzug bei den Menschenkindern hält, war der erste grüne Zweig, die erste blühende Blume, der erste Vogel oder Käfer; das Kultzeugnis der Vermählung des Himmelsgottes mit der mütterlichen Erde war im Sommer der Maibaum, im Herbst die letzte Garbe; Schiff und Pflug waren Symbole der Frühlings- und Sonnengöttin. Oder die Symbole waren Tierbilder (S. 455), die auf langen von den Priestern bei der feierlichen Prozession durch die Fluren wie durch die Schlachtreihen getragen wurden (S. 431). Durch die lange Kriegsführung, sagt Tacitus (Ann. 2_{45}), hatten sich die Germanen gewöhnt, den Feldzeichen zu folgen. Aber schon die Kimbern hatten als Feldzeichen einen ehernen Stier, und die Usipeter und Tencterer führten Feldzeichen (Caes. b. g. 4_{15}). Dass es Tiergestalten waren (Hist. 4_{22}), ist allerdings richtig: es waren der Adler des Tius, wie die Siegessäule der Sachsen nach der Schlacht an der Unstrut zeigt, ferner Eber und Bär, Donars Tiere, Hund und Wolf, Wodans Tiere. Der got. Volksstamm der Thervinger entrollt

die Banner und lässt das schrecklich klingende Heerhorn erschallen (Ammian. Marc. $31_{5,7}$). Mit dem Schlangenbilde treten die Alemannen Julians römischen Adlern entgegen (a. a. O. $16_{10,7}$, 12_{39}, $20_{4,18}$). Vor der Niederlage der Thüringer ergreift ein hochbetagter, schon ergrauter sächsischer Krieger ein Feldzeichen, das bei ihnen für heilig gilt, mit dem Bilde eines Löwen und Drachen und darüber eines fliegenden Adlers geziert, um den Wert der Tapferkeit und Klugheit und ähnlicher Eigenschaften zu zeigen (Widukind 1_{11}). In der Schlacht bei Bouvines liess Otto IV. nicht das Reichswappen, sondern ein Drachenbild entfalten, das alte Zeichen der Sachsen. Auch Richard Löwenherz, König Johann und Heinrich III. führten das alte Wappentier. Die Namen der ags. Führer, unter denen England erobert ward, Hengist und Horsa, sind vielleicht auf die heiligen Pferde zu beziehen, die als Symbole und Fahnen den Heereszug leiteten. Unter dem Rabenbanner siegte noch Knut d. Gr. 1016 bei Ashington. Aus den Tierbildern leitet man den Ursprung des Wappenwesens ab.

Seit dem 2. Jhd. etwa übernahmen die deutschen Truppen, die in röm. Solde standen, von ihren Lagergefährten die Sitte, in besonderen Fällen den Göttern der Heimat Votivsteine zu errichten, die in wenigen Worten den Zweck, den Namen des Weihenden und der Gottheit enthielten, zuweilen auch eine bildliche Darstellung. Bereits die Bilder und heiligen Zeichen lassen eine gewisse Fertigkeit erwarten, Gestalten aus Holz zu schnitzen oder aus Stein zu meisseln, und diese Kunst mochte sich unter dem Einflusse der Fremde bis zu einem gewissen Grade vervollkommnet haben.

Das nächste Zeugnis fällt in die zweite Hälfte des 4. Jhd. Wulfila hatte unter den heidnischen Goten vielfache Gefahren auszustehen, denn Athanarich verfolgte alle Christen seines Volkes. Er liess die holzgeschnitzte Bildsäule seines Gottes auf einem Wagen vor den Wohnungen aller des Christentums Verdächtigen herumführen und zündete ihre Häuser an, wenn sie sich weigerten, niederzufallen und zu opfern (S. 371). Steinerne und hölzerne Bilder, wie es scheint, mit Gold und

Digitized by Google

Silber geschmückt, erwähnen die Lebensbeschreibungen der Bekehrer bei fast allen germ. Stämmen und zeigen auf Grund biblischer Stellen wie Jes. 44_{6-20}, Ps. 135_{15-18} und der Geschichte vom goldenen Kalbe das Thörichte dieses Treibens. ‚Eure fränkischen Götter sind ein Gebilde aus Stein, Holz oder Erz', ruft Chlodwigs christliche Gemahlin aus. Columban und der heilige Gallus treffen 612 bei Bregenz am Bodensee, also auf alemannischen Boden, in einem zu Ehren der heiligen Aurelia eingerichteten Bethause noch drei eherne, vergoldete Bildsäulen an der Wand, denen das Volk mehr anhing und mehr Gelübde darbrachte als dem Schöpfer der Welt. Gallus zerschmetterte vor den Augen aller die weggenommenen Götzenbilder an den Felsen und schleuderte sie in die Tiefe des Sees (V. Galli 1). Gregors Brief an Melittus empfiehlt Schonung der ags. Tempel, Opfer- und Opfergelage, aber nicht der Götzenbilder (S. 417), und Daniel, Bonifatius Freund, erwähnt, dass die Christen ungestraft die heidnischen Götzenbildern zertrümmern (s. u.). Den Sachsen verbietet der Indiculus, Götterbilder durch die Fluren zu tragen (Nr. 28), oder Götterbilder aus geweihtem Mehl (Nr. 26) oder aus Zeuglappen herzustellen (Nr. 27). Die Sachsen errichteten 532 nach der Eroberung von Scheidungen vor dem östlichen Stadtthor als göttlich geehrtes Siegesmal eine Irminessûl. Irmensäulen, d. h. gewaltige Säulen, Abbilder des mythischen Weltenbaumes, nicht Irminessäulen, Standbilder des Tius Irmino, werden zweimal erwähnt. Sie waren nicht auf einen Ort beschränkt, sondern wurden gelegentlich auf den Höhepunkten des nationalen Lebens zur Anwendung gebracht. Eine Irmensäule erwähnt der officiöse Bericht der Lorscher Annalen über den Feldzug Karls d. Gr. gegen die Sachsen 772. Nach der Zerstörung der Eresburg zog Karl nach dem heiligen Bezirke (wîh) in der Gegend des Bullerborns bei Altenbecken, der nach der dort stehenden Irmensäule als seinem wichtigsten Heiligtume benannt war. Diese war ein unter freiem Himmel in die Höhe gerichteter, in die Erde eingegrabener Baumstamm von besonderer Grösse. Das Gold und Silber, das sich dort fand, nahm Karl weg und machte das sächsische

Digitized by Google

Nationalheiligtum, dessen politische Bedeutung er erkannte, völlig dem Erdboden gleich.

Willehad wirft den Friesen ihre Thorheit vor, von einem Steine Hilfe zu erwarten und von stummen, leblosen Bildern Schutz und Trost zu erhoffen. Liudger wird vom Bischof von Utrecht ausgeschickt, um die Verehrung verschiedener Götzenbilder bei dem Volke der Friesen abzuschaffen. Willibrord gerät in Lebensgefahr, als er das Bild der Nehalennia auf Walcheren zertrümmert. Bonifatius zerschlägt 755 die Götterbilder in den Tempeln östlich der Zuidersee. Aber noch 782 opfern die Friesen unter Aufgabe des Christenglaubens nach altem Irrwahne den Idolen.

Digitized by Google

Vierter Teil.

Vorstellungen vom Anfang und Ende der Welt.

Die mythenbildende Kraft der Völker umspannt die ganze Welt, von ihrer nächsten Umgebung an bis hinauf zum Sternenzelte. Besonders zwei Gruppen dieser mythologischen Naturauffassung lassen sich unterscheiden, kosmogonische Sagen, die sich mit dem Entstehen der Welt, des Himmels und der Erde beschäftigen, und theogonische, die den Ursprung und die Entwicklung der Götter behandeln Auf diesem volkstümlichen Grunde kann die Naturphilosophie der Denker und Weisen aufbauen; die Antwort aber, die das Volk suchte, konnte es nur auf religiös-poetischem Wege durch Mythen geben. Die Fragen über die in der Natur wirkenden Kräfte, nach dem Grunde der Bewegung der Himmelskörper, des Wechsels von Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Sommer und Winter, über die Entstehung der Welt, der Götter und Menschen kehren bei allen Völkern wieder. Auch die Deutschen haben eine Kosmogonie gehabt oder wenigstens einzelne kosmogonische Gedanken entwickelt; aber ein kunstvoll zusammengesetztes System lässt sich bei ihnen nicht nachweisen.

1. Der Anfang der Welt.

Die Deutschen rechneten in ältester Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten (Cäsar, b. g. 6_{18}; Germ. 11); vgl. Weihnachten, Fastnacht (Tag der Ausgelassenheit), die 12 Nächte, d. h. die 12 Tage von Weihnachten bis zum

6. Januar, engl. sennight : 8 Tage, engl. fortnight : 14 Tage. Ebenso galt der Winter als der Beginn der Zeit überhaupt. Diese Rechnung nach Nächten und Wintern hat mythologische Grundlage. Nach uralter, tiefer Auffassung ist Finsternis und Kälte die Keimzeit des lichten, warmen Lebens.

Es gab eine Zeit, wo noch nichts war, und mit der Verneinung der Hauptteile der Welt beginnt die deutsche Kosmogonie; weder die Erde mit Baum, Berg und Meer, noch der Himmel mit Sonne und Mond war vorhanden. Die Eingangsstrophe eines heidnischen volkstümlichen Gedichtes von der Entstehung der Welt und der Menschen ist uns in dem Wessobrunner Gebet erhalten:

„Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder grösstes,
Dass die Erde nicht war noch der Himmel darüber,
Noch irgend ein Baum noch Berg vorhanden war,
Noch von Süden die Sonne schien,
Noch der Mond leuchtete, noch das weite Meer.“

Es ist der Anfang eines heidnischen sächsischen Liedes, das vom Anfange der Ende handelt und das uranfängliche chaotische Dunkel schildert. Mit ihm stimmt ziemlich genau ein isländisches, ebenfalls heidnisches Gedicht überein, das frühestens um die Mitte des 10. Jahrhunderts verfasst sein kann (Vsp. 35):

„In der Urzeit
Da war nicht Kies noch Meer noch kalte Woge,
Nicht Erde gab es noch Oberhimmel,
Nur gähnende Kluft, doch Gras nirgends
[d. h. kein Boden, auf dem man stehen und sitzen konnte].
Nicht wusste die Sonne, wo sie Wohnung hatte,
Der Mond wusste nicht, welche Macht er hatte,
Die Sterne wussten nicht, welche Stätte sie hatten.“

In beiden Gedichten kehrt die Vorstellung eines uranfänglichen Chaos wieder, und diese Übereinstimmung lässt auf eine gemeinsame Grundlage höchsten Altertums schliessen. Im 8. Jahrhundert kannte der Bischof Daniel von Winchester, der Freund des Bonifatius, heidnische rituale Erzählungen von einer germanischen Kosmogonie: Im Anfange gab es noch keine Götter, sie erwuchsen erst später aus der Welt (s. u.).

Digitized by Google

Die Germanen stellten sich die anfängliche Leere als einen ungeheuren Schlund vor. Auch in der as. Genesis klagt Adam zu Eva: ‚Nun magst du sehen die schwarze Hölle gierig gähnen', eine unzweifelhafte Anspielung an die gähnende Kluft. Die weitere Frage, wie aus diesem Nichts die Welt entstand, scheinen die Germanen in doppelter Weise beantwortet zu haben. Aus dem Gegensatz und der Bindung der einander entgegengesetzten Elemente des Feuers und des Wassers ging die Weltschöpfung hervor. Zwischen den Hermunduren und Chatten war über die heiligen Salzquellen Streit ausgebrochen (Ann. 13_{57}; D. S. 363). Die Veranlassung war weniger die Sucht, alles mit den Waffen auszumachen, als der angestammte Glaube: jene Stätten seien dem Himmel besonders nahe und das Gebet der Sterblichen werde von den Göttern nirgends so aus der Nähe vernommen, deshalb lasse die Huld der Götter in jenem Flusse, in jenen Wäldern das Salz entstehen; es bilde sich nicht wie bei anderen Stämmen, indem übergetretenes Meerwasser verdunste, sondern es entstünde durch den Kampf der einander widerstrebenden Elemente, des Feuers und des Wassers, indem das Wasser über einen brennenden Holzstoss gegossen würde. Tacitus will nicht seine eigene Meinung, sondern die religiöse Ansicht der Germanen darlegen. Aus der Vermischung von Kälte und Wärme, von Wasser und Feuer entsteht das Salz, der Urquell alles geistigen Lebens, und die Chatten und Hermunduren hegten den religiösen Glauben, dass an diesen heiligen Orten fortwährend die Werkstätte jener elementarischen Weltschöpfung offen stünde.

Eine vorgeschrittenere Zeit aber machte die Götter zu Schöpfern der Welt. Die Königin Chrodichilde drang unaufhörlich in ihren Gatten, sich taufen zu lassen und sagte: ‚Ohnmächtig sind die Götter, denen ihr dient, denn sie können sich und anderen nicht nützen, dieweil sie ein Gebilde aus Stein, Holz oder Erz sind. Tius und Wodan — wie weit reicht denn ihre Macht? Zauberkünste mochten ihnen zu Gebote stehen, aber die Macht einer Gottheit hatten sie nimmer'. Chlodovech aber entgegnete: ‚Auf unser Götter

6. Januar, engl. sennight : 8 Ta ist
Ebenso galt der Winter als der ehr
Diese Rechnung nach Nächten u 2₂₉).
Grundlage. Nach uralter, tie tum
und Kälte die Keimzeit des lie unde

Es gab eine Zeit, wo noch ihm
neinung der Hauptteile der W Kos-
mogonie; weder die Erde mit heo-
der Himmel mit Sonne und M mte,
gangsstrophe eines heidnische war,
der Entstehung der Welt und die
Wessobrunner Gebet erhalten

„Das erfuhr ich unter den Me essen
Dass die Erde nicht war noch ester,
Noch irgend ein Baum noch chten
Noch von Süden die Sonne s n zu
Noch der Mond leuchtete, noc , der

Es ist der Anfang eine wären
das vom Anfange der End te All
chaotische Dunkel schildert en zu
ein isländisches, ebenfalls ndern
frühestens um die Mitte offen-
kann (Vsp. 35): m ein

„In der Urzeit leiden
Da war nicht Kies noch en die
Nicht Erde gab es noch rauben
Nur gähnende Kluft, doc zt kein
[d. h. kein Boden, auf d wandte
Nicht wusste die Sonne, ngliche
Der Mond wusste nicht, ritualen
Die Sterne wussten nicl

In beiden Gedichten den Ant-
fänglichen Chaos wiede n Fragen
auf eine gemeinsame Gr ılten sein,
Im 8. Jahrhundert kann Entstehen
der Freund des Bonif nach ihrem
von einer germanischen h noch so
keine Götter, sie erwuc e. Die heid-

Digitized by Google

s ihre Götter nach Menschen
ın und Frau erzeugt sind —
ıicht Götter, sondern Menschen
sie vorher nicht gewesen sind,
Etwa seit dem Bestehen der
genteile, dass die Welt, d. h. die
anden war und dass auch ihre
at aber dann die Welt geschaffen?
ıs ihrer Lieder berufen, nach dem
dung des Weltalls nirgends einen
ohnen hatten (vgl. S. 514). Bemühe
Beweisen und Gründen den Glauben
Welt immer ohne Anfang existiert
irre zu machen: wer vor der Geburt
über die Welt führte, und auf welche
ie Welt unterwerfen konnten, die vor
von wem und wann der erste Gott oder
esetzt oder erzeugt war? warum ihre
n, sich fortzupflanzen? wenn nicht, so
r Götter bereits unendlich geworden sein.
ıe ja gar nicht wissen können, wer unter
rossen Göttern der Mächtigste sei, und wie
ten müssen, bei einem mächtigeren Anstoss
Heide wird dir erwidern, dass er seinen
verdanken habe, Glück und Ruhm, Wohl-
sundheit. Lass dir dann sagen, ob sie etwa
ien als die Christen. Er wird weiter sagen:
r sind allmächtig, wohlthätig und gerecht, sie
ıe, die ihnen Opferspenden darbringen und züch-
Verächter. Dann ist es Zeit, die Schlinge zuzu-
Frage sie, wie ein Gott allmächtig sein kann, der
fer bedarf, und wenn ihr Gott der Opfer nicht bedarf,
t es ja überflüssig, ihn mit Gaben zu versöhnen. Die
nmacht und Ungerechtigkeit ihrer Götter geht daraus her-
or, dass sie den Christen nichts anhaben können, die den
Erdkreis von ihrer Verehrung zurückhalten und ihre Bilder
zerstören, dass die Christen die fruchtbarsten und reichsten

Geheiss wird alles geschaffen und erzeugt, euer Gott ist augenscheinlich ein ohnmächtiges Wesen und was noch mehr ist, nicht einmal vom Stamme der Götter' (Greg. v. T. 2_{29}). Solch ein umständlicher Bericht von Clodovechs Heidentum kaum 100 Jahre nach dem Ereignis und aus dem Munde eines unterrichteten Geistlichen, wäre abgeschmackt, wenn ihm nicht Wahres zu Grunde läge. Zweierlei geht für die Kosmogonie aus ihm hervor: Die Franken hatten eine Theogonie, nach der ein Gott vom andern unmittelbar abstammte, sodass der christliche Gott in ihr nicht unterzubringen war, und Tius und Wodan (wie die andern Götter) haben die Welt geschaffen und gezeugt.

Bevor Bonifatius die Mission in Ostfranken und Hessen begann, bat er seinen Freund Daniel, Bischof von Winchester, um Auskunft, wie er den praktischen Missionsbetrieb einrichten müsse. Daniel warnt ihn, zu niedrig von den Heiden zu denken; obwohl sie sich nur mit Erde und Himmel, der sichtbaren Welt in ihren Spekulationen beschäftigten, wären sie doch sehr wohl imstande, sich auch das unbegrenzte All vorzustellen und die christliche Lehre mit Scheinbeweisen zu bekämpfen; man solle sie nicht verspotten und reizen, sondern ihnen ruhig und massvoll gegenübertreten. Daniel, der offenbar ein Meister in der Kunst der Dialektik ist, führt ihm ein System von Fragen vor, das auf die Vorstellungen der Heiden eingeht, sie mit biblischer Lehre widerlegt und ihnen die thörichten Konsequenzen ihres Glaubens vorführt. Die Schrauben werden immer enger und enger gezogen, bis es zuletzt kein Entrinnen mehr giebt und der im Disputieren wenig gewandte Germane mehr verwirrt als aufgereizt über das Unzulängliche seiner Vorstellungen errötet und einsieht, dass seine ritualen Erzählungen den Christen wohl bekannt sind. In den Antworten und Einwürfen, die Daniel auf die christlichen Fragen folgen lässt, muss also deutsches Heidentum enthalten sein, und zwar handelt es sich um die Vorstellungen vom Entstehen der Götter und der Welt. Du musst deine Fragen nach ihrem eigenen Glauben über die Genealogie ihrer auch noch so falschen Götter einrichten, heisst es in dem Briefe. Die heid-

Digitized by Google

nischen Deutschen glauben, dass ihre Götter nach Menschen Art durch Umarmung von Mann und Frau erzeugt sind — mithin zeigst du ihnen, dass sie nicht Götter, sondern Menschen sind und dass ihre Götter, da sie vorher nicht gewesen sind, einen Anfang haben müssen. Etwa seit dem Bestehen der Welt? Aber sie lehren im Gegenteile, dass die Welt, d. h. die Materie von Anfang an vorhanden war und dass auch ihre Götter erwachsen sind. Wer hat aber dann die Welt geschaffen? Dabei kannst du dich auf eins ihrer Lieder berufen, nach dem ihre Götter vor der Begründung des Weltalls nirgends einen Ort zum Verweilen oder Wohnen hatten (vgl. S. 514). Bemühe dich besonders, mit vielen Beweisen und Gründen den Glauben zu widerlegen, dass die Welt immer ohne Anfang existiert habe, und frage, um sie irre zu machen: wer vor der Geburt der Götter die Herrschaft über die Welt führte, und auf welche Weise sich die Götter die Welt unterwerfen konnten, die vor ihnen da war? woher, von wem und wann der erste Gott oder die erste Göttin eingesetzt oder erzeugt war? warum ihre Götter aufgehört haben, sich fortzupflanzen? wenn nicht, so muss ja die Zahl ihrer Götter bereits unendlich geworden sein. Zeige ihnen, dass sie ja gar nicht wissen können, wer unter so vielen und so grossen Göttern der Mächtigste sei, und wie ängstlich sie fürchten müssen, bei einem mächtigeren Anstoss zu erregen. Der Heide wird dir erwidern, dass er seinen Göttern alles zu verdanken habe, Glück und Ruhm, Wohlstand und Gesundheit. Lass dir dann sagen, ob sie etwa glücklicher seien als die Christen. Er wird weiter sagen: unsere Götter sind allmächtig, wohlthätig und gerecht, sie belohnen die, die ihnen Opferspenden darbringen und züchtigen ihre Verächter. Dann ist es Zeit, die Schlinge zuzuziehen. Frage sie, wie ein Gott allmächtig sein kann, der der Opfer bedarf, und wenn ihr Gott der Opfer nicht bedarf, so ist es ja überflüssig, ihn mit Gaben zu versöhnen. Die Ohnmacht und Ungerechtigkeit ihrer Götter geht daraus hervor, dass sie den Christen nichts anhaben können, die den Erdkreis von ihrer Verehrung zurückhalten und ihre Bilder zerstören, dass die Christen die fruchtbarsten und reichsten

Digitized by Google

Länder haben, während sie den Heiden mit ihren Göttern die von Kälte starrenden Länder übrig gelassen haben. Dann muss der Heide zugeben, dass der christliche Gott allein der wahre Gott ist, der eine, ewige, allmächtige, der Schöpfer Himmels und der Erde. — Als positiver Gewinn ergiebt sich erstens in Betreff der deutschen Theogonie: es gab eine Zeit, wo die Götter noch nicht waren, sie sind erwachsen oder gezeugt wie Menschen und pflanzen sich wie diese durch Ehen mit Göttinnen fort; es giebt mächtigere und weniger bedeutende unter ihnen, alle aber sind den Menschen gegenüber allmächtig, wohlthätig und gerecht. Die deutsche Kosmogonie lehrt zweitens eine ungeschaffene, seit Urbeginn vorhandene Materie und dehnt die Schöpfung nicht auf das Weltall aus, sondern schränkt sie auf Himmel und Erde ein. Das, wodurch sich die Götter um die urzeitliche, natürliche Welt verdient gemacht haben, ist der Segen der Kultur. Wenn auch die Götter später sind als die natürliche Welt des Organischen und Anorganischen, so haben sie doch erst die Welt wohnbar gemacht und eingerichtet. Sie stehen mithin nach germ. Glauben nicht am Anfange der Schöpfung, sondern am Anfange der Geschichte.

Weiteren Aufschluss über die deutsche Theogonie im Zusammenhange mit der Anthropogonie gewährt Tacitus (Germ. 2). Der Grundgedanke des schwierigen Kapitels ist durchweg die Autochthonie der Germanen. Denn 1. ein so rauhes Land können nur Autochthonen lieben, 2. die Göttermythen des Volkes selbst, enthalten einmal in mythischen Liedern, und zweitens in noch vorhandenen mythisch entstandenen Völkernamen weisen ausdrücklich auf erdgeborne Götter als Ahnen des Volkes hin; 3. der sich durchgängig selbst gleiche physische Typus der Germanen schliesst das Vorhandensein nicht autochthoner Elemente aus. Am Niederrheine haben Tacitus oder seine Gewährsmänner uralte heilige Lieder gehört, in denen die Germanen den erdgeborenen Gott Tuisto und seinen Sohn Mannus als Stammväter und Gründer des Volkes feierten. Dem Mannus schrieben sie drei Söhne zu, nach deren Namen die Westgermanen

Digitized by Google

benannt seien, und zwar die dem Oceane zunächst wohnenden Ingväonen, die in der Mitte Erminonen, die übrigen Istväonen. — Diese Theogonie oder Genealogie beginnt mit den ältesten Erinnerungen mythischen Denkens, hebt mit der unendlichen Fülle der göttlichen Macht an und verengert sich zu einem Mythus vom Ursprung und von der Abkunft der deutschen Nation. Der ältesten mythischen Zeit war jede scharfe Grenzlinie fremd, namentlich zwischen Land- und Luftwesen. Himmel und Erde verschmolz für den Menschen der Urzeit in einander. So ist Tuisto der Doppelte, Zwiefältige oder auch der Zwiegeschlechtige, Mann und Weib zugleich. Ebenso ist Nerthus, nach der grammatischen Form Maskulinum und Femininum, als Gottheit doppelgeschlechtig, ein Geschwisterpaar, das zugleich ein Ehepaar ist. Eine solche Vorstellung, die göttliche Zwitterwesen schafft und an die Möglichkeit des Geschlechts- und des Gestaltenwechsels glaubt (S. 423), reicht natürlich in das fernste Altertum zurück. Tuisto hat die Erde zu seiner Mutter, mithin den Himmel zu seinem Vater. In Himmel und Erde waltet er als Gott, er verkörpert in sich das All, aber durchaus noch unpersönlich. Höher entwickeltes Denken musste daran Anstoss nehmen. Die Westgermanen konnten sich ihren Gott nur in menschlicher Gestalt und Art, d. h. als Person, als Mensch vorstellen mit bestimmtem Geschlechte, mit geistigen, sittlichen und leiblichen Vorzügen. Mannus, der Sohn des Tuisto, d. h. der von Himmel und Erde Erzeugte, ist also eigentlich dasselbe göttliche Wesen, nur nach menschlichem Bilde vorgestellt; er ist nicht der Urmensch, der Erzeuger des Menschengeschlechtes, sondern, wie die Sprache lehrt, das ‚erinnernde, denkende' Wesen, die Vermenschlichung des Göttlichen überhaupt, die Gottheit bei ihrem geschichtlichen Eintritt ins menschliche Bewusstsein. In dem willkürlichen ‚sich erinnern' erkennen wir noch heute den letzten Unterschied von Mensch und Tier; mennisc der Mensch ist der adjektivische Umlaut von Mannus und gehört zu gr. *μέμονα*, lat. moneo, memini. Damit war eine Spaltung der Gottheit Tuisto-Mannus verbunden, von der Tacitus nichts zu berichten

Digitized by Google

weiss. Mannus konnte unmöglich noch Gott und Göttin in einer Person vorstellen. Nach allgemeiner Anschauung sind die Gottheiten, die die himmlischen Erscheinungen leiten und Wetter, Regen und Donner, Licht und Wärme senden, männlichen Geschlechtes, die Gottheiten aber, die aus der Erde Fruchtbarkeit spenden, Göttinnen. So ward das früher gemeinsame Machtbereich des Tuisto-Mannus auf einen Gott des leuchtenden Himmels und auf eine Göttin der mütterlichen Erde verteilt. Tiwaz nannten die Germanen der Urzeit den hohen Herrscher des Himmels, und Nerthus ‚die Männin' oder Frija ‚die Gattin' die fruchtbare Erdgöttin. Die Genealogie des Tacitus macht aber offenbar einen Sprung. Als nächstes Glied sollte man erwarten, dass vom allgemein Menschlichen zum Germanischen übergegangen würde. Anstatt aber zu sagen: der Sohn des Mannus ist Tiwaz-Tius, dieser ist der Urahn und Begründer der Deutschen, seine Gattin ist die Erdgöttin, giebt Tacitus sogleich die drei verschiedenen westgermanischen Beinamen des Tiwaz an, nach denen sich die drei Kultverbände nannten. Denn Ingvaz, Ermnaz, Istvaz—Ingvio, Irmino, Istvio sind nicht Söhne des Mannus, sondern Beinamen des grossen Volksgottes, wie Nerthus Nehalennia, Tanfana nur andere Bezeichnungen der Erdgöttin sind. — Mit Recht hat also Tacitus diesen theogonischen Mythus als einen Beweis für die Autochthonie der Germanen verwertet, denn dasselbe Volk, das sich im stolzen Gefühle seiner Würde und seines Adels vom obersten Gott ableitet, kann auch nur gemeint haben, die Erde, aus der der Zwitter und zwiefältige Gott entstand, sei die Erde der jetzigen Germanenheimat. Auch aus diesem Mythus geht hervor, dass die germ. Götter nicht die Schöpfer des Alls waren, sondern nur die Lenker und Leiter der Geschicke des germanischen Volkes.

Als der Himmelsgott Tiwaz die Jungfrau Sonne zur Gemahlin nahm, führte sie ausschliesslich den Namen Frija. Eine neue folgenschwere Verschiebung trat ein, als der ehemalige Sturm- und Nachtgott Wodan den Tius entthronte und seine Herrschaft und seine Gattin an sich riss. Davon

Digitized by Google

konnte Tacitus noch nichts berichten, weil sich diese Umwälzung erst zu seiner Zeit vollzog.

Uralt ist die Vorstellung des Himmels als eines Schädels. Schädel und Himmel sind ein Wort; die Germanen nannten den Schädel mit demselben Worte (an. heili Gehirn, fries. heila Kopf), mit dem die Griechen und Lateiner den Himmel benannten (gr. κοῖλος, lat. caelum). Für beides erschien ihnen der Begriff der Wölbung charakteristisch, beide müssen ursprünglich gleich benannt gewesen sein. Nicht minder alt ist der Vergleich der See mit dem menschlichen Blute; denn Blut bedeutet eigentlich die ‚sprudelnde, schwellende Flüssigkeit'. Wie das volkstümliche mythische Denken sich die Bildung der Berge und Gewässer zurechtlegte, lehren die bayer. Sage vom Watzmann und ähnliche Riesengeschichten, wonach Hügel und Gewässer aus dem Körper und Blute eines erschlagenen Ungetüms entstanden sind (S. 197). Was jetzt nur noch die Lokalsage berichtet, ist einst allgemeiner Volksglaube gewesen, dass nämlich die einzelnen Teile der Welt ursprünglich Bestandteile eines riesigen chaotischen Urwesens waren, das in menschlicher Gestalt vorgestellt wurde. Die ritualen Erzählungen, die Bischof Daniel noch kannte, werden auch davon gehandelt haben. Die Kirche bildete diese Vorstellungen um und übertrug sie auf die Erschaffung des Menschen aus acht Teilen des Himmels und der Erde. Am reinsten sind sie im fries. Emsigerrecht erhalten: ‚Adam wurde aus acht Stoffen geschaffen, das Gebein aus dem Steine, das Fleisch aus der Erde, das Blut aus dem Wasser, das Herz (die Seele) aus dem Winde, der Gedanke (das Gehirn) aus den Wolken, der Schweiss aus dem Tau, die Haare aus dem Grase, die Augen aus der Sonne. Dann blies Gott ihm den heiligen Geist ein und schuf Eva aus seiner Rippe, Adams Freundin.' Die Vorstellung, dass das Gehirn aus den Wolken (caelum-heila), die Seele aus dem Winde (animus-ἄνεμος), das Blut aus dem Wasser geschaffen sei, kann unmöglich biblischen Ursprungs sein. Kehren wir sie um, so haben wir die gemeingermanische Lehre von der Entstehung der Dinge. Wiederum ist die Übereinstimmung mit der nordischen Kosmogonie schlagend:

„Aus des Urriesen Fleisch ward die Erde geschaffen,
Aus dem Blute das brausende Meer,
Die Berge aus dem Gebein, die Bäume aus den Haaren,
Aus dem Schädel das schimmernde Himmelsdach.
Doch aus seinen Wimpern schufen weise Götter
Midgard dem Menschengeschlecht;
Aus dem Hirne endlich sind all die hartgesinnten
Wetterwolken gemacht." (Grimm 40, 41).

2. Die Einrichtung der Welt.

Die von den Menschen bewohnte Erde ist nach urgerm. Auffassung in der Mitte der Welt gelegen. Da im got. Midjungards, ahd. Mittilgart, as. Middilgard, ags. Middangeard, an. Miðgarðr den mittleren, eingehegten Raum bedeutet, herrschte bei allen Germanen dieselbe Vorstellung. Wald war ihnen die natürliche Grenze und Umgebung ihrer Niederlassungen und Gebiete; so war auch das Mittelgart überall von dichten Wäldern umgeben. Der gewölbte Himmel (ahd. ufhimil), wo die Götter herrschen, wo Wodan sein goldenes Haus hat, war die zweite Welt; die dritte war unterhalb der Erde gedacht. Dunstige schlammige Seen, Höhlengewässer und Brunnen galten als Eingang in die Unterwelt. Von gewissen Brunnen glaubt das Volk, dass sie der Eingang zur Hölle seien oder dass sie bis zur Hölle hinabgehen. Manche Brunnen heissen die Hölle. In dem Gedichte Heinrichs des Gleichsners Reinhart Fuchs (865 ff.) wird bei einer Äffung des Wolfes durch den Fuchs die Tiefe des Brunnens als das Himmelreich der Verstorbenen vorgespiegelt. In dem Märchen von Frau Holle ist der Brunnen der Einfahrtsschacht zur geheimnisvollen Unterwelt (K. H. M. Nr. 24). Ein See bildet den Eingang zu dem unterirdischen Reiche der Nerthus. Das dem Wasser entsteigende Nebelgewühl schuf die Vorstellung einer nebligen Unterwelt. In dieser Wasser- und Nebelhölle hausen die Nebelsöhne, die Nibelungen; oder gehört Nibelung nicht zu Nebel, sondern zu griech. *νέκυς* ‚der Verstorbene'? Im Innern der Erde ist der Aufenthaltsort der geschiedenen Seelen. Für die guten Seelen war die Unterwelt kein Strafort, sondern ein Freudenaufenthalt. Aber den Seelen der bösen Menschen wurde in

Digitized by Google

der Unterwelt die verdiente Strafe zu teil. Es entspricht dem ausgebildeten Rechtssinn unserer Vorfahren, dass Verbrecher, die der irdischen Gerechtigkeit entgangen waren, nach dem Tode bestraft wurden. Nach deutscher Anschauung musste der Übelthäter über eine ungeheuere, mit Dornen wie eine Hechel dicht besetzte Heide wandern und einen Fluss von unendlicher Länge und solcher Breite durchwandern, dass keines Hornes Schall hinüberreicht; eiserne Spitzen oder Schwerter ragen aus seinen Wellen hervor und zerfleischen den Leib. Die Germanen kannten also eine Wasserhölle, keine Feuerhölle. In heissen Ländern, wo alles nach Kühlung lechzt, ist glühende Hitze das Hauptmittel der Bestrafung; das Durchwaten grimmig kalter Ströme aber war in dem wasserreichen Germanien, wo es keine Brücken oder Fähren gab, ausser der kurzen Sommerzeit wirklich eine Höllenqual. Nach den eiskalten, schneidenden Wogen, die wie Gift und Schwerter stachen, hiessen Flüsse und Bäche in Deutschland Eitrâ, Eitraha, Eitarbach. Es ist weitverbreiteter Volksglaube, dass sich vor diesem Flusse eine Wiese ausbreitet, ein schönes lachendes Gefilde, worin Blumen und Früchte wachsen, die zum Pflücken einladen (K. H. M. Nr. 24, Nr. 121). Eine überaus breite und anmutige Linde erhebt sich in ihr, die über und über mit Schuhen behangen ist; mit den schützenden, ihm ins Grab mitgegebenen Schuhen überschreitet der Tote den Fluss und die Moorumgebung (Visio Godescalci). Im Heliand wird der Aufenthaltsort der Seligen, das Himmelreich, auf schöne, aber ganz heidnische Weise, als ‚Waldwiese' (wang) bezeichnet: das Himmelreich die grüne Gottesaue, die Himmelsaue. Ebenso heisst im ags. das Paradies die grünen Wohnsitze. Die ‚Paradiesauen' und die ‚himmlischen Gefilde' haben wir bis auf diesen Tag beibehalten, freilich oft nur als poetischen Schmuck.

Das Reich der Riesen war im hohen Norden gelegen (S. 182). In die idg. Urzeit reicht die Vorstelluug des Weltalls als eines ewig grünen Baumes zurück, mit einer Quelle am Fusse. Dieser mythische Baum hatte seine Abbilder im Kultus. Auf Bergen und Höhen, wo heilige Bäume standen, flossen

heilige Brunnen. Der Missionar Pommerns, Bischof Otto von Bamberg, fand 1124 in Stettin eine grosse, vom Volke verehrte Eiche und unter ihr eine heilige Quelle, als Wohnung eines göttlichen Wesens. Im Schatten altverehrter Bäume fanden noch in später Zeit die Volksgerichte statt. Von der Irmensûl, die Karl der Grosse 772 zerstörte, heisst es ausdrücklich, dass sie ‚eine allgemeine Säule war, die gleichsam das All trägt', und sie bestand aus einem unter freiem Himmel in die Höhe gerichteten, in die Erde eingegrabenen Baumstamme von bedeutender Grösse (S. 511). Als die Indogermanen noch unter Bäumen wohnten und der einzelne Baum zur einfachen Hütte hergerichtet wurde, musste sich ihnen der Gedanke aufdrängen, dass die ganze grosse Welt über ihnen auch eine grosse Hütte, ein grosses Gebäude sei; d. i. ein wunderbar grosser und sich mächtig ausbreitender Baum. Die heiligen Bäume dachte man sich als Wohnsitz übernatürlicher Wesen, denen man schützenden oder vorausbestimmenden Einfluss auf das menschliche Leben zuschrieb. So ist wohl die Bedeutung des Baumes erklärt, seine Höhe und sein grünes Laub, aber nicht sein Standort über dem Wasser. Das Sonnenlicht, wie es sich mit der Morgenröte in den Wolken zu verzweigen beginnt, erweckte die Vorstellung eines wunderbar ‚lichten' Baumes. Das aufsteigende Licht erschien als Stamm, die Sonne selbst in ihrer kugelartigen Gestalt als goldene Früchte und Blätter, die Quelle ist die Leben und Nahrung spendende Wolke, das Wasser des Lebens. Ein von einem dicken Stamme sich weitverzweigendes Wolkengebilde heisst noch heute der ‚Wetter'- oder ‚Regenbaum', der gutes Wetter oder Wind und Regen ankündet; sturmdrohendes Wettergewölk nennt man ‚Windwurzel'. Darum kann die Vorstellung des Weltalls als eines mächtigen Baumes auch von einem Wolkengebilde ausgegangen sein, dessen Zweige den ganzen Himmel überdecken.

Für die Entstehung des ersten Menschen aus Bäumen fehlt jedes alte Zeugnis. Völlig abzuweisen ist die Meinung, dass die Worte des Tacitus, der ‚Ursprung der Erminonen ist vom Semnonenhaine ausgegangen' (Germ. 39) die Herkunft der

Semnonen aus Waldbäumen andeuten. Merkwürdig ist allerdings, dass unser Wort ‚Leute' mit got. liudan = wachsen zusammenhängt (vgl. pŏpulus Volk und pōpulus Pappel). Im 13. Jahrhunderte brachte das älteste Zeugnis, Gervasius von Tilbury, der zur wissensschaftlichen Unterhaltung des Hohenstaufen Friedrich II. seine otia imperialia verfasste, den Namen Germanen mit lat. germinare = sprossen, knospen, keimen zusammen. In Rollenhagens Froschmäuselern soll Aschanes mit seinen Sachsen aus dem Harzfelsen im Walde bei einem Springbrunnen im Walde herangewachsen sein, und das bekannte Handwerksburschenlied lässt noch heute in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen D. S. Nr. 428). In Siebenbürgen werden die Kinder unter einem grossen, dicken Baume im Walde hervorgegraben oder aus einem Brunnen hervorgezogen, der sich unter einem grossen Baume befindet. In Ostfriesland kommen die Kinder aus einem alten hohlen Baume tief im grossen Walde. Vom ‚heiligen Baum' in Tirol werden die neugeborenen Kinder, besonders Knaben geholt, in Hessen von einer schönen, grossen Linde.

3. Das Ende der Welt.

Der Tageslauf ist das Vorbild für den Jahreslauf, der Tageszeitenmythus wird zum Jahreszeitenmythus. Jahr um Jahr muss der leuchtende Sonnen- und Jahresgott in die Verbannung, in die Knechtschaft, in den Tod ziehen, Jahr um Jahr wiederholt sich der Zauberschlaf der mütterlichen Erde. Das strauchelnde Pferd des Lichtgottes Balder weist auf den drohenden Untergang hin, der seinem Reiter bevorsteht. Schwertgerüstet stehen sich der Gott des Lichtes und der Gott der Finsternis gegenüber, beide töten einander mit gewechselten Waffen. Der Mythus von Frija und ihrem Halsbande bewahrt ein wichtiges Stück des eigentümlich deutschen Weltuntergangsmythus. Der Dioskurenmythus umfasst den Verlauf eines ganzen Tages, vom Aufdämmern des Zwielichtes an bis zum Hereinbrechen der dunkeln Nacht.

Das vom Tage und Jahre gewonnene Bild ward zu einem umfassenden Weltenbilde erweitert, das mit dem Aufhören alles Wechsels, mit dem Vergehen aller Gegensätze abschloss.

Derselbe Fatalismus, der die germ. Krieger jauchzend in das Wetter der Speere trieb, der den Losorakeln im häuslichen Leben wie im öffentlichen Kultus eine solche Bedeutung beimass, dehnte mit unheimlicher Konsequenz seine Anschauungen auch auf die Götter aus und fasste scharf und deutlich auch das letzte Schicksal der Welt und der Götter und die letzte Zukunft ins Auge. Wie der deutsche Mann kämpft und ringt und sich der Feinde erwehrt, so sind auch seine Götter in endlosem Streite gegen die finstern Mächte begriffen. Bei den Griechen lag der siegreiche Kampf der Olympier gegen die Titanen weit, weit in der Vergangenheit, der Germane dachte sich den letzten Kampf seiner Götter in der Zukunft, und nicht die Götter behaupten die Walstatt, sondern ihre Gegner. Und diese Anschauung von dem künftigen Weltuntergange kann in der germ. Welt nur in Form einer Verkündigung und Prophezeiung verbreitet gewesen sein; weise Frauen vor allem und tiefsinnige Dichter werden sich von Anfang an ihrer angenommen und sie in Zusammenhang mit der Entstehung der Welt besungen haben. Es ist eine erschütternde Tragik ohne Gleichen, dass ein Volk seine Götter verdammt, die es nach seinem Bilde geschaffen und zu seinen Idealen erhoben hatte, weil sie ihm nicht mehr genügten. Solange die gegenwärtigen Zeitläufe bestehen, solange wird Unrecht auf der Erde wie im Himmel geschehen; auf der Idee der Sühnung beruht die germ. Vorstellung des Weltunterganges.

Schöpfungsgeschichten haben auch die andern Völker, aber nur deutscher Tiefsinn ahnte das Schicksal der Welt voraus, wie es in geläuterter und doch ähnlicher Gestalt das Christentum später verkündete. Denn mit der Vernichtung aller Dinge konnte das gewaltige Drama nicht abschliessen, das uranfängliche Nichts konnte unmöglich wiederkehren. Schon bei den Germanen des Ariovist ist die Stärke des deutschen Unsterblichkeitsglaubens bezeugt; mutig und ver-

Digitized by Google

wegen, die Wunden verachtend, gingen sie in den Tod, weil sie wussten, dass sie bei ihrem kriegerischen Himmelsgotte wieder auflebten (S. 319). Der Glaube an eine Wiedergeburt war allgemein verbreitet: die Seele eines Verstorbenen konnte in einem neugeborenen Kinde wieder erscheinen. Wie jedem Tode neues Leben, folgt jeder Nacht neues Licht. Die Gewissheit des wiederkehrenden Lebens und Lichtes, die Zuversicht auf persönliche Fortdauer macht wahrscheinlich, dass nicht nur die Nord-, sondern auch die Südgermanen mit gleicher Sicherheit auf eine Erneuerung der Welt rechneten, und zwar stellten sie sich diese als eine Welt vor, die keine Finsternis und keinen Tod mehr kennt, in der ewiger Friede herrscht. Die tiefe Sehnsucht der Germanen nach einer reinen Friedenswelt bezeugt der Name Siegfried, der durch den Sieg Frieden bringt. Dem Christentum war durch sie der beste Boden vorbereitet. Das Christentum konnte mit der frohen Botschaft auftreten, der entzweiten Welt den ersehnten Frieden sogleich zu bringen. Eine Anknüpfung an die heidnischen Anschauungen und deren Läuterung, ein Weg innerer Bekehrung war damit gegeben, den einzuschlagen die Missionare nicht von sich weisen durften.

Die Anfrage des Bonifatius an Daniel und dessen sorgsames Eingehen auf heidnische Vorstellungen machen die Annahme wahrscheinlich, dass wenigstens die edelsten unter den Bekehrern sich mit den tiefsten Regungen der heidnischen Deutschen bekannt gemacht haben.

Die Vorstellung, dass Feuer und Lohe dereinst die Welt zerstören werde, ist uralt; sie muss entstanden sein, als noch die Kelten die unmittelbaren Nachbaren der Germanen waren. Denn Strabo (4_4) oder wohl schon Poseidonios weiss von den Galliern, dass nach ihrer Vorstellung einmal Feuer und Wasser die Oberhand bekommen würden. Da das den Weltuntergang durch Feuer bedeutende Wort durchaus germanisches Gepräge hat, ist es möglich, dass die Kelten diesen Glauben den Germanen entlehnt haben, sein hohes Alter ist dadurch gesichert. Dieses Wort heisst bei den Bayern im 8. 9. Jhd. mûspilli, bei den Sachsen mûdspelli, bei den Nord-

Digitized by Google

germanen múspell. Im Heliand heisst es vom jüngsten Gericht: Mûdspelles Macht fährt über die Menschen (2592), Mûtspelli kommt in düsterer Nacht (4360). Der biblische Weltuntergang trägt also heidnischen Namen. In dem bayer. Gedichte ‚Muspilli' heisst es: „Das hört ich sagen die weisesten Männer, dass der Antichrist wird mit Elias streiten. Wenn der Übelthäter [der Teufel] sich gewappnet hat, hebt an der Kampf. Die Kämpfer sind so tapfer, der Streit ist so gross. Elias streitet um das ewige Leben; er will den Frommen das Himmelreich sichern, und darum hilft ihm, der des Himmels waltet. Den beiden himmlischen Kämpfern Elias und Gott entspricht auf der feindlichen Seite der Antichrist und der Altfeind, der Satanas, der den Gott des Himmels besiegen will. Der Antichrist wird auf der Kampfstätte verwundet niederfallen und sieglos sein auf der Kriegsfahrt. Doch sind viele andere Gottesmänner auch der Ansicht, dass vielmehr Elias in dem Kampfe verwundet werde. Wenn das Blut des Elias auf die Erde träufelt, so entbrennen die Berge: Kein Baum bleibt mehr stehen auf der Erde, die Flüsse vertrocknen, das Meer verzehrt sich, es schwelt in Lohe der Himmel; der Mond fällt, Mittelgart brennt, kein Stein bleibt stehen. Dann fährt der Gerichtstag ins Land, er fährt daher mit dem Feuer, die Menschen heimzusuchen: dann kann kein Verwandter dem andern vor dem Mûspilli helfen. Wenn dann die breite Rasenfläche ganz verbrennt und Feuer und Wind sie ganz wegfegen, wo ist dann die Feldmark, um die man immer mit seinen Verwandten Streit führte?"

Dem Dichter schweben deutlich noch Züge des heidnischen Weltuntergangs vor. Nicht nur die Wörter Mittilagart und Mûspilli sind heidnisch, sondern das Betonen der Vernichtung durch die Flamme, der Umstand, dass durch das zur Erde triefende Blut des totwunden Elias alle Berge auflodern, dass der Mond herabstürzt und das Meer sich aufzehrt, ist biblischer Anschauung fremd und durchaus heidnisch. Ganz ebenso heisst es in der Edda: „Die Sonne wird schwarz, es sinkt die Erde ins Meer, vom Himmel fallen die heitern

Digitized by Google

Sterne; Dampf tost und Feuer, zum Himmel leckt die heisse Lohe" (Vsp. 57), und ein Volkslied lautet:

„Wenn der jüngste Tag wird werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich der Bäume Spitzen,
Da die lieben Waldvöglein sitzen."

Vor der Weltzerstörung nimmt das Muspilli den Untergang der Götter an; welcher, ist natürlich aus der Wiedergabe durch Gott und Elias, Antichrist und Satanas nicht zu erkennen. Doch die deutsche Mythologie kannte am Ende der Tage den gleichzeitigen Untergang des Tius und des Gottes der Finsternis, etwa wie im Muspilli der Tod des Elias und des Antichrist zusammenfallen, und das tragische Schicksal der Dioskuren. In der Urzeit kann Wodan in diesem Mythus noch keine Rolle gespielt haben, und wenn die nordische religiöse Dichtung ausser von Baldrs und Thors Tode auch von Odins Tod berichtet, so ist vielleicht Odin an Tius Stelle getreten.

Der zweite Teil des Kompositums Mudspelli bedeutet Zersplitterung oder Vernichtung. Mit ‚der mott' bezeichnet man noch heute in der Schweiz und im Elsass das Ergebnis der Verbrennung von Rasen, Stoppeln und Gesträuch, wie sie im Herbste zur Düngung auf den Feldern stattfindet. Solche Feuer heissen noch heute Mott-, Muttfeuer. Mott bedeutet Kehricht oder Rasen, den man verbrennt, verbrannte Stoppeln und Stauden. In der Urzeit wurden zur Düngung der Felder Rasenstücke ausgehoben, wie sie nach der Brache vorhanden waren, dann mit den trockenen Stauden und Gesträuchen verbrannt und die Asche verstreut. Die Vegetation bot dem Feuer den eigentlichen Nährstoff. Auch im Muspilli entbrennen zuerst die Berge und die Bäume und dann die weite Rasenfläche, während das Sumpfland nicht mitbrennt, sondern nur sein Wasser verliert. Der Heide- und Waldbrand also, wie er sich aus den Feuern bei der Felddüngung leicht und oft entwickeln mochte, gab Anlass zu der allgemein verbreiteten Vorstellung vom Weltende.

Spuren dieses Mythus finden sich auch in der vor kurzem

Digitized by Google

wiedergefundenen as. Genesis. Fünfzehn Verse geben die zwei Verse aus 1. Mose $19_{24,25}$ wieder:

„Der Tag brach an.
Da erhob sich gewaltig Getöse und drang bis zum Himmel.
Ein Brechen und Bersten; der Burgen jegliche
Füllte mit Rauch sich; vom Himmel fiel
Unendliches Feuer; die Todgeweihten ächzten,
Die leidigen Leute: die Lohe ergriff
All die breiten Burgsitze; alles zusammen brannte,
Stein und Erde, und mancher streitbare Mann
Kam um und sank hin: brennender Schwefel
Wallte durch die Wohnstätten, die Übelthäter erlitten
Lohn für ihre Leidthat. Das Land sank hinein,
Die Erde in den Abgrund; ganz Sodomreich
Ward vernichtet, sodass nichts mehr davon übrig ist.
Und so in das tote Meer verwandelt,
Wie es noch heute steht, mit Fluten erfüllt."

Die alten Vorstellungen vom Weltuntergange und von der Welterneuerung lebten noch während des Mittelalters fort und haben sich im Glauben des Volkes bis heute erhalten. Sobald die aus der Fremde eingeführte Sage von einem apokalyptischen Friedenskaiser in Deutschland anfing bekannt zu werden und sich auf Kaiser Friedrich oder Karl d. G. die Hoffnung übertragen hatte, er werde vor dem Ende aller Dinge noch einmal zum Heile seines Volkes wiederkehren, musste die Kaisersage mit volkstümlichen und mythologischen Elementen ausgeschmückt werden. Denn Fremdes, Unverständliches kann nur dann Volkssage werden, wenn es mit verwandten heimischen Anschauungen zusammentrifft und verschmilzt. Der oberste Gott, als der Wodan galt, war in den Berg gezogen. Waffen, Harnische und Schwerter schmückten seine unterirdische Halle. Kaiser Friedrich im Kyffhäuser war an Wodans Stelle getreten, und die gleiche Verschmelzung des apokalyptischen Kaisers mit dem höchsten Gotte des deutschen Heidentums fand am Untersberg und in Kaiserslautern statt. Auf dem Walserfelde bei Salzburg oder auf dem Kirchhofe zu Nortorf in Holstein wird die letzte Schlacht geschlagen (D. S. Nr. 21—28). Der Antichrist erscheint, die Posaunen ertönen, der jüngste Tag ist angebrochen. Das

Digitized by Google

Walserfeld hat einen dürren Baum, wie der Kirchhof zu Nortorf einen Hollunder. Auch sonst weiss die Volkssage am Untersberge, am Kyffhäuser und an anderen Orten, dass die letzte Schlacht um einen Baum entbrennt, um eine Esche, Birke, Linde oder einen Dornstrauch. Wenn der Baum zu grünen beginnt, naht die schreckliche Schlacht, und wenn er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann hängt Kaiser Friedrich seinen Schild an den Baum, alles wird hinzulaufen und ein solches Blutbad sein, dass den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt, da werden die bösen Menschen von den guten erschlagen. Der dürre Baum, d. h. das Kreuz des Erlösers, an dessen Fusse der Kaiser zum Zeichen des Verzichtes auf sein Reich Scepter und Krone nach der orientalischen Sage niederlegen sollte, nahm immer mehr den Charakter des aus den verdorrten Wurzeln neu ausschlagenden Weltbaumes an, und das Aufhängen des Schildes bedeutet nicht mehr einen Verzicht auf die Krone, sondern einen entscheidenden Herrscherakt, sei es als allgemeines Friedenswirken, sei es als Aufgebot des Volkes zu Thing- und Heerfahrt. Der Kampf um das heilige Land wurde zur letzten Schlacht der Götter und ihrer Widersacher, und seit der zweiten Hälfte des 17. Jhd. zu einem blutigen, aber siegreichen Kampfe für ein grosses einiges, ein deutsches Vaterland.

Digitized by Google

Register.

Abbild 56, 438 9.
Aberglaube 55, 215.
Abor 161 2.
Adams Sohn 348.
Adler 272, 445, 456, 510.
Ahn 6, 17, 108, 147, 321, 471.
ahnen 6.
Ahnenkult 48.
Ahnfrau 17, 24, 147.
Ainbet 100.
Aiwa 387.
alab- 470, 503.
Alahgunt 483.
Alaisiagae 274 f., 402.
Alarich 50, 503.
Alateivia 218, 221, 414.
Alberich 88, 115, 126, 128, 129—34, 138, 140 1, 143 4, 187.
Albewin 115, 121, 126, 143.
Albiun 143, 173 4, 176.
Albleich 129.
Alboin 51, 126.
Albrian 143.
Albruna 126, 480, 482, 488.
Alcis 259 ff., 475.
Alp 12, 33, 44, 60, 62, 65—67, 69 ff., 92—94, 121, 155, 173, 176, 203, 405, 467.
Alpdruck 60, 63, 70 ff., 134.
Alpglaube 68, 69 ff., 209.
Alpkalb 85.
Alpkultus 72, 91—93.
Alprute 134.
Alpschlange 70, 75.
Alpschuss 60.
Alptraum 58, 60, 65, 69 ff., 209, 252.
Alpzopf 134.
Altar 39, 256, 344, 417, 461, 496, 503.
der Alte 181, 207, 345.
die Alte 180.
Altweibersommer 98 9.
Amphiktyonie, s. Opferverband, Sacralbund 206, 208, 222, 260, 263, 271, 296 7, 299, 381, 429, 466 67, 498.
Amulett 55, 344.
Angang 493.
Ansegranus 224, 328.
Ansivaren 218, 224, 339.
Antilois 138, 143.
aranscarti 63.
Ares 273, 282, 297.
Asciburgium 256.
Asdinge 260, 367, 467.
Asega 300, 301, 476/7.
Asen 223 4, 301, 406, 447.
Asvin 259.
Atem 4, 6, 7, 320.
auferlegen 101.
Augenbrauen 32, 64, 79.
Aussaat 353, 362 f., 430, 452.
Austro 250.
Axt 207, 300/1, 343, 345, 508.

Babehild 163.
Baduhenna 399, 400, 466, 501.
Baduhilt 230 1.
Bahrgericht 465.
Baldäg 355.
Balder 262 3, 324, 354—361, 435, 469, 525, 529.
Baldung 138, 143.
Balmung 141.
Baltram 263 f., 355.
Bär 77, 456, 509.
Barbatus 346.
barditus 346 7, 446.
Basina 480 f.

Digitized by Google

Baum 27, 28, 111, 163, 168, 344, 497 ff., 523 ff.
Baumkultus 496 ff., 523.
begegnen 492.
Beowulf 13, 50, 160, 185, 187, 189, 199—203, 212, 225, 252 f., 283, 343, 368.
Berchta, s. Bertha, Perchta 23, 67, 308, 378, 391, 393 ff., 458.
Berchtenlaufen 397.
Berchtennacht 77, 397.
Berchtung 234 5, 239, 266.
Berg 19, 22, 41, 111, 113, 196, 303, 318, 338, 360, 393, 499.
Bergentrückung 41, 257, 318.
Berggeister 129, 153, 163, 196.
Bergriesen 196 ff.
beschwören 53, 91, 93, 145, 228, 407, 467.
Besen 60, 64, 83.
Bibung 143.
Biene 25, 408.
Bild 48, 104 5, 107, 167, 177 8, 216 f., 274 f., 259, 344, 370 1, 374 f., 385 f., 417, 419, 430, 444, 456, 510.
Billunc 130.
Bilmesschnitter 68.
Bilwis 67, 93.
Bittopfer 418 ff., 452, 456.
Blick, böser 62.
Blick der Elbe 134.
Blitz 111, 113, 349 50, 352.
Blocksberg 41, 60, 64, 67, 93.
Blut 3, 11, 12, 14, 158, 351 2, 439, 471, 496, 521.
Blutbund 11, 234, 236.
Blutraub 48.
Blutsaugen 12, 13, 43, 60, 91, 94.
Blutsegen 197 8.
Böxenwolf 32.
Brautlauf 269 f., 334 f., 471.
Breca 160, 255.
Bride 225, 242 ff.
Brisingamen 212, 265 f., 388.
Brotopfer 316 7, 363, 452.
Brummtöpfe 45.
Brünhild 213, 214, 234, 243, 249 50, 358, 404, 451.
Brunnenfest 455.
Bublschaft 62.
Bullkater 116.
Burchard von Worms 13, 14, 31, 38, 51, 55, 56, 59, 73, 94, 96, 146, 163, 171, 389, 391, 409, 438, 455, 459, 498 9, 501.
Buttervogel 26.
Butzemann 147.
Buschweibchen 165, 168.

Caesar 217 f., b. g. 1_{50}—445. 1_{51}—403. 1_{52}—325, 483 4, 479. 1_{53}—461, 464, 484. 4_7—206, 218. 4_{10}—139. 4_{18}—509. 6_{17}—338. 6_{18}—513, 6_{21}—217, 225, 228, 387, 414, 470, 474. 6_{23}—475. 6_{27}—218. 6_{35}—460.
Caradrius 23.
Channini 321.
Chlojo 121.
Ciwesburg 271.
Crapworf 49.

dâdsisas 38.
Dämonenglaube 2, 125, 208, 210, 282.
dämon meridianus 74.
Daniel, Bischof 511, 514, 516 ff., 527.
Daniel, Roman 131, 142, 161, 187 8, 203.
Dankopfer 418, 456.
Deutsche Sagen, herausg. von den Brüdern Grimm 4—394, 395 6, 5—394, 6—395, 7—233, 389, 396, 8—395, 9, 10, 13 = 389, 16—183, 188, 17—185, 19—189, 20—188, 21—42, 21—28 = 530, 29—138, 145, 30—128, 131, 136, 140, 31—136, 32—135, 33—145, 34—137, 145, 35—131, 141, 36—145, 37—133, 138—140, 38—145 6, 39, 41 = 145, 42—138, 45—125, 47—170, 192, 48—170, 192, 314, 49—158—160, 50—164, 172, 52—157, 53—160, 54—155, 160, 57—160, 58—158 9, 59—156, 158, 160, 163, 60—158, 160, 61, 63 = 158, 65—159 60, 66—158 9, 68—145, 69—160, 70—131, 71—147, 150, 72—151, 73—150, 74—148, 150 1, 75—88, 128, 131, 133, 151, 76—81, 148, 151, 77, 78 = 148, 151, 79—151, 80—79, 81, 82 = 159, 83—151, 89—85, 94—37, 102, 103 = 493, 104—162, 493, 110—162, 111—160, 493, 114—82, 134, 135 = 183, 147, 148 = 132, 149—139, 151—130, 145, 152—114, 133, 139, 145, 146, 153—114, 133, 146, 154—145, 155—114, 133, 166—183, 168—168, 202—121, 213—32, 216—220 = 117, 219—261 f., 355, 233—183, 197, 241—21, 244—22, 247—20, 248—8, 249—23, 261—8, 267—389, 269—196, 270—170, 314, 273—151, 276—10, 279—192, 280—112, 281 2

Digitized by Google

—389, 283 4—10, 292—413, 298—129, 137, 300/1—145, 176, 302—145, 303—141, 304—158/9, 306—158, 308—313, 310—312, 311—24, 316—156, 318—158, 183—185, 319—183, 322—199, 323 · 189, 324—183, 185, 325—189, 326—183, 189, 331—156, 350—360, 353—465, 363—273, 515, 364—367 ff., 365—271. 293, 385, 366—339, 389—326/7, 392b—160, 254, 394—224, 401—121, 203, 404—26, 419—121, 420—481, 428—16, 525, 439—528, 445—301, 446—320, 447—320, 464, 520, 523 = 258, 524—257, 528, 532 = 360, 534—413, 538—251 ff., 540—413.
Dienstag 273, 282.
Dietleib 130, 142, 202/3.
Dietrich von Bern 88, 114, 119, 130/1, 133, 137—141, 143/4, 159, 162, 169, 174, 186/7, 191—195, 197, 214, 234.
Dioskuren 212/3, 217, 220, 222, 297, 358, 388, 525.
Doggeli 80, 87.
dohotrûna 37.
Donar 103, 205, 210, 214, 217/8, 221, 225, 279, 280, 325, 335, 337, 341—354, 382, 386, 415, 426, 428, 433, 436, 439, 445, 452/3, 456, 460, 468/9, 470/1, 499, 508/9.
Donarhymnus 348/9, 428.
Donner 109, 112, 207, 239, 342 ff.
Donnerstag 344/5, 351 ff.
Doppelgänger 34.
doppeltes Gesicht 34.
Dornröschen 97, 210/1, 248/9.
Drache 116—120, 122/3, 131, 161, 187, 189, 201/2, 213, 220, 238, 250/1, 261/2, 445, 510.
dramatische Darstellungen 166, 289 f., 361, 382, 399, 432 ff., 471.
Draug 34, 80.
Dreizahl 32, 52, 96, 99, 165, 218, 223, 225, 298, 300, 323, 407, 464, 484/5, 505.
Drude, s. Trude.
Dunst, s. Rauch.

Ear 273.
Eber 116, 121, 291/2, 303, 313/4, 326, 393, 445, 509.
Echo 140.
Ecke 140, 162, 183, 193—195, 326.
Eckehart 234/5, 264, 266, 286, 389.
Eckesahs 141.
Eeswey 224, 301.
effigies 434, 509.
Eggerich 143/4.
Eidring 465.
Einäugigkeit 312.
eindaichteln 51.
Eisenprobe 465.
Eismännlein 137.
Elbe 80, 123, 126, 182, 207, 219/20, 228, 394, 406, 467, 470, 480, 499.
Elbegast 133.
Elbenpflege 146.
Elbenschuss 134, 225, 406.
elbentrötzsch 134.
elbisch 66, 93, 134.
Elegast 131.
Elf 123, 126—181, 225.
Elfenreich 130.
Ellusii 156, 166—168, 182, 220, 304.
Elsa, im Lohengrin 86.
Elsa, rauhe s. Rauhe Else.
Elster 29, 387.
ent-, enzerisch 182.
Eostra 398.
Er 273, 279, 281, 435.
Erce 362 ff., 393, 420.
Erdelfen 127.
Erdgeister 138.
Erdgöttin 166, 208, 213, 222, 240/1, 247, 249, 283, 294, 361—387, 413, 452/3, 520.
Erdmännchen 89.
Erdwichtele 127.
Erdwichter 127.
Erlkönig 126.
Erlösung 18, 76, 209, 389.
Ermanarîkaz 212, 264 f., 272, 281.
Ermenrich 212, 264 f.
Erminonen 212, 221/2, 225, 248, 270 f., 297, 340, 384, 519, 524.
Ermnaz 270 f., 280, 292, 520.
Ernte 63, 112, 164, 179, 292/3, 322, 342, 354, 363—365, 369, 384/5, 423, 426, 433/4.
Erntehahn 353.
Erntescharte 63.
Erp 267 f.
Ersatz 418 ff., 438.
Ertrag 271, 281, 282.
Etiones 166—168, 182/3, 219/20, 304.
Eugel 115, 131, 141, 143.
Eule 23 f., 168.
êwart 477.

Fackellauf 57, 454.
Fanggen 168/9, 171, 175.

Digitized by Google

Fasolt, s. Vasolt.
Fasten 33.
Fastnacht 166, 178, 249, 289, 382, 424, 513.
Feder 82, 128, 147.
fegen 85, 90.
Feldgeist 77, 90, 127, 164 5, 178—181.
Feldgespenst 75.
Felicitas 337.
Fell 57, 459.
Fenriswolf 282.
Ferkel 439.
Fesselhain 293, 501.
Festfriede 292, 384, 456.
Fest begehen 430.
Feuer 10, 27, 44, 57, 85, 90, 92 3, 110, 217, 227 f., 448 f., 454, 464 f., 467, 527.
Feuergott 226—231.
Feuermann 10.
Fieber 44, 62, 83, 85.
Finsternis, Gott der 234 5 237 8, 267, 269, 285 6, 525, 529.
Fimmilene 274 f., 402.
Flachs, 165, 364/5, 394 f. 453, 482.
Fliege 25.
Fluch, 336, 463 f.
Folgegeist 48.
Forseti 224, 297—301, 343, 466, 498, 505 6, 508.
Fortuna 192, 337.
Fragedämon 73.
Frageverbot 36, 87, 209, 252, 412.
Frea 302, 320, 327, 334, 387, 390, 394, 468.
Freitag 387, 390.
Friedlosigkeit 49, 462 f.
Frija 205, 212, 234/5, 259, 264—266, 280, 292, 302, 316, 327, 344, 355 f., 368, 378, 382 3, 387—398, 433, 439, 470, 480, 520, 525.
Frühlingsanfang 430, 454.
Frühlingsfest 13, 166, 292, 296, 323, 353, 364, 380, 383, 419, 423, 434 5, 454 f., 472.
Frühlingsfeuer 249 50, 454 f.
Fru Freke 390 f.
Fuchs 122.
Fulla 207.
Fuþark 489.
Fylgja 48.

Gachschepfe 101.
gähnen 8.
galdar (galstar) 53, 58.
Gambara 326, 480.
Ganna 480, 482.
Gans 354, 439, 453.
Garel 115, 121, 143.
Garmangabis 414.
Fru Gauden 316, 326, 391 ff.
Gebet 57, 102, 104, 110, 371, 420—436, 445, 472.
Geburt 94 ff., 145, 467 f.
Geist 6, 59, 145, 431, 453, 455, 465, 470, 473, 492.
Gelage 425 ff.
Gelübde 252, 272, 427/8, 446, 448, 472.
Gemeindeopfer 452 ff.
Gericht 351, 460 ff.
Gerichtsstätte 444, 460.
Gespenst 9, 34, 44, 54.
Gestaltentausch 213.
Gestaltenwechsel 32, 97, 147, 423 f., 519.
Getreidewolf 179, 198.
getroc 34.
getwâz 65, 93, 134.
Gewitter 109, 110, 113, 205, 207/8, 214, 341 f., 352.
Gewittergott 214, 220, 223, 227, 341.
Gewitterriese 114, 341.
Gibich 120, 125, 135, 138, 145.
Gilde 371, 425, 470.
Glocke 46, 112, 146, 258, 442.
Glôzan 42, 93.
Goldemar 124, 130, 144.
Gott 1, 108, 111, 123, 205 ff., 223 f.
Götterbilder 430—432, 434, 437, 444, 472, 481, 508 ff.
Götterglaube 205—414.
Götterkult 55, 208. 415—512.
Götterzeichen 491.
Gottesdienst 420—436.
Gottesurteil 464 ff.
Grendel 13, 160, 185, 187, 190, 200—203.
gudja 477.
Gudrun 404, 411, 481.
Gudrunlied V. 109—155, 112—155, 488—233, 519—233, 529—174, 847 ff.—233, 1166 ff.—411, 1183, 1346, 1350, 1391 ff. 1510 = 202.
Gudrunsage 231 ff.
Gunther 144, 236 7, 252, 270, 465, 472.
Gürtel, 138.
Guten, die 41, 93.

Hackelberend 307 f., 312 3. 316.
Hadburg 155, 410.
Haedcyn 360.

Digitized by Google

Haeva 218, 368, 386/7, 414.
Hagel kochen 63.
Hagen 9, 14, 88, 115, 130, 144, 155, 162, 213, 232 ff., 250/1, 285/6, 412, 427, 465, 471.
Hahn 29, 122, 351, 353/4, 439, 452/3.
Hahnentanz 435.
Hahnkrat 36, 73, 91, 494.
Hahnschlagen 179, 354.
Hain 217, 222, 259, 293, 296, 321, 342/3, 344, 350, 359, 365, 369, 380, 399, 421, 499 ff.
Hakemann 155, 160.
Halamardio 277.
Haliurunen 62, 171.
Halsband 212, 232, 234, 248, 265 ff., 525.
Hamadeo 267 f.
Hammer 111, 301, 335, 345/6, 350/1, 352, 428, 445, 468, 509.
Hammerwurf 349/50.
Hariasa 400.
Harii 220, 303/4.
Harimella 400.
Fru Harke 393 ff.
Harlungenmythus 263 ff.
Hartheri 260 f.
Hartnit 260 f.
Hartunch 140, 143.
Hartungenmythus 259 ff.
haruc 500.
harugari 369.
Hase 179, 376, 378.
Hasel 288, 444, 460.
Haus, goldenes 320, 522.
Hausgeist 41/2, 68, 81, 144, 146—153, 164, 471/2.
Hedin 232 f.
Heerwisch 10, 42.
Heilgott 324.
heilig 265, 418, 507.
heilkundig 142, 162, 174, 303, 341.
Heilrätin 100.
Heimchen 22, 30.
Freund Hein 22, 321.
Held 97.
Heldensage 143, 185, 211 ff., 354/5.
Helgoland 299, 466, 506.
Helkappe 80.
Helljäger 305.
hellirûna 37, 62.
Hengist 325, 337.
Henno 321, 399.
Herbrot 42/3, 93.
Herbstdankfest 365, 441, 456.
Hercules 217, 279, 337, 341—343, 346, 348.
Herd 39, 60, 116, 165, 227, 312, 352, 386, 471, 496.
Here 392 f.
Herebeald 360.
Herebrant 42, 43, 93.
Heriburg 127, 140.
Herigilt 404, 405, 483.
Herke 363, 393 ff.
Herz 4, 13/4, 61, 65, 83, 93.
Hexe 7, 9, 12—14, 27, 32, 44, 45, 59 ff., 66, 67, 78, 82/3, 92, 113, 195, 225, 248, 406, 436, 453, 455, 465, 467, 482, 493.
Hexenausritt 59.
Hexenbuhlschaft 62, 422.
Hexenglaube 54 ff., 405, 422.
Hexenkesselträger 65.
Hexenschuss 61/2, 135, 405, 408.
Hexentanz 64/5, 183, 422.
Hexenverfolgung 86.
Hexerei 53 ff., 59, 352.
Hildebrand 36, 119, 143/4.
Hildegund 232 ff., 402.
Himmel 221, 360.
Himmelsgott 123, 199, 200, 208, 211/212, 218, 220—222, 225, 227, 235, 252/3, 259 ff., 276 f. 285, 289, 294, 296/7, 303, 320, 327, 329, 354, 361, 366, 368, 390, 398, 400, 434, 441, 444, 449, 452, 454, 458, 465, 478.
Hinzelmann 88, 128, 131, 133, 147/8, 151/2.
Hippopoden 139.
Hirsch 121, 262/3, 303, 313/4, 359/60, 393, 423/4.
Hludana 385/6.
Hochzeit 39, 96, 145, 136, 227, 269, 282, 289, 334 f., 351 f. 423, 430, 436, 470 f.
Hogni 232 f.
Holda, Holla, Holle 41, 159, 235, 308, 316, 378, 391, 393 ff., 458, 522.
Hölle 522/3.
Holzfräulein 127, 164/5, 168, 170/1, 178, 192, 314.
holzfrowe 23, 168.
Holzleute 168.
holzmowe 23.
holzmuoja 23.
holzruna 23.
Holztaube 23.
Horsa 325, 337.
Hubertus 313.

Digitized by Google

Hufeisen 438, 455.
Hund 29, 116, 311 2, 375, 378, 383, 439, 509.
Hundesegen 323.
Hüne 139, 182, 469.
Hungerquellen, 493
Hunnen 62, 139, 171.
Hut 114, 137, 175, 306, 311, 316, 330, 338.
Hymnus 110, 289, 347 8, 372.
Hypostase 207, 214, 357.

Idisi 225, 405, 407.
Idisiaviso 225, 342, 407, 446, 501.
Igel 70, 77.
Ilse 156, 168.
Immunch 140, 143.
Inanimi 263, 304.
Incubus 86.
Indiculus 340, 416; Nr. 1—48, 52, 2—38, 52, 3—58, 4—497, 5—429, 6—502, 7—41, 499, 8—341, 344, 10—53, 55, 11—497, 12—53, 13—493, 494, 496, 14—488, 15—449, 16—496, 17—228, 492, 19—427, 20—341, 344, 21—238, 22—45 6, 23—431, 24—433, 25—48, 26—437, 511, 27—473, 511, 28—432, 511, 29—438, 30—13.
Ing 199, 254, 278, 280, 490.
Ingvaz 253, 292, 520.
Ingväonen 199, 212, 221 2, 225, 248, 253 f., 270, 278, 340, 366—369, 383, 490, 519.
Ingvio 208, 225, 368, 520.
Inschriften 103 ff., 216 ff., 249, 274 f., 280, 307, 339, 346, 374 f., 386, 388, 400, 403, 413 4.
Insekt 23.
interpretatio romana 217 8, 222, 274, 337 f., 346, 348, 374.
Iring 283 f.
Iringsweg 285, 308.
Irmensäulen 508, 511, 524.
Irmin, 208, 225, 273, 278, 280, 442, 456, 511, 520.
Irminessäule 272 3, 466, 504, 511.
Irmineswagen 258, 308.
Irminfried 283 f.
Irmingott 272 3, 281.
Irmin Tius 261, 272, 285.
Irrlicht 10.
Irrwisch 10.
Ise 121, 204, 242 ff., 402.
Isis 222, 381 2, 384, 414.
Istvaz 251, 280 1, 292, 339, 383, 520.
Istväonen 212, 221/2, 225, 248, 270, 338 ff., 369, 383.
Istvio 207, 225, 520.

Jahresgott, s. Jahreszeitengott.
Jahreszeitengott 199, 204, 208—210, 213, 240 ff., 290, 297, 334, 368 433, 520.
Jahreszeitenmythus 240 ff., 525.
Johannisfest 64.
Jul 292, 457.
Julblock 459.
Julbock 291.
Julfest 292, 457.
Julgeis 291, 292.
Juppiter 217, 220, 221, 296, 342, 344 5.
Juran 130, 142, 187.
Juthungi 271.

Katze 23, 29, 64, 70, 78, 116, 122.
Käuzchen 24.
Keil 324/5.
Kesselfang 465.
Ketelböter 26.
Keule 111, 309, 345.
Kielkropf 84.
Klabautermann 28, 152 3.
Klagemutter 24, 92 3.
Klageweib 24.
Kleidertausch 424/5.
Knochengalgen 435, 452.
Kobold 85, 88, 117, 127, 128, 131, 146—153, 164, 169.
Korndämon 178 ff.
Kornmutter 179 ff.
Kosmogonie 182, 513 ff.
Krähe 495.
Kreis 38, 93, 142.
Kretinismus 84.
Kreuzweg 34, 41, 163, 315.
Krieg 221, 286 7.
Kriegsgott 217, 277 ff., 294, 319, 326, 405, 426, 444, 487.
Kriemhild 38, 120, 131, 142/3, 144, 197, 213/4, 250, 427, 465.
Kröte 18, 389.
Kuh 121, 313, 365, 370, 423, 439, 453, 496.
Kuhbezauberung 26.
Kukuk 30.
Künhild 130, 137.
Kuperan 131, 187, 197.
Kyffhäuser 114, 318, 389, 395.

Lähme des Pferdes 58.
Lamissio 160, 203, 254 5, 278.
Lanze 311, 445, 509.
Lanzelot 76, 173 4
Lärm 44, 146, 453.
Laubbekleidung 57, 166, 296, 419, 422, 437, 441.
Laurin 88, 114, 124, 129, 130 1, 133, 135 6, 138 9, 140, 142, 144 5.
Lebensrute 45.
Lebermeer 144, 242.
Leich 224, 289, 428, f.
Leichenamt 52.
Leichenschmaus 51.
Leichenwache 51.
Lenorensage 36.
lesen 491.
Letzekäppel 80.
Leudisio 337.
Licht 10, 156, 455.
Lichtelbe 127 ff.
Lichteranzünder 41, 163, 455.
Lichtkultus 218, 220 1.
Licht und Finsternis 109, 231 ff., 513.
Lied 324, 327, 350, 372, 428 ff. 484.
Lindwurm 118—120, 122.
Lissen 155.
Lodevan 42, 93.
löh 168, 500.
Lohengrin 86, 88, 251 f.
Lohjungfrau 168, 314.
Lorelei 88, 395.
Los 295, 298, 338, 350, 435, 442, 445 6, 447 8, 458, 461, 464, 472, 477, 479, 483 ff. 504 5, 526.
losen 483 ff.
Losstäbchen 101, 482.
Luftelbe 146 7, 155.
Luftriesen 190—196.
Luna 225, 238, 387, 414.
Lur 88, 92, 395.

Märchen 139, 148, 208, 210 ff., 356, 359 60.
K. H. M. 4—78, 5—239, 11—36, 360, 12—248, 13—36, 15—66, 16—47, 331, 19—155, 20—184, 21—23, 24—394, 396, 522 3, 26—238 9, 523, 28—28, 36—113, 210, 39—81, 85, 146, 44—11, 47—24, 250, 329, 49—413, 50—97, 211, 248 9, 53—64, 135, 140, 143, 329, 54—114, 55—87, 148, 56—113, 60—29, 118, 211, 262, 331, 62—409, 71—114, 79—159, 85—29, 155, 89—452, 90—124, 183 4, 210, 92—113, 138, 93—118, 105—19, 109—36, 134—183, 136—177, 154—36, 165—138, 166—184, 181—158.
Magusanus 348, 386.
Mahrschuss 61.
Maibaum 296, 434 5, 453, 470, 509.
Maigraf 166, 369, 433.
Maikönig 166, 369, 433.
Malliator 346.
manezzen 14, 61, 93.
Mannus 217, 518 9.
Mantel 113, 137, 171, 175, 196, 310, 330, 338, 374 f.
Mar, Mahre, Mahrte 33, 40, 59, 69 ff., 92 3, 207, 209, 219 20, 467.
Marenglaube 37, 69 ff., 125, 208, 237, 389, 405, 412.
Mars 216 7, 221, 274 f., 287, 297, 337, 400.
Marsen 222, 339, 383.
Martin 45, 460.
Martinsfeuer 456.
Maus 19 ff., 27, 39.
Mäuseturm 19, 21.
Meerfrau 155 6, 160—162, 188, 254.
Meerminne 155, 162, 202.
Meerriese 198 ff.
Meerwunder 115, 121, 155, 161, 202—204.
Meleranz 173.
Melusine 86, 155.
Menmanhia 388.
Menschenfresser 12 3, 61, 113, 166, 183, 192.
Menschenopfer 21, 46 7, 65, 206, 220, 282, 293, 295 6, 299, 325, 337, 370, 401, 416, 418 9, 435, 437, 440 ff., 447 8, 461, 487.
Menschenschöpfung 524 5.
Mercur 217, 249, 279, 303, 307, 321, 323, 325, 327 8, 337 ff.
Mermeut 195, 197.
Merseburger Zauberspruch I. 225, 405, 407 8.
Merseburger Zauberspruch II. 57, 262 3, 324, 355 ff., 387 8, 390.
metod 99, 225.
Mette 98 9.
Michaelis 293.
Midgard 522.
Milchstrasse 284 5, 308.
Mime 141, 185, 198 9, 469.
Mimung 141, 199, 237.
Minne 427, 473.
Mittagsgeist 73 f.

Digitized by Google

Mittsommerfest 430, 472.
Mittwinterfest 307, 354, 391, 396, 459.
Mittwoch 340 ff.
Molkensstehlerin 63, 93.
Molkentöver 26, 63.
Mond 217/8, 225, 238, 357, 414.
Moosfräulein 27, 168, 170 1, 178, 192.
Moosleute 168, 314.
Morgenröte 220, 249, 358, 398, 454.
Mücke 25.
Muetesheer 304 ff.
Muhme 19, 101, 155, 162, 180.
Mummelsee 155 6, 163.
Münchener Nachtsegen 14, 24, 38, 41—43, 54, 58, 61/2, 65, 67, 83, 92 3, 304, 341.
Musik 7, 112, 129, 147 8, 300, 429 ff.
Muspilli 527 ff.
Mütter- u. Matronenkultus 102—107.
Mythenansätze 226 ff.
Mythenkreise 226, 231 ff.

Nacht 231 f., 239.
Nacht der Mütter 103.
Nachtfrau 54, 93.
Nachtgott 7, 42, 123, 218, 310, 334, 341, 357, 520.
Nachtjäger 303, 305, 313 4.
Nachtmahr 70, 79, 95.
nachtvarn 60, 65, 93.
Nachzehrer 14.
Nacktheit 29, 32, 43, 60, 63, 65, 82, 158 9, 166, 207, 421/2, 434, 435 6, 455, 465, 482.
Nagel 101, 172.
Nagelring 141, 143, 187.
Nahanarvalen 222, 259 60, 263, 271, 366.
Namenanruf 68, 74, 87.
Namengebung 16, 327, 468.
Nana 291/2.
Natter 225, 324.
Naturgeister 79, 108 9, 125.
Naturverehrung 1, 108—414.
Nebel 7, 8, 60, 98/9, 112, 114, 117, 121—123, 129, 135—137, 156/7, 164, 190, 196, 213, 231, 292, 301, 311, 394.
Nebelmännlein 115, 258/9.
Nehalennia 103, 216, 222, 294, 343, 374—383, 386, 413/4, 431, 466, 483, 505, 512, 520.
Nerthus 166, 217, 222, 278, 283, 292, 299, 365—374, 376, 378, 380/1, 383 4, 386, 391, 393, 396, 421, 430, 441, 445, 475, 483, 496, 501, 503, 506, 508 9, 519, 520, 522.
Netz 161, 396.
Neujahr 384, 423, 494.
Neunzahl 32, 52, 64, 225 6, 229, 255, 324, 473.
Nibelung 88, 115, 124, 140 1, 143/4, 197, 213, 237, 258, 522.
Nibelungenhort 115, 140 1, 213.
Nibelungenlied 213, 286 V. 13 ff. —38, 93—140, 97 8—142, 98—115, 101—120, 325 ff.—214, 398—214, 243, 410 ff.—213, 426—128, 435, 437—472, 461—188, 467 8—140, 572, 585—214, 967—41, 984 ff. —465, 1063 4—141, 1473 ff.—162, 411/2, 1479—155, 1617 ff.—470, 1897 —427, 1988 ff.—285, 2050—14, 2239 —36.
Nibelungensage 111, 212 3, 284.
Nickelmann 155 f.
Nidhad 229 f.
Niesen 492, 494.
Niklas 290.
Nikolaus 45, 460.
Nix 90, 127—129, 139 40, 154—163, 199, 255.
Nordendorfer Spange 335 f., 341, 345, 352.
Notfeuer 220, 421, 439, 442, 449 ff., 455, 492.

Oberon 126, 129, 238.
Odin 192, 302, 529.
Oeugel 242 f.
Öonen 139.
Opfer 1, 69, 95 6, 104, 163, 165, 192, 218, 220, 225, 227, 279, 282, 288, 295 f., 316, 321, 322 3, 325, 327, 340/1, 342/3, 351, 353/4, 362—365, 370, 380 1, 385, 392, 397, 405, 413, 415 ff., 420—436.
Opferbrot 47.
Opferdienst des Einzelnen 467—474.
— im Gerichte 460 ff.
— im Kriege 444 ff.
Opferfeuer 448—452, 493.
Opferkessel 65, 427, 504.
Opferleich 428 f.
Opferquellen 497 f
Opferschmaus 65, 354, 371, 425 ff.
Opferspeise 65, 95, 110, 176, 192, 436—448.
Opferstätte 64, 448, 460, 463, 496 ff.
Opfertanz 64 5, 110, 429 ff.
Opferverband, s. Amphiktyonie.
Opferzeiten 452 ff.

Digitized by Google

Orakel 7, 323, 455, 464, 480, 483, 485, 496, 526.
Ordal 226, 462 ff.
Orendel 204, 225, 241 ff., 280.
Ortnit 88, 115, 118 9, 128, 130 1, 133, 138, 141, 212, 260.
Ostara 388, 398 9.
Ostern 250, 399.

Panotier 139.
Parcen 94, 99, 100 1.
Patengeschenk 97, 327.
Peitsche 44, 146, 397, 453.
Perchta, s. Berchta.
Pfahlbauern 139.
Pferd (Ross) 29, 79, 113, 116, 121 2, 139 40, 155, 202, 204, 263, 268, 283, 296, 301, 356, 359, 370, 392, 439, 453, 485, 508.
Pferdekrankheit 58.
Pferdeopfer 65, 272, 439.
Pfingstkönigin 373.
Pflanzen 27 f., 437.
Pflug 349, 363, 373, 378 ff., 397, 452, 509.
Phol 355 ff.
Polterabend 45, 471.
Priester 54, 206, 212, 217, 220, 259 60, 269, 283, 296, 301, 343, 365, 369—371, 380 1, 420 1, 426, 430 1, 437, 440, 442, 445, 449, 453, 461, 474—478, 480, 483, 486, 492, 496, 509.
Priesterin 427, 437, 440, 478 ff., 504.
Prophezeiung 162, 175 6, 354, 364, 479, 483, 526.
Puck 148, 150.

Quelle 162 3, 297 f., 301, 341, 343 4, 359, 365, 448, 493, 523 4.
Quellgöttin 156, 364, 455.
Quellopfer 498 ff.

Rad 57, 111, 449, 454, 457, 470.
Rapunzel 248.
Rätselfragen 77.
Rattenfänger von Hameln 22, 41.
Rauch 7, 8, 99, 165, 228, 450, 492.
Rauhe Else 76, 156, 162, 167, 172 3, 176.
Recht, Gott. d. 277, 288, 299 f., 336.
Regenzauber 56, 372, 422.
regin 224, 469.
Rehbrett 44.
reiten 60, 75, 79, 82 f., 138.
Requalivahanus 237 8.
Reraub 48 9.
Revestroh 43.
Riese 77, 81, 113, 123—125, 136, 139, 168 9, 181, 204, 210, 244, 323, 334, 341, 345, 391, 423, 433.
Riesenbauten 113, 189.
Riesenreich 182, 246, 523.
Rinderkot 496.
Rindshaut 459, 493.
Ring 16, 115, 131, 137 8, 141, 209, 230, 294.
Ringkampf 74, 209.
ritzen 490.
Roggenwolf 179.
Rosengarten 136.
Rote Farbe 53, 351 2.
Rotkäppchen 238 9.
Rübezahl 196.
Rüdiger 234, 286.
Rune 101, 256, 408, 470, 480, 485 ff., 503, 507.
Runenlied 254, 273.
Runentäfelchen 53.
Runenzauber 323 4, 362, 467.
Runse 184, 194—196.
Ruodlieb 39, 127, 132, 140, 143.
Ruprecht 45, 290, 460.
Rute 45.
Rüttelweiber 168, 314.

Saben 234, 266.
Sacralbund, s. Amphiktyonie.
Sahsnot, Saxnot 222, 225, 273, 278 9, 285, 302, 326, 343, 415.
Salige Fräulein 129, 168, 170 1, 176, 192, 193.
Sandhilt 156, 409.
Sandraudiga 413.
Sarulo 267 f.
sceffara, scepentha 100.
Schädel 521.
Schäfchen 116, 395.
Schatten 9.
Schatzsagen 17 8, 73, 76 7, 117, 140, 234, 249, 309, 388 ff.
Scheibenschlagen 57, 454 f., 470.
Schemrichtung 10.
Schicksalsbaum 29.
Schicksalsfrauen 94 ff., 103, 225, 404, 467, 471.
Schicksalsfrauen-Kultus 94 5, 101.
Schicksalsgeister 94 ff.
Schicksalsgöttin 31, 94 ff., 104, 473.
Schiff 230, 332, 378 f., 383, 393, 509.
Schiffahrt 204, 241, 246, 254, 369, 378.
Schulbung 140, 143, 198.

Digitized by Google

Schimmel 39, 396, 456, 460.
Schimmelreiter 122, 216, 396.
Schlacht, letzte 318, 530 1.
Schlange 15 ff., 70, 123, 128, 147, 321 2, 324, 389.
Schlauch 112 3, 312.
Schlitten 378 f.
Schmetterling 26 7, 78 9.
Schmied 81, 228 f.
Schöpfung der Welt 513 ff.
Schrat 81, 92, 146, 164.
Schrätteli 77, 92.
Schretlein 77, 78.
Schuh 43, 113.
Schutzgeist 10, 17, 29, 39, 102 3, 147, 473.
Schutzheilige 10.
Schwan 25, 123, 251 2, 274 f., 400, 413.
Schwanbemd 155, 410.
Schwanbild 267 f., 409.
Schwanjungfrau 123, 138, 156, 225, 229—231, 401, 409—413.
Schwanring 138, 230.
Schwanritter 251 ff., 277 ff.
Schweigen 298 9, 421, 449, 461, 477.
Schwert 111, 113, 131 2, 141, 187, 199, 235, 237, 262, 277, 285—289, 330 f., 367, 445, 459/60, 509.
Schwerttanz 288 ff., 312, 430.
Schwirrholz 45.
Schwur 287/8, 465 f.
Seefrau 154.
Seeland 367, 376.
Seele 4, 5, 6 ff., 97, 103, 147, 150, 303, 318 9, 320, 394, 396 7, 401, 465, 467, 473/4, 499, 522, 527.
Seelenabwehr 5, 43 ff., 85.
Seelenglaube 1—107, 389, 405, 492.
Seelenkultus 43 ff., 111, 472.
Seelenpflege 5, 46 ff.
Seelenreich 19, 39 ff., 257, 303, 318, 522.
Seil 16, 96 7, 165.
Selbstgethan 90, 175.
Sibich 234, 264, 266.
Siegfried 38, 41 2, 88, 115, 120, 128, 131, 140—144, 187 8, 199, 210, 212—214, 234, 243, 249 ff., 270, 283, 286/7, 333 4, 369, 454, 465, 472, 527.
Siegfriedsmythus, -Sage 111, 210, 212 3, 231, 249 f., 256, 280, 329, 339.
Sieglind 155, 332, 412.
Siegmund 30, 235, 330 ff.
Siegweiber 408.
Sigeminne 156.
Sigeniu 330 f., 404.
Sigenot 120, 124, 143/4, 184, 195.
Sigi 329 f.
signum 434, 509.
sinistus 476/7.
Sinnels 144.
Sintarfizzilo 30, 235, 329 f.
Sinthgunt 207, 355 ff., 388, 404.
Sintram 144, 263 f., 355, 358.
sisetac 457.
sisu 38, 481.
Skeaf 199, 252 f., 278, 366, 368.
Sneewittchen 64, 135, 143, 248 9, 329.
spani 37.
Speer 210, 275, 277, 283, 301, 337, 339, 406, 447.
Speerwurf 311, 337.
Spell 53, 407.
Spiele 433 ff., 471.
Sol 225.
Sommer 167, 292, 432 f., 513.
Sommersonnenwende 456.
Sommervogel 27.
Sonne 109, 111, 116, 121 2, 207 8, 225, 228, 238, 248, 261, 292, 303, 313, 315, 388, 449, 454, 457, 520.
Sonnenaufgang 73, 109, 239, 362.
Sonnengott 207, 214, 241, 250, 428, 454, 470.
Sonnengöttin 207, 209, 213, 220, 234 5, 248, 259 ff., 313, 315, 358, 388 f., 392, 428, 433.
Sonnenschuss 313.
Sonnenuntergang 39, 109, 232, 239, 269, 421.
Sonnenzauber 56/7.
Sonntag 344, 352.
Sonntagskind 34.
Sonnwendfeier 435, 442.
Städte, versunkene 111/2.
Stier 121, 445, 509.
Stock 113.
Stollenwurm 75.
Storch 24.
Stroh 43.
Strohhalm 82.
Sturmdämon 169, 186, 216.
Sturmflut 190, 200, 203, 368.
Sturmriese 190 ff., 193—196, 246 7, 314.
Succubus 86.
Sühnopfer 293, 418 ff., 442, 446, 449, 451/2, 470, 476.

Digitized by Google

Süntevogel 28.
Sunilda 267 ff.
Sunna 355 ff., 388.
survival 215.
Symbol 56, 113, 123, 227, 294, 321, 337, 361, 370, 382, 393, 400, 430, 437, 445, 449, 454, 456, 458, 468, 470, 492, 509 f.
Sympathie 28 9, 56.

Tacitus 11, 36, 47, 140, 216—223, 255 6, 260, 269 70, 272, 289, 295—297, 302 3, 325, 337—339, 342 3, 346 47, 350, 365—367, 369, 373, 381—383, 385, 407, 425, 427 8, 441 2, 462, 466/7, 479, 480, 484/5, 488, 494, 507, 518—21, 524.
Annalen: 1_{39}—475, 503, 1_{50}—425/6, 428, 1_{51}—222, 384, 426, 456, 466, 503, 1_{54}—503, 1_{56}—292, 1_{57}—475, 1_{59}—218, 1_{61}—295, 435, 448, 451, 461, 502, 1_{65}—425, 428, 2_{10}—218, 2_{12}—342, 350, 501, 2_{16}—407, 2_{25}—502, 2_{45}—509, 2_{51}—446, 2_{63}—488, 2_{88}—251, 488, 4_{23}—399, 400, 466, 11_{16}—218, 12_{47}—11, 13_{55}—218, 421, 13_{57}—271, 295, 311, 325, 337, 339, 439, 448, 518.
Germania: 2—217, 225, 270, 518, 3—255 f, 343, 346 7, 446/7, 490, 503, 6—325, 462, 7—217, 402, 434, 444, 461, 476, 481, 501, 8—126, 237, 403, 409, 445, 478—480, 9—217, 222/3, 225, 279, 296, 302, 325, 337, 342 3, 371, 381/2, 439, 441/2, 503, 10—101, 217, 296, 350, 370, 420, 439, 446, 461, 475, 478, 483, 489, 491/2, 496, 500, 508, 11—276, 421, 450, 460/1, 462, 475, 513, 12—265, 320, 442, 461/2, 13—460, 15—388, 16—320, 18—470, 19—467, 484, 488, 20—470, 21—461, 22—428, 460, 24—288 ff., 430, 26—350, 27—36, 47, 49, 31—294, 421, 34—343, 39—217, 222, 271 f., 292 f., 370, 421, 442, 456, 466, 501, 513, 40—104, 166, 222, 278, 283, 343, 365 ff., 421, 434, 441, 445, 466, 475, 496, 501, 503, 506, 508 9, 43—222, 248, 259, 263, 269, 281, 303 4, 466, 475, 478, 501, 509, 46—166 bis 168, 181/2, 219.
Historien: 4_{14}—502, 4_{15}—446, 4_{16}—325, 4_{17}—206, 4_{18}—403, 447, 4_{20}—325, 4_{22}—501, 509, 4_{33}—256, 4_{36}—104, 4_{61}—445, 479, 480, 4_{64}—218, 279, 460, 4_{65}—271, 445, 5_{16}—325, 5_{17}—217, 5_{22}—445, 479, 5_{25}—445, 479.
de oratoribus: 12—501.
Tagalp 74.
Tagesanbruch 30.
Tagesgott 234/5, 259 ff., 356, 388.
Tageszeitenmythus 240 ff.
Tag und Nacht 231, 234, 238, 240, 513.
Tagwählerei 493/4.
Tandarois 143, 173.
Tanfana 222, 292, 339, 383—385, 425/6, 456, 503, 525.
Tanz 51, 64/65, 129, 158, 364, 372, 379/80, 422.
Tarnkappe 114—116, 128, 130/1, 137 8, 142, 214, 249.
Taube 23, 29, 39, 410/1.
Taufgelöbnis, ostfränk. 415.
— sächs. 222, 225, 279, 302, 326, 340, 343, 415.
Taustreicherin 60, 63.
Tempel 298 f., 343, 353, 367, 370/1, 376 7, 383, 399, 413, 417, 426, 431, 477, 496, 503 ff.
Tempelfrieden 298 f., 506.
Tempelschatz 298 f., 343, 507.
Teufel 9, 12, 31, 34, 61/2, 78, 95, 114, 131, 231, 327, 343/4, 348, 379, 415, 417, 420, 427, 429, 442, 528.
Teufelsbuhlschaft 86.
Teufelsbündnis 12.
Thing 276 f., 299, 300, 327, 444, 460 ff., 493.
Thingsus 216, 274 f., 288, 297, 301, 351, 402, 460, 497.
Thiota 481.
Thrudwin 334, 405.
Thuner 222, 225, 273, 302, 326, 343, 345, 529.
Thurse 182, 196, 469.
Thusnelda 182, 404, 475.
Tius 88, 103, 207/8, 217/8, 220, 223—225, 234/5, 237, 259 f., 270—297, 299, 301, 325, 327, 336/7, 339—343, 348, 350/1, 354, 356/7, 359, 361, 368, 370, 383/4, 387/8, 390, 400, 402, 420, 424, 433, 435/6, 437, 439, 442, 444/5, 447/8, 452/3, 456, 460 f., 470/1, 474, 487, 497, 501, 506, 509, 511, 515, 519/20, 529.
Tiwaz 199, 212, 221, 251, 270 ff., 339, 383, 520.

Digitized by Google

Tod 3 ff., 473 ff.
Todansagen 89, 145, 175/76.
Todesstrafe 321, 416, 461 f.
Toggeli 78.
Totemismus 15.
Totenbannen 38.
Totenbeschwören 37/8, 53, 62.
Totenerweckung 232 f.
Totenfest 52, 293, 384/5, 430, 456/7.
Totengott 123, 218, 303, 311, 319, 321, 332, 399, 487.
Totengöttin 294, 378, 385, 387, 389, 394, 396, 413.
Totenklage 49.
Totenlied 38, 49.
Totenopfer 47 ff., 225, 344.
Totenpflege 5, 46 ff., 225, 473.
Totenreich 22, 36, 88, 144, 257/8, 357, 360, 522.
Totentraum 34.
Trankopfer 228.
Traum 4 ff., 18, 34, 69, 493.
Traumdeuterei 5.
träumen 34.
Triuloug 156, 409.
Trude 20, 62, 64, 67, 69 ff., 92/3, 95, 405, 455, 467.
Trudenfuss 64, 67, 71, 467.
Trudenmännchen 127.
Trutan 67, 92/3.
Tuisto 217, 518 f.
Tul 291 f.
Tumbo 185, 197/8.
Tuturschel 24.
Týr 282.

Überlebsel 215.
Uhtbora 278.
Uhu 494.
Ulinger 129.
umgehen 6.
Umzug 104, 368/9, 371, 383, 391 f. 430 ff., 444, 459, 472.
Unhold 62, 65, 93, 203, 415, 423, 467.
Unke 19, 75.
unkenntlich machen 397, 423 f., 459.
Unterirdische 84/5, 90, 127, 136, 165, 170.

Vagdavercustis 413/4.
Vampyrismus 14.
Vasolt 143, 169, 171, 174, 188, 193—195, 197, 314.
Veleda 409, 445, 480, 482.
Venus 41, 129, 235, 266, 379, 387.
Vercana 414.
Vermummung 291/2, 397, 459.
Versteinerungssagen 135, 190, 197, 232, 268.
Viator 303, 307.
Victoria 280, 336, 400, 402.
Vihansa 277.
Vihuz 346.
Vintler 61—63, 77, 101.
Vogelschrei und -Flug 488, 494.
Volla 208, 355 ff., 388.
Vorrunen 256, 323, 490.
Vorzeichen 343, 408, 447, 491, 495.
Vulcanus 218, 225, 228.

Waberlohe 213, 249, 251, 388, 454.
Wachild 156, 159, 162, 202.
Wade, Wate 141/2, 174, 202, 232 f.
Wagen 207, 254, 283, 285, 296, 308, 345, 365, 370, 372/3, 382/3, 391 ff., 397.
Wahl der Opfertiere 439 f.
Wahrsager 61.
Wahrsagerin 478 ff.
Walberan 115, 124, 137/8, 144, 146.
Walcheren 376 ff., 466, 505, 512.
Waldfrau 66, 164, 167/8, 194, 470.
Waldgeister 89, 90, 125, 147, 156, 162—181.
Waldleute 62, 164, 168, 171, 198, 220.
Waldmann 164, 168, 194.
Waldriese 196 ff.
Waldschrat 81, 164.
Waldteufel 45.
Waldthor 177.
Waldweibchen 90.
Walhall 320.
Walküre 134, 160, 214, 221, 243, 329/30, 334, 400—409, 428, 454, 469, 472.
Walraub 48.
Walriderske 79, 83, 92, 405.
Walserfeld 530.
Waltharisage 231, 235 f.
Walther von Aquitanien 12, 81, 234 f.
Wandalen 248, 281, 326/7.
Wanderer 216, 248, 281, 303, 307, 310.
Wandil 247.
Wappen 166, 178, 510.
Warbet 100.
Wäsche 97/8, 157, 164, 394.
Wasser 43, 46, 56, 85, 90, 92/3, 121, 165, 173, 199, 464 f.

Wassergeister 153—163, 173, 199, 202, 207, 220, 419 20, 442, 470.
Wasserhölle 523.
Wassermann 155 ff., 410.
Wasserprobe 465.
Wasserriese 190, 198—204.
Wassertaufe 16, 46, 468.
Wasservogel 56, 435, 441.
Watzmann 189, 195, 197, 521.
Wechselbalg 62, 83 4, 130, 159, 396, 467.
wegeschriten 60, 93.
Weihnachten 103, 292, 430, 458, 513.
Weihnachtsspiel, got., 281, 290 ff., 430.
Weissagung 5, 162, 175 6, 217, 296, 347, 363, 445, 449 f., 458, 470, 479, 493.
weisse Frau 209, 389.
Welsungensage 329 ff., 339.
Welt, Einrichtung 182, 521 ff.
Weltanfang 513 ff.
Weltbaum 511, 523 ff.
Welthrûd 156.
Weltuntergang 111, 233, 235, 269, 525 ff.
Werwolf 12, 30 f., 33, 94 5, 225, 239, 331.
Wessobrunner Gebet 514.
Wetterbaum 524.
Wetterkatze 179.
Wettermachen 59, 63, 115.
Wettersegen 193.
Wetterzauber 63 4.
Wettlauf 269 f., 434 f., 471.
Wettrennen 269 f., 296, 434 f., 471.
Wicht 26, 126 ff., 225.
Wichtelin 83, 92 3, 127, 133, 174.
Wichtelmännchen 84, 127 ff., 139, 146 7.
Widolf 198.
Widolt 188, 198.
Wiedergeburt 319, 527.
Wiederkehr der Toten 35.
Wieland 141 2, 199, 202, 228—231, 237, 410 1.
Wiesel 19, 331.
Wigans 277.
wih 483, 500, 511.
Wihlaug 483.
Wilbet 100.
wilde frauen 169, 219.
wilde Jagd 7, 29, 41, 169, 216, 304 ff., 393, 396 7.
wilde Jäger 169 70, 189, 190—192, 195, 216, 303 ff.
wildes Heer, s. wütendes Heer.
Wildleute 127, 164, 168, 174.
wilder Mann 91, 143, 165, 169, 170, 173 4, 176, 178, 192.
wilde Weiber 168, 171, 173 4, 193.
Wind 6, 112, 116, 121, 179, 303, 321, 402.
Windgott 7, 41 2, 190, 205, 287, 303 ff., 352, 357, 442, 499.
Windin 318.
Windkatze 179.
Windriese 195.
Winter 166, 240, 292, 432 f.
Wintersonnenwende 307, 365, 422, 426, 435, 457 f., 470.
Wisagund 156, 410.
Wodan 7, 23, 41 2, 114, 123, 190, 191, 205, 216 7, 219, 224, 221—223, 225, 229, 238, 251, 263, 272 3, 279 80, 287, 297, 301—341, 344 5, 352, 353—360, 382, 387—391, 394, 396, 399—401, 406, 415, 421, 427 8, 433, 435 6, 439, 442, 445, 448, 452 3, 456, 458, 460, 468 9, 470, 472, 494, 500, 520, 529.
Wodansberge 318 19, 341.
Wodansbild 217.
Wodans Hunde 192, 311 ff., 317, 322, 428.
Wodans Pferd 311 ff., 317, 323, 391, 420, 428.
Wodansstern 306 7.
Wode 169, 192, 216, 302 ff., 420, 428.
Woenswaghen 308.
Woge 121, 155, 204.
Wolf 12, 122, 181, 238 9, 331, 462.
Wolfdietrich 35, 76, 118 9, 121, 130, 156, 167, 172—174, 212, 239, 260, 266.
Wolke 60, 98—99, 110 1, 113, 116 7, 123, 157, 179, 204, 239, 261, 268, 277, 283, 308, 311, 315, 392, 394, 400 1, 524.
Wolkenfrau 98 9, 123, 156, 207, 221, 393, 400 ff., 494.
Wunderer 191—193, 314, 316.
Wunschdinge 113.
Wurd 100, 101, 473.
Wurm 76, 118—120, 122, 138, 143 4.
Wurmsucht 58.
Wutan 42, 65—67, 93, 304.
Wutans Heer 42 3, 93, 304.
wütendes Heer 7, 24, 41 2, 58, 60, 93, 235, 303 4.

Zauberei 38, 53 ff. 108, 173, 232, 297, 303, 323, 459, 470, 482, 487,

Digitized by Google

Zauberer 5, 53 ff., 69.
Zauberformel 46, 53 ff., 68, 488.
Zauberhemd 161.
Zauberlied 39, 53 ff., 96.
Zauberspruch 53 ff., 135, 220, 324, 355, 406.
Zeidelbast 283, 369.
Zein 486 f.
Zessenmacherin 67.
Zeus 220, 276, 327, 341, 387, 422.
Ziefer 439.
Ziege 116. 327 f. 354, 421, 423 4, 428, 439.
Ziestag 271, 282.
Ziu 221, 288.
Ziuwari 212, 224, 260, 271.
Zukunft 7, 29, 30, 34, 38, 53, 174, 192, 257, 409 f., 420, 455, 482 3, 492.
zûnrite 14, 60, 83, 93.
Züricher Segen 26.
Züricher Spruch 91.
Zweikampf 446, 464 5.
zweites Gesicht 34.
Zwielicht 110, 208, 220, 259 ff., 356, 358, 525.
Zwerg 19, 80 1, 84, 114/5, 124 5, 127 8, 130 1, 134—146, 147, 155, 168—170, 173 4, 185, 190, 197, 228 9, 231 2, 499.
Zwergkönig 88, 114 5, 121, 125—127, 130, 133, 135, 138, 143—145.
Zwergreich 135, 143.
Zwölftnächte 7, 32, 46, 64, 365, 391, 393, 457, 467.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE BRITISH LIBRARY
BOSTON SPA